

# „ROM ODER MOSKAU“

Deutschland, der Westen  
und die Revolutionierung Russlands  
1914-1924

Dissertation  
zur Erlangung des akademischen Grades  
Doktor der Philosophie  
in der Fakultät für Philosophie und Geschichte  
der Eberhard-Karls-Universität zu Tübingen

vorgelegt von

GERD KOENEN  
aus Marburg/Lahn

2003

Gedruckt mit Genehmigung der  
Fakultät für Philosophie und Geschichte  
der Universität Tübingen

Hauptberichterstatter:

Prof. Dr. Dietrich Beyrau

*(Seminar für osteuropäische Geschichte und Landeskunde)*

Mitberichterstatter:

Prof. Dr. Anselm Doering-Manteuffel

*(Seminar für Zeitgeschichte)*

Dekan:

Prof. Dr. Anton Schindling

Tag der mündlichen Prüfung:

13. Februar 2003

Elektronische Fassung:

TOBIAS-lib

Universitätsbibliothek Tübingen

GERD KOENEN

## »ROM ODER MOSKAU«

Deutschland, der Westen und die Revolutionierung Russlands  
1914-1924

VORBEMERKUNG	5
„ROM ODER MOSKAU“ Aufriß der Problem- und Themenstellung	10
REZEPTIONSGESCHICHTE ALS ZEITGESCHICHTE Zur wissenschaftlichen Aufarbeitung historischer deutscher Russlandbilder in der Bundesrepublik und DDR	38
<b>VORKRIEG UND WELTKRIEG</b>	
"NACH OSTEN!" Der junge Alfons Paquet als romantischer Imperialist	70
DIE DEUTSCHEN ALS „WELTVOLK“ Zur Ideologie des deutschen Imperialismus vor und im Weltkrieg	100
STOCKHOLMER SCHATTENSPIELE Alfons Paquet als Beobachter und Akteur der Revolutionierung Russlands	134
<b>WELTKRIEG UND REVOLUTION</b>	
KOLLUSIONEN UND KONSPIRATIONEN Die deutsche Politik zur „Dekomposition“ Russlands	159
REVOLUTIONÄRER DEFAITISMUS Lenin und die deutsche Revolutionierungspolitik in Russland	207
„BRIEFE AUS MOSKAU“ Visionen und Metamorphosen des Alfons Paquet im kommunistischen Russland	254
"ZWEI KÜKEN UNTER EINER SCHALE" Deutschland in den Weltrevolutionsspekten der Bolschewiki	295

## **REVOLUTION UND NACHKRIEG**

DAS ROTE UND DAS GEISTIGE RUSSLAND Frühe Augenzeugen und Interpreten der bolschewistischen Revolution	347
VOM GEIST DER RUSSISCHEN REVOLUTION Paquets literarische Verarbeitungen der Moskauer Erfahrungen	377
ANTIBOLSCHEWISMUS UND OSTORIENTIERUNG Eduard Stadtler und die Anfänge der „konservativen Revolution“	402
DIE REVOLUTION UND DIE „WEISEN VON ZION“ Zum Verhältnis von Antibolschewismus und Antisemitismus	459

## **KONSOLIDIERUNG UND KRISIS**

ZWEIFACHER REVISIONISMUS Deutsche und sowjetische Weltpolitik zwischen den Kriegen	504
VOM BÜNDNIS ZUM „LEBENSRAUM“ Metamorphosen der nationalsozialistischen Bilder von Russland und vom Bolschewismus	571
DER RUSSISCHE „NEXUS“ Das Weimarer Deutschland zwischen Westintegration und „Ostorientierung“	608

-----

ANMERKUNGEN	680
QUELLEN- UND LITERATUR-NACHWEIS	723

## VORWORT

Im Angelsächsischen heißt eine Dissertationsarbeit „Thesis“. Diese Bezeichnung wäre für die vorliegende Arbeit durchaus passend. Entgegen dem Augenschein ist sie kein Versuch, eine geschlossene Darstellung des Gesamtthemas zu liefern. Vielmehr arrangiert sie das aus unterschiedlichen Quellen gewonnene Material entlang bestimmter Argumentationslinien, um eine eigene, keineswegs exklusive, aber heuristisch sinnvolle Perspektive auf die Zeit zu gewinnen: auf das Zeitalter der beiden Weltkriege und der totalitären Massenbewegungen; und vor allem auf die Schlüsselrolle, die Deutschland und Russland mit ihrem eigentümlichen, intensiven Bezug aufeinander darin gespielt haben.

Der Umfang der Arbeit und die Ausführlichkeit der Darstellung erklärt sich zunächst aus der Weite des Themas als solchem, aber mehr noch aus der Vielfalt der verwendeten Quellen und Materialien, darunter einigen Biographien, die mir aus jeweiligen Gründen exemplarisch erschienen. In erster Linie betrifft das die Figur des Frankfurter Schriftstellers und Publizisten Alfons Paquet, dessen Nachlass zum Ausgangsmaterial dieser Arbeit gehört und dem auch der Titel dieser Arbeit entlehnt ist. Dabei kam es mir darauf an, innere Entwicklungen der vorgestellten Figuren nachzuvollziehen, so dass sie nicht allein als Produzenten von Gedanken und Ansichten, sondern als Zeitgenossen im vollen Sinne des Wortes kenntlich werden.

Abgesehen davon, ist natürlich unübersehbar, dass es sich bei der vorliegenden Darstellung auch um ein Stück akkumulierter „Forschungsgeschichte“ in erster Person handelt. Die Rückverwandlung der neokommunistischen Weltformeln meines eigenen „roten Jahrzehnts“ in ein frisches Interesse am realen geschichtlichen Prozess vollzog sich Ende der siebziger und Anfang der achtziger Jahre zu einem guten Teil über die Beschäftigung mit der Arbeiter- und Bürgerrechtsbewegung in Osteuropa und speziell in Polen, die in zwei Büchern, etlichen Artikeln, Rundfunk- und Fernsehbeiträgen ihren Niederschlag gefunden hat.

Aus dieser (bereits deutlich verschobenen) Perspektive stieß ich wieder auf das alte, mythenumrankte Thema der deutsch-russischen Verflechtungen, das schon in meinen ersten Tübinger Studienjahren zum Focus eines noch unbestimmten Interesses geworden war. Mit Sicherheit wird es in der Vorlesung von Dietrich Geyer über „Die russische Revolution 1917“, die ich im WS 1967/68 besucht habe, auch um den Konnex von Weltkrieg und Revolution, von „deutschem Sozialismus“ und russischem Bolschewismus gegangen sein. Damals schien uns das eine unmittelbar aktuelle, brennende Frage.

Die Nachmusterung aller diesbezüglichen Lektüren in den achtziger Jahren – nun aus einem etwas „polnisch“ umprägten Blickwinkel – ergab überraschende und irritierende Ergebnisse, die sich 1985 in dem langen, essayistischen Abriss „Der unerklärte Frieden“ zu der Vorstellung verdichteten, dass es an der Bundesrepublik Deutschland sei, der Sowjetunion im Moment ihrer absehbaren Reform von oben (die wenig später den Namen „Perestrojka“ erhielt) durch ein produktives Angebot behilflich zu sein, aus der „Falle des Sieges“ von 1945 (wie ich es nannte) herauszukommen und ihren längst erstarrten Griff auf das östliche Europa und das Imperium im ganzen zu lockern. Die These war überkompliziert vortragen, aber nicht gerade unzeitgemäß.

Darüber stellte sich der erste Kontakt mit Helmut Fleischer her, der mich seither freundschaftlich-kritisch begleitet und ermutigt hat. Gemeinsam war uns das Interesse, den Schein der bloßen Ideo-Logik des „realen Sozialismus“ zu dechiffrieren, nicht zuletzt auch mit den Grundbegriffen einer Ideologiekritik, wie man sie in der Marx-Schule doch immerhin hatte lernen können. Dahinter sollte man auch nicht zurück. Wie weit man darüber hinaus kommt, ist eine andere Frage.

Helmut Fleischer setzte mich mit Lew Kopelew in Verbindung, der – wie sich herausstellte – mein Buch bereits gelesen hatte. Als wir uns das erste Mal begegneten (irgendwann 1986 in seiner Kölner Küche, in der alles besprochen und entschieden wurde) war er bereits in eine Aura gehüllt, die es nicht ganz leicht machte, zu seiner tiefen Widersprüchlichkeit durchzudringen, die wohl die eigentliche Quelle seiner unerschöpflichen Vitalität war. Die Geschichte des Jahrhunderts saß ihm buchstäblich in den Knochen, und gerade dieser verfluchte und gesegnete Knoten der deutsch-russischen Freund-/Feindschaften ließ ihm wie die Gicht keine Ruhe.

Daraus ist das interdisziplinäre, sicherlich überfrachtete, aber doch ganz einzigartige Projekt der „West-östlichen Spiegelungen“ hervorgegangen, das dank der kompetenten Mitarbeit des Kopelewschen „Stabes“ (Mechthild Keller, Dagmar Herrmann und Karl-Heinz Korn) über anderthalb Jahrzehnte eine alexandrinische Bibliothek ganz eigener Art bereitstellt hat, die ihrer vollen Nutzung noch harret.

Der Kontakt blieb jedenfalls bestehen. Und Lew Kopelew war es schließlich auch, der Jahre später meine ganz außerakademisch verfolgten Forschungsinteressen, die sich – im Zeichen des giftig weiterschwelenden „Historikerstreits“ – um die deutsch-russischen Wechselwirkungen in der Weltkriegsperiode zentrierten, seinem Projekt der „West-östlichen Spiegelungen“ annexierte.

Ein „Sonderband“ unter dem Titel „Deutschland und die russische Revolution“ wurde konzipiert. Durch eine energische Aktion in Richtung der (finanziell schon hoch beanspruchten) Fritz Thyssen Stiftung gelang es 1993 tatsächlich, eine finanzielle Förderung „außer der Reihe“ zu finden. Der zuständige Herr Regge war aufgeschlossen genug zu erkennen, dass es für dieses außerhalb der akademischen Regularien angesiedelte Projekt gute Argumente gab.

Ende 1996 war der von mir betreute, sehr reichhaltige und mit einem halben Dutzend Eigenbeiträgen bestückte Band tatsächlich fertig. Vor Drucklegung hat Lew Kopelew ihm noch ein Nachwort „Fragen bleiben“ angefügt; wohl der letzte längere Text, den er vor seinem Tod im Juni 1997 verfasst hat. Es waren Fragen und Zweifel, die gerade diesen Band der „West-östlichen Spiegelungen“, der in die nähere Zeitgeschichte hineinragt, von Anfang an begleitet haben und die wir – auch als Differenz – in einem langen, dem Buch als Einleitung vorangestellten Gespräch an Ostern 1997 versucht haben auszuloten.

Die hier vorgelegte Arbeit beruht zu einem Teil auf den Ergebnissen und Überschüssen meiner damaligen Befassung mit dem Thema. Zu einem anderen Teil beruht sie auch auf einer Vielzahl von Artikeln, Features, Buchbeiträgen und Büchern, die ich als „freier Publizist“ in die Welt gesetzt und die immer wieder neue Aspekte hinzugefügt haben. Mein 1991 in zweiter, überarbeiteter Fassung wieder erschienenes Buch „Die großen Gesänge“ etwa behandelte (auch) die spezifischen Intensitäten und Leitmotive des deutschen Stalinkultes. Das mit Karla Hielscher zusammen verfasste Büchlein „Die schwarze Front“ aus dem gleichen Jahr enthielt unter dem Titel „Mythus des 21. Jahrhunderts?“ einen langen Abriss der historischen Metamorphosen des russischen Antisemitismus und sowjetischen Antizionismus, der ebenfalls viele Fragen berührte, die in der vorliegenden Arbeit wieder aufgenommen werden. „Utopie der Säuberung“ war 1998 ein Versuch, gegen die bloße Aburteilung vor dem imaginären Welttribunal des „Schwarzbuchs“ das Jahrhundert-Phänomen des kollabierten „Kommunismus“ auf seine lebendigen Träger und Triebkräfte, sozialpsychologischen Mechanismen und historischen Opportunitäten hin zu untersuchen – und zwar nicht am abstrakten Modell, sondern wiederum am Beispiel der Sowjetunion in ihrem bestimmten historischen Kontext, worin das Verhältnis mit Deutschland eine Schlüsselrolle spielte.

1995 hatte Dietrich Beyrau mir vorgeschlagen, aus dem Stoff des Sammelbandes über „Deutschland und die russische Revolution“ noch eine eigene wissenschaftliche Darstellung zu machen. Mit seiner Hilfe und mit Unterstützung der Deutschen Forschungs-Gemeinschaft wurde es möglich, im Herbst 1996 meine Literaturstudien noch durch einige Archivrecherchen (vor allem auch in Moskauer Archiven) zu ergänzen. Im ehemaligen „Sonderarchiv“ sowie im früheren Partei- und Kominternarchiv wurde ich fündig und nahm die Witterung immer neuer Spuren auf, die ich freilich alle nur begrenzt verfolgen konnte. Fast wichtiger als jeder Einzelfund war das Atmosphärische: Photographien, Kaderbögen, Handschriften, Mitgliedsausweise ... – ein ganzer, eigener Kosmos tat sich auf, dessen Sog man sich kaum entziehen konnte.

Der Versuch, mit einem Halbjahres-Stipendium des „Hamburger Instituts für Sozialforschung“ auf Basis all dieses Materials 1997 die Arbeit im Handstreich niederzuschreiben, war nicht von Erfolg gekrönt. Jan Philipp Reemtsma sagte, als ich einige Ergebnisse im Institut vortrug und von der Möglichkeit und Not-

wendigkeit sprach, die Linien der nachrevolutionären Beziehungen beider Länder noch stärker zurück in die Weltkriegszeit zu verfolgen, beschwörend: „Tun Sie es nicht!“ Vielleicht hätte ich darauf hören sollen.

Andere publizistische Verpflichtungen schoben sich zunächst davor und darüber. Der Stoff drohte mir ganz zu entgleiten. Letztendlich habe ich Dietrich Beyrau dafür zu danken, dass er das Interesse an der Sache nicht verlor und für den Winter 2001/02 eine letzte Förderung zur Niederschrift dieser Arbeit besorgte. Wieder war es die Fritz Thyssen Stiftung, die das ohne lange Amtswege ermöglichte.

Über die Genannten hinaus möchte ich Karl Schlögel, der in den neunziger Jahren sein großes Projekt zur russischen Emigration und zum „russischen Berlin“ vorantrieb, für vielerlei Anregungen danken. Markus Wehner hat mir mit seinem reichen Fundus an Kenntnissen über Moskauer Kaderkarrieren und die dazu gehörigen Archivalien wertvolle Hinweise gegeben. Alexander Watlin und Andrej Doronin haben mir an Ort und Stelle Unterstützung gegeben. Die Frauen der Moskauer Archive, die im September/Okttober 1996, noch vor dem Eintritt der Heizperiode, in Strickjacken und bei minimaler Entlohnung in überaus korrekter Weise ihre Arbeit getan haben, sind mir in respektvoller Erinnerung geblieben.

Henriette Klingmüller-Paquet, die Tochter Alfons Paquets, hat mir manche mündlichen und schriftlichen Hinweise bei meinen Recherchen im Nachlass des Autors gegeben und die Arbeit mit freundlichen, manchmal skeptischem Interesse begleitet. Oliver Piecha, der eine Biographie Alfons Paquets vorbereitet, hat die Kapitel dieser Arbeit nach dem Stand seiner eigenen Recherchen durchgesehen und zumindest keine gravierenden Fehler entdeckt. Wenn es sie doch geben sollte, wären es jedenfalls meine.

Insgesamt dürfte man der Arbeit ihre diskontinierliche Entstehung und den Mangel an Einbettung in den lebendigen Austausch einer fachwissenschaftlichen Community wohl anmerken. Vieles, zumal aus der weiten internationalen Forschung, war mir schlicht nicht zur Hand – erst recht seit der Schließung des Frankfurter Osteuropa-Instituts nach dem Weggang von Dietrich Beyrau. Ich hoffe, es gibt Vorteile, die diese Mängel ausgleichen.

Es hatte allerdings auch gute Gründe, wenn ich mich in den Quellen- und Literaturverweisen auf die unmittelbaren Fundstellen und Referenzen beschränkt habe. Der Marxsche Satz, dass die Arbeit toter Geschlechter als Alp auf den Hirnen der Lebenden lastet, gewinnt in der steten Akkumulation immer neuer Titel und Forschungen zuweilen bedrängende Gestalt. In einem so weiten Themenfeld die gesamte Literatur beherrschen zu wollen, wäre ohnehin vermessen. Natürlich ist über die Jahre hinweg mehr an Lektüren eingeflossen, als man selbst weiß. Aber das gehört ja eben zum Prozess der Zivilisation.

In der Schreibweise russischer Namen und Begriffe habe ich mich an die Duden-Transskription gehalten und nur in den Literatur-Anmerkungen die slawistische Transliteration verwendet – so wie es in den Bänden der „West-östlichen Spiegelungen“ Usus war, die sich eben nicht ausschließlich an ein Fachpublikum richten sollten. Hier und da hat das Rechtschreibprogramm mehr Eigenheiten der Schreibweise (auch in Zitaten) begradigt, als es sollte: *Rußland* zu *Russland* etwa. Das ist immerhin der Teil der neuen Rechtschreib-Regeln, der mir einleuchtet und den ich deshalb übernommen habe – zumal in der zeitgenössischen Literatur bereits ein kunterbuntes Durcheinander der Schreibweisen russischer Namen und Begriffe herrschte. Hier habe ich also vorsichtig ausgeglichen.

*Gerd Koenen*

Frankfurt/Main, im August 2002

## „ROM ODER MOSKAU“

### Aufriss der Problem- und Themenstellung

„Rom oder Moskau“ lautete eine beziehungsreiche Formel, die der Frankfurter Schriftsteller Alfons Paquet, einer der frühesten Beobachter des bolschewistischen Russland, 1920 in die politischen und weltanschaulichen Debatten der jungen Weimarer Republik warf. Angesprochen war damit nicht nur eine außenpolitische Entscheidung zwischen Ostorientierung oder Westbindung, sondern die Frage der kulturellen und geistigen Orientierung Deutschlands zwischen dem „alten“ Westen und dem „neuen“ Osten. Paquet selbst zögerte nicht, die Frage eindeutig zu beantworten: „Rom“, das christliche Abendland, habe „der Welt keine geistige Botschaft mehr zu geben“. Es habe mit seiner technischen Zivilisation den Weltkrieg heraufbeschworen. Die russische Revolution bilde dazu die geschichtliche Antithese: „Auf dem Fundament von Rom haben die europäischen Völker nationales Leben bis zur höchsten Zwietracht ausgestaltet, unter den geistigen Einwirkungen des erwachenden Ostens ... bildet sich neue Sittlichkeit.“<sup>1</sup>

Thomas Mann zitierte im Dezember 1921 seinerseits „die berühmte Formel von Paquet ‚Rom oder Moskau?‘“ sowie dessen Satz: „Die auf römisches Fundament gebauten Säulen der germanisch-romanischen Zivilisation kommen ins Wanken, der slawisch-germanische Aufbau schreitet fort“. Emphatisch fügte er hinzu: „Es gibt nichts seelisch Wahreres.“<sup>2</sup> Mann berief sich dabei auf den Marburger Romanisten Ernst Robert Curtius, der Paquets Formel kurz zuvor in einem Aufsatz über „Deutsch-französische Kulturprobleme“ aufgenommen hatte. Curtius konstatierte darin eine wachsende Gleichgültigkeit der deutschen Jugend gegenüber dem Westen, insbesondere Frankreich, die viel ernster sei als jede Feindschaft - und eine allgemeine geistige Hinwendung der deutschen Jugend nach Osten.<sup>3</sup>

### Ein deutscher „Russlandkomplex“?

Solche zeitgenössischen Stimmen widersprechen allerdings dem Bild, das man sich angesichts der mörderischen „Lebensraum“-Politik Hitlers, aber auch unter dem Eindruck eines zwanzigjährigen „Kalten Krieges“ und einer ebenso langen Phase mühsamer „Entspannung“ von den deutsch-russischen Beziehungen in diesem Jahrhundert gemacht hat. Nach beinahe allgemeiner Ansicht soll gerade die Periode von 1914 bis 1924, die durch Weltkrieg, Revolution und „Nachkrieg“ gekennzeichnet war, vorwiegend von heftigen Affekten und phobischen Reaktionen der deutschen bürgerlichen Öffentlichkeit gegen die gewaltsamen Umwälzungen in Russland und ihr befürchtetes Übergreifen auf Mitteleuropa geprägt gewesen sein.

Die gesamte deutsch-russische Beziehungsgeschichte erscheint in diesem Lichte stark verdunkelt. So hat Dietrich Geyer 1986 in einem Vortrag über „Ostpolitik und Geschichtsbewusstsein in Deutschland“ - im Anschluss an einen älteren Aufsatz Fritz T. Epsteins zum deutschen „Russland-Komplex“<sup>4</sup> - noch einmal nachdrücklich die „Konsens stiftende Kraft der Russlandfeindschaft“ betont, die alle gegenläufigen Tendenzen deutlich überwogen habe. Zwar sei das kein deutsches Privileg gewesen. Aber anders als im Frankreich oder England des 19. Jahrhunderts, seien russophobe Tendenzen in Deutschland viel unmittelbarer zu einem Kernelement der bürgerlichen Klassenbildung und modernen Nationsbildung geworden. Überkommene Vorstellungen einer deutschen Kulturmission im Osten hätten sich schon in den Zeiten des Wilhelminischen Reiches zu hyperimperialen „Ostraum“-Plänen gesteigert, deren Maximalvariante dann im Frieden von Brest-Litowsk 1918 ins Visier genommen worden sei.

Die Weimarer Republik habe diese Kontinuitäten eines deutschen Ostimperialismus nur kurzfristig unterbrochen. Die Sonderpolitik von Rapallo, die vor allem gegen Polen und „Zwischeneuropa“ gerichtet war, sei bald schon von den alten Bedrohungskomplexen eingeholt worden, in denen die „russische Gefahr“ mit der „roten Gefahr“ kurzgeschlossen wurde. „Überflüssig zu sagen“, so Dietrich Geyer weiter, „dass der Aufstieg des Nationalsozialismus ohne die Manipulier-

barkeit dieser Ängste nicht zu denken wäre“. Im Generalplan Ost von 1941/42 habe Hitler die Pläne der Ludendorffschen Ostraumpolitik von 1917/18 nur noch rassenideologisch zu steigern brauchen. So sei dieser „Russenkomplex“ - ungeachtet zeitweiliger Konjunkturen einer „Bewunderung für die Ursprünglichkeit des russischen Natur- und Seelenmenschen“ (von Rilke bis Spengler) - stets „ein Teil der deutschen Bewusstseinsgeschichte geblieben“.<sup>5</sup>

In seinem Aufsatz über den „Komplex ‘Die russische Gefahr’“ (1973) hatte Fritz T. Epstein das Postulat erhoben, stärker als bisher psychologische Faktoren, insbesondere kollektive „Gefahrenkomplexe und Furchtkomplexe“, in die politische und diplomatische Geschichte einzubeziehen. „Alle Sicherheitspolitik der Staaten der Neuzeit“, alle „Bündnisse und Nichtangriffspakte“, schrieb Epstein, seien „durch Gefahrenkomplexe, die Zwangsvorstellungen geworden sind, bedingt“. Und es liege „im Wesen aller politisch-doktrinären Anti-Bewegungen, sei es Anti-Semitismus oder Anti-Bolschewismus, dass sie sich als Abwehr vermeintlicher oder wirklicher Gefahren ausgeben“.<sup>6</sup>

Denkt man über diese sehr apodiktischen Feststellungen näher nach, wird aus anfänglicher Zustimmung schnell Zweifel. Von heute aus ist gut erkennbar, wie der Subtext der Zeit (der einer weltweiten Détente) dem Autor Sätze eingibt, die er näher besehen selbst kaum unterschreiben würde. „Alle Sicherheitspolitik“ der Staaten oder Bündnisse soll auf „Zwangsvorstellungen“ beruhen?! So steht es tatsächlich da. Und in gleicher Weise sollen „alle politisch-doktrinären Anti-Bewegungen“, wie Anti-Semitismus und Anti-Bolschewismus, nichts als neurotische Abwehrkomplexe gegen „vermeintliche oder wirkliche Gefahren“ sein.

Gibt es keine Unterschiede? Der Anti-Bolschewismus, der es zu einer „politisch-doktrinären Bewegung“ nur ganz punktuell gebracht hat, hatte es immerhin mit einer realen weltweiten Kampfbewegung zu tun, deren Bollwerk der größten Flächenstaat der Erde und schließlich ein weltweites „sozialistisches Lager“ war. Dagegen hatte der Anti-Semitismus in erster Linie Zwangsvorstellungen aus eigener Produktion zum Gegenstand und keinen wirklichen Kampf, sondern höchst einseitige Hetzjagden, Pogrome und Vernichtungsaktionen im Sinn.

Epsteins Argumentation wird von dem zentralen Gedanken bestimmt, dass der „Anti-Bolschewismus“ unmittelbar am europäischen, vor allem deutschen „Russland-Komplex“ des 19. Jahrhunderts ansetze. Der Begriff des Russland-„Komplexes“ soll dabei eine spezifische Mischung aus Gefühlen kultureller Superiorität bei politischer Inferiorität bezeichnen, die sich immer wieder zu einem Komplex aggressiver Ängste und Zwangsvorstellungen verdichtet hätten, welche in paradoxer Umkehr wiederum Expansionsträume und Kolonisationsphantasien provozierten.

Als Beschreibung einer politisch-neurotischen Grundspannung zwischen beiden Ländern ist das nicht falsch. Fraglich ist aber, ob sich dieser „Komplex“ ausschließlich oder vorwiegend in eine „Geschichte der deutschen Russophobie“ auflöst, von der Epstein im übrigen bemerkt, dass sie noch nicht geschrieben sei (und auch seither nicht geschrieben worden ist). Richtiger wäre es meines Erachtens, diesen „Komplex“ als ein weitläufiges Changieren zwischen Angst und Bewunderung, phobischer Abwehr und emphatischer Zuwendung zu beschreiben, und zwar von beiden Seiten und teilweise in engem Bezug aufeinander.

So wenig Sinn es machte, etwa von Marx als einem der fanatischsten Russophoben des 19. Jahrhunderts eine direkte Linie zu Adenauers Antipathie gegen „die Sowjets“ zu ziehen, so wenig führte ein direkter Weg vom Antizarismus und der Polonophilie der 48er-Revolutionäre zur wilhelminischen Weltpolitik in der Ära Bülow oder Bethmann-Hollweg. Und selbst zwischen den Großraumphantasien der Alldeutschen und der Lebensraumpolitik eines Hitler gab es keine lineare Verbindung. Zu sehr unterschieden sich die Situationen und die Subjekte. Zu viele Brüche und Umbrüche lagen dazwischen. Und zu sehr widersprachen sich die politischen Konsequenzen.

Marx und Engels konnten, gerade weil sie das russische Zarentum für eine existenzielle Bedrohung hielten, die hypothetische Möglichkeit ins Auge fassen, dass eine russische Bürger- und Bauernrevolution („ein russisches 1789“) die Initialzündung und den materiellen Hintergrund einer proletarisch-sozialistischen Umwälzung in Deutschland abgeben könnte – und damit zum engsten Verbündeten würde. Bismarck wiederum soll, wie Epstein in seinem zitierten Aufsatz,

Ernst Jäckh folgend, nicht unplausibel dargelegt hat, bis zuletzt ein unerschütterlicher Verfechter der Freundschaft mit Russland geblieben sein – und zwar gleichfalls aus Russophobie. Diese Phobie des Junker Bismarck soll jedoch nicht dem alten, legitimistischen Zaren-Russland gegolten haben, sondern bereits einem zunehmend „panslawischen, revolutionären, nihilistischen, aggressiven“ Russland, das er seit der Bauernbefreiung von einer „roten Bürokratie“ regiert sah. Gerade deshalb sei Bismarck im Gegensatz zu gelegentlichen Präventivkriegsplänen seiner Beamten und Militärs beharrlich der Ansicht gewesen, man müsse „mit dieser elementaren Kraft, die wir nicht aus der Welt schaffen können“, ein Bündnis eingehen, um sie einzudämmen.<sup>(\*) 7</sup>

Schon aus diesen wenigen Beispielen ist zu erkennen, ein welch widersprüchliches Phänomen dieser deutsche „Russland-Komplex“ von jeher gewesen ist. Sehr viel triftiger erscheint es im übrigen, den „deutschen Komplex“ in der Mentalitätsgeschichte des russischen Zarenreiches zu beschreiben, wie es Dietrich Beyrau für die Periode der deutschen Reichsgründung getan hat.<sup>8</sup> Der Fiebertraum einer (insgeheimen) „deutschen Herrschaft“ über Russland, der schon die altgläubigen Raskolniki des 17./18. Jahrhunderts und die Slawophilen des frühen 19. Jahrhunderts geplagt hatte, feierte sowohl in den sozialrevolutionären Ideologien (von Herzen über Bakunin bis zur „Narodnaja Wolja“ und zur Partei der Sozialrevolutionäre) wie im politischen Panslawismus von 1860 bis 1914 lebhafteste Wiederauferstehung.<sup>9</sup> Bis dahin, dass Schultze-Gavernitz 1894 glauben feststellen zu können, das Unbehagen in der russischen Gesellschaft an der deutschen Präsenz sei „so tief angelegt und so eigenthümlich basirt“, dass es sich nur mit dem virulenten Antisemitismus des Zeitalters angemessen vergleichen lasse.<sup>10</sup>

Im übrigen genügt es nicht, die Geschichte der politischen und diplomatischen Beziehungen beider Länder und Völker um die notwendigen „psychologischen

---

<sup>(\*)</sup> Ob diese Bismarckischen Einstellungen zum zeitgenössischen Russland sich wirklich so eindeutig als „Phobien“ und „Furchtkomplexe“ beschreiben lassen, erscheint im übrigen fraglich, wenn man bedenkt, dass der deutsche Reichskanzler sogar bereit schien, für das Bündnis mit Russland im Zweifelsfalle Österreich-Ungarn zu opfern. Die Beschreibung scheint eher auf Bismarcks engen Mitarbeiter und Berater Kurd von Schlözer zuzutreffen. (Vgl. Lew Kopelew, Zunächst war Waffenbrüderschaft. In: West-östliche Spiegelungen, Bd. 3/A, S. 71-75)

Komponenten“ zu ergänzen, wie Epstein gefordert hat. Vielmehr wären Politik wie Psychologie ihrerseits in den breiteren Kontext der sozialen, kulturellen und geistigen Beziehungen zweier Völker und Gemeinwesen einzubetten. Diese Beziehungen sind aber nichts Statisches und Starres, sondern bilden einen vielschichtigen und beweglichen Zusammenhang – und das im Falle Deutschlands und Russlands über eine beispiellose Kette von Brüchen und Umbrüchen, von Kollusionen und Konflagrationen hinweg.

### Vom Kontinuum zum Nexus

Ideologiegeschichtliche Konstruktionen eines ehernen Kontinuums deutscher Russlandfeindschaft kümmern sich um solche Differenzierungen meist wenig. So geht Hans-Erich Volkmann in der Einleitung des von ihm 1994 herausgegebenen Sammelbandes „Das Russlandbild im Dritten Reich“ umstandslos davon aus, dass „die während der NS-Zeit im Schwange befindlichen Russlandbilder ... aus tradierten Versatzstücken bestanden, die in Anbetracht geplanter und konkreter Politiken der Lebensraumerweiterung und rassischer Vernichtung lediglich eine wirkungsvolle Überzeichnung erfuhren“. Weiter noch: „Die Darstellung Russlands bzw. der Sowjetunion als eines asiatisch durchdrungenen und geprägten Landes“ sei mit dem Scheitern dieser Ostraumpläne Hitlers keineswegs erledigt gewesen, sondern „über 1945 hinaus ... lebendig“ geblieben. Allein die antisemitischen Komponenten seien „in Westdeutschland aus dem überkommenen Bild von Russland und der Sowjetunion weitgehend eliminiert“ worden. Dagegen hätten erneuerte antirussische und antikommunistische Vorurteile, über Schulbücher und andere Medien tradiert, zu den Grundlagen des bundesdeutschen Selbstverständnisses gehört.<sup>11</sup>

Der von Volkmann herausgegebene Band war das Produkt eines in den Jahren der Perestrojka mit führenden Faschismus-Forschern der DDR vereinbarten ost-westdeutschen Gemeinschaftsprojektes. Tatsächlich hatte sich im Grundmuster der historischen Interpretation zwischen den Forschern der BRD und der DDR zuletzt eine beachtliche Konvergenz ergeben. Aus kommunistischer Sicht war es

ohnehin klar, dass Faschisten und Nazis in erster Linie nur die Stoßtruppe des „bürgerlichen Antikommunismus“ gewesen seien, der der politischen und sozialen Reaktion als Schild und Vorwand gedient habe. Dass dieser Antikommunismus zu den Verhängnissen oder – mit Thomas Mann – zu den „Grundtorheiten“ der Epoche gehört habe, begann sich auch in der Bundesrepublik seit den 70er Jahren als eine im akademischen und publizistischen Bereich weithin geteilte Auffassung durchzusetzen. Eine Reihe von Einzelstudien über die deutschen Russlandbilder und Reaktionen auf den Bolschewismus – deren Annahmen und Ergebnisse im folgenden Kapitel diskutiert werden – haben ganz überwiegend in diese Richtung argumentiert.

Mit dem sogenannten „Historikerstreit“<sup>12</sup> der späten 80er Jahre erfuhr diese Sicht der Dinge allerdings eine überraschende und krasse Neuinterpretation. In seinem Buch „Der europäische Bürgerkrieg 1917-1945“<sup>13</sup> hat Ernst Nolte die in seinen früheren Arbeiten bereits formulierten, auf der Linken seinerzeit lebhaft akklamierten Thesen über den „Faschismus in seiner Epoche“<sup>14</sup> in der Weise zugespitzt, dass der „Antibolschewismus“ des deutschen Bürgertums jene „ursprüngliche“ (und, wie Nolte nun fand, im Kern legitime) „Grundemotion“ gewesen sei, die die NS-Bewegung erst hervorgetrieben und daher ihre historisch-genetische Wurzel gebildet habe. Entstehung und Aufstieg des Nationalsozialismus in Deutschland, und insbesondere auch die Durchsetzung des spezifischen, vor allem gegen die Juden gerichteten „Gegenvernichtungs“-Fanatismus Hitlers wären niemals möglich gewesen ohne die elementare Furcht des Bürgertums vor dem blutigen Chaos und sozialen Exterminismus der bolschewistischen Revolution.

Diese These vom „kausalen Nexus“ zwischen Bolschewismus und Nationalsozialismus hat im öffentlichen Meinungsstreit vor einem guten Jahrzehnt Skandal gemacht hat. Tatsächlich unterschied sie sich in ihren politischen Wertungen und spekulativen Schlussfolgerungen sehr weitgehend, in ihren grundlegenden Voraussetzungen und Annahmen dagegen nur minimal von dem, was man im großen und ganzen als die herrschende Auffassung der bundesdeutschen Historiographie bezeichnen kann.

Es war Andreas Hillgruber, der 1988 in einer seiner letzten Arbeiten (die vom Russlandbild der führenden deutschen Militärs im Jahre 1941 handelte) feststellte, dass „gründliche, die volle Breite der deutschen öffentlichen Meinung mit einbeziehende Untersuchungen zu der Fortdauer oder dem Wandel des Russland-Bildes und des Russland-,Komplexes’ aufgrund der Veränderungen durch die bolschewistische Revolution in Russland und die mehrfachen politischen Umbrüche in Mitteleuropa seit 1917/18“ nach wie vor fehlen.<sup>15</sup>

Auch Hillgruber ging davon aus, dass es in Deutschland eine weitgehende Kontinuität antirussischer und antibolschewistischer Feindbilder gegeben habe, in die sich die Topoi des nationalsozialistischen Rassenwahns und Antisemitismus organisch eingefügt hätten, und dass der von Fritz Epstein diagnostizierte deutsche „Russland-Komplex“ eine solche Kontinuität negativer Einstellungen bezeichne. Nur stellte er bei Durchsicht der vorhandenen Literatur fest, dass es sich noch immer um eine Hypothese handelte, die zumindest einer Überprüfung bedürfe.

### Widersprüche deutscher Russlandbilder

Die hier vorgelegte Arbeit ist der Versuch einer solchen Überprüfung und zugleich Problematisierung dieser Hypothese, die im Zentrum des (selbst schon historisch gewordenen) „Historikerstreits“ stand. Mit einer methodischen Kritik des spekulativen Geschichtsdenkens eines Ernst Nolte ist es allerdings so wenig getan wie mit der Kritik seiner apologetischen Tendenzen. Denn mit dem „Nexus“ zwischen der Machteroberung des Bolschewismus im gestürzten Russischen Reich und der Machtübernahme des Nationalsozialismus im Deutschen Reich spricht Nolte einen realen geschichtlichen Zusammenhang an. Nur stellt er ihn als eine bloße ideologieschichtliche Abstraktion vor statt als einen lebendigen, widersprüchlichen Konnex. Auf genau derselben – schiefen – Ebene standen allerdings auch die Mehrzahl seiner Kontrahenten.

Die deutschen Reaktionen auf die Umwälzungen im gestürzten Zarenreich waren eben nicht allein von einem Abstraktum namens Bolschewismus bestimmt. Man hatte es noch immer mit Russland zu tun, im Kriege wie im Frieden, in

Brest-Litowsk und in Versailles, in Genua und in Rapallo – mit einem radikal verwandelten, aber stets existierenden riesigen Land, Volk, Reich und Staatswesen. Ein nicht geringer Teil des deutschen Schrifttums über den Bolschewismus kaprizierte sich geradezu auf den Nachweis, dass es sich dabei um eine spezifisch russische Weltanschauung, Politik oder Mentalität handele (mit Ingredienzien wie „Orthodoxie“, „Nihilismus“, „Karamasowtum“ usw.), und dass die bolschewistische Losung der Weltrevolution nur eine verwandelte Form des „ewigen“ russischen Imperialismus oder Messianismus sei.

So viele Autoren, so viele Interpretationen. Über den Bolschewismus als bloßes „System“ oder reine „Ideologie“ zu sprechen und zu schreiben, blieb eine Spezialität deutscher Katheder-Marxisten sowie einiger Sozialtheoretiker. Bis Ende der zwanziger oder Anfang der dreißiger Jahre sprach man auch im öffentlichen Gebrauch ganz allgemein noch immer von „Russland“ - von „Räte-Russland“ oder „Sowjet-Russland“. Erst ein Jahrzehnt nach Gründung der „UdSSR“ beziehungsweise „Sowjetunion“ begannen diese Begriffe sich im deutschen Sprachgebrauch durchzusetzen, möglicherweise sogar erst im Zusammenhang der Antikomintern-Propaganda der NS-Führung ab 1935/36.

Aber der Überfall auf die Sowjetunion 1941 war, jenseits der offiziellen Parole vom Kreuzzug gegen den jüdischen Bolschewismus, im Bewusstsein der Deutschen wieder ein „Russlandfeldzug“ (und im Bewusstsein der Russen, auch jenseits der offiziellen Stalinschen Losungen, ein „Großer Vaterländischer Krieg“). Kurzum, über das Thema „Deutschland und der Bolschewismus“ zu schreiben, ohne die vielfältigen Überlagerungen mit den althergebrachten oder neu formulierten Russlandbildern zu beachten, führt von vornherein in die Irre.

Im übrigen ist es sinnlos, das Verhältnis zwischen Deutschland und dem neuen Sowjet-Russland rein bilateral zu betrachten. Das gemeinsame Dritte ihrer Beziehungen zueinander war stets der durch den Sieg im Weltkrieg global zur Vorherrschaft gelangte und im selben Prozess erstmals ideologisch definierte „Westen“. Alle deutschen Einstellungen zu Sowjet-Russland waren immer auch eine Funktion der Haltung und Politik gegenüber den westlichen Siegermächten.

Diejenigen, die „russische Zustände“ in Deutschland fürchteten, taten das nicht zuletzt im Lichte von „Versailles“ – bis hin zu der Zwangsvorstellung, die Ententemächte beabsichtigten, Deutschland mit dem „Bazillus des Bolschewismus“ zu infizieren, um es von innen heraus zu vernichten, und zwar genau so, wie es das Deutsche Kaiserreich mit dem Zarenreich getan hatte. Aber gegen das „Versailler System“ stand in rabiater Selbstbehauptung und globaler Frontstellung gerade dieses neue Sowjet-Russland. Schon wegen dieser Konstellation mussten alle Befürchtungen und Erwartungen, die sich in Deutschland an die Existenz dieses radikal neuen, auf Weltrevolution angelegten östlichen Machtkomplexes knüpften, eine komplizierte, widersprüchliche Mischung eingehen.

Dazu kam umgekehrt die Fixierung der Führer der Bolschewiki auf Deutschland – die sich sowohl in ihren Versuchen einer gewaltsam beschleunigten Revolutionierung Deutschlands niederschlugen wie zugleich in einer außenpolitischen Solidarisierung gegen die Versailler Mächte. Mehr noch: In der Charakterisierung der Weimarer Republik als einer „Industriekolonie“ der westlichen Siegermächte, die brutal geknebelt und rücksichtslos ausgesaugt werde, trafen sich die Analysen und Parolen der Komintern fast wortwörtlich mit denen der deutschen Nationalisten. Dem entsprach eine weitangelegte Bündnis- und Interessenpolitik der sowjetischen Führung gegenüber verschiedenen Segmenten der Weimarer Gesellschaft, bis hin zu deutschnationalen und völkischen Kreisen, den Militärs, Freikorps usw. Hinzu kamen Bekundungen einer kulturellen Affinität, die zuweilen den Vorstellungen einer deutschen Kulturmission im Osten, wenigstens gesprächsweise, weit entgegenkamen.

Umso uferloser waren die Erwartungen, die sich immer wieder an eine deutsche Vorrangstellung bei der „Wiederherstellung Russlands“ knüpften. Weit über alle engeren Sympathien hinaus galt das sowjetische Russland jedenfalls als ein in lebhafter Entwicklung begriffener, gänzlich neuartiger, dem Zugriff des kapitalistischen Westens entzogener Machtkomplex, der neben hypochondrischen Ängsten und Phobien auch hypertrophe Zukunftserwartungen der verschiedensten Art auf sich zog. Die innen- und außenpolitischen Konsequenzen dessen standen wiederum auf einem anderen Blatt.

### Politik und Kultur

Die deutschen Einstellungen gegenüber Russland waren aber niemals nur politisch oder wirtschaftlich bestimmt. Zwischen beiden Ländern hatten über mehr als zwei Jahrhunderte Beziehungen ganz eigener, teilweise fast symbiotischer Art bestanden – künstlerische, philosophische, wissenschaftliche, wirtschaftliche, dynastische, persönliche und familiäre. Untersuchungen, die diesen lebendigen historischen Konnex nicht wenigstens streifen, verfehlen von vornherein ihr Thema. Der Weltkrieg, die Revolution und der Bürgerkrieg hatten diese Beziehungen zwar entscheidend unterbrochen, aber nicht über Nacht gelöscht. So war die besondere Bitterkeit der zahlreichen deutschen Berichte über die revolutionären Wirren in Russland vielfach aus einer alten, tiefen, wenn auch selten eindeutigen Affinität gespeist.

Im übrigen produzierten die widersprüchlichen Empfindungen, die das Ereignis der russischen Revolution in seiner Verbindung mit den Umbrüchen in Deutschland auslöste, nicht selten eine forcierte Bereitschaft, in diesem Meer von Plagen und Katastrophen einen Sinn zu suchen. Das tragisch gestimmte Selbstmitleid der Deutschen als einer von Hass und Missgunst der Mitwelt geschlagenen, aus monomanen Weltmachtträumen abgestürzten Nation gab dazu Anlass genug. Für solcherlei Sinnstiftung im Leiden bot die russische Literatur und Philosophie wie keine andere Halt und Trost. Eine ganze Zunft tat sich damals auf, die sich als berufene Kenner und Vermittler der russischen Literatur, Philosophie, Geistigkeit, Weltanschauung, Kultur und Seele zur Verfügung stellten - und dabei eine Massenleserschaft fanden wie nie zuvor und niemals seitdem. „Die Russen haben uns plötzlich ungemein viel zu sagen“, schrieb Arthur Luther 1923 in einem „Sonderheft Russland“ der Zeitschrift „Das deutsche Buch“, in dem er konstatierte: „Noch nie ist der deutsche Büchermarkt so mit Übersetzungen aus dem Russischen überschwemmt gewesen wie heute.“<sup>16</sup>

Bei diesen Übersetzern, Herausgebern, Kritikern und Deutern handelte es sich fast durchweg um Russlanddeutsche, die bis 1914 oder 1917/18 im Zarenreich

gelebt und gearbeitet hatten und nach dem Weltkrieg die Schicht der russophoben Baltendeutschen ablösten, die seit den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts weitgehend das Deutungs- und Vermittlungsmonopol in russischen Dingen innegehabt hatten, jedenfalls in nationalkonservativen Spektrum. Das außerordentliche Leser-Interesse, das sie bedienten, galt zunächst einmal jenem untergegangenen Russland, das man doch gerade begonnen hatte, unter die bedeutenden „Kulturnationen“ zu zählen. Darin steckte aber kein nostalgisches, sondern ein höchst aktuelles Bedürfnis. Man suchte in der russischen wie in keiner anderen Literatur nach einer Deutung für den Weltumsturz, der in Russland womöglich nur seinen frühesten und krassesten Ausdruck gefunden hatte.

Wenn die hier vorgelegte Darstellung also den Akzent, statt auf die antibolschewistischen Reaktionen und russophoben Affekte, sehr viel stärker auf die ambivalenten Faszinationen und spekulativen Projektionen legt, die sich in der deutschen Öffentlichkeit damals auf das junge Sowjet-Russland richteten, dann nicht, um eine möglichst steile Antithese zu formulieren. Dass die Machtergreifung der Bolschewiki und ihr Regime eines neuartigen „sozialen Terrors“ eine Welle phobischer und negativer Reaktionen auslöste, steht außer Frage. Zugleich gab es im besiegten Deutschland jedoch auch eine Welle positiver Affekte und unbestimmter Erwartungen – mit Intensitäten und identifikatorischen Vereinnahmungen, für die man so leicht keine Parallele findet. So kam es, dass das „neue Russland“ in diesen Jahren die Geister beschäftigte wie kein anderes Land – vor allem als Gegenpol und Antithese zu den Ländern der Entente, und in erster Linie (wie Curtius richtig bemerkte) zu Frankreich.

Es käme also darauf an, das eine mit dem anderen ins Verhältnis zu setzen. Es würde sich dann zeigen, dass einer immer engeren faktischen und materiellen „Westbindung“ der Weimarer Republik eine höchst intensive, aber ambivalente geistig-politische „Ostorientierung“ entsprach. In gewisser Weise war auch und gerade die aggressive Ost(raum)politik Hitlers und der Nationalsozialisten ein Teil und Reflex dieses Phänomens. Von einer schlichten Kontinuität überkommener Russlandfeindschaft, die sich mit akutem bürgerlichen Antibolschewismus und notorischem deutschen Antisemitismus wie selbstverständlich kombiniert

und lediglich eine weitere Steigerung und Radikalisierung erfahren hätte, kann jedenfalls keine Rede sein.

### Selbstberufungen zweier Reichsvölker

Man könnte sogar so etwas wie eine „longue durée“ der gegenseitigen Fixierungen und weltanschaulichen „Besetzungen“ rekonstruieren, und zwar von beiden Seiten her. In seinem Essay-Band „Die Erfindung Russlands“ hat Boris Groys den Mechanismus beschrieben, mit dem Russland – das im Unterschied zu China oder Indien in Wirklichkeit (so Groys) keine andere kulturelle Tradition als die westliche besitzt – sich immer wieder als das „Andere“ des Westens selbst erfunden habe: nämlich „indem es oppositionelle, alternative Strömungen der westlichen Kultur ... übernimmt, aneignet, transformiert – und dann gegen den Westen als Ganzes richtet“.<sup>17</sup>

Kardinale Beispiele waren nach Groys die Aneignung des „byzantinischen“ als des wahren „römischen“ Christentums, „die Entstehung der slawophilen Bewegung aus dem Geiste des deutschen Idealismus“ sowie die Adaption des „Marxismus“, der eine ideologiekritische Geschichts- und Gesellschaftstheorie aus Deutschland war, bevor Lenin daraus eine eigentümliche „Ideologie“ oder „Lehre“ russischen Gepräges formte.

Groys hebt diese Tradition russischer Selbsterfindungen ausdrücklich von dem ab, was in der historischen Soziologie als „Selbsterfindung der Nationen“ beschrieben worden ist. Die Russen seien eben keine Nation im modernen Sinne gewesen, sondern „ein Staatsvolk, das sich als kollektiver Untertan der durch den Staat repräsentierten universellen Idee definierte“.<sup>18</sup> Umso mehr „haben russische Autoren im westlichen Denken nach den Ansätzen der radikalen Selbstkritik gesucht ..., um diese Selbstkritik dann in eine ‘russische Kritik’ am Westen umzuwandeln.“<sup>19</sup> Anders ausgedrückt, handelte es sich von Beginn an um die „Selbsterfindung“ eines Reichsvolks mit universellen Berufungen, die alle westlichen Universalismen übertrumpfen sollten.

Dabei war es kein kulturgeschichtlicher Zufall, dass sich Ideen und Theorien deutscher Provenienz für diese Operation stets als besonders geeignet heraus

stellten – und umgekehrt: dass diese „russische Kritik“ am Westen gerade in Deutschland ihren nachhaltigsten Resonanzboden fand und zeitweise integrierender Bestandteil der „deutschen Idee“ wurde. Auch die Deutschen sahen sich eben nicht einfach als einfache (Staats-)Nation, sondern als ein Reichsvolk mit universellen Berufungen. Und dabei dienten ihnen neben eigenen, geistigen Hervorbringungen seit dem späten 19. Jahrhundert in immer wachsendem Umfang und steigender Intensität auch die russische Literatur, Philosophie und Kunst als Material, vor allem als Kronzeugin gegen die aufsteigende westliche Zivilisation.

Mehr noch: Soviel Furcht Russland als ein gigantisches, „halbbarbarisches“ und verhältnismäßig junges Großreich zu gewissen Zeiten bei einem Teil der deutschen Öffentlichkeit erzeugte, so sehr diente es zu anderen Zeiten und für andere Köpfe und Akteure als das natürliche Objekt und Komplement eigener Größenphantasien. Deutschland schien als aufsteigende Weltmacht und als Weltreich nur vorzustellen, wenn es mit dem „russischen Komplex“ (hier als Objektivum verstanden) in irgendeine Art „besonderer Beziehung“ trat. Dann aber waren die Prospekte grenzenlos.

Aus dieser Disposition heraus stellte die Geschichte der geistigen und kulturellen Beziehungen beider Länder sich als ein stetes, großangelegtes freundfeindliches Hinüber und Herüber dar. Diese gegenseitigen Projektionen und Beauftragungen waren aber nicht bloße ideelle Wolkenbildungen am blauen Ideen- und Kunsthimmel, sondern hatten immer mit der realen Daseinweise beider Völker und ihrer jeweiligen geschichtlichen Lage zu tun. Die hier vor allem ins Auge gefasste Zeitperiode (von 1900 bis 1933) erscheint als die Phase der höchsten Verdichtung dieser gegenseitigen Bezugnahmen, und insofern – nach einem von Lew Kopelew verwendeten Ausdruck – als ein besonderes „Chronotop“.

„Fremdenbilder“ und „Feindbilder“

Das Bild, das sich aus einer solchen erweiterten Perspektive ergibt, ist weder freundlicher noch unproblematischer als dasjenige, das man sich unter dem Eindruck der großen historischen Kataklysmen des Jahrhunderts im allgemeinen gemacht hat. Für die deutschen Russlandbilder trifft in besonderem Maße zu, was für projektive Fremdenbilder überhaupt gilt: nämlich dass kaum jemals eindeutig zu sagen ist, was in einer gegebenen Situation als „positive“ und was als „negative“ Stereotypen zu bewerten wäre. So konnten freundlich-bewundernde Stellungnahmen gegenüber dem alten Russland wie der jungen Sowjetrepublik oder der späteren Sowjetunion mit äußerst abfälligen Urteilen über die Russen und die russische Kultur einhergehen. Die Bewunderung für die autokratischen Zivilisatoren Russlands – von Peter dem Großen über Lenin bis Stalin – beruhte fast stets auf einer sehr negativen Einschätzung der eigenständigen Entwicklungspotentiale der russischen Gesellschaft. Natürlich gab es auch das Umgekehrte: die Verherrlichung des wahren, alten, unverbildeten Russland und die Dämonisierung der (mit Spengler zu sprechen) ihm aufgezwungenen „Pseudomorphosen“ der Gesellschafts- und Staatsbildung.

Im übrigen glichen sich „positive“ und „negative“ Stereotypen vielfach aufs Haar oder unterschieden sich nur um eine Nuance. Und diese Nuance lag ausschließlich im Blick des Beobachters und Interpreten. Mal hatten die Russen den Nachteil ihrer Vorzüge und mal den Vorzug ihrer Nachteile. Wenn man sie (um einige, scheinbar freundliche Klischees der Zeit zu zitieren) für „kindlich“, „ursprünglich“, „unverbildet“, „träumerisch“, „lernfähig“ und „formbar“ erklärte, für eine Spezies von Menschen, die dem Boden und der Natur wie den Urgründen der Seele oder des Unbewussten noch näher stünden und die daher auf eine besondere Weise „seelenhaft“ und „ursprünglich religiös“ seien – waren das nun positive Zuschreibungen, oder konnten sie nicht ebenso im Sinne kultureller Herablassung und latenter imperialer Bevormundung interpretiert werden? Dasselbe galt umgekehrt für solche scheinbar negativen Epitheta wie „barbarisch“, „grausam“, „anarchisch“, „fanatisch“, „fatalistisch“ oder „asiatisch“ – die ebenso gut

als Ausweis von Stärke und potentieller Machtentfaltung gewertet werden konnten, welche, je nach Standpunkt und Interessenlage, mehr gefürchtet oder mehr bewundert wurden. Das alles entschied sich jedenfalls erst im Kontext des politischen oder ideologischen Weltbildes des jeweiligen Betrachters. Und diese Weltbilder konnten sich ändern, oft auch sehr rasch, je nach Entwicklung der historischen Situation.

Traditionen einer forcierten „Freundschaft“, wie sie innerhalb der kommunistischen Weltbewegung, etwa der KPD vor 1933 und der SBZ / DDR nach 1945, gang und gäbe waren, liefen in Wirklichkeit auf eine teils fiktionale, teils selektive Wahrnehmung der russischen Geschichte, Kultur und Gesellschaft hinaus. Ein Panorama geschichtlicher Klassenkämpfe wurde retrospektiv ausgemalt und amtlich-wissenschaftlich kodifiziert, das zur realen Geschichte des Landes bestenfalls einen ephemeren Bezug hatte; während umgekehrt viele der bedeutendsten Kulturleistungen Russlands, große Teile seiner vergangenen und gegenwärtigen Literatur, Kunst, Philosophie, aber auch seiner wissenschaftlichen und technischen Errungenschaften oder seiner lebensweltlichen Zivilisation ausgeblendet und entwertet, unterdrückt und ausgelöscht wurden. Auf dem Höhepunkt verschwand die gesamte neuere Geschichte Russlands im „Kurzen Lehrgang“ der Geschichte der KPdSU wie in einem schwarzen Loch.

Forcierte „Freundbilder“ konnten somit ebenso problematisch, blind, überheblich oder grausam sein wie forcierte „Feindbilder“. Eigentlich waren sie ebenfalls Feindbilder, denn sie richteten sich gegen alles, was aus dem positiv besetzten Bilde ausgeschlossen und eliminiert werden sollte. Dagegen konnten „antikommunistische Feindbilder“ zuweilen eine tiefere und lebendigere Teilnahme am Schicksal Russlands, seiner Menschen und seiner Kultur ausdrücken als manche hochherzige Verkennung und politische Freundschaftsbekundung.

### Methodisches und Begriffliches

Die für die bundesdeutsche Nachkriegshistorik seit den späten sechziger Jahren charakteristisch gewordene Fixierung auf die Erforschung von „Feindbildern“,

die mit „nationalen Vorurteilen“ gleichgesetzt werden und politisch-pädagogisch zu bekämpfen sind, drückte eine begreifliche Scheu aus, sich positiv mit „Fremdenbildern“ zu befassen, die Berührungspunkte mit Reflexionen über Nationalcharaktere oder mit anderen völkerpsychologischen Betrachtungen aufweisen konnten.

So hat sich eine Schule „vergleichender Stereotypenforschung“ darauf spezialisiert, „ungerechtfertigt vereinfachende und generalisierende Charakterisierungen ganzer Menschengruppen und Kollektive oder ihrer einzelnen Mitglieder“ dingfest zu machen.<sup>20</sup> Hat man aber einmal die generelle „Austauschbarkeit der Stereotypen“ konstatiert, dann wähnt man sich sehr schnell in einer dunklen Welt des Aberglaubens, in der alle Katzen grau sind. So wenn der Sozialpsychologe Koch-Hillebrecht konstatiert: „Dem Deutschlandbild, das sich die Franzosen machen, entspricht in etwa unser Russlandbild. Dort die Deutschen der Madame de Staël, die sich in ihren unergründlichen Wäldern die Märchen der Gebrüder Grimm gegenseitig vorlesen, sich an Kachelöfen wärmen, Sauerkraut essen und im übrigen die Sitten und Gebräuche ihrer Vorväter wahren. Hier die geduldige russische Seele, die den unendlichen Weiten der Ebene entspricht, die schneebedeckte Tundra, auf der eine Troika vorbeiläuft, angetrieben von einem gutmütigen Kutscher. Dort Richard Wagners Opern, die die Gefühle und nicht den Intellekt ansprechen - hier das Wolgalied und die Donkosaken, die zu Tränen rühren.“<sup>21</sup> Man bemerkt, wie der Autor sich seinem Gegenstand mimetisch anpasst, bis man es mit Karikaturen zu tun hat, die sich von selbst erledigen. Es handelt sich Koch-Hillebrecht zufolge eben einfach um den „Stoff, aus dem die Dummheit ist“.<sup>22</sup>

In anderen Ländern ging man mit Fragen der nationalen Charakterologie unbehaglicher um. So hat sich in Frankreich seit den frühen siebziger Jahren eine Schule der „Ethnopsychologie“ etabliert, aus der der emigrierte russische Historiker Alexander Nekritsch den Wissenschaftszweig einer „Imagologie“ abgeleitet hat, die die (eher gegenwartsbezogen geprägten) „Imagos“ oder „Images“ mit den jeweiligen (eher lange feststehenden, nur mählich veränderbaren) „Stereoty-

pen“ verknüpft, um so, fern jeder Polemik, die Entstehung der Fremd- und Eigenbilder zu studieren.

In Deutschland war es eben Lew Kopelew, der mit seinem ganz eigenen Engagement und Temperament das Thema „deutsch-russischer Fremdenbilder“ neu aufgeworfen hat. Für Kopelew war es schlichtweg selbstverständlich, dass Kunststile, Kultur- und Zivilisationsformen nationalen Charakter tragen; und seine emphatischen Bezugnahmen auf die Geschichte deutsch-russischer Begegnungen lebten gerade von dieser nationalkulturellen Repräsentativität. In der kategorialen Trennung zwischen der „Nation“ (als etwas an sich Positivem, kulturell Bestimmten) und dem „Staat“ (als etwas Machtbestimmten, eher Negativen) war die Vorstellung enthalten, dass Völker unmittelbar kommunizieren und sich in ihrer jeweiligen nationalen Besonderheit würdigen könnten und sollten.<sup>23</sup>

Diese historische Idealvorstellung sah Kopelew nicht zufällig in jenen Zeiten am stärksten verwirklicht, in denen sich die nationale Kultur als Instrument einer gesellschaftlichen Selbstbehauptung gegenüber einer despotischen Staatsmacht entfaltete (wie im zaristischen Russland) oder ihre Blüte gerade unter den Bedingungen politischer Machtlosigkeit und Zersplitterung erlebte, wie in Polen, Italien oder Deutschland im 18./19. Jahrhundert. Damals existierte über alle Staatsgrenzen hinweg eine polyglotte „Republik des Geistes“, in die alle europäisch Gebildeten (*idealiter*) ohne große Schwierigkeiten eintreten konnten. Möglicherweise galt das für Deutschland und Russland tatsächlich in besonderem Maße, wie Kopelew stets annahm – auch wenn es schwer fällt, Intensitäten kulturellen Austauschs vergleichend zu objektivieren. Ihn jedenfalls trieb die Überzeugung, dass es geradezu lebenswichtig sei, etwas davon in die von Nationalismen und Totalitarismen zerrissene Welt des 20. Jahrhunderts hinüberzuretten und neu zu beleben.

Daraus ergab sich sein immer waches Sensorium für alle produktiven Affinitäten und Verknüpfungen – aber auch eine etwas weniger geschärfte Sensibilität für die problematischen Seiten, die eben diese Affinitäten und Verknüpfungen in ihrem jeweiligen Kontext haben konnten, gerade zwischen Deutschland und Russland und ganz besonders in der hier in Frage stehenden geschichtlichen Pe-

riode. Um dieses Problem kreiste Ostern 1997 das lange, explorierende Gespräch, das wir dem gemeinsam herausgegebenen Band über „Deutschland und die russische Revolution“ vorangestellt haben, der erst nach Kopelews Tod im Frühjahr 1998 erschien.<sup>24</sup>

### Fremdenbilder und Selbstbilder

Dass jedes Bild des Fremden immer auch ein Selbstbild enthält, ist ein Gemeinplatz, der aber noch kaum ganz erkundet ist. Man könnte weiter gehen und sagen, dass alle Bestimmungen des eigenen (individuellen oder kollektiven) Charakters sich nur über das Bild der „Anderen“ entwickeln können. Jedes Individuum, das „Ich“ sagt, und erst recht jede natürliche oder historische Gemeinschaft (Familie, Volk, Nation), der dieses Individuum sich zurechnet, entsteht erst in der Abgrenzung oder Diskriminierung von jeweils Anderen. Vor allem kollektive Selbstbilder leben daher von der Differenz, und insbesondere zu denen, an denen die eigene Existenz – ideell und materiell, friedlich oder kriegerisch – sich misst. Ohne Fremdes gibt es nichts Eigenes.

Man muss deshalb nicht so weit gehen wie Hannah Arendt, die apodiktisch feststellte: „Was Gleichheit für das politische Gemeinwesen ist – nämlich dessen innerstes Prinzip – ist Diskriminierung für die Gesellschaft.“ Oder noch zugespitzter: „Ohne irgendeine Form von Diskriminierung würde eine Gesellschaft einfach aufhören zu existieren“.<sup>25</sup> Diese Betonung der gesellschaftsstiftenden Kraft der Diskriminierung oder des Ausschlusses verkennt vielleicht die Macht der anthropologischen Gegenkomponente, des Bedürfnisses nach Identifikation, d.h. nach Einschluss und Idealisierung – die im übrigen fast ebenso gewaltsame und jedenfalls bemächtigende Züge tragen kann.<sup>(\*)</sup>

Historisch-genetisch betrachtet, befindet man sich hier im Feld einer elementaren „Prälogik“ (Lévy-Brühl)<sup>26</sup>, die mit dem pejorativen Begriff des „Vorurteils“

---

(\*) In Slawomir Mrożeks „Empfang bei Mona Clavier“ schleudert der „Russe“, der in Wirklichkeit ein Pole ist (ein Verschnitt aus Wladimir Wissotzki und Marek Hlasko), in einem alkoholisierten Monolog den peinlich berührten Partybesuchern eines westlichen Filmfestivals seine Einsicht entgegen: „So ist das also! Ihr schafft mich nach dem Bilde eurer Bewunderung und vernichtet den, der ich in Wirklichkeit bin.“

nicht zu erledigen ist, da sie etwas Unvermeidliches, sogar Notwendiges hat. Zu diesem Resultat kommen auch sozialpsychologische Untersuchungen, die sich mit „Urteilen über Völker“ als kollektiven *Vor-Urteilen* befassen: „Völker werden durch Staatsverbände, die einheitliche politische Willensträger darstellen, regiert. Sie erscheinen dem Urteiler dementsprechend - berechtigtermaßen - als Einheiten, die - wenigstens für gewisse Zeiten - bestimmte politische Ziele verfolgen und bestimmte ‘Verhaltensweisen’ zeigen.“<sup>27 (\*\*)</sup>

In antiken Zeiten war die grundlegende Unterscheidung die zwischen Angehörigen der jeweils eigenen Zivilisation und den „Barbaren“. Für die Griechen gehörten dazu alle nicht griechisch gebildeten Völker – wobei die in Südrussland lebenden Skythen geradezu als Inbegriff der Barbaren galten. Zu römischen Zeiten galten alle außerhalb des Reiches lebenden Völker als Barbaren. Aber Homer nennt die Barbaren auch bereits „die rechtschaffensten unter den Menschen“, und der römische Geograph Strabo spricht erstmals von den „edlen Wilden“. Früh wird also deutlich, wie Furcht und Abwehr unvermittelt in Überschätzung und Idealisierung umschlagen können – und umgekehrt natürlich.<sup>28</sup>

Erst die monotheistischen Religionen und Kulturen haben es ermöglicht, einen Begriff von „Menschheit“ als Gattungswesen und Gottesgeschöpfen zu entwickeln. Umso radikaler wurden allerdings die „Ungläubigen“ oder „Heiden“ aus dieser ökumenischen Gemeinschaft ausgeschlossen. Man könnte sagen, dass in den großen Menschheitsreligionen bereits das Urbild einer nicht mehr naiven, „prälogischen“, sondern sophistischen und „ideologischen“ Freund/Feind-Bestimmung angelegt war.

Gerade in Europa war es eine feststehende Auffassung, dass Völker, Nationen, Kulturen oder Rassen ihren eigenen Charakter haben, so wie Individuen. „Erst in den letzten Jahrzehnten fingen Wissenschaftler an, die Gültigkeit dieses Gedan-

---

(\*\*) Der eigentliche Unterschied liegt aber vielleicht zwischen primitiven und aufgeklärten oder informierten und uninformierten Vor-Urteilen. Wenn die Grundoperation jeder Vergewisserung seiner selbst, erst recht als Gruppe, die Abgrenzung von den Anderen oder den Fremden ist, dann läge die eigentliche Kulturleistung darin, jenseits aller spontanen Sympathien oder Antipathien zu einer gelassenen, interessierten Zuwendung und Auseinandersetzung mit diesen Anderen und Fremden fähig zu sein.

kens zu bezweifeln.“ (J. Koty)<sup>29</sup> Mittlerweile hat sich die Auffassung durchgesetzt, dass „Nationen“ – wie die ihnen vorausgehenden „Stämme“ oder ihnen zugrunde liegenden „Ethnien“ – nicht an sich schon natürliche Einheiten sind, sondern wesentlich auf „Selbstzuschreibungen“ beruhen. Sie alle folgen einem „Telos“, der das einigende Band ihrer organischen Gesellschaftlichkeit bildet.<sup>30</sup> Diese wird ihnen erst mit der Zeit zur „zweiten Natur“.

Für die Bildung der modernen Nationalstaaten – zumal sie nur selten eine fertig vorgeformte, homogene Nation politisch umfassten – mussten allerdings noch weitere, forcierte Akte einer Identitätsstiftung geleistet werden. In diesem Sinne gehen Ernest Gellner zufolge alle Nationalstaatsbildungen auf die Bildung von „Kulturnationen“ zurück und waren die Künstler und Intellektuellen die eigentlichen Gründer und „Erfinder“ ihrer Nationen.<sup>31</sup> Gellner ging so weit zu sagen: „(Man) *erfindet* Nationen, wo es sie vorher nicht gab“. Dazu hat Benedict Anderson allerdings angemerkt, dass es sich nicht um das Erfinden von etwas künstlich Ausgedachtem und Falschem handeln konnte und kann, sondern nur um das Kreieren vorgestellter, aber latent existierender, realer Gemeinschaften.<sup>32</sup>

Für dieses Kreieren realer Gemeinschaften spielen historische Erinnerungen jedenfalls eine zentrale Rolle. Man befindet sich hier im Bereich der kollektiven Legendisierungen und Mythisierungen, d.h. in der Welt des politisch Imaginären – von dem Georges Duby in seinem „Sonntag von Bouvines“ gesagt hat, dass es dem historischen Geschehen nicht äußerlich, sondern wesentlich zugehörig sei. Historische Ereignisse leben nur in ihrer legendenhaften Weiterverarbeitung im Bewusstsein der jeweiligen Gemeinschaft fort und werden so integrierender Teil ihrer Geschichte.<sup>33</sup>

Diese Sicht entsprach der im Rahmen der „Annales“-Schule“ begründeten Erforschung historischer „Mentalitäten“, worin Historiographie nach einer Formulierung von Lucien Fèbvre nichts anderes war als „retrospektive Psychologie“.<sup>34</sup> Allerdings hatten die Mentalitäten-Historiker ihre Kategorien und Einsichten nicht zufällig an der Geschichte des Mittelalters und der frühen Neuzeit gewonnen, da es ihnen um eine „*longue durée*“ tradiertter Vorstellungen ging, die erst dadurch zu „Mentalitäten“ gerinnen.

Gleichzeitig waren sie bereits mit der Notwendigkeit konfrontiert, ihre Befunde gegenüber den modernen, totalitären Mythologemen abzugrenzen, die sich ungeachtet ihres synkretistischen Charakters in das Gewand historisch sanktionierter Überlieferungen hüllten und darauf aus waren, nationale „Mentalitäten“ nicht nur in Anspruch zu nehmen, sondern in konzentrierter Form auch völlig neu zu prägen. Pseudo-Mythen dieser Art bilden großteils aber den psychologischen oder narrativen Kern dessen, was im modernen Sinne als „Ideologien“ bezeichnet wird.<sup>(\*)</sup>

Man kann den Begriff der „Ideologien“ zunächst dahin vereinfachen, dass mit dem Eintritt der Massen (ob demokratisch oder autoritär organisiert) in das politische Leben gar keine andere Möglichkeit kollektiven Handelns mehr besteht, als eben durch die Schaffung in sich mehr oder weniger kohärenter ideologischer Systeme zur Fixierung der kollektiver Erfahrungen und allgemeiner Ziele. In diesem Sinne handelt es sich bei den Programmen aller modernen politischen Parteien zweifellos um „Ideologien“. Wo sie in einem Kontext gesellschaftlicher und politischer Pluralität stehen, ist daran auch nichts auszusetzen – zumal negative Resultate oder Wahlniederlagen stets von neuem „zersetzend“, d.h. entideologisierend wirken.

Etwas anderes ist es, wenn der eigenen Gesellschaft oder der Bevölkerung eines fremden Staates in toto die eigenen Ziele mit Gewalt oktroyiert werden sollen. Dann muss auch der begleitende Prozess der Ideologiebildung Steigerungen durchlaufen, d.h. es müssen diese Ziele absolut gesetzt und kraft Autorität der „Wissenschaft“ oder des „Blutes“ totalitär zur Geltung gebracht werden. In diesem Sinne liefern „Ideologien“ nicht an sich schon eine Erklärung für das Handeln von Gruppen, Parteien oder Staaten, sondern sie sind – nach einer von Helmut Fleischer formulierten hermeneutischen Generalmaxime – etwas selbst noch zu Erklärendes.<sup>35</sup>

---

<sup>(\*)</sup> Marc Bloch hat, bereits aus der Résistance heraus, 1943 den Sorelschen Begriff des „Mythos“ feierlich zurückgewiesen: „Ein Mythos ist eine Lüge ...; nicht so die französische Freiheit - sie ist ein *Streben*.“ Zitiert nach Lucien Fèbvre, Marc Bloch (s. Anm. 34)

### Ideologien des 20. Jahrhunderts

Im Kontext der modernen „Ideologien“ erfahren alle Betrachtungen über Freund- und Feindbilder, Vorurteile, Stereotypen usw. eine entscheidende Verschärfung, erst recht, wenn man sie in den Kontext der Weltkriege und totalitären Massenbewegungen des 20. Jahrhunderts stellt. Freilich haben diese modernen Ideologiekomplexe und Massenbewegungen sich nicht in einem leeren Raum der Historie entwickelt. Bei allen Ansprüchen auf absolute und universale Gültigkeit ihrer „Lehren“ und Doktrinen blieben sie letztlich immer Produkte bestimmter Länder und Gesellschaften in bestimmten Zeitumständen, deren Ambitionen und Aspirationen sie in radikalierter Form formulierten. Wo immer es ihnen gelang, jenseits der eigenen Grenzen Proselyten zu machen, handelte es sich binnen kurzem um Anverwandlungen und Neuschöpfungen – wie es prototypisch schon beim ersten Auftauchen doktrinärer „Marxisten“ in Russland der Fall war. Marx und Engels haben diesen Prozess noch zu Lebzeiten mit wachem Misstrauen und einiger Konsternation begleitet.<sup>(\*)</sup>

Richtig ist gleichwohl, dass sich alle diese Bewegungen, Ideologiekomplexe und „System“ in einem engen historischen Bezug aufeinander entwickelt haben – nicht im naiven Sinne von einfachen „Vorbildern“ oder „Schreckbildern“ allerdings, sondern in einem komplexen Geflecht wechselseitiger Faszinationen und Phobien, Attraktionen und Repulsionen, Rivalitäten und Kollaborationen. Für Otto-Ernst Schüddekopf war die Geschichte der modernen totalitären Bewegungen vor allem und zunächst die Geschichte von vier Ländern: Frankreich, Italien, Russland und Deutschland. Dabei habe es sich jeweils um Versuche gehandelt, Nationalismus und Sozialismus auf eigentümliche Weise zu synthetisieren und

---

<sup>(\*)</sup> Die bekannte Episode, als Marx sich – von Wera Sassulitsch angerufen – im theoretischen Streit zwischen „Marxisten“ und „Volkstümlern“ trotz seines salomonischen Urteils eher auf die Seite der Letzteren stellte, also gegen die „Marxisten“, deutet auf das wache Gefühl hin, dass seine nun zur „Lehre“ erhobene Geschichts- und Gesellschaftstheorie in Russland sofort für ganz andere politische und soziale Zwecke eingesetzt wurde, als ihm aus seinem deutschen oder westeuropäischen Horizont heraus vorgeschwebt hatte. In einem ähnlichen Wechselbad von Erwartungen und Misstrauen begegnete Friedrich Engels noch in den 90er Jahren den russischen „Marxisten“, die ihn konsultierten. (Vgl. die Zusammenstellung von Texten durch Maximilian Rubel (Hrsg.): Die russische Kommune. Kritik eines Mythos, München 1972)

auf dem Boden einer sich in rasendem Tempo entwickelnden Moderne und akuter Krisengefühle einen „Aufstand gegen die Moderne“ zu entfesseln und Modelle einer neuen, gebundenen, „integralen“ Gesellschaft zu entwerfen.<sup>36</sup>

Allerdings ergibt sich eine – durchaus schlüssige – historische Reihenfolge. So war es anfangs das 1871 besiegte Frankreich, das nach einem Wort Ernst Troeltschs „das Experimentierfeld des europäischen Gedankens“ wurde, auch was die Ausbildung eines „integralen Nationalismus“ (nach Charles Maurras) mit den Komponenten von Antirationalismus und Vitalismus (Bergsons „élan vital“), Mythos der Gewalt (als „violence“ im Sinne Sorels), „Kult der Erde und der Toten“ (Barrès), charismatischem Führertum (im Geiste eines cäsaristisch gesteigerten Bonapartismus) sowie einem ideologisierten und aktivistischen Antisemitismus, speziell in der Periode des Dreyfus-Prozesses.

Am Ausgang des Weltkriegs, der Frankreich auf der Seite der Sieger sah, waren es dann vor allem das zusammengebrochene Russland, das enttäuschte Italien und das besiegte Deutschland, die auf jeweilige, spezifische Weise zu Horten totalitärer Massenbewegungen wurden, die sich schließlich Staat und Gesellschaft insgesamt unterwarfen und für ihre weitgreifenden Zwecke einsetzten. Lenins „Bolschewismus“ bzw. „Kommunismus“ (ein neu reaktivierter und usurpierter älterer Begriff<sup>(\*)</sup>), Mussolinis „Faschismus“, schließlich Hitlers „Nationalsozialismus“ waren jeweilige, völlig neue und national angepasste Synthetisierungen vorhandener Ideologeme und Versatzstücke.

Bei der hier vorliegenden Arbeit geht es insbesondere darum, besser zu verstehen, warum gerade in Deutschland und in Russland diejenigen Bewegungen und Ideologien entwickelt wurden und zur Macht kamen, die auf jeweilige Weise ein „singuläres“ Potential der Destruktion und Vernichtung bereit und in der Lage waren einzusetzen. Beide Länder ragen nicht nur jedes für sich aus der Geschich-

---

(\*) „Kommunismus“ war 1917/18 ein weitgehend historisch gewordener, von den revolutionären Sozialisten des Zeitalters, einschließlich der Bolschewiki, kaum noch verwendeter Begriff. Lenin griff ihn 1917 bei der Umbenennung der SDAPR (B) in „KPR (B)“ in einem Akt der Usurpation wieder auf, um damit den radikalen und unwiderruflichen Bruch gegenüber den „Sozialisten“ nicht-bolschewistischer Observanz zu markieren. (Vgl. etwa den Registerband 1 der „Lenin-Werke“, wonach der Begriff „Kommunismus“ vor 1917 nur sehr sporadisch und ohne hervorgehobene Bedeutung auftaucht.)

te des Weltkriegszeitalters heraus. Sondern sie waren in diesem Prozess auch auf denkbar intensive und komplexe Weise aufeinander bezogen – durch ein „Verhältnis von Hassliebe, wie es vielleicht in der Geschichte einzig dasteht“ (Walter Laqueur<sup>37</sup>); aber vor allem durch ein ganzes System gegenseitiger Entlehnungen und Übertrumpfungen, und fast immer im expliziten oder impliziten Bezug auf etwas Drittes: „den Westen“.

Vor allem der erste Weltkrieg war ein gewaltiger Generator all dieser Prozesse. Er totalisierte alle gesellschaftlichen Lösungsvorstellungen, mobilisierte zivile und bewaffnete Massen und beförderte fundamentalistische Selbstzuschreibungen und Selbstberufungen jeder Art. Er radikalisierte alle Feindschaften und Freundschaften, alle Phobien und Affinitäten, und zwang auch die Verfechter einer pluralen und demokratischen Gesellschaft, ihren Zielen eine forciert ideologisch-propagandistische Form zu geben. Insofern kann man sagen, dass alle geschichtsmächtig gewordenen Ideologiekomplexe und Massenbewegungen des 20. Jahrhunderts – jedenfalls im europäischen Raum – im Kontext des Ersten Weltkriegs und der anschließenden revolutionären Erschütterungen und Umbrüche entstanden sind. Sowohl der Begriff des „Westens“ wie der des „Ostens“, in der politisch-weltanschaulichen Bedeutung, in der sie einen großen Teil des 20. Jahrhunderts geprägt haben, dürften sich erst in dieser Periode herausgebildet haben. George Kennans Formel vom Ersten Weltkrieg als „*the great seminal catastrophe*“<sup>38</sup> – im Doppelsinne von „ursprünglich“ und „schöpferisch“ – umschreibt nicht zuletzt diese Tatsache (und ist mit der geläufigen Übersetzung als „Urkatastrophe“ nur ungenügend erfasst).

Russland und Deutschland, kein Zweifel, haben bei alledem eine (fatale) Schlüsselrolle gespielt. Zugleich, inmitten aller Krisen und Katastrophen, haben sie allerdings auch eine Zeitperiode durchlebt, deren kultureller Ertrag weit herausragt. Das alles vollzog sich in einem vielfältigen und intensiven Bezug aufeinander, der heute kaum noch erinnert und fast nicht mehr nachvollziehbar ist. Wenn schon, muss es sich darum handeln, diesen „Nexus“ zu rekonstruieren.

### Zur vorliegenden Arbeit

Natürlich ist es unmöglich, exakt zu bestimmen, was in einem gegebenen Zeitraum die „öffentliche Meinung“ eines Landes eigentlich ausgemacht hat - zumal sie niemals mit einer Stimme spricht, sondern aus einer Kakophonie unterschiedlicher und dissonanter Stimmen besteht. Die Frage, ob es zu einer bestimmten Zeit so etwas wie eine „herrschende Meinung“ gegeben hat, wird sich empirisch kaum jemals sicher beantworten lassen.

Was allerdings möglich erscheint, ist die Fixierung bestimmter zeittypischer Wahrnehmungsmuster, charakteristischer Ausblendungen, wiederkehrender Motivstrukturen oder Themenbündelungen, spezifischer Intensitäten oder regelrechter Obsessionen, usw. – und ihre Kombination miteinander, etwa in der Art, wie man Folien übereinander legt. Auf dieser Grundlage wird man so etwas wie Hauptströmungen identifizieren können, zumindest in der „veröffentlichten Meinung“ einer bestimmten Zeitperiode, mitsamt den dazu gehörigen Neben- und Gegenströmungen.

Natürlich ist jede Arbeit, die den Focus auf eine bestimmte Frage oder einen bestimmten Aspekt legt, „einseitig“, schon weil andere Fragen und Aspekte nicht mit einem entsprechendem Gewicht behandelt werden können. Immerhin kann es aber gelingen, den herauspräparierten Aspekt so stark und im Kontext der Zeit so plausibel zu machen, dass man ihn als einen wesentlichen Faktor jedenfalls nicht übergehen kann. Und immerhin lassen sich gängige Verallgemeinerungen oder Simplifizierungen, die in das Bild von der Zeit und ihren Akteure eingehen, entsprechend falsifizieren oder zumindest problematisieren. Auf diese Weise ist es dann möglich, ein stimmigeres, reicheres und in diesem Sinne auch richtigeres Bild der historischen Zusammenhänge, die man im Auge hat, zu zeichnen.

Die vorliegende Arbeit operiert in diesem Sinne nach unterschiedlichen, aber ineinandergreifenden Modi oder Richtungen.

- ◆ Den Anfang macht ein Versuch, die bisher vorliegende Forschungs-Literatur zum Thema kritisch zu würdigen und gleichzeitig zu „historisieren“, d.h. die wissenschaftliche Rezeptionsgeschichte ihrerseits als Reflex und Teil der Zeitgeschichte der Bundesrepublik und DDR zu betrachten.
- ◆ Lebensgang, Artikel, Schriften und Aufzeichnungen, insbesondere die als Quelle ersten Ranges bekannten, teils ungedruckten, teils gedruckten, aber bisher niemals ganz ausgeschöpften Stockholmer und Moskauer Tagebücher des Frankfurter Schriftstellers und Journalisten Alfons Paquet bilden das Material einer ausführlichen biographischen Tiefenstudie. An der Figur Paquets lassen sich die Wandlungen deutscher Russlandbilder in den Jahren einer ausgreifenden „Weltpolitik“ vor 1914, im Laufe des Weltkriegs und angesichts der Revolution in Russland, schließlich angesichts des deutschen Zusammenbruchs und im Zeichen der Versailler Nachkriegsordnung exemplarisch studieren. Im übrigen war Paquet selbst ein zentraler Akteur und Zeuge der deutschen Politik in Russland, nicht zuletzt als enger Kontaktmann führender Bolschewiki.
- ◆ Auf Basis einer gewissen Literaturdurchsicht der Jahre vor und während des Ersten Weltkrieges wird der Versuch unternommen, die „deutsche Idee“ (oder „Weltanschauung“) im Zeitalter des Imperialismus zu fixieren, d.h. die Umrisse der forcierten und essentialistischen Selbstzuschreibungen, die sich in erster Linie aus scharfen Abgrenzungen gegenüber den Nationen speisten, die als Haupttrivalen galten. Hier kam es vor allem darauf an, die weltanschaulichen Abgrenzungen bzw. Einvernahmen gegenüber Russland mit denen gegenüber den westlichen Staaten ins Verhältnis zu setzen, dies wiederum vor dem Hintergrund der realen Entwicklungen des Weltkriegs und einer vielfältigen Ostwendung des Deutschen Reiches.
- ◆ Eine wichtige Gegenperspektive bilden die eigentümlichen Deutschland-Fixierungen der Bolschewiki, die auf der Ebene ihrer phantastischen Weltrevolutionsprospekte wie in den Niederungen ihrer Realpolitik während und nach dem Weltkrieg noch einmal näher zu verfolgen wären. Das wäre eine, auf erweiterter Quellenbasis wieder aufzunehmende Forschung für sich. Hier ging es zunächst darum, die heute bekannten Sachverhalte in ein stimmiges Gesamtableau zu bringen, sowohl was die Phase der frühen Kontakte vor 1917 wie auch, was die mit der direkten Zusammenarbeit 1917/18 verbundenen Strategien und Ideologien betraf.
- ◆ Als Kontrast dient eine biographische Studie über Figur und Aktivität des Führers der deutschen Antibolschewisten Eduard Stadtler. An ihr lässt sich die affektive Ambivalenz und politische Zerrissenheit selbst der militant antibolschewistischen Gruppen und Personen in Deutschland exemplarisch studieren. Die Karriere Stadtlers fällt im übrigen weithin mit den Entwicklungen im politisch-publizistischen Umfeld der sog. „Konservativen Revolution“ sowie der Deutschnationalen Partei zusammen.
- ◆ Eine weitere skizzenhafte Studie gilt der Genese und internationalen Wirkungsgeschichte des Topos des „jüdischen Bolschewismus“ in der Kriegs-, Revolutions- und Nachkriegszeit. Welche Rolle spielte eine antisemitische Interpretation der russischen Revolution für die deutschen Antibolschewisten? Und welche Rolle spielte der Antibolschewismus für die deutschen Antisemiten – so zum Beispiel den deutschen Herausgeber der „Protokolle der Weisen von Zion“, Müller von Hausen? Und in-

wieweit mischte sich das eine wie das andere Ressentiment mit solchen der Russophobie – oder genau umgekehrt, der Russophilie? Auch dazu gibt es bisher nur Vermutungen, aber (über Einzelstudien hinaus) wenig empirische Untersuchungen.

- ◆ Im Kapitel „Zweifacher Revisionismus“ wird versucht, das Agieren der (politischen, militärischen, wirtschaftlichen) Eliten beider Länder in der Situation des Versailler Vertrags und das prekäre Verhältnis von Kollaboration und Subversion, in dem sie miteinander standen, zu rekonstruieren.
- ◆ „Von der Ostorientierung zum Lebensraum“ zeigt die innere Widersprüchlichkeit und zugleich die Logik in der Entwicklung der nationalsozialistischen Politik gegen Russland und dem Bolschewismus, insbesondere auch, was das Verhältnis von Anti-bolschewismus und Antisemitismus betrifft, bis hin zur Entscheidung über die „Endlösung“ und ihr Verhältnis zum Eroberungs- und Versklavungskrieg im Osten.
- ◆ „Der russische ‚Nexus‘“ behandelt die Existenz- und Orientierungskrise des Weimarer Deutschland zwischen Westintegration und Ostorientierung und entschlüsselt die „Große Angst“ des Zeitalters als eine viel breitere, nur weitläufig mit Sowjetrußland verbundene psychische und geistige Reaktion, die in Deutschland vor allem in den Kontext einer „Kultur der Niederlage“ gehört.
- ◆ Die von mir im Anhang des Bandes „Deutschland und die russische Revolution“ (1998) mehr oder weniger vollständig bibliographisch erfasste deutsche Buch- und Broschüren-Literatur über Russland und den Bolschewismus in den Jahren 1917 bis 1924 ergänzt die Befunde. An vielen verschiedenen Stellen nimmt diese Darstellung auf die bibliographischen Befunde Bezug, Das erste und vielleicht wichtigste Resultat ist die bloße Zahl von etwa 1200 Titeln, die die außerordentliche, fast beispiellose Intensität der Beschäftigung der deutschen Öffentlichkeit mit russischen Fragen in dieser Periode anzeigt.

## REZEPTIONSGESCHICHTE ALS ZEITGESCHICHTE

### Zur wissenschaftlichen Aufarbeitung deutscher Russlandbilder in der Bundesrepublik und DDR

Die in der Bundesrepublik und der DDR erstellten wissenschaftlichen Aufarbeitungen der deutschen Rezeptionen des revolutionär verwandelten Russland und seiner ideologischen Selbstbilder sind mittlerweile selbst Teil der Zeitgeschichte des 20. Jahrhunderts und können nach dem Umbruch der Jahre 1989-91 „historisiert“, d.h. in eine neue Perspektive gerückt werden. Das bedeutet nicht zuletzt, dass auch die Motive und Tendenzaussagen solcher Aufarbeitungen in ihrer jeweiligen Zeitbedingtheit mitreflektiert werden können und müssen.

Einer der frühesten Versuche einer rezeptionsgeschichtlichen Aufarbeitung war Heinrich Stammlers Aufsatz „Wandlungen des deutschen Bildes vom russischen Menschen“<sup>39</sup> aus dem Jahr 1957. Stammler ging programmatisch davon aus, dass „der gegenwärtige geschichtliche Moment eine völlige Neubelichtung, wenn man will, ‚Entmythisierung‘ dieses Bildes“ verlange.<sup>40</sup> Überraschenderweise war es ihm noch immer um die Entlassung Russlands aus jenen vielfachen Romantisierungen und weltgeschichtlichen Beauftragungen zu tun, wie sie vor allem in den Jahren „nach dem Zusammenbruch von 1918/19“ gang und gäbe gewesen seien, als „eine Welle hemmungsloser Russlandbegeisterung über die deutsche geistige Welt“ hinweggegangen sei, genährt aus einem tiefen „Skeptizismus angesichts der vom Westen vertretenen demokratisch-liberalen Zivilisationsideale“.<sup>41</sup>

Stammlers Aufsatz war ein – eher melancholisches – Plädoyer, diesen Fehler nicht noch einmal zu wiederholen. Das bolschewistische Russland habe gezeigt, dass die Russen sich die „technisierten Gesellschafts- und Produktionsformen“ sogar besonders blindlings und krude angeeignet hätten; „ihr revolutionär umgeformter Staat nahm zwar enorm zu an industrieller Kapazität und militärischer

Macht, aber das Land verödete geistig und seelisch“. Im Endergebnis fühle man sich „von Russland, vom russischen Menschen, von dem man so viel erwartet hatte, nicht so sehr besiegt, besetzt und bedroht, als vielmehr ... im Stich gelassen“. <sup>42</sup> Vielleicht habe man sich ja überhaupt in ihm getäuscht? Vielleicht sei der Russe weder der Naturmensch, noch der Machtmensch, noch der Seelenmensch (so laut Stammler die drei „Grundstereotypen“), als den man ihn im Westen und gerade in Deutschland – „ob in Zuneigung oder Abneigung“ – mystifiziert habe <sup>43</sup>. Somit könne er auch nicht der „nächstliegende, hoffnungsvollste Alliierte“ gegen die industrialisierte Massengesellschaft sein, den man so oft in ihm gesehen und erhofft hatte. „Dann aber müsste die gesamte ausländische wie heimische Russlanddeutung von anderthalb Jahrhunderten einer umstürzenden Revision unterzogen werden.“ <sup>44</sup>

Bemerkenswert sind Stammlers Betrachtungen vor allem durch die Selbstverständlichkeit, mit der sie sich Mitte der 50er Jahre noch ganz „innerhalb“ eines Diskurses bewegten, den der Autor offenkundig als den seit anderthalb Jahrhunderten vorherrschenden ansah: Darin firmierte Russland noch stets als das „Anderere“ gegenüber der technisch-industriellen Welt des Westens, als das letzte Bollwerk im „Kampf um die Erhaltung und Regenerierung der metaphysischen, ethischen und seelischen Substanz des Daseins“. <sup>45</sup> Das Dritte Reich und sein Feldzug zur Eroberung und Versklavung Russlands spielen in diesem Raisonnement erstaunlicherweise überhaupt keine Rolle. Auf dem Höhepunkt des Kalten Krieges verfasst und von einer amerikanischen Universität aus an eine deutsche Leserschaft gerichtet, lässt sich Stammlers Beitrag wohl auch als ein Beitrag zur damals noch keineswegs entschiedenen Diskussion über Westintegration oder Neutralismus (und damit latente Ostorientierung) der Bundesrepublik verstehen.

### „Russland im Blick Europas“

Von den positiven und negativen Mythisierungen Russlands seit dem 19. Jahrhundert handelte auch Dieter Grohs weit ausgreifende Arbeit über „Russland und das Selbstverständnis Europas“, die er Ende der 50er Jahre als Dissertation ver-

fasste und 1961 als Buch vorlegte.<sup>46</sup> Die Grundlage seiner Untersuchung bildete eine gemeinsam mit Dmitrij Tschizewskij herausgegebene Sammlung historischer Texte „zum Problem des westeuropäischen und russischen Selbstverständnisses“.<sup>47</sup>

So eng geistesgeschichtlich Grohs Untersuchung angelegt war (wie er im Vorwort zur Taschenbuchausgabe von 1988 selbst distanzierend betonte<sup>48</sup>), so strikt war sie doch in der politischen Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts verankert. Ihr Gegenstand waren die politisch-ideologischen Reflexe bzw. geschichtsphilosophischen Reflexionen, die der parallele Aufstieg Russlands wie Amerikas zu Großmächten neuen, eigenen Typs im Selbstverständnis Europas auslöste. Die Darstellung konzentrierte sich auf die Behandlung der zahlreichen Russlandskriften der Zeit von 1789 bis nach 1848, in denen die neue Großmacht des Nordens bzw. Ostens den einen als metaphysische Bedrohung, den anderen jedoch als glückliche Ergänzung oder sogar providentielle Rettung Europas vorgestellt wurde – aber stets als ein Gegenbild, aus welchem Europa erst eine klarer umrissene Auffassung seiner selbst bezog. Grohs Ausgangs- und Schlussthese war es, dass der moderne Ost-West-Gegensatz bereits im europäisch-russischen Gegensatz seit 1789 angelegt gewesen sei; ja, dass „sämtliche Möglichkeiten der Selbstausslegung des geschichtlichen Verhältnisses Europas zu Russland und Amerika zwischen 1835 und 1860 schon verwirklicht waren“.<sup>49</sup>

Offenkundig war das insgeheime Programm der Untersuchung Grohs eine Entlarvung der Rhetoriken des „Kalten Krieges“, weshalb die negativen Bedrohungsszenarien in seiner Darstellung auch eine stärkere Beachtung und Akzentuierung erfuhren als die positiven Heilserwartungen, die für Stammler so deutlich im Vordergrund gestanden hatten.

#### Laqueurs „Studie gegenseitigen Missverstehens“

Die Arbeit Grohs war jedenfalls ein erster, großangelegter Zugriff auf das Thema der tradierten deutschen und europäischen Russlandbilder. Etwas ähnliches unternahm wenig später, ganz aus der Perspektive des 20. Jahrhunderts und des to-

talen Zusammenstoßes von 1941, Walter Laqueur mit seinem gleichzeitig in englischer und deutscher Sprache erschienenen Buch „Russland und Deutschland“.<sup>50</sup> Das Buch sollte eine Geschichte der Gedanken sein, „die sich Russen und Deutsche in diesem Jahrhundert übereinander gemacht haben“<sup>51</sup>, wobei Laqueur davon ausging, dass seine Arbeit im Kern auf „eine Studie gegenseitigen Missverstehens“<sup>52</sup> hinausliefe. Seiner Meinung nach resultierte ein Gutteil der schweren Konflikte beider Länder aus tradierten Fehlvorstellungen übereinander, deren Aufklärung ihm noch immer von höchster historischer und aktueller Bedeutung erschien. Denn: „Die russisch-deutschen Beziehungen sind in den letzten hundert Jahren eines der Schlüsselphänomene im Weltgeschehen gewesen, und sie sind es auch heute noch ...“.<sup>53</sup>

Alles in allem sah Laqueur in den Beziehungen beider Völker ein „Verhältnis von Hassliebe, wie es vielleicht in der Geschichte einzig dasteht“<sup>54</sup>, am Werke. Und nicht zufällig sei gerade im aufgeladenen deutsch-russischen Beziehungsfeld jener fatale Ideologietransfer vonstatten gegangen, der das eigentliche Kernstück seiner Darstellung bildete: nämlich der Übersprung der apokalyptisch-antisemitischen Ideen einer all-jüdischen Weltverschwörung aus Zirkeln der „weißen“ russischen Emigration in das Milieu der frühen NS-Bewegung in München, wobei Baltendeutsche wie Rosenberg oder Scheubner-Richter eine entscheidende Mittlerrolle gespielt hätten. Von dort erst habe die Weltkarriere der apokryphen „Protokolle der Weisen von Zion“ ihren Ausgang genommen.<sup>55</sup>

Was die „Lebensraum“-Pläne Hitlers gegenüber der Sowjetunion anging, hielt Laqueur allerdings eher traditionelle, aus deutsch-völkischem Superioritätswahn gespeiste Vorstellungen über Slawen und Russen für bestimmend. Zugleich hob er jedoch auch die starke Rolle der vielen, mit Sowjetrussland sympathisierenden oder an einer engen realpolitischen Zusammenarbeit interessierten Kräfte der Weimarer Zeit hervor, von den Kommunisten und Linksintellektuellen über diverse Lebensreformer, jugendbewegte Nationalrevolutionäre, politisierende Militärs und konservative Russophile bis hin zu den linken Nationalsozialisten. Wie das eine mit dem anderen zusammenging, welche Rolle russophobe, antisemitische oder sonstige ideologische Wahnvorstellungen bei den Entscheidungen der

Jahre 1933, 1939 oder 1941 tatsächlich gespielt haben und warum sie plötzlich so virulent wurden, ließ Laqueurs Darstellung letztlich (weise) offen. Sie versuchte gar nicht erst, das widersprüchliche Bild, das sie zeichnete, auf einen General-Nenner zu bringen. Dieser Mangel des Buches war einer seiner größten Vorzüge.

### Perspektivwechsel der Fischer-Kontroverse

Eine ganze Reihe von Einzelstudien hat in den sechziger, siebziger und achtziger Jahren die Einstellungen zu Sowjetrußland in den verschiedenen Milieus, Parteien oder Gruppierungen der Weimarer Zeit näher unter die Lupe genommen. Dabei standen drei Themenkomplexe bzw. Personengruppen im Vordergrund: die Sozialdemokratie, die nationalrevolutionäre Rechte sowie die verschiedenen Reisenden ins „neue Rußland“. Diese Auswahl war nicht zufällig. Der Blick war jetzt viel direkter durch eigene retrospektive Parteinahmen oder zeitbedingte Wertungen bestimmt. Und der Duktus der Untersuchungen war nun eher politologisch und ideologiegeschichtlich orientiert (mit Anleihen bei Soziologie, Publizistik oder Literaturwissenschaften) – statt, wie bisher, kultur- und geistesgeschichtlich.

Dazwischen lag das Ereignis des ersten großen bundesdeutschen Historikerstreites um die Thesen Fritz Fischers über den Ersten Weltkrieg und den deutschen „Griff nach der Weltmacht“. Diese Diskussion, die hier im einzelnen nicht aufzurollen ist, veränderte jedenfalls den Blick auf das Thema weitgehend. Indem Fischer viel stärker die annexionistischen Kriegsziele auch der Reichsleitung und der bürgerlichen Parteien in den Mittelpunkt stellte, sie mit Analysen der anachronistischen Sozialstruktur der Eliten untermauerte und aus dem Fundus der Alldeutschen und Rassentheoretiker stammende Ideologeme als politikleitend herausstellte, rückte er den Ersten Weltkrieg retrospektiv sehr viel direkter in die Kontinuität des Zweiten Weltkrieges mit all seinen Zügen eines Rassen-, Weltanschauungs- und Eroberungskrieges. Das machiavellistische Spiel mit den Bolschewiki (von Kühlmann bis von Hintze) ebenso wie die Pläne einer antibolschewistischen Interventionspolitik, die Ludendorff zugeschrieben wurde,

erschieden in dieser Darstellung der historischen Weltsituation von 1917/18 als unmittelbare Vorläufer der späteren nationalsozialistischen „Ostraumpolitik“, mit allen Ingredienzien von Kulturressentiments und Rassenhass gegen Slawen, Russen und Juden.

Gegenüber einer älteren Geschichtsforschung der Nachkriegszeit und der fünfziger Jahre, die den Nationalsozialismus als einen Bruch und Sonderfall innerhalb der deutschen Geschichte hatte isolieren wollen, wurden nun viel stärker die Kontinuitäten herausgestellt. Die Weimarer Republik erschien in dieser Darstellung als ein reines Zwischenreich ohne eigene Ideologie und Politik, deren führende Gruppen, Parteien und Protagonisten so oder so, durch Opportunismus und Selbstverrat oder durch direkte ideologische Hilfestellungen, dem Nationalsozialismus den Weg bereitet hatten – bis auf jene wenigen, die ein „anderes Deutschland“ repräsentierten.

Einige Beispiele mögen den Paradigmenwechsel verdeutlichen, den die „Fischer-Kontroverse“ im hier behandelten Themenfeld mit sich brachte.

### Bolschewismus und deutsche Sozialdemokratie

Die 1967 erschienene Arbeit von Peter Lösche „Der Bolschewismus im Urteil der deutschen Sozialdemokratie 1903-1920“ spitzte sich auf die Schlussfolgerung zu, dass „die Furcht vor dem Bolschewismus, die in den Kämpfen der Novemberrevolution zu einer Ideologie des Antibolschewismus gerann, eines der wichtigsten einengenden und retardierenden Elemente einer demokratisch-sozialistischen Entwicklung in Deutschland“ gewesen sei.<sup>56</sup> Wie auf der Gegenseite der Spartakusbund, sei auch die SPD „dem bolschewistischen Vorbild bzw. Schreckbild verhaftet“<sup>(\*)57</sup> geblieben und habe damit auf die Möglichkeit verzichtet, jenseits des Rahmens einer bloßen „bürgerlichen Demokratie“ für eine andere politische Verfassung, etwa für ein demokratisches Räteresystem, zu optieren.<sup>58</sup>

---

(\*) Bezeichnend ist, wie in Lösches linkssozialistisch orientierter Arbeit von 1967 die spätere Nolte-Formel vom „bolschewistischen Vorbild bzw. Schreckbild“ wörtlich auftaucht. Das belegt noch einmal, dass die Argumentation Noltés einfach auf die politische Umwertung oder Umkehrung eines auf der Linken geläufigen Interpretationsmusters hinausläuft.

Stattdessen habe der idealistische Glaube der SPD-Führer an die parlamentarische Demokratie „geradezu naturrechtlichen Charakter“ angenommen, um den Preis, dass man „den Sozialismus hinter die Demokratie zurückstellte und jede Form revolutionärer Gewalt als reaktionär abtat und damit zugleich auf die schöpferischen Kräfte der Revolution verzichtete“. Dadurch sei der Weg der Republik aber bereits mehr oder weniger vorgezeichnet gewesen: „Unter dem Deckmantel des Antibolschewismus restaurierten sich die alten gesellschaftlichen Kräfte“<sup>59</sup> – nur um 1933, noch immer im Zeichen des Antibolschewismus, den Faschisten die Macht zu übertragen, die ihren kampflosen Sieg somit entscheidend der „Spaltung der deutschen Arbeiterbewegung“ verdankt hätten.<sup>60</sup>

Abgesehen von allen Fragen, die dieses Interpretationsmodell aufgibt, und von seinem impliziten Subtext: der Aufdeckung „restaurativer Tendenzen“ auch in der BRD, lag die Problematik für das hier behandelte Thema bereits in dem prononciert ideologiegeschichtlichen Ansatz der Arbeit. Nach Lösches Argumentation beruhte das fatale Versagen der Sozialdemokratie 1918/19 auf einer doppelten ideologischen Bornierung. So habe sich ein mangelndes Verständnis für die besonderen Bedingungen der russischen Revolution von Anfang an im ignoranten Desinteresse für die „Zänkereien“ zwischen Menschewiki und Bolschewiki niedergeschlagen. Nach einer kurzen Phase der Sympathie für die Bolschewiki wegen der Friedenspolitik Lenins im November/Dezember 1917 habe sich diese alte Aversion zu einer regelrechten „Ideologie des Antibolschewismus“ verfestigt. In den Arbeiten Kautskys und einer ausgedehnten sozialdemokratischen Publizistik habe man schon im Sommer 1918 begonnen, die Bolschewiki nicht mehr nur als Putschisten, sondern als Diktatoren und „asiatische Despoten“ zu brandmarken, mit dem selben Vokabular, mit man zuvor gegen den reaktionären Zarismus polemisiert hatte. Damit aber habe sich die SPD in der deutschen Novemberrevolution selbst die Hände gebunden und das Schicksal der Republik an die politische Rechte und die „alten gesellschaftlichen Kräfte“ ausgeliefert. Vor allem ihr Versäumnis, das Rätssystem in der Verfassung zu verankern, habe zur Spaltung der Arbeiterschaft, zu einer weitgehenden politisch-sozialen Restauration und schließlich zur Gegenrevolution von 1933 geführt.

So instruktiv die Arbeit Lösches im einzelnen war, so deutlich blieb sie in ihren eigenen politischen Vorgaben befangen. Was die Mehrheits-Sozialdemokraten davon zurückhielt, das Rätssystem zum Bestandteil der Verfassung zu machen, waren doch wohl weniger Motive eines ideologischen Antibolschewismus als viel eher ein hausgemachter Reformismus, der aus ganz eigenen Erwägungen und Interessen auf eine parlamentarische Parteiendemokratie, ergänzt durch eine Wirtschaftsdemokratie mittels Betriebsräten und Gewerkschaften, setzte. Fast verhielt es sogar umgekehrt: Die prononciertesten Verfechter einer Räteverfassung in der SPD, wie Max Cohen und Julius Kaliski, die Lösche als Kronzeugen anführt, propagierten ihre Vorstellungen gerade im Rahmen einer Strategie des „positiven“ Antibolschewismus, teilweise sogar in den Publikationen der „Antibolschewistischen Liga“.<sup>(\*)</sup> 61

Auch sonst greift es viel zu kurz, die sich verschärfende Gegnerschaft der deutschen Sozialdemokraten gegen den Bolschewismus als eine bloße hysterische Verkennung oder Anpassungsleistung an das bürgerliche Lager zu sehen. Diese Gegnerschaft hatte rational wie emotional wohlbegründete Argumente für sich. Sie erwuchs nicht zuletzt aus der Erfahrung einer Verfolgung der russischen Sozialisten, welche die der früher so oft und grell angeprangerten zaristischen Despotie bereits weit hinter sich ließ. Mochte es analytisch auch unzureichend sein, vom Bolschewismus als einem „Zarismus, den man auf die Spitze gestellt hat“ (so Otto Landsberg<sup>62</sup>) zu sprechen – als polemische Bezeichnung war das noch recht maßvoll, zumal im Vergleich mit den umgekehrten Invektiven der Bolschewiki und Spartakisten gegen die Sozialdemokraten. Im übrigen enthielt das Schrifttum der emigrierten russischen Sozialisten und Sozialrevolutionäre, auf

---

<sup>(\*)</sup> Max Cohen zum Beispiel veröffentlichte im Mai 1919 in der Schriftenreihe des Stadtlerschen „Generalsekretariats zum Studium und zur Bekämpfung des Bolschewismus“ eine Broschüre „Der Aufbau Deutschlands und der Rätegedanke“, die auf seiner Rede vor dem zweiten Rätekongress im April basierte. Im Vorwort schreibt er, der russische Bolschewismus habe „das Rätssystem in das System der Rätediktatur umgefälscht. Das muss in Deutschland verhindert werden.“ (Revolutions-Streitfragen, Neue Folge, H. 2, Hrsg. Generalsekretariat zum Studium des Bolschewismus, Berlin 1919, S. 1 ). Das entsprach durchaus der Linie der „Antibolschewistischen Liga“ und ihres Gründers Eduard Stadtler, wonach man den Bolschewismus am besten bekämpfe, indem man ihm seine besten Ideen entreiße, vor allem die Räteidee, und sie auf deutliche und konstruktive Weise realisiere.

das diese Verurteilungen sich stützten, immerhin einige der fundiertesten Kritiken der Ideologie und Praxis des Leninismus, die damals zu finden waren.

Abgesehen davon war die Sozialdemokratie im Weimarer Parteienspektrum die am konsequentesten nach Westen orientierte, für die revisionistische Strategie eines Anti-Versailles-Blocks am wenigsten aufgeschlossene Kraft. Wenn sie als das Hauptbollwerk der Republik und insoweit auch als die konstanteste Kraft des Antibolschewismus in Deutschland fungierte, und wenn sie deshalb von allen Parteien auch die geringsten Neigungen einer selbst pragmatischen „Ostorientierung“ zeigte, dann zeugte das vielleicht von einer gewissen politischen Unbeweglichkeit oder auch Selbstüberschätzung, aber sicherlich nicht von Fanatismus, Hysterie, Irrationalität oder Anpassung an die politische Rechte.<sup>63</sup>

#### Der „Tat“-Kreis und seine Osteuropabilder

Die Vorstellung, dass der Antibolschewismus die zentrale Ideologie des bürgerlichen und rechten Lagers in den Jahren der Weimarer Republik gewesen sei, war die andere, komplementäre Fehlwahrnehmung, die sich seit den späten sechziger Jahren festsetzte und zäh behauptete, entgegen dem, was einige der grundlegenden Arbeiten über die Weimarer Rechte, insbesondere die Strömungen der „Konservativen Revolution“ und benachbarte Gruppierungen, frühzeitig schon an Material ausgebreitet haben.<sup>64</sup>

Von den Einzelstudien über die deutschen Russland- und Osteuropabilder sowie die Stellungnahmen zum Bolschewismus im Milieu der nationalen Rechten<sup>65</sup> war Hans Heckers 1971 veröffentlichte Dissertation über „Die TAT und ihr Osteuropabild 1909 bis 1939“<sup>66</sup> die mit Abstand substantiellste. Sie führt geradewegs in jenes politisch-ideologische Syndrom ambivalenter Faszinationen und Phobien, das in der vorliegenden Untersuchung zur Debatte steht.

Die von Eugen Diederichs, dem Präzeptor der „freideutschen“ Jugendbewegung, als Haus-Zeitschrift seines Verlages gegründete und inhaltlich mitgeprägte „Tat“ war das vielleicht typischste Produkt einer Bestrebung, die von romanisch-germanophilen Prämissen ausgehend sehr schnell dazu kam, sich immer

stärker „nach Osten“ zu wenden. Diesen „Osten“ bildete in erster Linie Russland, mit dem Deutschland über ein germanisch-slawisches „Zwischeneuropa“ hinweg Fühlung nehmen sollte. Was vor 1914 nur die vage Idee eines großen Kulturraumes war, verwandelte sich während des Weltkrieges zu einer weit ausgreifenden imperialen Konzeption, die nach der Niederlage, unter dem Eindruck der bolschewistischen Revolution und der Neuordnung Europas in Versailles, Züge eines nationalrevolutionären Ausbruchsversuches nach Osten annahm.

Ambitionen einer regenerierten deutschen Weltmacht verbanden sich darin mit Vorstellungen einer neuartigen geistigen Synthese. So wurde das „deutsche Wesen“ als das zweifellos höhere und überlegene Element gesehen – vergleichbar dem Manne im Verhältnis zum Weibe. Diese Geschlechter-Metaphorik übertrug Diederichs, der sich selbst eines „Tropfens slawischen Blutes“ in seinen Adern rühmte, nun ins Völkisch-Übervölkische. Dem „Bild der weiblich-chaotischen slawischen Seele“ stand dann die männlich-deutsche „Gotik der Seele und mit ihr die Kraft architektonischen Gestaltens“ gegenüber. Die Metaphorik des Weiblich-Chaotischen der Slawen war aber nicht schlichtweg negativ, sondern sie enthielt auch die komplementären, höchst positiven Bedeutungen von Fruchtbarkeit, ursprünglicher Volkstümlichkeit und Naturnähe, lebendiger Religiosität usw. Gerade aus der intimen Vereinigung des slawischen und germanischen Elementes sollte eine neue schöpferische Kraft entstehen – eine neue dogmenlose Pan-Religiosität, eine neue ganzheitliche Ordnung, ein neuer Volks-Sozialismus usw.

Als Kronzeugen dieses weltgeschichtlichen – und letzten Endes heilsgeschichtlichen – Zeugungsaktes waren aufgerufen: Leo Tolstoi, dessen politisch-religiöse Schriften und Gesammelten Werke Eugen Diederichs als erster herausgegeben hatte; Thomas G. Masaryk mit seinem Werk „Russland und Europa“, das Diederichs selbst mitangeregt und dann berühmt gemacht hatte; sowie Wladimir Solowjow, der als Philosoph einer neuen west-östlichen Panreligion galt; aber ebenso auch bereits Maxim Gorki als der Dichter und leibhaftige Protagonist eines „barfüßigen“, urwüchsig-russischen Sozialismus; und sie alle überragend der düstere Genius Fjodor Dostojewskis. Dessen Lehren wurden wiederum kurzgeschlossen mit denen einer Reihe von Verkündern der „deutschen Idee“: von

Friedrich Nietzsche über Paul de Lagarde bis Arthur Moeller van den Bruck, den deutschen Herausgeber und Interpreten Dostojewskis, der auch zum *spiritus rector* des späteren „Tat-Kreises“ wurde.

Hecker sah dieses ganze schillernde Ideen- und Strategien-Konglomerat der „Tat“-Leute schließlich in einer „Ideologie der ‘All-Östlichkeit’“ zusammengefasst – deren beschränkter Sinn und Zweck es jedoch nur gewesen sei, „die ‘östlichen’ Völker unter dem Zeichen des Antikapitalismus, d.h. der Antiwestlichkeit, (zu) vereinen“, um sie dann wieder als „Träger der deutschen Ost- und Südostexpansion“ zu funktionalisieren.<sup>67</sup>

Diese Interpretation, die hinter die Differenziertheit der eigenen Darstellung weit zurückfällt, stützte sich auf eine kurze, bruchstückhafte Schlussuntersuchung, die umriss, wie die „Tat“ mit ihrem spezifischen Ideenmix nach 1933 scheinbar mühelos für die NS-Politik funktionalisiert werden konnte. Viele der darin geschilderten Anpassungsleistungen sind tatsächlich beklemmend – oft allerdings auf recht eigentümliche Weise: So wenn Eugen Diederichs nach Jahren erbitterter Polenfeindschaft in Józef Pilsudski den „Archetypus des Führers“ schlechthin entdeckte und ihm durch die Herausgabe einer zweibändigen posthumen Werkausgabe 1935 huldigte<sup>68</sup>; oder wenn Klaus Mehnert von Moskau aus in Korrespondenzen und Zeitschriftenbeiträgen bis 1936 Stalin als national-russische Führergestalt pries und die Gesellschaftsorganisation der UdSSR als einen eigenen, originären National-Sozialismus vorstellte, der auch Deutschland in vielem als Vorbild dienen könne<sup>69</sup>.

Letzten Endes war immer klar, dass alle diese schwärmerisch-imperialen Ideen einer germanisch-slawischen Synthese den rassenpolitischen Vorstellungen der Nazis nicht nur nicht entsprachen, sondern direkt entgegenliefen. Diese versuchten daher ab 1936 verstärkt, die verschiedenen Formen einer deutschen „Ostideologie“ – die sie zu Recht in schärfsten Gegensatz zur „Ostpolitik“ im Sinne Hitlers stellten – auszumerzen.<sup>(\*)</sup>

---

(\*) Davon zeugen die auf Bestellung gelieferten Arbeiten jüngerer NS-Ideologen, etwa die als wissenschaftliche Erledigung der Lehren Moeller von den Brucks angelegte Dissertation eines Woldemar Fink: „Ostideologie und Ostpolitik. Die Ostideologie als Gefahrenmoment in der deutschen Außenpolitik“ (Diss.), Berlin 1936; oder eine im Rahmen des neugegründeten „Insti-

1939 wurde auch die „Tat“ nach Jahren der Schattenexistenz eingestellt. Einige ihrer führenden Autoren, wie Ferdinand Fried oder Giselher Wirsing, haben sich mehr oder weniger erfolgreich als Publizisten und Ideologen des Nazireichs zur Verfügung gestellt; andere, wie der letzte Chefredakteur Hans Zehrer oder eben Klaus Mehnert, haben sich nach 1933 weitgehend zurückgezogen; Adam Kuckhoff schließlich, der die Zeitschrift 1929 für ein Jahr geleitet hatte, fand sich im Widerstand – und nicht zufällig in den Reihen der „Roten Kapelle“.

Für die Arbeit Heckers wie für eine Reihe anderer Arbeiten dieses Typs gilt, dass die Isolierung der Untersuchung auf eine einzelne Zeitschrift und ein darum gruppiertes Ensemble von Autoren es kaum ermöglicht, die jeweiligen Positionen in den Kontext des zeitgenössischen Denkens einzuordnen und zu interpretieren. Man erfährt viel über „Die TAT und ihr Osteuropabild“ – aber weiß kaum viel mehr über die Zeit. Denn was damals gesagt und geschrieben wurde, erscheint nicht mehr als ein Kampf offener Optionen und vielfach verwirrender Oppositionen, sondern nur als Komponente eines Prozesses, dessen Ausgang feststeht.

### Das Phänomen der „Konservativen Revolution“

Alles in allem dürfte die „Konservative Revolution“ – trotz oder gerade wegen ihrer Ungreifbarkeit – zu den besterforschten Gebieten der Zeit- und Geistesgeschichte vor 1933 gehören.<sup>70</sup> Einige der Autoren, die über das Thema geschrieben haben, waren allerdings selbst noch von ferne in die weltanschaulichen Auseinandersetzungen involviert, die sie behandelten.

Klemens von Klemperer war es 1957 vor allem darum zu tun, die „Jungkonservativen“ als Leute zu brandmarken, die sich zu Unrecht als Konservative bezeichneten. „Man marschierte zuviel, trommelte zu laut, berauschte sich – was

---

tuts zur wissenschaftlichen Erforschung der Sowjetunion“ verfassten Polemik von Herrmann Greife: „Sowjetforschung. Versuch einer nationalsozialistischen Grundlegung der Erforschung des Marxismus und der Sowjetunion“, Berlin-Leipzig 1936. Die letztere Arbeit richtete sich in recht bedrohlichem Ton gegen Hoetzsch, Mehnert und die übrigen konservativen „deutschen Sowjetfreunde“.

hatte das noch mit Konservatismus zu tun?<sup>71</sup> Der Sündenfall des deutschen Konservatismus und Nationalliberalismus war es, Klemperer zufolge, dass er sich 1914 unter Berufung auf eine teilweise berechtigte Kritik des Rationalismus vom Hauptstrom des westlichen Denkens völlig abgenabelt habe. Von dieser Position eines vernünftigen liberalen Konservatismus konnte Klemperer pauschal sagen: „Der Geist von 1914 war zweifellos rechts gerichtet. Er war ebenso antiliberal wie irrational.“<sup>72</sup>

Mit ähnlicher Tendenz, jedoch von einem linksliberalen Standpunkt aus, hat Fritz Stern 1961 den deutschen „Kulturpessimismus“ und die völkische Ideologie, wie sie von Lagarde, Langbehn und Moeller van den Bruck entwickelt wurde, als die gemeinsame Quelle der „Konservativen Revolution“ wie des Nationalsozialismus beschrieben. Die Ideologen der ersteren seien unfreiwillige Wegbereiter der letzteren Bewegung gewesen. Dass die Nazis sich von Moellers Version eines „dritten Reiches“ so deutlich absetzten und einige der konservativen Nationalrevolutionäre sogar zu den wichtigsten Trägern des Widerstandes zählten, mochte dann eine gewisse, persönliche Ehrenrettung sein. „Aber, so müssen wir uns fragen, konnte es denn überhaupt ein anderes ‘drittes Reich’ geben?“<sup>73</sup>

Dagegen ging es Ernst-Otto Schüddekopf in seiner großen Arbeit über „Linke Leute von rechts“ 1961 um eine teilweise Rehabilitierung der deutschen Nationalrevolutionäre (was sich aus der zeitgemäß gekürzten späteren Taschenbuch-Ausgabe von 1972 kaum mehr so recht erschloss). Diese Bewegung sei zunächst ein legitimer Teil der ungeschriebenen „Geschichte des Aufstandes der Jugend Europas gegen Tradition, Konvention und erstarrte Ordnung“ gewesen. Der vielfach erneuerte Versuch, Nation und Sozialismus zu verschmelzen und in entschiedener Wendung nach Osten, nach Sowjet-Russland, gestützt auf die Arbeiterschaft, die Frontgeneration sowie die aktivistische Nachkriegs-Jugend einen echten „deutschen Sozialismus“ oder „National-Bolschewismus“ zu errichten, schien Schüddekopf nicht nur legitim, sondern womöglich die einzig gangbare Alternative vor 1933.<sup>74</sup>

Armin Mohler schließlich machte (zuerst in einer Dissertation 1949, dann publikumswirksamer in einem „Handbuch“ 1972) den Versuch, in einer Art sympa-

thetischer „Weltanschauungskunde“ geradezu ein Generalregister all der Personen und Bünde aufzumachen, die sich ex post unter den – erstmals 1927 von Hofmannsthal in den allgemeinen Sprachgebrauch eingeführten – Begriff der „konservativen Revolution“ fassen ließen. Für ihn handelte es sich um eine „geistige Erneuerungsbewegung“, deren Wurzeln bis in die Goethezeit zurückreichten und die ein weites Spektrum weltanschaulicher Referenzen aufweisen konnte, nicht nur im deutschen, sondern im europäischen Maßstab, von Nietzsche über Dostojewski bis Maurras. Was den politisierten Konservatismus der Weimarer Zeit anging, leugnete Mohler keineswegs eine Mitverantwortlichkeit für die Machtergreifung Hitlers 1933, sondern sprach, dem Aperçu eines zeitgenössischen Autors folgend, von den „Trotzkisten des Nationalsozialismus“. Er sah die revolutionären Jungkonservativen allerdings als eine zweite, parallele Strömung, deren Trennungsstrich gegenüber Hitlers Nationalsozialismus am Ende „mit Blut gezogen worden“ sei – und die im übrigen „ihr Ende noch nicht gefunden“ habe.<sup>75</sup> Damit war eine direkte Wiederanknüpfung angedeutet, wenn auch zunächst mit dem Gestus des unvoreingenommenen Kennenlernens.

Dagegen versuchte Louis Dupeux' Arbeit über „Nationalbolschewismus' in Deutschland“ von 1974, in polemischer Auseinandersetzung mit Mohler wie mit Schüddekopf, das in Frage stehende Phänomen auf seinen harten Kern zurückzuführen und zu entzaubern. Nach Dupeux hatte es zwar „Rechte Leute von links“, aber niemals „Linke Leute von rechts“ gegeben. Während die Linken, zumal die Kommunisten, die nationalrevolutionären Losungen und Stimmungen in Deutschland nach Versailles lediglich als taktisches Mittel zur Vorbereitung einer internationalen sozialistischen Revolution genutzt hätten, habe es sich beim „echten“ Nationalbolschewismus, wie ihn zum Beispiel der deutschnationale Professor Eltzheimer 1919 vertrat, um „eine rechtsextreme Einstellung“ gehandelt, die sogar „als die reinste und härteste Form des deutschen Nationalismus gelten kann“.<sup>76</sup> Auch Ideologen wie Ernst Niekisch seien in ihrer nationalbolschewistischen Phase (etwa von 1926 bis 1933) zu radikalen Rechten geworden, zu „deutschen Nationalfundamentalisten“, bevor sie später (wie Niekisch in der

SBZ bzw. DDR nach 19145) wieder zum Sozialismus und zur Linken rekonvertierten.<sup>77</sup>

Eine komplizierte Beweisführung – die die Frage aufwirft: Wie „rechts“, d.h. nationalistisch, war die radikale „Linke“, und wie „links“, d.h. sozialistisch, war die radikale „Rechte“ dieser Weltkriegsepoche? Und war nicht die Weimarer Periode womöglich eine Zeit, in der sich nicht nur die „Extreme berührten“, sondern in der auch die soziale und politische „Mitte“ der Gesellschaft sich in immer neuen Fieberschüben radikalisierte und damit erodierte? Auf diese Frage wird zurückzukommen sein.

### Zur Geschichte der deutschen Osteuropa-Historiographie

Eine sehr spät erst, in den 80er und 90er Jahren eröffnete Diskussion hat als einen wichtigen Träger überständiger völkerpsychologischer Klischees und eines auf die Sowjetunion übertragenen negativen „Russland-Komplexes“ schließlich die deutsche Osteuropa-Historiographie selbst herausgestellt. Wie in vielen anderen akademischen Disziplinen, ging es auch hier um die längst überfällige, von der Generation der Hauptbetroffenen kaum geleistete und vielfach verweigerte Aufarbeitung ihrer Rolle als Ideologen oder zumindest als Apologeten der Kriegs- und Rassenpolitik der Nationalsozialisten.

Als einer der ersten hat Christoph Kleßmann 1985 in einer scharfen Abrechnung das Zusammenspiel von „Osteuropaforschung und Lebensraumpolitik im Dritten Reich“ aufgedeckt.<sup>78</sup> Für die deutsche Osteuropaforschung, die von Anfang an eng mit der „großen Politik“ verflochten war und sich bereitwillig für imperiale Zwecke einspannen ließ, habe das Jahr 1933 zunächst noch keine Zäsur bedeutet, insofern „NS-Ostpolitik als Revisionspolitik verstanden wurde“.<sup>79</sup> Einige prominente nationalkonservative Osteuropa-Forscher wie Otto Hoetzsch oder Karl Stählin hätten allerdings nach kurzer Frist ausscheiden müssen. An ihrer Stelle kamen Vertreter der deutschumszentrierten „Ostforschung“ verstärkt zum Zuge, von denen nicht wenige sich ab 1939 zu Verkündern und, mehr noch,

zu Planern und Beratern der mörderischen Rassen- und Volkstumspolitik in Polen wie im ganzen okkupierten Osten gemacht haben.

Das eigentliche Skandalon sah Kleßmann aber darin, dass viele dieser schwerst kompromittierten „Ostforscher“ nach 1945 unter der Fahne einer neubelebten Abendlands-Ideologie und des Anti-Kommunismus mit kaum veränderten Vokabular hätten weitermachen können, vor allem im „Göttinger Arbeitskreis“. Die Aufarbeitung der Geschichte des Faches sei in fataler Arbeitsteilung den DDR-Historikern überlassen geblieben, die mit plump-propagandistischen Aufsätzen wie „Die ‘Ostforschung’ – ein Stoßtrupp des Imperialismus“ oder „Ostforscher, Ostfälscher, Ostfahrer“ mehr zur Vernebelung als zur Aufklärung beigetragen hätten. Erst mit den vom Münchener Institut für Zeitgeschichte unter Martin Broszat aufgearbeiteten Akten über die Kriegs- und Besatzungspolitik im Osten sowie durch Arbeiten wie Günther Stöckls „Osteuropa und die Deutschen“ habe die Osteuropa-Historiographie sich endlich aus ihrer „deutschtumsgeschichtlichen Selbstisolierung“ (so Klaus Zernack an anderer Stelle<sup>80</sup>) lösen können.

Behandelte Kleßmanns Arbeit vornehmlich die gegen Polen und die mittelosteuropäischen Staaten gerichteten deutschen Volkstums-Ideologien, so hat Gabriele Camphausen in ihren Arbeiten über „Die wissenschaftliche historische Russlandforschung in Deutschland 1892-1933“<sup>81</sup> sowie „Das Russlandbild in der deutschen Geschichtswissenschaft 1933 bis 1945“<sup>82</sup> diesen Komplex nach der Seite der Russland-Historiker hin spezifiziert.

Auch ihre Darstellung hebt hervor, dass die deutsche Osteuropaforschung seit ihren Anfängen unter dem „Primat von Außen- und Machtpolitik“ gestanden habe.<sup>83</sup> Zwar habe es neben der russlandfeindlichen Schule um Theodor Schiemann auch eine andere um Otto Hoetzsch gegeben, die Russland als europäische Macht verstanden habe und in der Zeit der Weimarer Republik – allerdings mit Stoßrichtung gegen Polen und die Westmächte – für eine engere Zusammenarbeit mit Sowjetrußland eingetreten sei. Nach 1933 sei diese Richtung aber binnen kurzem isoliert und ihrer institutionellen Grundlagen beraubt worden. Anderen Russland- und Osteuropa-Historikern sei es zunächst noch gelungen, sich in die wissenschaftliche Spezialforschung zurückzuziehen und den ärgsten Inanspruch-

nahmen für die nationalsozialistische Rassen- und Eroberungspolitik zu entziehen. Nach 1941 seien jedoch viele, auch ernsthafte Historiker, für das „Leitmotiv des Antibolschewismus“ ansprechbar gewesen, das „ein verbindendes Element zwischen nationalistischer und rassistischer Geschichtsschreibung“ dargestellt habe. Ganz im Geiste der NS-Propaganda hätten sie das deutsche Volk als den „Soldat Europas“ gerühmt (Reinhard Wittram), der zur Abwehr der „kontinentalasiatischen Welt des Bolschewismus“ (Karl Brandi) beziehungsweise des „bolschewistischen Steppen-Imperialismus“ (Peter Rohden), kurzum, zur Verteidigung „Kultureuropas gegen Asien“ (Heinrich v. Srbik) angetreten sei.<sup>84</sup>

Diese abendländisch-antibolschewistischen Feindbild-Stereotypen seien, folgt man Camphausen, nach der Niederlage 1945 mehr oder weniger ungebrochen weitertradiert worden. Selbst ein Nationalliberaler wie Friedrich Meinecke habe in seinen Betrachtungen über die deutsche Katastrophe davon gesprochen, dass Deutschland als „Schild Europas gegen Asien ... wieder Sinn und Halt“ finden müsse. Und Georg von Rauch habe noch 1959 mit Berufung auf Hermann Hesse „vom dichten Beieinander ... von Gott und Satan in der russischen Brust“ philosophiert.<sup>85</sup>

Mit diesen Beispielen gelangt Camphausen allerdings an den Punkt, wo um der Konstruktion einer ungebrochenen Tradition willen ziemlich Differentes über einen Kamm geschoren wird. Den liberalen Nationalhistoriker und westlich orientierten Vernunftrepublikaner Friedrich Meinecke, dessen privat geäußerte Sorge beim Ausbruch des Weltkrieges 1939 insbesondere einer drohenden „Veröstlichung“ und 1943 einer inneren „Bolschewisierung“ Deutschlands galt<sup>86</sup>, in eine Linie mit dem baltendeutschen Russlandkenner Georg von Rauch zu stellen, wenn dieser aus den emphatisch-russlandmystischen Schriften Hermann Hesses zitierte, macht schon für sich genommen wenig Sinn. Alles dies aber unter eine ungebrochene Kontinuität „negativer Russlandmotive“ vor und nach 1945 zu fassen, zeigt nur, dass sich der abstrakte Gesichtspunkt der „Feindbilder“ oder „Stereotypen“ als Maßstab der Kritik weitgehend verselbständigt hat.

Georg von Rauch ließen sich in der Tat Texte aus der Zeit des Dritten Reiches vorhalten, die zumindest opportunistisch waren und wahrscheinlich schlimmer –

ähnlich wie Werner Markert, Peter Scheibert oder vor allem Rainer Wittram.<sup>87</sup> Nur, was wäre die deutsche Osteuropa-Geschichtsschreibung ohne diese Namen? Will man sie ernstlich für eine ungebrochene Kontinuität „negativer Russlandmotive“ ins Feld führen? Tatsächlich ließen sich gerade in diesen Biographien die tiefen Ambivalenzen und radikalen Oppositionen plastisch verdeutlichen, die in den deutschen Bildern von Russland, vom slawischen Osten und vom Bolschewismus immer wieder, je nach historischer Situation, zum Vorschein kamen.<sup>(\*)</sup>

Entsprechendes gilt auch für andere prominente Namen, die auf dem Historikertag 1997 in Frankfurt – mehrheitlich posthum – ins Zentrum der Kontroversen über die Rolle der Geschichtswissenschaften im Dritten Reich gestellt wurden, vor allem Theodor Schieder und Werner Conze. In der Darstellung Götz Alys und anderer sind sie nicht nur Vordenker, sondern praktische Strategen einer gewalttätigen deutschen Germanisierungspolitik im Osten gewesen, bis hin zur immer wieder geforderten „Lösung der Judenfrage“, aus der sich schließlich die Vorstellungen einer „Endlösung“ herauskristallisierten.<sup>88</sup>

In der Tat: Keine hermeneutische Bemühung wird diese Texte „verständlicher“, d.h. harmloser machen können, als sie waren. Aber das ändert nichts an der Tatsache, dass die Zitierten zu Recht unter die Väter der modernen bundesdeutschen Sozialgeschichte gerechnet werden können.<sup>89</sup> Alle skandalösen Retuschen alter Texte, alle historischen Relativierungen und privaten Beschönigungen zeigen nur auf ihre Weise, dass von einer „ungebrochenen Kontinuität“ der in den Volkstumsforschungen der Kriegs- und Vorkriegszeit gepflegten Bilder slawischer Nachbarstaaten und Völker mit denen, die im bundesdeutschen historischen Schrifttum überwiegend im Schwange waren, eben nicht die Rede sein kann – und am allerwenigsten wohl, was Russland betrifft.<sup>90</sup>

---

<sup>(\*)</sup> Dass die „Nazifizierung“ gerade der Russlandforschung nie ganz gelungen ist, ist das überraschende Ergebnis der Untersuchung des früheren DDR-Historikers Gerd Voigt (Russland in der deutschen Geschichtsschreibung 1843-1945, Berlin 1994). Voigt zufolge erschienen gerade in der Periode des Hitler-Stalin-Paktes noch einmal eine ganze Welle aufgestauter Manuskripte. Auch für die Periode von 1937 bis 1942 erfasst Voigts bibliographische Übersicht mehr als 60 substantielle Arbeiten über die russische und sowjetische Geschichte, darunter ein bis zwei Dutzend „wissenschaftlich sehr achtbare“. (S. 296 f.)

Überschaut man die Nachkriegs-Periode im ganzen, so ist festzustellen, dass sich die so vielfach beschworene Negativtradition spätestens seit den 60er Jahren im wissenschaftlichen Schrifttum deutscher Historiker kaum noch nachweisen lässt. Im Gegenteil: Je lebhafter die Traditionen und Kontinuitäten negativer Russlandbilder und antibolschewistischer Feindbilder beschworen wurden, umso hartnäckiger wurde übersehen, dass die Kritiker längst selbst eine Tradition und Kontinuität begründet hatten, die zum Hauptstrom der Forschung wie der öffentlichen Meinung geworden war. Mehr noch: Man hatte damit selbst an eine ältere Tradition und Kontinuität wieder angeschlossen, die man aus bestimmten (man kann mit freundlicher Selbstironie sagen: heroisch-narzisstischen) Gründen hartnäckig als minoritär und oppositionell darstellen wollte.<sup>(\*)</sup>

#### DDR-Forschungen: Rapallo und retour

Dass sich die Interpretationsraster dieser alten-neuen, über das „sozialliberale“ Spektrum weit hinausreichenden Hauptströmung der bundesdeutschen Forschung und öffentlichen Meinung zunehmend auch mit einigen apriorischen Grundannahmen der zahlreichen DDR-Forschungen zum Thema berührten, ist bereits erwähnt worden. Dabei handelte es sich beileibe um keinen Akt der ideologischen Infiltration, weder in der einen noch in der anderen Richtung, sondern um einen begleitenden Aspekt der Politik des „Wandels durch Annäherung“, die von einer übergroßen politischen Mehrheit der Bundesbürger (wie sicherlich auch der Bürger der DDR) befürwortet und daher von der christlich-liberalen Regierung Kohl-Genscher nach 1981 bruchlos fortgesetzt wurde.

---

<sup>(\*)</sup> Die Chimäre der „Ewiggestrigen“, der „Ostlandfahrer“, der „fanatischen Antikommunisten“ usw. war in den 50er und 60er Jahren das natürliche, nur zu begreifliche Objekt aller Selbstbestimmungen und Selbstbestätigungen der jüngeren, „kritischen“ Generation in der Bundesrepublik. Es bedeutet keine Blamage, wenn man im Nachhinein feststellt, dass es ernstzunehmende Bestrebungen eines bundesdeutschen Revanchismus, gar im Geiste des Nationalsozialismus, kaum recht gegeben hat – oder jedenfalls nur in randständiger Position. Dagegen haben gerade auch die bundesdeutschen Rechtsparteien (von der DRP über die NPD bis zu den Republikanern) die deutsch-nationalen Traditionen einer tendenziellen Ostorientierung wieder aufgenommen. (Vgl. Gerd Koenen: Wahlverwandtschaften. Die russische und die deutsche Rechte. In: Der Schirinowski-Effekt. Wohin treibt Russland?, hrsg. von Wolfgang Eichwede, Reinbek b. Hamburg 1994, S. 187-210)

Selbstverständlich war in der historischen Literatur der DDR das vorbehaltlose Bekenntnis zur Sowjetunion und die klare Parteinahme für den Marxismus-Leninismus der einzig denkbare Maßstab der Kritik wie der Akzeptanz. Diese in der Partei konzentrierte Form höchster „ideologischer Bewusstheit“ sollte – dem herrschenden Narrativ zufolge – stets auch dem tiefen, instinktiven Wunsch der proletarischen Massen zum Anschluss an Sowjetrußland entsprochen haben, während in der „herrschenden“ bürgerlichen Politik und Publizistik ein kalter Hass und rasende Feindschaft gegen den Bolschewismus regiert habe, mittels dessen es zeitweise tatsächlich gelungen sei, die Massen zu verunsichern oder gar zu verhetzen.

Die Ausnahme sollen einige weitsichtige „Realisten“ aus dem bürgerlichen Lager gebildet haben, die zumindest die Rapallo-Politik konsequent durchführen wollten und eine engere Verbindung mit der aufstrebenden Sowjetunion als den einzigen Weg der nationalen Rettung Deutschlands erkannten<sup>(\*)</sup>, sowie eine Reihe bürgerlicher Humanisten, die es vermochten, über ihren Schatten zu springen und den irreversiblen Siegeszug des Sozialismus oder mindestens die historische Größe des „sowjetischen Experiments“ anzuerkennen.<sup>91</sup>

Die vielfachen, oft abrupten Wendungen der Politik der SED brachten allerdings in dieses Grundsche ma der DDR-Historik eine erhebliche Spannbreite differierender Bewertungen. Im Zeichen der „nationaldemokratischen“ Bündnispolitik der späten vierziger und frühen fünfziger Jahre, worin Personen wie der frühere Reichskanzler Wirth, der Feldmarschall Paulus, der Rennfahrer von Brauchitsch oder der Schriftsteller Thomas Mann eifrig umworben wurden und ein Ernst Niekisch seine alten nationalrevolutionären Affekte im Rahmen der DDR-

---

<sup>(\*)</sup> Ein interessantes, fast schon kurioses, weil arg verspätetes Beispiel dieser Selbstlegitimierungen des deutschen Kommunismus als eines nationalen Rettungswegs im Anschluss an Rußland ist das 1990 erschienene Buch von Sigrid Wegner-Korfes: „Otto von Bismarck und Rußland. Des Reichskanzlers Rußlandpolitik und sein realpolitisches Erbe in der Interpretation bürgerlicher Politiker (1918-1945)“, Berlin (DDR) 1990. Die Autorin legitimierte von dieser Position aus noch einmal die biographische Entscheidung ihres Vaters, der als deutscher Offizier in sowjetischer Kriegsgefangenschaft führend an der Gründung des „Nationalkomitees Freies Deutschland“ und später als Nationaldemokrat an der Gründung der DDR und ihrer Nationalen Volksarmee (NVA) teilnahm.

Propaganda ausleben durfte, waren auch die retrospektiven Bewertungen der Weimarer Politik und ihrer Repräsentanten noch verhältnismäßig großzügig.

Die Wende zum „Aufbau des Sozialismus“ 1952 und der Aufstand am 17. Juni 1953 bedeuteten eine ideologische Verhärtung, die sich 1954/55 jedoch wieder zugunsten einer verstärkten deutsch-nationalen Rhetorik (vor allem gegen die Wiederbewaffnung der Bundesrepublik) milderte. Das Jahr 1956 brachte mit der offiziellen Entstalinisierung durch den XX. Parteitag der KPdSU eine kurzfristige „neo-leninistische“ Linkswendung mit sich, die sich, zumal nach den Aufständen in Polen und Ungarn, wieder in kritischeren Beurteilungen bürgerlicher, pazifistischer oder unabhängig-sozialistischer Positionen niederschlug. Die Doppelstrategie der verschärften Abgrenzung bei gleichzeitigen offensiven „Konföderations“-Angeboten ab 1958 ging noch einmal mit einer Welle emphatischer Rapallo-Literatur einher – als letzter vergeblicher Versuch, die BRD unter Berufung auf eine alte Tradition der Ostorientierung aus NATO und EWG herauszulotsen.

Mit dem Mauerbau fand diese Publizistik ein abruptes Ende. Auch die Historiographie hatte jetzt ihren Beitrag zur Politik einer verstärkten Abgrenzung der „zwei deutschen Staaten“ zu leisten – von denen der eine als Bollwerk des Weltfriedenslagers um die UdSSR, der andere dagegen als Bollwerk der ewigen Kalten Krieger, Ostlandfahrer, KZ-Baumeister usw. gezeichnet wurde. Gegen deren abenteuerlichen Konfrontationskurs stellte sich angeblich eine breite Front der Friedenskräfte hüben und drüben, die – zumal in Verbindung mit der Jugendprotestbewegung in Westberlin und Westdeutschland 1967/68 – letzte Blütenräume einer Wiedervereinigung unter sozialistischem Vorzeichen nährte. Aber die Entwicklungen in Prag wie in Paris oder in Westberlin zeigten, dass die Risiken für den Bestand des „sozialistischen Lagers“ alle imaginären Chancen überwogen. So führte der Weg von Ulbrichts „sozialistischer Wiedervereinigung“ relativ bruchlos zu Honeckers These von den „zwei deutschen Nationen“.

### Entdeckungsreisen einer „Neuen Linken“

Der Übergang der Bundesrepublik zur „neuen Ostpolitik“ ab 1970/71 und das Aufkommen einer „neuen Linken“ in der Bundesrepublik führten dennoch in der Forschung beider Länder zu gewissen synergetischen Effekten. Neomarxistisch radikalisierte, posthume Abrechnungen mit verschiedenen (auch linken) Kritikern und Gegnern Sowjetrusslands konnten sich mit schwärmerischen Wiederentdeckungen einer Galerie linker Sympathisanten der zwanziger und dreißiger Jahre intim überkreuzen. Eine Reihe wissenschaftlicher Einzelstudien in der BRD wie in der DDR, aber auch in Österreich und der Schweiz (und ähnlich in Frankreich, Italien, England oder Amerika) befasste sich in diesen Jahren mit den „Reisen ins neue Russland“ während der 20er und 30er Jahre und der daraus hervorgegangenen Literatur.<sup>92</sup>

Selten wurde dabei bedacht, dass schon das anachronistische Genre des „großen Reiseberichts“ mit seinem Pathos der Autopsie („Ich war dort und habe es selbst gesehen“) etwas von einem neuen 18. Jahrhundert<sup>93</sup> hatte; und dass dieser pathetische Reiz der Entdeckung einer „neuen Welt“ sich einem zivilisatorischen Rückschlag ungeheuren Ausmaßes verdankte. Weltkrieg, Revolution, Bürgerkrieg, Intervention und Blockade hatten einen Riss, einen „Eisernen Vorhang“ quer durch das alte, vielseitige Netz der europäischen Verbindungen und Kommunikationen gelegt. Alles Geregelt und Selbstverständliche des Reisens und Besuchens, an das man sich vor 1914 längst gewöhnt hatte, war wieder weg. Kein Gedanke mehr, in den zwanziger Jahren noch einmal, so wie es der jugendliche Alfons Paquet im Jahre 1904 getan hatte, auf eigene Faust und für 200 Mark in Post- und Nahverkehrszügen von Berlin nach Wladiwostok, durch die Mandschurei und wieder retour zu reisen. Zwar fuhren in den Jahren nach 1924 einige zehntausend Besucher einzeln oder in Delegationen nach Sowjetrussland. Aber auch individuelle Reisen waren jetzt „organisierte Reisen“, und jedes der arrangierten Treffen einzeln oder in der Gruppe war eine feierliche „Begegnung“. Natürlich bedeutete das eine Dramatisierung, die ihre aufregenden und produktiven Seiten hatte. Hauptsächlich aber trug der geschilderte Prozess zu einer

durchgängigen Ideologisierung aller Beziehungen bei – nicht einmal unbedingt im Sinne politischer Ideologien, sondern durch die Dominanz des Projektiven über alle persönlichen Erfahrungen und sachlichen Kooperationen.

Die breite „Wiederentdeckung“ und Aufarbeitung dieser Literatur in den 70er und 80er Jahren blieb, soviel interessantes Material sie zutage förderte, eine Ideologisierung auf zweiter Stufe. Das identifikatorische Element war unübersehbar, auch in denjenigen Arbeiten, die eine gewisse politische Distanz hielten. Es war die Wiederentdeckung einer Entdeckungsliteratur, zwei bis drei Generationen später – getragen vom Reiz der Vorstellung einer verblichenen, aber dennoch unvergänglichen Jugendperiode des revolutionären Sozialismus.

### Ernst Nolte und der „Historiker-Streit“

In einem ideologisch bestimmten Kontext von Freund- und Feindbildern bewegte sich ganz überwiegend auch der „Historiker-Streit“ der späten 80er Jahre, der durch seine unglücklichen und verqueren Konfrontationen eher verdunkelnd als aufklärend, eher zementierend als weiterführend gewirkt hat. Der Debatte um die „Singularität des Judenmordes“<sup>94</sup>, auf die sich sehr bald alles zuspitzte, hatte ursprünglich die These Ernst Noltés vom „kausalen Nexus“ zwischen dieser „asiatischen Tat“ der Nationalsozialisten und der (angeblich) von einer breiten Öffentlichkeit in Deutschland ebenfalls als „jüdisch“ und „asiatisch“ verstandenen Politik des sozialen Exterminismus der Bolschewiki zugrunde gelegen.<sup>95</sup> (\*)

Der Beleg für diese These in den Arbeiten Noltés selbst beschränkte sich – was den hier in Frage stehenden Zeitraum betrifft, der ja das Ursprungsgebiet jenes „kausalen Nexus“ umschreiben müsste – auf eine willkürlich zusammengestellte und gewaltsam ausgedeutete Zitatologie, die von Hitler über Sinowjew bis Thomas Mann reichte.<sup>96</sup> Es gehört nicht zu den primären Zielen, vielleicht aber zum Ertrag der hier vorgelegten Arbeit, etwas zur Aufklärung dieser im „Historiker-

---

(\*) Dass die Kritiker Noltés ihrerseits zum Teil auf Argumente rekurrten, die moralisch und historisch äußerst fragwürdig waren (etwa wenn Jürgen Habermas dem nationalsozialistischen „Judenmord“ die stalinistische „Kulakenvertreibung“ als etwas per se Unvergleichbares gegenüberstellte), sei nur am Rande erwähnt. Es gehört allerdings auch zum Thema.

streit“ aufgeworfenen, aber unbeantwortet gebliebenen Fragen sowie insgesamt zur Triftigkeit der von Ernst Nolte vorgetragenen ideologiegeschichtlichen Großspekulation beizutragen.

Den Büchern und Aufsätzen Noltés, die seitdem in rascher Folge erschienen sind<sup>97</sup>, steht die Arbeit seines früheren Assistenten Kai-Uwe Merz zur Seite. Unter dem programmatischen Obertitel „Das Schreckbild“ versprach sie, den Themenkomplex „Deutschland und der Bolschewismus 1917 bis 1921“ näher auszu-leuchten.<sup>98</sup> Dabei ging der Autor von der kategorischen Behauptung aus, dass unter dem Eindruck der Revolution in Russland „in der deutschen Gesellschaft, wenn man von der KPD und ihrem Umfeld absieht, ein antibolschewistischer Konsens entstand“. Die Arbeit beschränkte sich denn auch darauf, „eine Typologie der Antibolschewismen“ im zeitgenössischen Deutschland nachzuzeichnen.<sup>99</sup> Und da die Reaktionen auf den Bolschewismus nach dem Noltéschen Schema zwischen den Polen „Enthusiasmus und Erschrecken“ oszilliert haben sollen<sup>100</sup>, beginnt auch bei Merz – nach dem schlichten Muster von Ursache und Wirkung“ – das ganze Unheil mit Lenin und endet mit Hitler.

Im Anfang war demnach „das Wort“ – eine falsche und totalitäre Theorie, der Marxismus. Dessen ungeheuerlichen Anspruch einer Endlösung aller Menschheitsfragen habe Lenin nochmals radikalisiert, und damit habe er unter dem Eindruck des Weltkrieges einen zu jeglichem Opfer bereiten Massen-Enthusiasmus zu erzeugen vermocht.<sup>101</sup> Einmal zur Macht gekommen, habe Lenin als Instrument zur Durchsetzung dieser Ideologie eine internationale Bürgerkriegspartei konstituiert, zu der in Deutschland die Bremer Linksradikalen, die Berliner Spartakisten, die linken Unabhängigen sowie eine Anzahl linker Intellektueller (zum Beispiel Alfons Goldschmidt) gehörten. Der Putschismus und Terrorismus der Bolschewiki in Russland habe jedoch ein so breites Entsetzen hervorgerufen, dass sogar ihre eigenen Parteigänger in Deutschland davon erfasst worden seien.

So beginnt die „Typologie der Antibolschewismen“, die Merz aufmacht, mit Paul Levi, der der Vertreter eines „kommunistischen Antibolschewismus“ gewesen sei. Das Kaleidoskop geht von Karl Kautsky als dem Verfechter eines „marxistischen Antibolschewismus“ weiter zu den Exponenten eines „rechtssozialisti-

schen Antibolschewismus“, eines „katholischen Antibolschewismus“, eines „nationalliberalen Antibolschewismus“, eines „konservativen Antibolschewismus“ und schließlich eines „antisemitischen Antibolschewismus“. Im einzelnen werden die Figuren von Hans Vorst, Alfons Paquet, Otto Hoetzsch, General Hoffmann und Eduard Stadtler verhandelt, die Merz zufolge jeweils einen eigenen, individuellen Typus des Antibolschewismus verkörpert haben sollen – die ersten einen etwas konzessionsbereiteren, die letzteren dagegen einen völlig kompromisslosen. Hitler figuriert in dieser Reihe dann nur als der radikalste antisemitische Antibolschewist.

Die Hauptbedingung der überwältigenden Erfolge Hitlers wäre es demnach gewesen, dass er auf der breiten Unterlage eines alle Kreise der Gesellschaft umfassenden „antibolschewistischen Konsenses“ habe agieren können. Darüber hinaus sei der Hitlersche Nationalsozialismus aber schon „nicht mehr nur Antibolschewismus, sondern gleichsam Anti-Bolschewismus“ gewesen, so Merz (nach Nolte). Das soll heißen: „Der als rassistisch interpretierten sozialen Vernichtungsdrohung des Bolschewismus wird ... die rassistisch determinierte Drohung einer Gegenvernichtung entgegengestellt“.<sup>102</sup>

Wenn diese Drohung sich in allererster Linie gegen die Juden gerichtet habe, dann vor allem deshalb, weil diese in nationalsozialistischer Sicht die Träger der internationalen Ausbreitung des Bolschewismus waren. Zwar sei, wie Ernst Nolte früher einmal formuliert habe, der „Kern des Nationalsozialismus ... die Lehre von der Weltheilung durch die Beseitigung des krankheitsstiftenden Juden“.<sup>103</sup> Aber das, was diesen Impuls einer radikalen Weltheilung erst ausgelöst habe, sei „die Erfahrung der bolschewistischen Revolution“ gewesen. Ohne diese traumatische Erfahrung wäre Hitler nicht der geworden, „als welcher er sich der Geschichte aufgezwungen hat“.<sup>(\*) 104</sup>

---

(\*) Merz zitiert mit Recht die frühen Schriften Noltés, um herauszustellen, dass dieselbe Gedankenfigur, die ihm nachher so übel angekreidet wurde, sich hier bereits vorformuliert findet – und damals weithin akzeptiert wurde. Allerdings unterlag die Argumentation Ernst Noltés von seinen frühen bis zu seinen letzten Schriften einem bedauerlichen Prozess der fortlaufenden Verengung der Perspektive, genährt durch die Zwänge einer ständigen Selbstopologie. Zuzugeben ist, dass das hysterische Klima der Diskussion mit und über Nolte und die moralisch und sachlich kaum weniger anfechtbaren Gegenpositionen, die ihm gegenüber vertreten wurden (etwa

Formulierungen wie die letztere zeigen, wie das spekulative Geschichtsdenken Noltes in eine Metaphysik des Ideologischen umschlägt. Der primäre Ideologieproduzent erscheint darin als ein wahrer Demiurg. Seine Schöpfung beginnt über sein persönliches Wirken hinaus eine Existenz „an sich“ zu führen, sie wird zu einem historischen Wesen oder Unwesen *sui generis*, einem Ismus eben. Diese Ismen oder Ideologien kommen in den von ihnen induzierten Massenbewegungen erst „zu sich“, werden zur materiellen Gewalt.<sup>105</sup> Und da das Böse fortzeugend Böses gebären muss, wird die schwarze Milch der unfrommen Denkkungsart des „Marxismus“ nicht nur von ihren Anhängern getrunken, sondern auch von ihren extremsten Feinden, die daraus eine womöglich noch schlimmere Anti-Ideologie destillieren – den Faschismus.

Der Nationalsozialismus ist für Nolte nur der äußerste „Radikalfaschismus“. Wenn am Ende der Judenmord steht, dann als ein Akt der „transzendentalen Vernichtung“, der mit den Juden den Bolschewismus, mit dem Bolschewismus aber die Weltübel der Moderne schlechthin beseitigen soll – und zwar mit einer solchen Radikalität, dass der Nationalsozialismus sich darin nicht nur als Anti-, sondern geradezu als *Über*-Bolschewismus erweist.<sup>106</sup>

Dieser im Wege des „Geschichtsdenkens“ konstruierte Kerngedanke, um den die gesamte Beschreibung des Zeitalters kreist (und den Nolte mit Blick auf die Wirkungsgeschichte des „Marxismus“ sogar ins 19. Jahrhundert zurück verlängert hat<sup>107</sup>), ist durch die Empirie der tatsächlichen Zusammenhänge nur sehr begrenzt gedeckt, wie Andreas Wirsching in seiner vergleichenden Studie über den politischen Extremismus in Deutschland und Frankreich 1918-1933/39 überzeugend herausgestellt hat.<sup>108</sup> Auch die von mir im Folgenden vorgelegte Darstellung bestätigt die Epochenkonstruktion Noltes nicht, im Gegenteil.

---

von Jürgen Habermas, der dadurch den „Historikerstreit“ als publizistische Veranstaltung in Form eines Tribunals erst auslöste) wesentlich mit dazu beigetragen haben.

### „Furcht und Faszination“

Donal O’Sullivan’s Arbeit „Furcht und Faszination“ von 1996 war ein erster Versuch, durch eine vergleichende Untersuchung deutscher und britischer Russlandbilder so etwas wie ein „Perzeptionsprofil Sowjetrusslands“ für die Periode von 1921 bis 1933 zu ermitteln, insbesondere mit dem Ziel, „die Abhängigkeit der Urteilsbildung von innenpolitischen Faktoren (zu) klären“.<sup>109</sup> Der Begriff der Perzeption geht freilich eher auf die (nach heutigen Maßstäben) realistischen oder unrealistischen Wahrnehmungen und Einschätzungen der Entwicklungen der damaligen Sowjetunion hinaus, während er die phantastischen „Überschüsse“ oder die möglichen katalysatorischen Wirkungen in ihrer Zeit weitgehend ausblendet.

Die britische Ausgangsperspektive des Autors bringt es mit sich, dass die dort vorhandene, solide bürgerliche Abwehrfront gegen den Sowjetkommunismus einerseits und die von einem Gutteil der Labour Party sowie der Linksoppositionellen aus oppositionellen Gründen gehegten Sympathien andererseits in den Vordergrund treten. Die deutschen Reaktionen auf die bolschewistische Revolution erscheinen – an diesem Maßstab gemessen – viel negativer, da die deutsche Sozialdemokratie ein entschiedenes innenpolitisches Bollwerk gegen jede kommunistische Versuchung bildete und da völkisch-antisemitische Vorstellungen in Großbritannien eine weit geringere Virulenz besaßen.

Was in O’Sullivan’s, auf Textvergleichen beruhender Untersuchung allerdings weitgehend fehlt, ist das Gefühl für die unbestimmte ideologische Gärung in Deutschland, deren Haupttriebmittel zunächst scharfe antiwestliche Affekte waren. Symptomatisch – teilweise auch ursächlich – für diese allzu statische Betrachtungsweise dürfte auch gewesen sein, dass der Autor von der fälschlichen Annahme ausging, die literarischen Verarbeitungen der russischen Ereignisse hätten sich in Großbritannien und in Deutschland etwa die Waage gehalten. Davon konnte allerdings keine Rede sein. Die deutschen Befassungen mit Sowjetrussland übertrafen die entsprechende englischsprachige Literatur – also inklusive der USA! – gerade in der nachrevolutionären Periode (in der O’Sullivan für

Deutschland irrtümlich von einem geringen Interesse ausgeht) fast um das Dreifache. Und das war keine bloße Frage der Statistik, sondern spezifischer Intensitäten und Qualitäten.<sup>(\*)</sup>

Insofern musste O’Sullivans Arbeit – zumindest was Deutschland betrifft – ungeachtet aller interessanten Einzelbeobachtungen die dialektische Spannung von „Furcht und Faszination“, die der Titel versprach, um einiges verfehlen.

### „Berlin-Moskau“

In ganz anderer Weise haben eine Reihe weit ausgreifender kulturgeschichtlicher Retrospektiven das deutsch-russische Spannungs- und Beziehungsgeflecht der Zwischenkriegsperiode noch einmal aufgefächert und ausgeleuchtet. „Am Ende der Nachkriegszeit und ihrer geteilten Welten werfen wir einen Blick zurück. Die neuen Unsicherheiten, mit denen Europa jetzt zu tun bekommen hat, lassen uns aufmerksamer als zuvor auf den Tumult blicken, der zwischen den großen Kriegen auf dem Kontinent geherrscht hat.“<sup>110</sup>

So Karl Schlögel im Vorwort des Sammelbandes „Russische Emigration in Deutschland 1918 bis 1941“ (1995), der zusammen mit dem vorangegangenen Sammelband „Der große Exodus. Die russische Emigration und ihre Zentren 1917 bis 1941“ (1994) sowie einer anschließenden „Chronik russischen Lebens in Deutschland“ (1998) den Ertrag des von ihm initiierten, mehrjährigen Forschungsprojektes zur „Russischen Emigration“ bildete. Die Bedeutung des Unternehmens lag insbesondere darin, dass es die Resultate einer Vielzahl von bio-

---

<sup>(\*)</sup> Vgl. etwa die von O’Sullivan erstellte tabellarische Übersicht (S. 193) und die Graphik „Der zeitliche Verlauf des Interesses an Sowjet-Russland 1917-1932“ (S. 325) – Der Grund für diese Missperzeption liegt darin, dass der Autor irrtümlich die Bibliographie von Klaus Mehnert aus dem Jahr 1933 für mehr oder weniger vollständig gehalten hat. Tatsächlich handelt es sich jedoch um eine äußerst eigenwillige Auswahl Mehnerts (nämlich „Die 1900 wichtigsten Bücher und Aufsätze über den Bolschewismus und die Sovet-Union“). Darin wurden die Texte umso zuverlässiger erfasst, je aktueller sie waren, d.h. je näher sie dem Redaktionsschluss 1932 standen. Für die Phase von 1917 bis 1924, für die ich allein 1200 Buch- und Broschüren-Titel ermitelt habe, ist Mehnerts Bibliographie dagegen mehr als unvollständig, fast sporadisch.

graphischen und kulturgeschichtlichen Einzelforschungen miteinander verknüpfte und dafür auf einen weiten internationalen Autorenkreis zurückgriff.

Ausgangs- und Gravitationspunkt war das „russische Berlin“ der zwanziger Jahre, das seit Fritz Mieraus bahnbrechender Zusammenstellung „Russen in Berlin 1918-1933“ (1987) Gegenstand einer Reihe monographischer Darstellungen geworden ist.<sup>111</sup> Mieraus Arbeit bildete auch den eigentlichen Ausgangspunkt für das Projekt der Ausstellung „Berlin – Moskau / Moskwa – Berlin 1900-1950“, die 1995 schließlich im Martin Gropius Bau in Berlin und 1996 im Puschkin Museum in Moskau zu sehen war. Vor allem der von Jörn Merkert und Maria Turrowskaja zusammengestellte Katalog hat mit einem halben Hundert substantieller Beiträge und seinem überwältigenden Bild- und Dokumentarmaterial das Feld der Forschung und Betrachtung nochmals erweitert.<sup>112</sup>

Mit seinem Buch „Berlin Ostbahnhof Europas“ (1998) hat Karl Schlögel diese disparaten Facetten mit dem größeren Fragenkomplex „Russen und Deutsche in ihrem Jahrhundert“ (so der Untertitel) verknüpft. Der Form nach eine lose historische Skizzenfolge, geht es tatsächlich um eine weite *tour d'horizon*, die auf einen Perspektivwechsel der Geschichtsschreibung hinaus will. „Zu praktisch allen Aspekten deutsch-russischer Beziehungen – ob zur Zusammenarbeit von Reichswehr und Roter Armee, zur sowjetischen Kulturpropaganda, zur Berliner Osteuropakunde – gibt es zahlreiche und glänzende Untersuchungen. Inzwischen hat eine große Ausstellung zum Thema ‚Berlin-Moskau‘ stattgefunden. Es gibt nicht mehr viele Geheimnisse, die noch gelüftet werden müssen ... Und doch ist trotz dieser riesenhaften Arbeit kaum eine Vorstellung davon entstanden, was da zerstört worden ist“ – nämlich, so Schlögel, „etwas, das für Generationen fraglos und selbstverständlich gewesen war. Es handelt sich um kulturelle Nähe“.<sup>113</sup>

Das Buch zielt darauf, Berlin als denjenigen Ort kenntlich zu machen, an dem diese besondere kulturelle Nähe und Dichte wie deren radikale Auflösung in der Weltkriegsperiode so fassbar geworden ist wie nirgends sonst. Mehr noch, es geht darum, eine Topographie dieser kulturgeschichtlichen Verflechtungen und ihrer gewaltsamen Abbrüche in die heutige Stadtlandschaft einzuzeichnen, sie buchstäblich zu „verorten“.

Der historische Bruch, der sich schließlich in der Teilung Berlins brachialen Ausdruck verschaffte, verlief freilich über mehrere Etappen. Die Rolle Berlins als Ostbahnhof Europas im „Zeitalter der Eisenbahn“ erlitt schon 1918/19 einen ersten dramatischen Einbruch. Zwar belebte die Strecke Moskau-Berlin sich in den Zeiten von Rapallo noch einmal und wurde zur Achse vielfältiger Beziehungen und Begegnungen. Aber sie „verband die Epizentren der Erschütterungen des zwanzigsten Jahrhunderts“, und die Reisenden auf dieser Strecke waren in ihrer Mehrzahl nicht einfache Passagiere, sondern in irgendeiner Mission oder Delegation unterwegs.

Mit dem Machtantritt der Nazis endet „die unaufdringliche und selbstverständliche Präsenz des Russischen im Horizont eines kultivierten Europäers“, wie sie Schlögel etwa an der Person des Grafen Kessler und einer Vielzahl weiterer Berliner Milieus der zwanziger Jahre demonstriert. Es bedeutet die Auflösung des „jüdischen Berlin“, das sich mit dem „russischen Berlin“ und seinem dichten Netz kultureller Einrichtungen in der Diaspora zu einem guten Teil überschneidet. Es endet die durch Herkunft und Bildung geprägte, zuweilen fast an Intimität reichende Verbindung zwischen den führenden Diplomaten oder den Militärs beider Länder, ebenso wie die enorme Akkumulation von Wissen und Gelehrsamkeit im Umfeld der von Otto Hoetzsch orchestrierten deutschen „Osteuropakunde“, die es virtuos verstand, gleichzeitig mit den Bildungseinrichtungen der Emigration wie mit den neuen wissenschaftlichen Institutionen Sowjetrusslands enge Verbindungen zu pflegen. Zerschlagen wird das „rote Berlin“, das eine regelrechte „Stadt in der Stadt“ war, eine ganze aparte Lebenswelt mit Kneipen, Vereinen, Medien, Instituten, Festen und Riten. Aber politisch und physisch zerschlagen wird auch jene „neuartige transnationale Elite“, wie sie die Kader der Komintern darstellten, für die Berlin die erste und selbstverständliche Etappe war auf dem Weg von oder nach ihren jeweiligen Einsatzorten, ein „Global Village“ eigener Art. Gerade die Vertrautheit und Selbstverständlichkeit, mit der sie sich hier bewegten, die Leichtigkeit, mit der sie hier ihre Identitäten wechseln konnten, und die Vielzahl der Kontakte, über die sie hier verfügten, wurden in Stalinischen Großen Säuberung Argumente ihrer beinahe vollständigen Vernichtung.

Im „Wiederverknüpfen und Aufrollen von gerissenen Biographien, Lebenszusammenhängen und Ereignisketten“ sieht Schlögel eine wesentliche Aufgabe des Historikers.<sup>114</sup> Das bedeutet nicht nostalgische Beschwörung, schon gar nicht im Hinblick auf eine Geschichte, worin kulturelle Emphase und moralische Taubheit so hauchdünn beieinander lagen: „Berlin war Produktionsort eines bestimmten Russlandbildes und der Ausgangspunkt für einen immensen Bildertransfer in alle Welt“, schreibt Schlögel mit Blick auf die propagandistische Ästhetisierung des bolschewistischen „neuen Menschen“, der die „alte Welt“ rücksichtslos der Liqidierung überantwortete. Diese Bilder, die die Vorstellungen der Intellektuellen des Westens wesentlich geprägt haben, waren „von großer Suggestion und Schönheit“ – aber zugleich auch „entscheidend für das große Schweigen in Deutschland und in der Welt, das die furchtbare Katastrophe der Zwangskollektivierung und der Hungersnot begleitete“.<sup>115</sup>

### „West-östliche Spiegelungen“

Als eine der letzten Untersuchungen ist in diesem Forschungsüberblick der vom Verfasser selbst zusammen mit Lew Kopelew herausgegebene Sammelband zu nennen, der im Frühjahr 1998 unter dem Titel „Deutschland und die russische Revolution 1917-1924“ erschien.<sup>116</sup> Dieser Band stand im Kontext des viel weiter ausgreifenden Forschungsprojekts der „West-östlichen Spiegelungen“ (dem „Wuppertaler Projekt“), das Kopelew Mitte der achtziger Jahre initiiert und bis zu seinem Tod im Juni 1997 betreut hatte. Ziel des Projektes war eine möglichst dichte historisch-kritische Durchsicht „deutscher Russlandbilder und russischer Deutschlandbilder“ seit dem Mittelalter. Der Band über „Deutschland und die russische Revolution“ bildete den vorläufigen chronologischen Abschluss des ursprünglichen Projektes.<sup>117</sup>

In zwei Dutzend Einzelbeiträgen wurde die deutsche Wahrnehmung des „neuen Russland“ anhand eines weiten Spektrums ganz unterschiedlicher, auf jeweilige Weise repräsentativer Figuren und Milieus untersucht. Durch eine synoptische Bündelung dieser Aspekte und Perspektiven sollte diese von Weltkrieg, Revolu-

tion und Nachkrieg bestimmte Periode als ein besonderes historisches Chronotop erfahrbar werden – d.h. als eine soziale, politische und geistige Formationsphase, deren Weichenstellungen die Geschichte des Jahrhunderts entscheidend geprägt haben. Die Fokussierung auf eine bewusst eng gefasste Zeitspanne (1917-1924) hatte in diesem Falle eine ähnliche Funktion wie in Karl Schlögels Berlin-Buch die Fokussierung auf den Ort – nämlich die Menschen der Weimarer Deutschland und des sowjetischen Russland als Angehörige „der gleichen Zeitheimat“ (nach einem Ausdruck Ilja Ehrenburgs) zu beschreiben.

Der „imagologische“ Ansatz der „West-östlichen Spiegelungen“, der insbesondere auf die Untersuchung langwirkender, geschichtlich tief verwurzelter nationaler Stereotype ausgerichtet war, bewährte sich insofern, als deutlich wurde, wie angesichts der umstürzenden Ereignisse im zerborstenen Zarenreich noch einmal alle tradierten Russlandbilder aufgeboten und mit den Eindrücken des historisch Neuartigen kombiniert wurden. Gleichzeitig wurde das Spannungsfeld zwischen Deutschland und Russland noch einmal als eine Zone kulturgeschichtlicher Verdichtung von seltener Produktivität kenntlich. Obwohl oder gerade weil das „neue Russland“ oder „Land der Sowjets“ sich für die meisten äußeren Beobachter, und selbst für die relativ wenigen Besucher, in ein zunehmend imaginäres Land verwandelte, wirkte es als ein unbestimmter radikaler Gegenpol, der Phantasien jeder Art auf sich zog, und zur Mobilisierung jener geistigen und künstlerischen Potenzen beitrug, die das Deutschland der Weimarer Jahre auszeichneten.

Die Vorzüge des mit Bildmaterial und historischen Faksimiles ausgestatteten Bandes waren zugleich seine Schwäche. Nicht nur für interessierte Laien, auch für die Fachöffentlichkeit war es offenbar kaum möglich, die vielen Facetten dieses Bildes in eine aussagekräftige Beziehung zu setzen. Darüber hinaus hat die interdisziplinäre Anlage des Gesamtprojekts der „West-östlichen Spiegelungen“ und die Tatsache, dass Kopelew und die Kerngruppe seiner Mitarbeiter nicht Historiker, sondern Germanisten und Slawisten waren, dazu beigetragen, dass die Resultate dieser sehr weit angelegten und als Gesamtunternehmen einzigartigen Untersuchungen noch kaum in den „Stand der Forschung“ eingegangen sind.

## „NACH OSTEN!“

### Alfons Paquet als romantischer deutscher Imperialist (1903-1915)

„Lange, ehe Aller Augen östlich sich kehrten, war Paquet im Osten daheim, wusste er, der Mensch des Westens, dass doch ‚im Osten jede Frage schlummert, deren Antwort unser europäisches Schicksal heißt‘“, heißt es in Albert Soergels Standardwerk „Dichtung und Dichter der Zeit“, deren Neue Folge 1925 unter dem Titel „Im Banne des Expressionismus“ erschien.<sup>118</sup>

Tatsächlich hatte der Dichter, Reiseschriftsteller und Journalist Alfons Paquet dieser – von Soergel als Tatsache referierten – Zeitströmung einer intellektuellen Ostorientierung nicht nur einige ihrer zentralen Stichworte geliefert, sondern er verkörperte sie in besonderer Weise durch seine gesamte Biographie. Dabei lag sein größter literarischer Erfolg noch voraus: das 1926 von Erwin Piscator „in russischem Stil“ aufgeführte Revolutionsdrama „Sturmflut“. Und natürlich war noch nichts von den Aufzeichnungen bekannt, die posthum zu einer bedeutenden (noch kaum recht ausgewerteten) Quelle der Geschichtsforschung geworden sind: Paquets Moskauer Tagebücher von Sommer und Herbst 1918, die Winfried Baumgart 1971 sorgfältig ediert zum Druck gegeben hat.<sup>119</sup> Hans Herzfeld zeigte sich im Vorwort überzeugt, dass das in diesen Aufzeichnungen entfaltete Bild „auf jeden Fall zu den klassischen Quellen dieses weltgeschichtlich so tief einschneidenden Ereignisses gehören wird“.<sup>120</sup>

Tatsächlich waren die Moskauer Aufzeichnungen Teil eines „politischen Tagebuchs“, das Alfons Paquet bereits im Mai 1917 in Stockholm als Korrespondent der „Frankfurter Zeitung“ und Kontaktmann zu den russischen Revolutionären zu führen begonnen hatte – in dem sicheren Gefühl, intimer Zeuge oder sogar bedeutender Mitakteur eines historischen Umbruchs zu sein, dessen Tragweite noch

gar nicht absehbar war. Auch nach seiner Rückkehr aus Moskau in den Wirren der Berliner Revolutionszeit führte Paquet dieses Tagebuch weiter, wenn auch mit geringerer Intensität, die seiner Enttäuschung über den Gang der Dinge in Deutschland korrespondierte.

Umso mehr war ihm daran gelegen, seine „Briefe aus Moskau“, d.h. seine Berichte als Zeitungskorrespondent, über den Tag hinaus in Buchform aufzubewahren und in einer Reihe viel beachteter Vorträge, die ebenso als Buch erschienen, den „Geist der russischen Revolution“ für ein deutsches Publikum weltgeschichtlich gültig zu deuten. Diese beiden 1919 publizierten Bücher sowie eine Fülle weiterer Artikel, Aufrufe und öffentlicher Auftritte begründeten Paquets Ruf eines berufenen Kenners und Interpreten all dessen, was sich hinter dem Schleier mit der kryptischen Aufschrift „Bolschewismus“ an unbestimmten Hoffnungen und Drohungen verbarg.

Ihn selbst ließ das Thema Russland lebensgeschichtlich nicht mehr los. Paquet beteiligte sich an einer Reihe von Kampagnen zur Unterstützung des hungernden und um seine Existenz kämpfenden Sowjetrussland, und 1923 gehörte er zu den Gründungsmitgliedern der „Gesellschaft der Freunde des neuen Russland“. In einer Serie von Essays („Rom oder Moskau“), in einem futuristischen Revolutionsroman („Prophezeiungen“), in Erzählungen („Lusikas Stimme“), schließlich in den für die Piscator-Bühne geschriebenen Revolutionsdramen („Fahnen“ und „Sturmflut“) kam er immer wieder auf die zentralen Themen seiner Revolutionserfahrungen zurück.

Nimmt man den gesamten Textkorpus der Stockholmer, Moskauer und Berliner Aufzeichnungen und Korrespondentenberichte Alfons Paquets mit seinen frühen asiatischen Reiseberichten und seinen Kriegsschriften sowie mit den früheren und späteren literarischen und essayistischen Arbeiten zusammen, so gewinnen sie als historische Quellen noch einmal an Gewicht und innerer Schlüssigkeit.

Hinzu kommt eine weitere, bisher kaum ausgewertete dritte oder vierte Textschicht, die Paquets Bedeutung als Chronist und Interpret der bolschewistischen Revolution nochmals steigert: sein ungedruckt gebliebener (und literarisch auf bezeichnende Weise missratener) Schlüsselroman „Von November bis Novem-

ber“ – geschrieben in den frühen dreißiger Jahren unter direkter Auswertung und Wiederaufnahme seiner Stockholmer und Moskauer Aufzeichnungen und Notizen. Diese abermalige, mit großer persönlicher und literarischer Ambition in Angriff genommene Verarbeitung seiner damaligen Erfahrungen stand im Zeichen eines erneuten Perspektivwechsels. Die wachsende Enttäuschung über die Brutalität der stalinistischen Kollektivierungsrevolution hatte offenkundig auch das Initiationserlebnis der russischen Revolution in ein eher fahles Licht gerückt und verleitete den Autor zu einigen allzu „romanhaften“, allerdings leicht identifizierbaren Abschweifungen und Erfindungen; sie veranlasste ihn umgekehrt aber auch dazu, viele der Ereignisse, die in seinen Tagebüchern nur kryptisch oder chiffriert aufgezeichnet waren, nun gewissermaßen in Klartext zu übersetzen. (\*)

#### Paquet als „Repräsentant“

Jenseits des unbestreitbaren historischen Quellenwerts dieses dichten und vielfältigen Textmaterials kann man natürlich fragen, ob es Sinn macht, ausgerechnet die Figur und innere Entwicklung Alfons Paquets als eine biographische Sonde und als politisch-psychologischen Schlüssel zu nehmen, um ein genaueres Bild der Einstellungen einer repräsentativen deutschen Öffentlichkeit gegenüber Russland in den Jahren vor, während und nach dem Ersten Weltkrieg zu gewinnen. Denn als „Repräsentant“ des Wilhelminischen Kaiserreiches oder auch der Weimarer Republik scheint dieser emphatische Weltbürger, religiöse Dissident und spätere Pazifist, schwärmerische Freund Sowjetrusslands und standhafte Anti-Nazi nicht unbedingt geeignet.

Diese Sicht auf den Mann, die ihn zum humanistischen Außenseiter und weißen Raben stilisiert hat<sup>121</sup>, trägt allerdings nicht der Tatsache Rechnung, dass Werdegang und Ansichten Paquets durchaus im großen und ganzen den Hauptlinien

---

(\*) Paquet plante vor seinem Tod 1944, eine redigierte Version seiner Stockholmer und Moskauer Tagebücher sowie seiner Reden und Essays über Russland unter dem Gesamttitel „Das russische Gesicht“ in einer künftigen Gesamtausgabe seiner Werke zu veröffentlichen – wohl für die Zeit nach dem Weltkrieg und dem Fall des Dritten Reiches.

deutscher Weltpolitik folgten, deren treibende Motive und wesentlichen Gehalte er auf seine eigentümliche Art und Weise formulierte und reflektierte.

Der untersetzte junge Mann mit den großen, aufgerissenen Augen und Zügen eines deutschen Simplicius Simplicissimus, Sohn von „ehrsamen kleinbürgerlichen Geschäftsleuten“, der es vom einfachen Handschuhmacher-Lehrling zum Staatswissenschaftler, Forschungsreisenden, vielseitigen Schriftsteller und Dichter, Zeitungskorrespondenten und Botschaftsattaché mit besonderer Mission gebracht hatte, repräsentierte mit diesem Lebensweg zugleich auch die ausgreifende Suche nach einem deutschen Standpunkt in der Welt, der Weltgeltung und Weltmacht versprach. Wenn er sich von den Objekten seiner strategisch gewählten Zuwendungen, vor allem von den Ländern und Kulturen des nahen und fernen „Ostens“, immer wieder faszinieren ließ, wenn er im Fremden das Eigene und im Eigenen das Fremde suchte und es niemals lassen konnte, daraus universale Menschheitsideen und nationale Schicksalslinien zu destillieren – dann war er auch darin keineswegs untypisch.

Man könnte weiter gehen und sagen, dass die Unbedingtheit dieses deutschen Willens zur Weltmacht in der romantisch-universalistischen Version, die Paquet vertrat, womöglich nur umso deutlicher zutage trat, da der forcierte Universalismus gerade ein Verweis auf die Totalität dieses Wollens war. Ein Eifer des Dazugehörens und Mittuns, gesteigert bis zum Gestaltenwollen im großen und allergrößten Maßstabe, gehörte zu seiner ureigenen und völlig zeittypischen Charakterologie. Davon zeugen bereits seine frühen, großen Reisen, auf denen er vorgreifend, vortastend, explorierend den Kraftlinien der deutschen Weltpolitik folgte. „Ich fühlte unermessliche Jugend im Stolz eines hohen Dienstes, empfand mich pflanzenhaft als einen Trieb am Wachstum eines freudigen Deutschland zwischen Geist und Natur in der Mitte.“<sup>122</sup>

Als Weltkind in der Mitten vereinte Paquet in seinen Texten Sachlichkeit mit Poesie, Geopolitik mit Religion und Philosophie mit Geschäft. Er verkörperte fast in Reinkultur die hochgemute Selbstgewissheit, dass der Aufstieg des Reiches zur Großmacht der Welt etwas Wesentliches zu geben habe, dass Deutschland eine Mission unter den Völkern zu erfüllen habe. Das Weltbürgerliche war

hier imperial, das Imperiale war weltbürgerlich gefärbt. Und beides wurzelte organisch im Nationalen wie im Lokalen.

So definierte er sich als „Franke“ und zugleich als „Rheinländer“, was nur die nähere Bestimmung seines Deutschseins und Europäertums war. „Von Köln ab nordwestlich finde ich überall meinen eigenen, etwas viereckigen, blonden Typus wieder, Erinnerung eines germanischen und keltischen Zusammenhanges ...“<sup>123</sup>

So, nach „Herkunft“, „Physiognomik“ und „Typus“, beurteilte, beäugte und befragte er voller Neugierde auch alle anderen Menschen, die er auf der weiten Welt traf. Jede derartige Charakteristik galt ihm für bedeutsam. Physisches und Mentales, Historisches, Mythologisches und Soziales flossen in diesen Charakterisierungen fast naturhaft zusammen. Als „ein Mensch, dem die Raumbeziehungen der Völker und der kleinsten Menschengruppen in jeder Faser fühlbar geworden sind“, widerstrebte es ihm deshalb, sich „amerikanisch einen Selfmade-man zu nennen“. Vielmehr: „Ich bin nichts als eine gradlinige Fortsetzung meiner Väter und Mütter, nichts als ein Stück Leben der europäischen Provinzen, aus denen ich stamme.“<sup>124</sup>

Das bedeutete nicht biedere Volkstümelei, sondern war kreativer Auftrag und höhere Bestimmung. So weigerte Paquet sich als „Franke“, die von den Römern künstlich errichtete, „verfluchte Grenze“ zwischen Gallia und Germania anzuerkennen, da sie „mich von jenem Teil meiner größeren, tausendjährigen Heimat trennt, die aus den Falten des Taunus ... zu dem sonnigen Lothringen hinübergeht“.<sup>125</sup> Seine Vorfahren, Handwerker, Bäcker, Schulmeister, Advokaten oder Soldaten, hätten schließlich auf beiden Seiten dieser Grenze gelebt. Das „Rheinische“ seiner Herkunft wies für ihn daher weit voraus und enthielt im Keim schon das künftige Europa, dessen Kernprovinz das Rheinland einmal sein werde. Das bedeutete eine Umkehrung der deutsch-nationalen Vorstellung vom „Rhein als deutschem Schicksalsfluss“ – aber zugleich auch ihre Überhöhung zur Idee eines europäischen Imperialismus, dessen natürliches Zentrum allemal Deutschland war.

### Frühe Explorationen des Ostens

Mit dem ersten selbstverdienten Geld fuhr der 22-jährige, dessen Gedichte und Erzählungen gerade gedruckt worden waren und der in Heidelberg ein Studium der Philosophie, Geographie und Volkswirtschaft aufgenommen hatte, im Sommer 1903, ohne ein Wort Russisch zu sprechen, nach Sibirien und in die Mandchurei. „Die Ostchinesische Bahn war eben fertig geworden, und ich fuhr hin, um sie als einer der ersten zu beschreiben.“<sup>126</sup>

In diesem Entschluss drückte sich ein gesteigertes Weltgefühl aus, ein Rausch der neuen globalen Kommunikationen, und namentlich der Eisenbahnen, die den eurasischen Kontinent zum ersten Mal durchgehend erschlossen.<sup>127</sup> Paquet nennt „diese schwarzen Ungeheuer“ in einem seiner ersten Feuilletons liebevoll „Welteroberer“.<sup>128</sup> Darüber hinaus war die Reise ein Akt persönlicher wie nationaler Selbstfindung, in dem der romantische Imperialismus des jungen Mannes Nahrung und Bestätigung suchte und fand. Und tatsächlich, wohin er kam, vermochte er sich mit anderen Menschen zu verbinden und auszutauschen. Aber dieselbe Fähigkeit beobachtete er bei den anderen Deutschen, die er in jeder noch so entlegenen Garnison oder Pioniersiedlung Sibiriens antraf. Überall schienen sie recht wohlhabend und tüchtig, und wirkten sie „unter der trägen Masse des russischen Volkes ... wie der Sauerteig unter den drei Scheffeln Mehl“.<sup>129</sup>

Auf der Fahrt in den billigen Kurier- und Postzügen (die Strecke Berlin-Wladiwostok kostete ihn hin und zurück nicht mehr als 200 Mark) verfasste Paquet für Zeitungen daheim Korrespondenzen in einer Mischung aus launigen Kolonialanekdoten und ernsten global-strategischen Betrachtungen. Was ihn gerade nach Sibirien und an den Pazifik trieb, war die fixe Vorstellung, dass hier im fernsten Osten noch freier Entwicklungsraum sei, aber auch ein neuer Knoten der „Weltpolitik“ sich schürzte. Es war der Vorabend des russisch-japanischen Krieges, und Paquet spürte die gewittrigen Spannungen und den Vorschein des Krieges über allem Leben und Treiben, das er beobachtete.

Dem Enthusiasmus seiner „geographischen Gedichte“, in denen er die „Weltphysiognomik“ zu erfassen suchte, tat das keinen Abbruch, im Gegenteil:

„Jenseits der schwarzen Ackersteppen Russlands mit ihren bunten Windmühlen / Und ihren struppigen blonden Strohütten, deren Fensterchen zur Sonne blitzen; (...) / Am jenseitigen Rande des größten Kontinents, einen Tag näher dem Sonnenaufgang / Werden unsere zukünftigen Städte auferbaut, / Starke Siedlungen, behütet von weitblickenden Hügeln, / Wo über den eingegrabenen Geschützen die Fahnen Europas sich bauschen: / (...) Ankergründe und Landeplätze der Kauffahrtschiffe vieler Staaten.“<sup>(\*)130</sup>

Zurück daheim, verfasste der 22-jährige Studiosus eine Denkschrift zu Händen des Reichskanzlers.<sup>131</sup> Deutschland, so hieß die allgegenwärtige Formel der Zeit, musste „Weltpolitik“ treiben – und er wollte mit von der Partie sein. Aber ganz entsprechende Überlegungen wie für Russland stellte er zwei Jahre später auch für die Türkei und das ganze Osmanische Reich an, nach einer neuen großen Reise, die ihn diesmal die Donau abwärts nach Konstantinopel und über die von Deutschland gebaute Anatolische Bahn nach Angora (Ankara) führte. Von dort ging es weiter über die erste Teilstrecke der krisenumwitterten Bagdad-Bahn, deren Bau allerdings gerade zum Stillstand gekommen war, bis nach Syrien.<sup>132</sup>

Paquets Berichte schwelgten in Visionen neuer weltwirtschaftlicher Verkehrslinien, die in heftiger Konkurrenz miteinander lagen. Die „Zukunftsbahn Hamburg-Basra“, schrieb er, werde vielleicht bald schon dem Suez-Kanal den Rang ablaufen und in Britisch-Indien ihre besten Kunden finden. Auch einen Abzweig über Damaskus „in das von den Engländern bedrohte Mekka“ oder nach Jerusalem sah er voraus.<sup>133</sup> Aber die entscheidende Funktion der neuen Bahnlinie schien ihm in der Stabilisierung des Osmanischen Reiches zu liegen. Während Briten und Franzosen nur ein paar Stichbahnen gebaut hätten, um die Türkei „vom Mittelmeer aus anzubohren“, sei die deutsche Anatolien-Bahn eine Gabel, auf die der Sultan das ganze Land aufspießen könne, und damit ein Rückgrat seines Reiches. „Eine Gabel von deutschem Eisen!“<sup>134</sup>

---

(\*) Gemeint mit „Der Stadt, genannt die Ferne“ war das neuangelegte Dalni, von dem es im Manuskript „Von November bis November“ noch mit melancholischem Enthusiasmus heißt: „Eine Siedlung, bestimmt für Millionen Europäer, Chinesen, Japaner, Inder. Eine Handelsstadt für alle Großfirmen, alle Schifffahrtslinien der Welt. Ihre Boulevards, ihre Paläste sollten einmal die von Petersburg an Großartigkeit übertreffen, ihre rationale Anlage, ihre Weiträumigkeit versprach San Francisco zu überflügeln.“ (Bl. 170)

Darin enthüllte sich für Paquet der wesentliche Unterschied zwischen deutscher „Weltpolitik“ und britischem oder französischem Imperialismus. Wo die westlichen Rivalen mit Kapital und Waffen operierten, um zu erobern und auszubeuten, da die Deutschen mit Menschen und Technik, um zu entwickeln und aufzubauen. Was Deutschland zur Weltmacht prädestiniere, sei vor allem sein Reichtum an tüchtigen Menschen: 60 Millionen auf Heimatboden, 20 Millionen in aller Welt. „Wohin mit dem Reichtum? Wir wissen es nicht.“<sup>135</sup>

Die USA hätten sich Südamerika längst als Einflusszone gesichert; Großbritannien, Russland und Japan betrieben die Neuverteilung Asiens; Frankreich baue sein nordafrikanisches Reich. „Wo bleiben die Deutschen?“<sup>136</sup> Sie müssten sich ihre eigenen Betätigungsfelder suchen – die sie, Paquet zufolge, nicht im verschlossenen Westen, sondern nur im weitläufigen Osten finden konnten.

Schon in seinem Türkei-Bericht wird der Umriss einer Strategie sichtbar, die er in den folgenden Jahren auf seinen Reisen nach Russland, China und die Mongolei weiter ausmalte. Staaten, habe Treitschke gelehrt, seien konservativ. Diesen tief verwurzelten, konservativen Staatsgeist, der den letzten Provinzbeamten und primitivsten Bauer noch beseele, fand Paquet in der anatolischen Türkei genau wie in Russland. Aber in beiden östlichen Reichen sah er die herrschende Staatsmacht und Staatsnation auch klar überfordert mit der Aufgabe der Entwicklung der materiellen Ressourcen und lebendigen Potentiale. Und wie in Russland, fand er auch in der Türkei entlang der Eisenbahn überall Deutsche am Werke, wie zum Beispiel einen von deutschen Landwirten geleiteten „Kulturdienst“, der den anatolischen Bauern intensiven Ackerbau und Viehzucht beigebracht und auf der ganzen alten Hochebene „ein Aufblühen ohnegleichen“ bewirkt habe.<sup>137</sup>

Als imperiale Strategie griff das weiter und umfasste mehr als eine bloße Politik wirtschaftlicher Durchdringung. Man könnte es einen Imperialismus der wirtschaftlich-kulturellen Assimilation oder vielmehr Substitution nennen. Statt auf die Eroberung „leerer“ kolonialer Räume oder die Errichtung militärischer Stützpunkte in Afrika oder in Übersee sollte das Deutsche Reich sich darauf konzentrieren, alte, konservative Großstaaten wie das Osmanische, das Russische und

womöglich das Chinesische Reich sich als Bundesgenossen zu attachieren und ihren Körper mit neuem Leben und neuer Dynamik zu erfüllen.

### Selbstentwürfe und Weltvisionen

Auf welche Höhen romantischer Selbstentwürfe und phantastischer Weltvisionen diese Vorstellungen den jungen Paquet trieben, zeigten seine beiden nächsten großen Reisen über Sibirien in die Mongolei und nach China, die er teils als Korrespondent der „Frankfurter Zeitung“, teils im Auftrag des Chefs der Frankfurter Metallgesellschaft, Wilhelm Merton<sup>(\*)</sup>, unternahm.<sup>138</sup> Von der halbjährigen Fahrt, die er im Februar 1908 gleich nach seinem 27. Geburtstag und dem Abschluss seiner Dissertation<sup>139</sup> antrat und die offenkundig die Erfüllung eines lang aufgeschobenen Wunsches nach „Rückkehr“ an die Schauplätze seiner früheren Erkundungen war, hat er noch anderthalb Jahrzehnte später, schon als linker Anti-imperialist, eine autobiographische Skizze gezeichnet, die es in sich hat.

„Es war Winter. Ich reiste ... sofort nach Sibirien zurück. Bei Nacht, in tiefem Schnee und in bitterster Kälte, feierte ich mein Wiedersehen mit Tomsk. Hier blieb ich einige Monate wohnen, bis die Steppe zu blühen begann. Dann reiste ich den Strom hinauf, mietete Knechte und Pferde und stieg über das Altaigebirge. Ich war Odysseus in den Sandwüsten der Mongolei ..., ein Fremdling unter den Mongolen, dem ritterlichsten und armseligsten der Völker, und warf eine ungeheure Last von mir. Unter diesen Menschen lebte ich auf der Stufe eines früheren Jahrtausends, in diesen Wildnissen lernte ich, was Freiheit ist. Seht doch den Einzelnen ..., den Entdecker auf eigene Faust, mit der Handvoll Leute, die er um sich hat, sibirische Fuhrleute und mongolische Reiter ... Ihr Führer, losgelöst von der geistigen Masse, der er entstammt, schwebt in der Luft. Als ein armer Späher und Pilger überschaut er die Landschaften ... Doch ein Faden zieht sich

---

<sup>(\*)</sup> Wilhelm Merton war der Chef der Frankfurter Metallgesellschaft, einer der ersten weltweit operierenden deutschen Gesellschaften, und zugleich ein großer Mäzen. Paquet widmete ihm seine Dissertation zum „Ausstellungsproblem in der Volkswirtschaft“, nicht zuletzt wegen der Förderung der USA-Reise 1904. Im Winter 1908/09 war Paquet an Mertons „Institut für Gemeinwohl“ beschäftigt und bereitete von dort aus seine asiatischen Reisen vor. Vgl. dazu auch die Anmerkung auf S. 86, unten

hinter ihm her, durch das Labyrinth des Unerforschten, der das Gesehene nun in das Netz des Gekanntten einmal für immer verknüpft ... Der Bruder Mensch dort draußen übt seine Energien in Widerspenstigkeiten, in groben und feinen Lügen, in gastlichen Schenken, im heiteren Diebstahl, in plumpen oder blitzenden Drohungen. So charakterisiert er sich selbst ... Kein Wunder, dass zuweilen sehr dünn die Luft ist.“<sup>140</sup>

Als Führer, Pilger und Entdecker muss der deutsche Fremdling seine Überlegenheit erst im Kampf mit Mensch und Natur bewähren. Davon handelte die Erzählung „Der Knecht“, die der Herausgeber einer Paquet-Anthologie später mit den Worten rühmte: „Prachtvoll ist in der Erzählung ‚Der Knecht‘ die Gestalt des Gelehrten herausgearbeitet, der – ein Herren- und Willensmensch – rücksichtslos seiner Sache dient und durch seine überlegene geistige Haltung den Widerstand des russischen Knechtes bricht.“<sup>141</sup>

Der Hass des russischen Knechtes hatte sich ursprünglich am Notizbuch seines Herrn entzündet.<sup>(\*)</sup> Dieses Notizbuch – eine Reihe durchschwitzter und verfleckter Hefte – ist erhalten geblieben und gibt einen starken Eindruck von der psychologischen Verfassung seines Autors. „Das Land liegt vor mir wie eine Karte ... Macht des Willens: stärker als Tod und Krankheit“, notierte Paquet, noch auf der Hinfahrt nach Tomsk.<sup>142</sup> Für die Zeit nach der Rückkehr entwarf er den „Plan eines Gedichtes“ oder vielmehr eines „Epos“ über Asien: „Das Soziologische, Motorische und Geistige von allem u. das Wirken des Europäismus, episch ausgedrückt ... Homerisch!“<sup>(\*\*)</sup> <sup>143</sup>

Die ungeheuren Lebensalternativen, die er dabei vor sich sah, sind aus einer weiteren selbstreflexiven Notiz zu ersehen: „Frage, ob jetzt die Stufe zur Macht erklimmen, oder zurückkehren zum endgültigen Verzicht: zur Größe ohne Zeit

---

(\*) „Einen Gott hatte dieser Deutsche, der jede Gemeinsamkeit mit Wanja unmöglich machte: sein Notizbuch. Diesem kleinen Buch in seiner Tasche diente er morgens und abends. Gott allein mochte wissen, was es zu schreiben gab. Dieses Notizbuch aber machte den Menschen unempfindlich gegen alles Äußere.“ (Der Sendling, S. 21)

(\*\*) Das war kein beliebiges Epitheton. Homer gilt Paquet als der erste der „großen Reisenden“, seine Odyssee als der Anfang aller Literatur. Der ganze Ton der frühen „geographischen Gedichte“ Paquets ist unbedingt „homerisch“. Vgl. Ders.: Die Welt des Reisens. Wandlungen, Helden, Kunstwerke (1939). In: Hanns Martin Elster (Hrsg.): Alfons Paquet – Gesammelte Werke, Dritter Band: Reisen, Stuttgart 1970, S. 10

..., ein [Gelehrter u.] Dichter mit ungeheurem Erfolg werde, Politischer Denker (nicht Guerillaführer) ...; Religionsstifter vielleicht.“ (\*\*\*)<sup>144</sup>

In diesen wenigen entzifferbaren Satzketten hat man alle Ingredienzien beieinander, die Paquets weitere Existenz – virtuell – bestimmen werden: Dichter, Gelehrter, politischer Denker, Guerillaführer, Religionsstifter – an der „Stufe zur Macht“ ... Der Zarathustra-Ton ist unüberhörbar. Man könnte das für ein bloßes Zeugnis individueller Exaltiertheit nehmen, das es auch war. Aber zugleich enthüllt diese Notiz etwas von den halluzinatorischen Weltgefühlen und der prometeischen Vermessenheit einer ganzen Generation.

### Asien gründlich verändert

Aus dieser Reise entstanden zwei Bücher: Ein eher nüchternes und wissenschaftliches, das als „Politisch-Geographische Studie und Reisebericht an die Geographische Gesellschaft zu Jena“<sup>145</sup> abgefasst war; und ein zweites, sehr viel politischeres und spekulativeres unter dem Titel „Asiatische Reibungen“<sup>146</sup>, das auf Paquets mit fliegender Feder verfassten Zeitungskorrespondenzen beruhte. Darin erschienen die alten und neuen Mächte Asiens nicht länger mehr als bloße Objekte, sondern als aufsteigende Subjekte und Mitspieler der Weltpolitik.

Der forciert nationalrevolutionäre Ton, den Paquet hier anschlug, sollte offenbar eine träge, geschichtsvergessene Leserschaft daheim aufrütteln: „In Asien geschieht wieder wirkliche Geschichte ... Die Saaten Europas gehen auf ..., der Osten zahlt dem Westen seine Gierden heim! ... Europa schwelgt im Rausch seiner Luftfahrten, schwelgt im Glanz seiner Maschinen, aber es verzagt vor den Problemen ... seiner Menschenmassen. Der Osten aber handelt frei und menschlich ideenlos unter dem einzigen, alles beherrschenden, zeugungskräftigsten aller Gedanken: dem Machtgedanken des Vaterlandes und der Rasse ... Der Turmbau der gelehrten Literatur über jene Länder ist im Steigen, aber zugleich im Wan-

---

(\*\*\*) Am Kopf der schwer entzifferbaren Notiz ist eingetragen: „An Fr. St.“; offenkundig handelte es sich um Überlegungen, die er mündlich oder schriftlich seiner Verlobten und späteren Frau Marie-Henriette Steinhausen mitteilen wollte – oder eben mitzuteilen zögerte. Die eckigen Klammern bezeichnen ausgestrichene Worte. Die Orthographie entspricht dem Original.

ken: China im Erwachen wirft die Türme über den Haufen ... Amerika, die Karikatur Europas ..., liegt beiseite, da Asien warm wird; wir spüren einen Geruch von Schweiß und Blut und umgewendeter Erde, der von dorten kommt ...<sup>147</sup>

Diese Rede von Blut, Schweiß und Erde war eine kaum verhüllte Aufforderung an das Deutsche Reich, seinerseits wieder „wirkliche Geschichte“ zu machen. Bald schon könne die Mandschurei zum Schauplatz eines zweiten Waffengangs zwischen Russland und Japan werden, „des Endkampfes um das Gebiet zwischen Meer und Baikalsee“, d.h. um ganz Russisch-Sibirien.<sup>148</sup> Für Deutschland kam es vorerst nicht darauf an, in diesen Konflikten Partei zu nehmen. Vielmehr: „Wir müssen Asien entdecken, wie Amerika begonnen hat, Europa zu entdecken.“<sup>149</sup>

Asien aber beginne schon in Sibirien. Es sei „das Fatum der Russen, dass sie durch ihren phantastischen Zug nach dem Osten, durch ihre Städtegründungen und Wegebauten in den bis dahin so gut wie menschenleeren Gegenden ... das chinesische Element magnetisch an sich gezogen“ hätten, ohne es assimilieren zu können.<sup>150</sup> Diese chinesischen Arbeiter oder Verkäufer seien gewissenhaft, billig, ehrlich und lernten schnell russisch – und für deutsche Kaufleute und Unternehmer die idealen Arbeitskräfte.<sup>151</sup> Die Deutschen aber erschienen Paquet mehr denn je als die prädestinierten Kolonisatoren Sibiriens: „Ich finde bei Deutschen mehr gute Kenner des Landes, wie mir scheint, als bei den Russen“.<sup>152</sup>

### Auf der Suche nach dem „Li“

Bei Paquets dritter Russland-Asien-Reise 1910 hatten sich die Kriegswolken im Fernen Osten wieder verzogen, und das Panorama der systematischen russischen Binnenkolonisation Sibiriens leuchtete in noch stärkeren Farben. Wie 1903, fuhr er die ganze Strecke von Berlin nach Wladiwostok und Harbin ab. Und zum ersten Mal kam ihm nun auch das eigentliche Russland in den Blick und gewann an sinnlicher Präsenz: „Es riecht wieder nach Juchten und alten Säcken, nach Pferden, nach lange getragenen Kleidern“. Gleich hinter Wirballen, der ostpreußisch-russischen Grenzstation, „beginnt ein Leben im großen Stil“.<sup>153</sup> Die schwerfälligen Züge und breiten Wagen des Sibirien-Express erinnerten den Weltreisenden

an verwiterte Ozeandampfer, die hinausfuhren „in das geographische Nirwana, Sibirien, den Stillen Ozean des Zaren“.<sup>154</sup>

Aber der Eindruck der Langsamkeit und Trägheit täuschte. Denn überall entlang der Strecke sah Paquet nun Städte in beinahe amerikanischem Tempo aus dem Boden schießen. Immerhin seien vom Zuwachs der Weltbevölkerung „in den letzten fünfzehn Jahren allein auf das gesamte Russland nicht weniger als dreißig Millionen und von diesen auf Sibirien vielleicht fünf Millionen“ entfallen.<sup>155</sup> Vor Wladiwostok registrierte er „mit Überraschung, wie dies Land seit wenigen Jahren russischen Charakter angenommen hat“.<sup>156</sup>

Dagegen sei aus Harbin „in wenigen Jahren ein unverfälschtes Stück China geworden“.<sup>157</sup> Und so wurde auch diese Reise über Sibirien wieder in erster Linie eine Reise in das Reich der Mitte, dem noch immer das größere Interesse galt. In China wollte Paquet nämlich, wie er einem Petersburger Freund erklärte, „das Li suchen“, welches der „wohlklingende Ausdruck für Anstand, Schönheit, Maß, innere Höflichkeit und Zeremonie“ sei.<sup>158</sup> In den Ahnenkulten, den konfuzianischen Gesetzen, in Laotsees Lehre vom Tao, vor allem aber in der zähen Selbstbehauptungskraft der chinesischen Gilden fand er, wonach er gesucht hatte. Er sah darin lebenskräftige Residuen jenes spirituellen Bandes, das, wie er glaubte, einst in der „altchinesischen“ Gesellschaft die Träger der staatlichen Autorität und die verschiedenen Stände und Klassen, Generationen und Nationalitäten, und sogar die Lebenden und die Toten umgriffen habe – und vielleicht künftig auch wieder umgreifen könnte.

In dem vornehmen Beamten und Philosophen Ku Hung-Ming, dem Verfasser eines modernen konfuzianischen Katechismus und anderer Arbeiten, die „eine nachdenklich stimmende jenseitige Auffassung des großen westöstlichen Kulturkampfes“ formulierten, fand er schließlich einen Kronzeugen seiner Ideen:<sup>159</sup> „Und wie er mit Sorgen von England sprach, das durch seinen Vortritt auch Deutschland auf den harten Weg der Rüstungen dränge, war es mir von diesem fremden gelehrten Manne ein denkwürdiges Bekenntnis, dass er vom deutschen Geist noch am ehesten die große Synthese der Kulturen erwartete“.<sup>160</sup>

Da war sie wieder, die deutsche Weltmission. Und also entwarf Paquet, ganz „im Stolze eines hohen Dienstes“, am Ende seines Buches ein recht absurd anmutendes Programm der Umwandlung Tsingtaus aus einem deutschen Kolonialstützpunkt in einen „Ort der Selbstbesinnung, der geistigen Arbeit, des Denkens im fernen Osten“.<sup>161</sup> Wie überhaupt eine „viel engere Beschäftigung der Wissenschaften mit China“ sowie der „Ausbau eines groß gedachten ... Chinadienstes durch das Auswärtige Amt“ nottue. An die Spitze der Pekinger Botschaft gelte es unbedingt „einen Mann zu setzen, der China gründlich kennt, Staatsmann und Gelehrter zugleich“.<sup>162</sup>

Diese Idealvorstellungen einer deutschen Weltmission kulminierten im Entwurf eines ganz besonderen Instrumentes deutscher Politik: eines Weltordens von „Sendlingen“ – deren Prototypus offenkundig genug er selbst war: „Das Kupee der Eisenbahn, die Kabine des Dampfers ... sei die Klosterzelle, und jede Reise über die Grenzen des Vaterlandes eine Sendung im Gehorsam gegen die innere Stimme. Unsere Weltflucht muß nach vorwärts, in die Einsamkeiten, in die Versuchungen und in die Größe des Weltbürgertums. Es wäre Zeit für einen neuen Orden von wandernden Schülern ..., eine Vergeistigung der Erde durch das deutsche Wesen.“<sup>(\*) 163</sup>

### Antiwestliche Affekte eines Westlers

Bei dieser „Vergeistigung der Erde durch das deutsche Wesen“ war es Deutschland aufgegeben, die alten und neuen Ideen des Ostens aufzunehmen, um sie mit dem geistigen Erbe des Westens zu einer „großen Synthese der Kulturen“ zu verschmelzen. Die politische und ideologische Gegnerschaft gegen die westlichen Staaten und Gesellschaften, die man bei Paquet findet, hatte ihre Ursache gerade

---

<sup>(\*)</sup>Als „Sendling“ des Chefs der Frankfurter Metallgesellschaft, Wilhelm Merton, schickte Paquet ausführliche vertrauliche Berichte, sei es vom Bau der Bagdadbahn, sei es über Aktivitäten ausländischer Unternehmen in Sibirien oder China. Dass diese Berichte auch staatlichen Stellen zugänglich wurden, ist anzunehmen. Als Post-Adressen in China gab Paquet 1910 an: „Shanghai c/o Deutsches Generalkonsulat, Tientsin c/o Deutsch-Asiatische Bank, Mukden c/o Deutsches Konsulat.“ (Brief an Wilhelm Merton vom 1.6.1910. Vgl. Koßmann, Führer durch die Ausstellung S. 27) Vgl. dazu auch Sabine Brenner, Paquets frühe Reiseberichte, S. 20 ff.

in einer unmittelbaren Affinität und Rivalität. Darin unterschied er sich, zumindest auf den ersten Blick, von den Vertretern des zeitgenössischen deutschen Kulturpessimismus und Antimodernismus. Paquet repräsentierte das gerade Gegenteil: ein Enthusiast nicht nur der modernen Industrien, grenzüberschreitenden Kommunikationen und großen weltwirtschaftlichen Erschließungen – sondern vor allem auch ein Enthusiast der Städte.

„Ich fühlte mich immer wieder zu Städten hingezogen ... Sind nicht heute die Städte allein noch die Träger des großen, künstlichen, planmäßig geschaffenen Glanzes ... Ausdruck einer großen, noch unausgetragenen Krisis, in die der ewig forschende, tätige, genussfrohe Mensch verwickelt ist ... Alle Städte wollen irgendwie das Unmögliche. Sie sind tragisch ... Sie sind die unerschöpflichen, schwer zugänglichen Werke der Generationen wie ich selber ... Städte sind der Natur gegenüber männlich bis zur Zerstörung, aber sie wissen ihr auch zu schmeicheln ... Jede Stadt war einmal ein Wagnis ..., voll Mut selbst zum Bösen, voll Mut, jede einzelne Funktion des Menschen zu kategorisieren ... Mir sind Städte bleibender, wichtiger als Staaten. Ich selbst komme mir manchmal vor wie eine Stadt.“<sup>164</sup>

Passagen wie diese machen Paquet zu einem Autor, der seiner Zeit in vielem weit voraus war. Aber es gab in dieser Weltläufigkeit, näher betrachtet, immer auch einen Zug des durchaus Bodenständigen. Alles Allzu-Fremde, Nicht-Kommensurable wurde auf romantisch-bürgerliche oder romantisch-imperiale Weise sogleich „eingemeindet“. So waren Paquets gigantische Erschließungs-Prospekte immer Reminiszenzen eines in den aktuellen Weltmaßstab übertragenen, aufgeklärten Absolutismus oder eines faustisch-goethischen Natur- und Kultur-Idealismus. Seine Städtebilder behielten stets etwas von pfahlbürgerlichem Mittelalter mit einem Einschlag von Renaissance. Seine nach dem Weltkrieg entwickelte, recht avantgardistisch anmutende Idee von einem „Europa der Städte“ war letztendlich eine moderne Neuauflage der spätmittelalterlichen Städtebünde und schloss die eigentlichen Weltmetropolen des beginnenden 20. Jahrhunderts eher aus. Es mussten gewachsene, nicht über sich hinausgewachsene Städte sein, die eine historische „Individualität“ im deutschen Sinne aufwiesen.

London war die erste Weltmetropole gewesen, in die er als 15-jähriger Lehrling im Tuchgeschäft eines Onkels an der Oxfordstreet geraten war und die natürlich sein lebhaftes Interesse geweckt hatte. „Ich ... verlor mich aber bald in die Dockhöfe, die Parks, die Museen der ungeheuren Stadt“. Statt seinen Erkundungsradius zu erweitern, saß er „abends von sechs bis neun ... in der Guildhall-Bibliothek und las alte Bände der ‘Deutschen Rundschau’ mit ihren krausen, seltsam erregenden Polemiken für und gegen Nietzsche“.<sup>165</sup>

Im Jahr 1904 war Paquet als Student in Amerika gelandet, kein halbes Jahr nach seiner ersten großen Reise in den Fernen Osten. New York hatte ihn anfangs begeistert und dann zunehmend erschreckt. In einem seiner ersten großen Städtepoeme („Die atlantische Stadt“) feierte er in Whitmanschen Versen „des Lebens Strom“, der sich hier ungezügelt ergoss – und sah doch (wie später Bertolt Brecht) die große Stadt New York „unter einem Hauchstoß des Verderbens“ liegen.<sup>166</sup>

Anschließend besuchte er die Weltausstellung in Saint Louis, die der eigentliche Anlass seiner Reise war; „dann durchstreifte ich die Staaten bis Denver, schrieb für Mississippi-Blätter und sammelte ein paar Kisten voll Bücher für die sozialen Institute Wilhelm Mertons in Frankfurt“.<sup>167</sup> Über diese frühe Amerika-Fahrt sind, anders als über die Fahrten in den Osten, keine konsistenten Aufzeichnungen überliefert. Aber in seinem ersten und einzigen Roman „Kamerad Fleming“, der deutlich autobiographische Züge trug, entschloss der Held sich zur Rückkehr aus Amerika, wo er sein Glück hätte machen können, weil ihn die Maßlosigkeit und Lautheit des Landes am gründlichen Nachdenken hinderte. Das Angebot seines amerikanischen Chefs, ihm ein Studium zu finanzieren, „bot nichts für ihn“, da alles Lernen dort drüben nur „hart und oberflächlich“ geblieben wäre. Denn er fühlte „die Kraft und den Beruf in sich, statt Werkzeug irgendeines geldverdienenden Großbetriebes ein Erforscher der Erde zu werden“.<sup>168</sup>

So studierte sein Held Fleming (wie Paquet selbst) an deutschen Universitäten die „Staatswissenschaften“. Denn er „glaubte an den Satz Napoleons: dass die Politik das Schicksal sei“. In diesem Fach hoffte er „noch Entdeckungen zu ma-

chen und Grundzüge einer höheren Ordnung zu entwerfen“. Und „zugleich gab es keine bessere Ausrüstung für den weiten Marsch, den er in seinen wachen Träumen vor sich sah“. <sup>169</sup> Dabei geriet Fleming (wie Paquet selbst) in die Gedankenwelt der „sozialpolitischen Schriften des Physikers Ernst Abbe, dessen Verhältnis zu den Arbeitern seiner berühmten optischen Werkstätten ihn geradezu zu den Grundfragen des staatlichen Wesens führten“. Abends dagegen saß er in einem Zirkel, in dem „biedere Examenskandidaten mit fanatischen russischen Juden“ stritten. <sup>170</sup> Und das war denn doch etwas ganz anderes, als es die flache, harte, laute und gedankenlose Welt Amerikas jemals hätte sein können.

### Das untergehende Paris

Die Haupthandlung des Romans spielt allerdings in Paris, wohin Fleming auf den Spuren der Bildhauerin Berta geht, die sinnetwegen Selbstmord begangen hat (da er sie als Frau nicht hatte lieben und begehren können). Dort gerät er in den Bannkreis des Professors Fraconnard, eines „kühnen, leidenschaftlichen, machiavellistischen Mannes“, des Führers einer antiklerikal-antimilitaristischen Massenbewegung mit syndikalistischen Zügen. Fleming schließt sich dieser Bewegung, die die Losung des „sozialen Kriegs“ ausgibt, an, ohne freilich genau zu wissen warum. Fraconnard (in dem man eine Mischung aus Zola und Sorel sehen könnte) „zählte aber vor allem auf das menschliche Dynamit der Großstadt: das große Heer der Arbeitslosen, der Desperados, der Verbrecher“. Er sammelte „Pariser Apachen, Flüchtlinge aus allen Ländern, russische Revolutionäre, spanische und italienische Anarchisten, armenische Fanatiker“, um daraus eine Art „Fremdenlegion, ein vielleicht regelloses, aber doch furchtbares Heer zu bilden“. <sup>171</sup> Am Ende wird Fleming, der mit der Aufstellung einer deutschen Abteilung beauftragt ist, als vermeintlicher agent provocateur und Polizeispitzel von seinen eigenen Genossen erschossen, als er eben nach Deutschland zurück fliehen will.

Diese Schüsse aber bilden das Signal eines phantasmagorischen Weltkonfliktes. „Aus Frankreich, aus der ganzen Welt strömten die Unruhigen nach Paris ... Sie kamen, um an dem großen Feuerherd den Funken zu holen, der auch in anderen

Ländern den Aufstand der Unterdrückten entzünden sollte.“<sup>172</sup> Frankreich drohte ein Krieg mit den Nachbarmächten, die seine hilflose Lage erkannten. Und gerade das war es auch, was Fraconnard wollte: „die Revolte im Augenblick der Mobilmachung“. Dagegen erhob sich eine klerikal-militaristische Gegenbewegung, um „einen mächtigen Orden zu bilden im Namen der Jungfrau Johanna d’Arc, einen Orden zur Rettung Frankreichs“. Rechte und Linke kämpften um die Seele der Massen, die „bleich, verkommen und hasserfüllt“ in den Straßen wogten. „Die Führer spannten ihre Netze aus und verteilten die Rollen für die künftige Schlacht ... Man wartete auf das Frühjahr.“<sup>173</sup>

Paris erschien in diesem 1910 verfassten Roman noch in klassischer Weise als die Hauptstadt der sozialen Revolution des 19. Jahrhunderts, die mittlerweile jedoch einer starken Depravation unterlegen war – so wie die Gesellschaft des bürgerlich-dekadenten und klerikal-militaristischen Frankreich insgesamt. Unter der Oberfläche ihrer Klassizität und ihres Bohème- und Künstlergeistes war diese Hauptstadt des Westens längst zur Brutstätte trüber Leidenschaften geworden, wie sie in der gerade ausgestandenen Dreyfus-Affäre (die offenkundig genug den Hintergrund der Paquetschen Romanhandlung bildet) nach oben gespült worden waren. Wo Amerika hart und flach erschien, da Frankreich grell und verkommen.

Kamerad Fleming begab sich in diesen Sumpf als reiner deutscher Tor (darin Thomas Manns Hans Castorp verwandt), nur um dort einen Tod „nach russischem Muster“ zu erleiden – ein Hinweis auf die französisch-russische Allianz, die sich als eine Verbindung innerlich zerrissener, dekadenter Imperialismen enthielt. Und so war es auch der dort schwelende Klassen- und Bürgerkrieg, der zum Ausbruch eines Weltkrieges trieb – welcher, das war die prophetische Dimension des Romans, entweder die soziale Revolution oder eine noch unbekanntere Reaktion in ihrem Schoße trug.

### Das europäische „Reich der Mitte“

Ein positives Gegenbild dieser zerrissenen, dekadenten, flachen Welt des Westens und ihrer russisch-terroristischen Reflexe (für die nicht etwa die Bolschewiki, sondern die Partei der „Sozialrevolutionäre“ und ihre Politik der Attentate das romanhafte Vorbild abgaben) zeichnete Paquet in seinem Anfang 1914 veröffentlichten Aufsatz „Der Kaisergedanke“.<sup>174</sup> Darin zog er eine kühne Diagonale von Dantes „Vision des von Gott erfüllten Weltreiches“ hinüber zum chinesischen Kaisergedanken, welcher in seiner tiefen, konfuzianischen Ausprägung „ein Vorbild noch mehr als erhabenes Abbild des europäischen“ sei und Deutschland jedenfalls näher stehe als „das kolumbisch-republikanische Imperium Amerikas“.<sup>175</sup> Für nicht ausgeschlossen hielt Paquet es daher, dass der in China eben zur Macht gekommene Republikanismus nur ein kurzes Zwischenspiel zur Begründung eines neuen, lebenskräftigeren Kaisertums darstelle – nach dem Vorbilde Japans, das seinerseits den chinesischen Kaisergedanken aufgenommen und „zu einer alles überragenden und beseelenden Größe gefestigt“ habe.<sup>176</sup>

Und warum nicht auch in Europa?! Vielleicht werde es sich ja bald genug herausstellen, dass der gebildete Europäer mit seinen Parlamenten und seiner Presse „in keiner anderen Lage als der russische Bauer (ist), der über seine unendliche Steppe hinsieht und fern, jenseits dem Himmelsrande, die Erscheinung von Moskau mit seinen Kuppeln und unter der größten von ihnen den Zaren erblickt“. Vielleicht gebe es ja für die einfachen Menschen aller Gesellschaften „ein tiefes Bedürfnis nach Vertrauen in die Weltordnung“, dessen universeller Ausdruck „die Vorstellung von der Mütterlichkeit des Landes und von der Väterlichkeit des Kaisers“ sei.<sup>177</sup> Erst das „Erlöschen der römischen Kaiserwürde“ 1806 habe den rasenden Wettbewerb der europäischen Imperialismen entbunden, einen anarchischen, kostspieligen und „entsittigenden“ Zustand, welcher „nur durch künftige Kriege oder auf dem Wege einer großen Flurbereinigung zu lösen sein wird“.<sup>178</sup>

Dieses Bild einer erneuerten europäischen Universalmonarchie, das Paquet mit Seitenblick auf China und Japan entwarf, trug alle Züge einer modern-konservativen Utopie – und sollte für ihn, wie man vorgreifend einfügen kann,

vier Jahre später eine der wichtigsten Brücken zu den Ideen und Praktiken der russischen Revolution bilden. Ein erneuertes europäisches Kaisertum müsste sich, so Paquet, der „Gestaltung des übernationalen Rechts“ ebenso annehmen wie der Aufgabe, „zwischen der Not der Armen und den Naturschätzen, die im Boden noch unzugänglicher Erdteile liegen, Wege zu schaffen“. Weiter wäre seine Aufgabe „eine Regelung des Wanderungs- und Siedlungswesens, die Unschädlichmachung des Monopols Einzelner am Boden und an den Produktionsmitteln“ sowie die „Entpöbelung der Massen durch ein Erziehungswesen, das mit dem gewaltigen Wachstum der Volkszahl Schritt hält“, zu gewährleisten.<sup>179</sup> Und wie die chinesische Monarchie „ein kommunistisch geordnetes Reich regierte“, so hielten auch russische Denker wie Leontjew seit langem „ein Zusammengehen des Absolutismus mit dem Sozialismus für eher möglich als mit dem bürgerlichen Liberalismus“.<sup>180</sup>

In einem solchen Rahmen könne sich dann eine neue Aristokratie bilden, etwa aus einer Synthese zwischen dem hergebrachten Geburtsadel, der allerdings „eine neue Berufsauffassung“ zu entwickeln hätte, und der „Aristokratie der tatsächlichen Volksführer“. Aus ihrer Mitte wäre schließlich der platonische Monarch und Philosoph zu wählen – ein Amt, für welches der deutsche Kaiser der erste, allerdings nicht der einzig mögliche Kandidat wäre – zumal Wilhelm II., wie Paquet behutsam monierte, es „leider in vielem doch an der Verwirklichung des Kaisergedankens fehlen“ lasse.<sup>181</sup> Die Regierungen wären dann nur noch Teilhaber der kaiserlichen Allmacht, Lehnsträger, Diener. Die Zahl der Beamten könnte gering sein, der Staat nach und nach absterben.

Deutschland aber sei das von der Natur und Geschichte bestimmte europäische „Reich der Mitte“. Während seine Nachbarn nur durch die Vernichtung des Reiches ein geeintes Europa für realisierbar hielten, suche Deutschland „die Verwirklichung der europäischen Idee auf dem Wege des Einvernehmens mit den benachbarten Völkern des Slawentums und mit Frankreich“.<sup>182</sup> Der Weg zur Verwirklichung Europas führe daher über ein führendes – oder ein zertrümmertes Deutschland.

„Der Preis eines deutschen Sieges aber wäre weltbedeutend: ein Bündnis mit England und Frankreich für alle Zeiten und die ersehnte Ausdehnung nach Osten. Eine slawische Staatengruppe unter einem habsburgischen Herrscher, der freie Weg nach Vorderasien: das wäre der Weg des größeren Reiches.“<sup>183</sup>

### Weltgeschichte als Weltgericht

Trotz solch martialischer Töne gehörte Alfons Paquet nicht zu denen, die diesen Weltkrieg gewollt hatten oder eifertig begrüßten, als er ausbrach. Noch im Februar 1914 hatte er den (auch mit großen persönlichen Hoffnungen und Ambitionen verfassten) Entwurf einer „Großen Ausstellung für Weltwirtschaft und Verkehr in Frankfurt am Main“ vorgelegt. Sie hätte dem „Weltgefühl des modernen Menschen“ Ausdruck geben sollen, indem sie „die Erde als Gegenstand der Forschung, als Gegenstand der Verwaltung durch den Menschen in den Mittelpunkt“ gerückt hätte. Das Zentrum der Weltausstellung hätte nach seinen Plänen ein „Friedenspalast“ oder „Palast des Völkerrechts“ gebildet.<sup>184</sup>

Ein Leitartikel Paquets auf der Titelseite der „Frankfurter Zeitung“ vom 9. August 1914 war denn auch düster fatalistisch gestimmt – wenngleich nicht ohne Feierlichkeit. In Deutschland wie in den Feindländern strömten die Menschen jetzt in die Kirchen, „beginnt ihr erster Schritt in der eisernen Zeit mit dem Bekenntnis der Blindheit“. Hier wie dort sängen sie unter dem Donner der Orgel: Herr erbarme dich! Und: „Gott wird antworten: das ist das Furchtbare und das Majestätische, das alle empfinden.“<sup>185</sup>

Diese Vorstellung eines Gottesurteils resultierte aus einer Interpretation des Krieges, die er in einer Serie von Aufsätzen weiter entfaltete. Danach habe „sich um uns Deutsche, den Kern Europas und den Kern der von einem neuen Willen erfüllten Weltvölker, der feste Ring des Hasses und der Waffen geschlossen“.<sup>186</sup> Die Nachbarn hätten Deutschlands Kräfteentfaltung von allem Anfang an missverstanden – und es nun ruchlos überfallen. Der Krieg könne daher nur enden „in der Zertrümmerung oder mit der Führung Deutschlands“. Ein Kompromiss schien demnach kaum möglich: „Wir sind bereit, mit dem blutroten Stift eine

neue Weltkarte zu zeichnen“.<sup>187</sup> Ein Sieg allerdings würde „unser Deutsches Reich der Mitte als die führende und ausgleichende Macht an die Spitze eines europäischen Bundes emporführen, der slawische wie romanische Völker als Genossen angehören.“<sup>188</sup>

Dieses Mitteleuropäische Reich deutscher Nation könnte dann auch ein Beispiel liefern „zur Lösung der größten Frage, welche die Menschheit in diesem Zeitalter beunruhigt, nämlich der Frage einer möglichen unerhörten Fruchtbarmachung der Rassenunterschiede und der religiösen Grundsätze“.<sup>189</sup> Denn Deutschland trage bereits „einen neuen Menschen in seinem Schoß“. Und dieses neue Menschtum werde, wie einst das Christentum, „die Erfüllung und die Aufhebung eines alten Ideales sein“. Daraus ließ sich ein dialektischer Trost gewinnen: „Vielleicht ist der Gedanke von der Verwaltung der Erde dieser Gedanke und gibt dem Zeitalter der Weltwirtschaft, in das wir statt mit Freudenfesten und Verbrüderungen mit blutigen Kämpfen eingetreten sind, seinen kosmischen Sinn.“<sup>190</sup>

Auf dieser Grundlage war dann auch ein großer Ausgleich mit Großbritannien wieder denkbar, zu dessen Lasten eine gerechte „Verwaltung der Erde“ natürlich in erster Linie zu gehen hatte. Dann, so die idealistische Vorstellung, wäre eine friedliche, planmäßige, sich organisch entfaltende Ordnung der Weltwirtschaft in einem neuen Gleichgewicht der verbliebenen Weltmächte erreicht. Das wäre endlich das goldene „Zeitalter der Weltwirtschaft“ und eines ewigen oder jedenfalls dauerhaften Weltfriedens. Am Ende gälte es, „einen Tempel der Menschheit zu erbauen“, d.h. eine zeitgemäße neue Menschheitsreligion über alle besonderen Konfessionen hinaus zu stiften. Und dabei hätten sich „die Deutschen als die ersten Menschen eines neuen Zeitalters“ zu bewähren.<sup>191</sup> Darin werde sich vielleicht einmal der „kosmische Sinn“ des Krieges enthüllen.

### „Nach Osten!“

Nach Kriegsausbruch stellte der 33jährige Alfons Paquet sich wie viele Journalisten und Schriftsteller für die amtliche Presse- und Propagandaarbeit zur Verfü-

gung. Er wurde Mitarbeiter des Stellvertretenden Generalkommandos XVIII der Armee in Frankfurt. Die Abteilung IIIb, der er zugewiesen wurde, war jeweils die korrespondierende Einheit zur „Sektion Politik“ in der Nachrichtenabteilung des Generalstabs, die unter der Leitung von Deutemoser und Nadolny für geheime Informationen und Subversionen in den Feindländern zuständig war, darunter auch in Russland.<sup>(\*)</sup>

An der Debatte über die deutschen Kriegsziele beteiligte Paquet sich vor allem mit seiner Schrift „Nach Osten!“ aus dem Jahr 1915.<sup>192</sup> Der Titel war Programm. Im Osten Europas sei die Landkarte dabei, sich neu zu ordnen. Russland als Staat werde zerbrochen. „Russland ist der Steinbruch, aus dem einmal jene große Landbrücke gebaut werden wird, die das mittlere Europa mit dem Morgenland verbindet. Und aus dem Material dieses Steinbruchs muss zugleich die Scheidewand gebaut werden, die uns für immer von der moskowitischen Öde trennt.“<sup>193</sup>

Die beiden Pfeiler dieser avisierten Konstruktion waren das mittlere Europa, das sich in diesem Kriege als „das eigentliche Europa“ herausgestellt habe, und ein von mystischem Licht umhülltes Morgenland, worunter Paquet den Nahen und den Fernen Osten gleichermaßen verstand, das „weite mütterliche Asien mit seinen religiösen Landschaften“, die „Wiege des menschlichen Geistes“.<sup>194</sup>

Diese Sicht erinnert noch einmal daran, dass Paquets Russlandreisen sich nur an Land und Leute bezogen hatten, dass Petersburg und Moskau für ihn immer nur Zwischenstationen gewesen waren auf dem Weg nach Sibirien und ins „mütterliche Asien“. Gewiss, auch das träge Russland hatte durch seine robusten Eisenbahnen die Entfernungen nach Asien gewaltig verkürzt, wie es überhaupt vor dem Kriege in einem gewaltigen Wachstum seiner natürlichen Lebenskräfte begriffen war. Aber dieses Bild Russlands schien ihm nun viel stärker zu differenzieren und härter zu konturieren.

---

<sup>(\*)</sup> Ob Paquet 1914/15 ausschließlich in Frankfurt tätig war, muss offen bleiben. In „Von November bis November“ heißt es: „Die Presseabteilung, die er in den ersten Kriegstagen gegründet hatte, war jetzt eine große Abteilung geworden. Sie wimmelte von Verlegern, Buchhändlern, Kunstschriftstellern in Uniform.“ (Bl. 162) Andere Passagen deuten jedoch eine alte Vertrautheit mit den Berliner Ämtern, speziell dem Auswärtigen Amt, an (Bl. 168-178). – Die Kriegsreisen nach Polen und „Ober-Ost“ 1915 scheint Paquet allerdings als Journalist in eigener Mission unternommen zu haben. (Mitteilung von Oliver Piecha, Frankfurt/Wiesbaden)

„Das russische Volk in seiner Gesamtheit“, belehrte er seine Leser, setze sich in Wirklichkeit „aus mehr als dreißig größeren und kleineren Nationen zusammen“. Und unter diesen Völkerschaften des Reiches seien die Großrussen „mit ihrem konservativen Sinn, ihrer orientalischen Unterwürfigkeit und ihrer opferwilligen Hingabe an den Zaren und die Kirche ... die Hauptträger des absolutistischen Staatsgedankens und seiner militärischen Macht“ gewesen, wie zugleich auch die Urheber der „sozialen und wirtschaftlichen Rückständigkeit“.<sup>195</sup> Schlimmer noch: Die Großrussen hätten sich „zum Bändiger aller nicht ursprünglich russischen Volksteile gemacht“, die von lebhafterem Geiste, größerer wirtschaftlicher Aktivität und höherer Kultur als sie selbst seien. Und eben deshalb sei das Großrussentum zum Bannerträger eines geistig dürftigen Panslawismus geworden, der eine einzige Kriegserklärung an das westliche Europäertum darstelle, vor allem aber an Deutschland und an jene Millionen Deutschen, die „als aufopfernde Diener der russischen Staatsidee ... die uralte deutsche Kolonisationsarbeit im Osten fortgesetzt“ hätten.<sup>196</sup>

Das war ein ziemlich langes Südenregister. Zwar zeigte sich Paquet sicher, dass das russische Volk angesichts der Vergeblichkeit der zaristischen Eroberungspläne seine Regierung, wie schon 1905, schließlich zur Rechenschaft ziehen werde, und dass „die aufs tiefste aufgewühlten nationalen Kräfte Russland“ bald versuchen würden, „alte Ketten abzuschütteln und die Gestaltung ihres Schicksals selbst in die Hand zu nehmen“.<sup>197</sup> Diese Perspektive der Revolutionierung setzte in erster Linie allerdings wieder auf die nicht-russischen Nationalitäten.

Bei dieser spekulativen Erwartung blieb Paquet keineswegs stehen. Vielmehr fasste er, da das Zarentum nun einmal den Krieg eröffnet hatte, eine strategische Amputation des Russischen Reiches ins Auge, die den Perspektiven Paul Rohrbachs, des Hauptverfechters einer nationalrevolutionären Zerlegung Russlands, oder denen eines Parvus Helphand weitgehend entsprach und sie beinahe noch übertraf. Eine kulturelle Scheidelinie ziehe sich, so Paquet, von Petersburg über Smolensk bis an den Rand des Schwarzmeerbeckens und von dort an den Fuß des Kaukasus, die gleichzeitig die Achillesferse des Russischen Reiches darstelle. In diesen Gebieten lebten jene Völker, die sich der Russifizierung am stärks-

ten widersetzt hätten: Finnen, Baltendeutsche, Polen, Ukrainer, Juden, Georgier und andere. Sobald aber „einmal durch den Sieg der deutschen Waffen das russische Joch gebrochen ist“, zeichne sich für diesen riesigen Landstreifen die Möglichkeit eines völligen staatlichen Neubaus ab.

Für alle Völkerschaften dieser Gebiete, ob sie es nun wussten oder nicht, bilde „Deutschland mit seinen wissenschaftlich-technischen, sozialen und rein geistigen Errungenschaften ... das Gelobte Land unmittelbar vor den Toren“. Ein föderatives Zwischenreich nach dem Vorbild des Habsburgischen Staates oder auch in direkter Anlehnung daran wäre daher die beste Lösung. Es würde in Deutschland einen Nachbarn finden, „der aus der erweiterten und belebten Verbindung mit dem Osten für sich selbst unschätzbare geistige und wirtschaftliche Bereicherung ... zu gewinnen vermöchte“.<sup>198</sup>

Dieses Zwischenreich könnte ein wahres Reich der Toleranz, mehr noch, der „Ökumene“ werden, und damit zur Geburtsstätte eines „neuen Europäertums“, während es gleichzeitig ein Bollwerk gegen den restlichen, durch eine strikte Zollschanke auf die eurasische Ebene zurückverwiesenen „Russenstaat“ darstellte. Die zaristische Herrschaft habe alle gegen alle aufgehetzt: Finnen gegen Schweden, Baltendeutsche gegen Letten, Polen gegen Ruthenen und Ukrainer – und habe „nicht zuletzt durch die beispiellose Ächtung der Juden alle in diese Grenzländer eindringenden westländischen Einflüsse“ bekämpft und draußen gehalten. Die Juden aber seien in diesem Riesenghetto, in das der Zarismus sie eingesperrt habe, „trotz all ihrer Armseligkeit gleichsam freiwillige Vertreter der deutschen Kultur“. Mehr noch: „In ihrem leidenschaftlichen Bildungseifer, in ihrer Zugänglichkeit für allen westlichen Fortschritt und nicht zuletzt auch durch ihre Sprache ist die jüdische Bevölkerung den Deutschen ein natürlicher Bundesgenosse.“<sup>199</sup>

### Zionismus als deutsches Kriegsziel

Dieser Gedanke vom Judentum als dem natürlichen Bundesgenossen Deutschlands war, was Paquet angeht, keiner rein kriegstaktischen Überlegung entsprun-

gen. Vielmehr hatte er sich schon vor dem Krieg zu einem der prononciertesten Befürworter der Anliegen des Zionismus und aller Formen der jüdischen Emanzipation aufgeworfen. Am Ende seiner Fahrt auf der Anatolischen und Bagdad-Bahn 1905 war er recht abenteuerlich auf Kamelen über den Taurus nach Syrien geritten, „um Jerusalem zu sehen ... – die mystische Stadt, das Gegen-London!“<sup>200</sup> Damals hatte ihn ein Fieber in Damaskus niedergeworfen. Aber 1913 hatte er die heilige Stadt endlich mit eigenen Augen gesehen und hatte die jüdische Einwanderung in Palästina und die vielgestaltigen Formen des Judentums, die er dort auf engstem Raume zu sehen bekam, in einer Reihe von Zeitschriften-Beiträgen lebhaft ausgemalt.

1915 erschienen diese Reiseberichte, die im hohen Tone intensiver Anteilnahme gehalten waren, noch einmal zu einem Buch unter dem Titel „In Palästina“ zusammengefasst, ergänzt um Aufsätze, in denen Paquet sich mit den religionsphilosophischen Gedanken Martin Bubers über eine Wiedervereinigung von Christentum und Judentum auseinandergesetzt hatte. Die Bedeutung der Juden für die Nicht-Juden sah er darin, „dass ein Volk gleichsam zur Funktion des Wartens der ganzen Menschheit auf eine Geistesoffenbarung, die noch bevorsteht, geworden ist“.<sup>201</sup>

In Paquets Kriegsschriften wurde daraus die strategische Maxime, das Deutsche Reich müsse sich zum Förderer und Schutzherrn des Zionismus machen. Denn mit der Eroberung Polens und Kurlands sei „etwas wie Verantwortung für das Schicksal eines großen Teiles der Judenheit dem deutschen Volk übertragen worden“.<sup>202</sup> Nachdem von den Juden des Ostens das Joch des Zarismus genommen sei, der sie zugleich unterdrückt und ihnen die Flucht verboten habe, stellten sich viele nun auf die Auswanderung ein. Die einen richteten ihren Blick auf die angelsächsische Welt – ohne „die Gefahr der englischen und amerikanischen Städte, ihre Ausbeutungssysteme, den Riss zwischen den Generationen, das fremdartige, materialisierende, oberflächliche Schulwesen“ so recht zu ahnen. Das Judentum als das Volk des Buches werde sich dort verlieren; noch ganz abgesehen vom „Gespenst der Judenfeindschaft“, das sich auch im Westen erhebe.<sup>203</sup>

Die bessere Alternative sei deshalb die organisierte Auswanderung der Juden des östlichen Europa nach Palästina, welches „im weiten Sinne ... die ganze asiatische Türkei“ umfasse. Das türkische Volk kümmere sich nur wenig um den Glauben anderer und werde in den Juden die Orientalen erkennen, die als Europäer zugleich auch die Träger eines praktischen Könnens seien. Die deutsche Verwaltung im Osten hindere deshalb die zionistische Propaganda nicht, für ihre Sache in den „drei Sprachen des jüdischen Volkes, Hebräisch, Jiddisch und Deutsch“ zu werben.<sup>204</sup> Deutschland sollte aber noch mehr tun: Wenn es durch Einrichtung von Schulen nach deutschem Vorbilde, vielleicht auch die Gründung einer Hochschule, die Fähigkeiten der Juden Osteuropas entwickle, so würden „dann diese Knaben die Mannschaft eines neuen morgenländischen Wesens bilden“, als Ingenieure, Ackerbauer oder Gelehrte. Sie könnten „in einer neuen Heimat ein neues Volk“ werden.<sup>205</sup>

Das alles war Teil jener umfassenden „Weltpolitik“, deren Hauptterrain Paquet mit seinen Reisen selbst abgesteckt hatte und die er als das legitime Hauptkriegsziel des Reiches sah: „Ein gesicherter Anteil an der künftigen Gestaltung der ganzen Erde ist die Vorbedingung für eine glückliche Zukunft der Deutschen. Unsere großen Arbeitsaufgaben umfassen die Länder des östlichen Europas so gut wie Vorderasien und den fernsten Osten.“<sup>206</sup>

### Zeitgemäße Referenzen und Bezüge

Paquets Lebens- und Gedankenlinie ist in der politischen und intellektuellen Landschaft des Wilhelminischen Reiches nicht ohne identifizierbare Bezüge. Seit 1910 war er mehr oder weniger regelmäßiger Mitarbeiter der liberalen „Frankfurter Zeitung“, aber auch einer Reihe anderer Blätter und Zeitschriften, etwa Delbrücks „Preußische Jahrbücher“, die von Theodor Heuss redigierte Zeitschrift „März“ oder „Die neue Rundschau“ als Hauszeitschrift des S. Fischer-Verlags.

Eine striktere politisch-weltanschauliche Referenz bildeten die „nationalsozialen“ Ideen, die Friedrich Naumann in seiner Zeitschrift „Die Hilfe“ vertrat. Aber auch die aus dem Naumann-Kreis stammenden Ernst Jäckh und Paul Rohrbach

und ihre Zeitschrift „Deutsche Politik“ standen Paquet in der Zeit vor und nach Beginn des Weltkriegs nicht fern.<sup>(\*)</sup> Wie Naumann, Jäckh oder Rohrbach hatte es Paquet in den Nahen und Fernen Osten gezogen, in ein imaginäres „Morgenland“ oder in das „mütterliche Asien“ als Wiege der Menschheit und der alten Menschheitsreligionen.<sup>(\*\*)</sup>

Solche Pilgerreisen (physisch oder auch nur „im Geiste“) waren allerdings ein allgemeineres Phänomen. Ein Gutteil des intellektuellen und künstlerischen Interesses in dieser industriellen Aufbruchperiode vor und nach der Jahrhundertwende konzentrierte sich „auf den Orient und den Fernen Osten“ als Quellen spiritueller Erneuerung in einer „seelenlos“ gewordenen technischen Zivilisation.<sup>207</sup> Etwas von Nietzsches „Zarathustra“ war dabei im Spiel, etwas von Kiplings „Kim“ und einer (heroisch-existenziellen) „Jagd nach der Grenze“. Aber vor allem handelte es sich um eine spezifisch deutsch-protestantische Weltmission, worin Jerusalem als imaginäre geistige Hauptstadt und, nach Paquet, als ein „Gegen-London“ firmierte, das – halb in Kooperation, halb in Rivalität mit dem frühen Zionismus – zum nahöstlichen Missionszentrum ausgebaut wurde.

Naumanns Ausgangsidee eines „nationalen Sozialismus auf christlicher Grundlage“ konkretisierte sich letztendlich in den Postulaten eines „sozialen Kaiser­tums“. Aber auch Fragen der „Bodenreform“ oder einer allgemeinen „Lebensreform“ gehörten mit zu diesem Komplex. Hier berührten sich die nationalsozialen Doktrinen Naumanns wiederum mit den Lehren der „Kathedersozialisten“ wie Lujo Brentano, in dessen Münchner Seminar Paquet 1904/05 nach seiner Rückkehr aus Amerika saß.

Demselben weltanschaulichen Feld ist seine aktive Mitarbeit im „Deutschen Werkbund“ zuzurechnen, in dessen Mustersiedlung Hellerau er sich nach der Heirat mit der Malerin Henriette Steinhausen 1910 niederließ. Paquets Reiseberichte und Feuilletons, vor allem aber seine epischen Gedichte hatten ja „in der

---

(\*) In der „Hilfe“ wurde 1912 Paquets Roman „Kamerad Fleming“ nachgedruckt. In der „Deutschen Politik“ publizierte Paquet vor dem Krieg gelegentlich. Seine Schrift „Nach Osten!“ erschien in Ernst Jäckhs Schriftenreihe „Der deutsche Krieg“.

(\*\*) Unter ein geheimnis- und bedeutungsvolles „Asia“ (in Anführungszeichen) hatte auch Friedrich Naumann den Bericht über seine „Orientreise“ 1901 gestellt.

Nachfolge von Whitman und Verhaeren Arbeiter, Arbeitsstätten und industriellen Alltag in einem bis dahin in Deutschland nicht erreichten Ausmaß zum Thema“ gemacht. Die Treffen der „Werkleute auf Haus Nyland“, an denen er sich seit 1912 beteiligte, zielten auf eine neuartige „Synthese von Imperialismus und Kultur, Industrie und Kunst“. <sup>208</sup>

Das berührte sich wiederum eng mit jener „freideutschen“ Jugendbewegung, die sich 1913 auf dem „Hohen Meißner“ zu einem vieldeutigen Schwur versammelt hatte. Ihr wichtigster Mentor und Multiplikator war der Jenaer Verleger Eugen Diederichs, Herausgeber der Zeitschrift „Die Tat“, aber auch der deutschsprachigen Ausgabe der Werke Tolstojs und der „Russischen Geistesgeschichte“ Tomáš G. Masaryks. Im Verlag Eugen Diederichs würden 1919 auch Paquets „Briefe aus Moskau“ erscheinen. Auch in diesem Kreis der „Jugendbewegten“ fand man Vorstellungen einer „neuen Reformation“ und eines „organischen Sozialismus, der das aristokratische Prinzip, das heißt, die Herrschaft der Besten kennt“, so Diederichs. Auch hier sprach man vom „Ganzmenschentum“, das aus einer germanisch-slawischen Synthese erwachsen könne. <sup>209</sup>

Sicherlich kann man alle diese schillernden Zwischengruppen und -strömungen in der Geschichte des wilhelminischen Deutschland für Randphänomene erklären, und ihre Texte für bloße pastorale, professorale oder literarische Ausschmückungen des baren deutschen „Willens zur Weltmacht“. Aber ihre reale politisch-ideologische Bedeutung lag gerade in der vielfältigen Anschlussfähigkeit ihrer Positionen nach der Seite der Konservativen und Nationalliberalen wie der Freisinnigen und der Sozialdemokraten. Ähnlich wie die Vertreter der „konservativen Revolution“ in den Weimarer Jahren, bildeten die „National-Sozialen“ und „Kathedersozialisten“, die „Bodenreformer“ und „Lebensreformer“ in der wilhelminischen Ära einen publizistischen Block, dessen Gewicht in der politischen Parteiengliederung keine unmittelbare Entsprechung hatte und dennoch unübersehbar war.

Anders gesagt, bildeten sie eine ideelle Mitte oder einen Fluchtpunkt der politischen und sozialen Kräfte und Tendenzen der Zeit, die Bethmann-Hollweg seit Beginn seiner Kanzlerschaft 1909 in einer „Politik der Diagonale“ zusammenzu-

fassen versuchte. Dabei ging es um „eine Politik der Macht nach außen und der Reform nach innen“, wie Friedrich Naumann 1903 bündig formuliert hatte.<sup>210</sup> Man kann wohl sagen, dass ein solcher „Sozialimperialismus“ immer zunehmend die Rationale oder Diagonale war, die das Gros der deutschen Gesellschaft vor und im Weltkrieg materiell und weltanschaulich zusammenband.

## DIE DEUTSCHEN ALS „WELTVOLK“

### Zur Ideologie des deutschen Imperialismus

#### vor und nach 1914

Der Übergang von der „saturierten“, auf Europa konzentrierten Gleichgewichtspolitik Bismarcks zur ausgreifenden „Weltpolitik“ der Wilhelminischen Ära, die in der Flottenrüstung ihr sichtbarstes Symbol und vermeintliches Machtmittel fand, trug von Beginn an Züge einer eigentümlichen Überspanntheit. Der deutsche „Seetraum“ galt nicht nur fernen Eroberungszielen, sondern einer unerhörten, noch unbestimmten Metamorphose der deutschen Nation selbst – ihrer Umwandlung in ein „Weltvolk“ par excellence.<sup>(\*)</sup> Und die Chiffre dieses Ausbruchs aus der „Enge“ einer europäischen Zentralmacht wurde für ein, zwei Jahrzehnte ein traumhaftes „Übersee“. Paquets Leidenschaft für die transkontinentalen Eisenbahnen war das natürliche Komplement dieser Phantasien; etwa wenn er die breiten russischen Dampfzüge als eine Art Landschiffe sah, die hinausfahren in den „Stillen Ozean des Zaren“ – Sibirien.<sup>211</sup>

Diese deutschen Weltmachtträume erschienen nicht gänzlich unbegründet. Die Proportionen, in denen die Gewichte zwischen den Hauptmächten der Zeit sich verschoben zu haben schienen, waren schwindelerregend – aber trügerisch. Das Deutsche Reich hatte zwischen 1871 und 1914 eine explosive Steigerung seiner „Volkskraft“ von 41 auf 68 Millionen (d.h. um 60 Prozent) zu verzeichnen, während die Bevölkerungen Englands wie Frankreichs vor dem Weltkrieg kaum die Marke von 40 Millionen überschritten. Gleichzeitig hatte das Nationaleinkommen Deutschlands in der kurzen Periode von 1896 bis 1912 sich annähernd verdoppelt (von 21,5 auf 40,0 Milliarden Mark).

---

<sup>(\*)</sup> In der Erweckungslyrik Wilhelms II. wars denn auch „der Wellenschlag des Ozeans“ selbst, der „mächtig ... an unseres Volkes Tore klopft und es zwingt, als ein großes Volk seinen Platz in der Welt zu behaupten, mit einem Wort: *zur Weltpolitik*“. (Reden des Kaisers, S. 89)

Im Verhältnis dazu war das wirtschaftliche Potential sowohl Frankreichs wie auch Großbritanniens, des früheren *workshop of the world*, deutlich abgefallen. In der Kohleförderung, der Eisen- und Stahlverarbeitung, vor allem aber in den neuesten, technisch fortgeschrittensten Industriezweigen wie der Chemie- und Elektroindustrie oder dem Automobilbau hatten Deutschland und die Vereinigten Staaten den Briten klar den Rang abgelaufen. Und obwohl die britische Handelsmarine noch immer ein Drittel der gesamten Welttonnage ausmachte, war der Anteil Britanniens am Welthandel von 20 Prozent im Jahre 1880 auf 14 Prozent im Jahr 1913 zurückgegangen und damit vom Deutschen Reich wie den USA mit jeweils 13 Prozent nahezu eingeholt.<sup>212</sup>

Die enorme Beschleunigung des Prozesses der Globalisierung in dieser Periode hatte sich nicht einfach aus der Vermehrung und Verdichtung des gegenseitigen Handels und Verkehrs ergeben. Zum Hauptmotor des Wettlaufs um die „Erschließung“ riesiger Weltzonen war vielmehr die Konkurrenz imperialer Staaten geworden. Die wichtigsten technischen Mittel dieses Wettlaufs waren eben die von Paquet so hymnisch besungenen Eisenbahnen und Schiffslinien, die zum Ausgangspunkt der Gründung neuer Bergbaureviere, Industriezentren und Handelsstädte wurden. Die globalen Distanzen schrumpften auch durch die neuen Mittel der Massenkommunikation (wie Telegraph und Telefon, Film und Foto) sowohl physisch wie psychisch. Durch sie erst wurde die Politik der kolonialen und imperialen Durchdringung zum Gegenstand einer demokratisch erweiterten, von nationalen Leidenschaften gepeitschten Öffentlichkeit.

Dass die industrielle und kommerzielle Expansion durch militärische Interventionen und politische Bündnisse gestützt werden musste, war insofern kein bloßer Zwangsgedanke einer „militaristischen“ Führungsschicht des Deutschen Reiches. Man war in eine Phase wirklicher „Weltpolitik“ und „Weltwirtschaft“ eingetreten, ohne dass es dafür irgendwelche Instrumente gegeben hätte – außer eben der überkommenen Vorstellung eines Gleichgewichts der Mächte nach dem Modell der europäischen Pentarchie des 18./19. Jahrhunderts. Sicherlich war auch damals schon „eine Struktur des Welthandels denkbar, bei der viele sich besserste-

hen und nur wenige verlieren würden ... Aber diese Alternative lag außerhalb des zeitgenössischen Bewusstseins.<sup>213</sup>

So wurde die Dynamisierung der weltwirtschaftlichen Entwicklung in den beiden Jahrzehnten vor dem Weltkrieg immer zugleich auch mit Projekten einer neo-merkantilistischen Abschließung beantwortet – d.h. mit der Errichtung machtmäßig erweiterter und geschützter, möglichst autarker Großwirtschaftszonen, zu denen die Konkurrenten nur um den Preis politischer Zugeständnisse Zugang erhielten. Selbst ein Land mit solch gewaltigen inneren Ressourcen und Märkten wie die Vereinigten Staaten hielt es für notwendig, im Krieg mit der spanischen Kolonialmacht seine karibische und pazifische Machtsphäre militärisch zu sichern und zu erweitern. Der britische Premierminister Joseph Chamberlain hatte nur eine allgemeine Ansicht ausgedrückt, als er 1897 erklärte: „Mir scheint, dass die Richtung der Zeit dahin geht, alle Macht in den Händen der großen Reiche zu vereinigen.“<sup>214</sup>

### England als Rivale und Vorbild

Vor allem England rückte, von Deutschland aus gesehen, nach der Jahrhundertwende ins Zentrum aller Rivalitäten und Vergleiche. Diese Nation, die nach Territorium, Ressourcen und Bevölkerungszahl weit hinter dem Deutschen Reich zurückblieb, verstand es, ein erdumspannendes Empire aufrechtzuerhalten. Mehr noch, das kleine Groß-Britannien war die erste „Weltmacht“ der Geschichte, die diesem Begriff wirklich entsprach. Wenn die Ansprüche des Wilhelminischen Reiches im Nachhinein so ganz und gar vermessen wirken, so ist immer zu bedenken, dass England von einer viel schmaleren Ausgangsbasis her eine Position tatsächlicher (wenn auch relativer) globaler Hegemonie aufrechterhielt, die das Vorbild abgab.

Noch immer war es die Londoner City, die über den Goldstandard und seine Anbindung an das britische Pfund ein provisorisches Weltwährungssystem herstellte und garantierte. Als internationaler Kreditgeber und Kapitaleporteur und mit seiner Position zur See behauptete Großbritannien eine überragende ökonomische

mische Machtstellung. Dazu kam, dass die konjunkturelle und strukturelle Entwicklung aller Industriestaaten (mit Ausnahme der USA) in erster Linie durch die Exportnachfrage bestimmt war, und dass alle Industriestaaten von globalen Rohstoffzufuhren vital abhängig waren. Im Mittelpunkt dieser Warenströme aber stand unangefochten noch immer Großbritannien.

Eben diese anachronistische Position eines Welt(markt)-Hegemons weckte Erbitterung – nicht nur, aber vor allem im aufstrebenden wilhelminischen Reich. Das Stichwort vom „englischen Erbfolgekriege“, das Max Lenz in seiner programmatischen Betrachtung über „Die großen Mächte“ im Jahre 1900 kreiert hatte, machte die Runde.<sup>215</sup> Hans Delbrück verglich die Bewegung gegen das britische Empire gar mit der Erhebung der Völker von 1813 gegen die napoleonische Hegemonie. Diese Überlegungen gingen konform mit den Strategemen des Admirals Tirpitz, der meinte, dass in einem etwaigen Konflikt mit England es dem Deutschen Reich niemals an Verbündeten fehlen werde, da es mit seiner Herausforderung der englischen Suprematie zur See die Sache aller nach Selbständigkeit strebenden Staaten verfechte.<sup>216</sup>

Überhaupt gefiel sich das Deutsche Reich mit seiner Forderung nach einem neuen Weltgleichgewicht (ungeachtet seiner eigenen kolonialen Ambitionen in Afrika und in der Südsee) in der Rolle eines Champions der Völkerfreiheit. Der Toast Wilhelms II. 1898 in Damaskus auf die „300 Millionen Mohammedaner“, denen er versicherte, „dass zu allen Zeiten der deutsche Kaiser ihr Freund sein wird“, enthielt jedenfalls die Vorstellung, das „junge“ Reich könne im Wettlauf mit den „alten“ Großmächten Großbritannien, Frankreich und Russland auf eine Welt von Freunden und Verbündeten rechnen. Und wenn sich das Reich 1900 mit anderen Mächten an der Niederschlagung des Boxer-Aufstandes in China beteiligte, dann war in den vom Kaiser früher schon vorgetragenen Beschwörungen der „gelben Gefahr“ – die sich ursprünglich an den Vorstellungen einer Hegemonie Japans über China, die Mandschurei oder gar das russische Sibirien ent-

zündeten – eine recht hoch gegriffene Vorstellung von der potentiellen Macht der reformierten asiatischen Kaiserreiche zu spüren.<sup>(\*)</sup>

Das miserable Abschneiden der britischen Truppen im Burenkrieg gegen die „afrikaanischen“ Buschkrieger (1899-1902) und die eklatanten Niederlagen der zaristischen Heeresaufgebote im Krieg gegen die kleineren, aber beweglicher kämpfenden Armeen des „jungen“ japanischen Kaiserreiches (1904/05) schienen bereits auf eine grundlegende Verschiebung der alten Mächteordnung hinzudeuten. So beschwor Otto Hintze in seinen Vorkriegs- und späteren Kriegsschriften das Bild einer regelrechten Völkererhebung gegen die „alten“ Großmächte, der die deutsche Flotte Rückendeckung geben werde.<sup>(\*\*)217</sup>

Auf dem Hintergrund dieser Mächtekonstellation glaubte man, in Form eines „trockenen Krieges“ (Delbrück), das hieß: eines zivilen und militärischen Wettrennens, in dem Deutschland durch seine höhere Technik und Organisationskultur stetig an Macht zunehmen werde, England Zug um Zug aus seiner hegemonialen Position verdrängen und ein neu austariertes Weltstaatensystem durchsetzen zu können, das allen „jungen“ Mächten mehr Spielraum ließe – dem Reich natürlich an erster Stelle.

### Wechsel der Wegzeichen

Dieser veränderten weltpolitischen Situation entsprach eine weitgehende Neuformierung der innenpolitischen Gruppierungen und ihrer außenpolitischen Orientierungen. So waren die traditionell russlandfreundlichen preußischen Konservativen unter dem Banner der Getreideschutzzölle zur Speerspitze einer harten,

---

<sup>(\*)</sup> Auch das Bild des aufständischen China war durchaus von Furcht, nicht bloß von kultureller Herablassung geprägt. So gab der Kaiser seinem Expeditionskorps mit auf den Weg: „Ihr werdet einem Feinde gegenüberstehen, der nicht minder todesmutig ist wie ihr. Von europäischen Offizieren ausgebildet, haben die Chinesen die europäischen Waffen brauchen gelernt.“ Gerade deshalb sei es notwendig, für das getane Unrecht (der Ermordung des deutschen Gesandten) „exemplarische Bestrafung und Rache“ zu üben und mit den anderen Mächten vereint „den Chinesen den Frieden (zu) diktieren“. (Reden des Kaisers, S. 87)

<sup>(\*\*)</sup> „Zumal in den Randgebieten des Pazifik werden die Auswirkungen der deutschen Seerüstung spürbar. Japan baut seine Machtstellung aus, und bald mag es heißen, Asien den Asiaten. Die Erhebung des Islam weist in dieselbe Richtung. Der Traum von der Beherrschung der Erde durch die weiße Rasse beginnt zu zerflattern.“ So hieß es im Sammelwerk „Deutschland und der Weltkrieg“, das Hintze zusammen mit Meinecke, Oncken und Schumacher 1916 herausgab.

konfliktbereiten Politik gegenüber Russland geworden – und hatten sich dafür bereit gezeigt, die eher ungeliebte Flottenrüstung mitzutragen. Umgekehrt hatten Teile der bürgerlichen Nationalliberalen oder „Nationalsozialen“ begonnen, angesichts der industriellen Konkurrenz und des Flotten-Wettrüstens mit England ihre traditionell anglophilen und antirussischen Einstellungen zu revidieren.<sup>218</sup>

Der jugendliche AEG-Erbe Walther Rathenau machte in Maximilian Hardens „Zukunft“ vom Juli 1898 unter dem Titel „Transatlantische Warnsignale“ auf die sich häufenden „anglo-amerikanischen Freundschaftsgrüße“ aufmerksam: „Ein neuer Zweibund bereitet sich vor, ein Zweibund zur See; und was die Partie carrière vom Tische freilässt – das sind die Ecken.“ Diese beiden freien Ecken besetzten in Rathenaus Optik Deutschland und Russland, „Germanen“ und „Slawen“, die gemeinsam die „Romanen“ (sprich Frankreich) beerbt hätten.

Dem Russischen Reich schrieb Rathenau dabei fast noch mehr Attribute einer jugendlich aufstrebenden Macht zu als dem Preußisch-Deutschen Reich: „Inzwischen erhebt sich im Osten ein junger Riese, dessen Fuß die Hälfte von Asien und Europa bedeckt und dem das unüberwindliche Palladium eines orthodoxen Glaubens Brust und Haupt beschirmt. Wir alle wissen, dass der Kampf Russlands gegen England um die Hegemonie der Welt das große Schauspiel unserer und der kommenden Zeit bedeutet.“ Um für Deutschland feierlich zu schließen: „Uns aber weisen alle Zeichen nach Osten und Aufgang.“<sup>219</sup>

Diese Position war natürlich nicht ohne weiteres repräsentativ; aber sie deutete eine Tendenz an und war von einiger Schlüssigkeit. Sie beschreibt ziemlich genau auch den Rahmen, in dem sich Alfons Paquet mit seinen frühen Reisen, Explorationen und Schriften bewegte. Von einer traditionellen Gleichgewichtspolitik Bismarckschen Zuschnitts war das weit entfernt und stellte keinen Gegensatz, sondern zunächst eine hochgemute Ergänzung zur wilhelminischen Flottenpolitik mit ihrer Orientierung nach „Übersee“ dar. Aber eine Wendung zum Kontinent, nach Osten war unübersehbar. Nur hier konnte das Reich die Basis finden, von der aus es einer sich abzeichnenden Koalition der westlichen Kolonial- und Seemächte würde entgegentreten können.

Umgekehrt verschafften Teile der preußischen Agrarier, Militärs und Beamten sich in ihrer neuen russlandfeindlichen Orientierung Rückendeckung bei einer Reihe baltendeutscher Ideologen, die seit den Russifizierungskampagnen der 80er und 90er Jahre nach Deutschland emigriert waren. Als die zentrale Figur dieser Neo-Russophobie firmierte der Historiker Theodor Schiemann, der im Rückblick zuweilen die überlebensgroße Statur eines Begründers der deutschen Osteuropakunde aus dem Geiste der Russlandfeindschaft gewinnt.<sup>220</sup>

### Russophobie und Russophile

Tatsächlich war Schiemann 1902 auf direkte Empfehlung des Kaisers mit der Gründung des ersten ordentlichen Lehrstuhles für osteuropäische Geschichte und Landeskunde betraut worden. Sein Hauptwirkungsgebiet waren und blieben jedoch seine Vorlesungen an der Preußischen Kriegsakademie und seine regelmäßigen Kolumnen in der konservativen „Kreuz-Zeitung“. Er pflegte engen Verkehr mit führenden Beamten und Generälen und war immer wieder auch Gesprächspartner der wechselnden Reichskanzler, vor allem jedoch des Kaisers selbst. Seine wissenschaftliche Produktivität und seine Ausstrahlung als Hochschullehrer blieben dagegen eher blass.<sup>221</sup>

Die Russophobie Schiemanns verband Elemente eines typischen deutschbaltischen Kulturdünkels mit einer starken Überzeichnung der Machtambitionen und gleichzeitiger Unterschätzung der Entwicklungspotentiale Russlands. Dessen Expansionismus erschien vor allem als Kompensation seiner sozialen und nationalen Heterogenität und völligen Bindungslosigkeit im Inneren. Und da das Deutsche Kaiserreich sich dieser Expansion Russlands aus eigenem Selbsterhalt in den Weg stellte, indem es Österreich und die Türkei stützte, da es überdies durch seine wirtschaftliche und kulturelle Ausstrahlung auflösend auf die nicht-russischen Völker des Russischen Reiches wirkte, während die Tüchtigkeit der Balten und Russlanddeutschen als ewiger Stachel im Fleisch der weniger tüchtigen Russen saß – eben darum, so Schiemann, sei der Kampf gegen den „Panger-

manismus“ zum einhelligen Schlachtruf des Beamten- und Offizierskorps, des Grundbesitzes und Bürgertums im Zarenreich geworden.

Die Stärke dieser projektiven Argumentation Schiemanns lag darin, dass sie einen realen Zusammenhang ansprach. Tatsächlich war für ein breites Spektrum der russischen Gesellschaft das preußisch-deutsche Kaiserreich immer stärker in die Position des künftigen Hauptfeindes gerückt, während der ewige, unüberwindlich scheinende Gegensatz Russlands zu Großbritannien (spätestens nach dem verlorenen Krieg gegen Japan 1905) sich durch die Abgrenzung der Interessenzonen in Asien deutlich abgeschwächt hatte. Schiemanns stärkste publizistische Waffe waren denn auch Zitate aus der nationalistischen und liberalen Presse Russlands, in denen die Losung des herannahenden Entscheidungskampfes von „Slawentum und Germanentum“ lebhaft feierte.<sup>222</sup>

Die Schwäche seiner Position lag darin, dass der Versuch, die deutsche Politik auf eine reziproke Hauptfeindschaft gegen Russland festzulegen, realistischere Weise in den Vorschlag eines Ausgleichs oder gar eines Bündnisses mit England münden musste. Damit aber stand er gegen die Hauptströmung der deutschen Politik. Schiemann war konsequent genug, nach Kriegsausbruch die Politik der Reichsleitung vehement zu kritisieren und coram publico eine deutsch-britische Verständigung zu verlangen. Das machte Skandal, und Schiemann wurde im Herbst 1914 als Leitartikler der halb regierungsoffiziellen „Kreuz-Zeitung“ durch seinen früheren Schüler und mittlerweile schärfsten Kontrahenten, durch Otto Hoetzsch, ersetzt. Schiemann hatte diese Position von 1901 bis 1914 bekleidet, und Hoetzsch sollte sie von 1914 bis 1924 ausfüllen. Dieser Wechsel wurde, gerade angesichts der prominenten Stellung Schiemanns in der wilhelminischen Gesellschaft, als eine sichtbare Zäsur der deutschen Politik empfunden.<sup>223</sup>

#### „Gesellschaft zum Studium Osteuropas“

Otto Hoetzsch hatte es verstanden, das durch die sozialen Erschütterungen des Jahres 1905, aber auch durch die autoritären Reformen des „eisernen Kanzlers“ Stolypin neu erwachte deutsche Interesse an Russland durch unermüdliche Akti-

vitäten aufzufangen. Die Herausgabe der „Zeitschrift für osteuropäische Geschichte“ ab 1911 und die rege Mitarbeit russischer, ukrainischer, polnischer und tschechischer Forscher daran war in erster Linie sein Werk.<sup>224</sup>

1912 hatte eine offizielle Studienreise 108 höhere Beamte und Wissenschaftler nach Kiew, Moskau und Petersburg geführt. Die Leitung lag in den Händen des Nationalökonomen Otto Sering und des Agrarwissenschaftlers Otto Auhagen. Aus den von deutschen und russischen Fachleuten vor und während der Reise gehaltenen Vorträgen ging 1913 ein fundierter Sammelband „Russlands Kultur und Volkswirtschaft“ hervor. Im selben Jahr übernahmen Sering, Auhagen und Hoetzsch gemeinsam die Initiative zur Gründung einer „Deutschen Gesellschaft zum Studium Russlands“, deren Aufgabe es sein sollte, „unter Wahrung eines durchaus unpolitischen Charakters die Kenntnis Russlands in Deutschland zu fördern“. Die geplante Publikationsreihe der Gesellschaft unter dem Titel „Osteuropäische Forschungen“ wäre durch ihren sowohl internationalen wie interdisziplinären Charakter ein Novum in der deutschen Wissenschaftsgeschichte geworden.<sup>225</sup>

Gerade im Vorkriegsjahr 1913 erschienen eine ganze Serie weiterer gewichtiger Arbeiten über Russland. Dazu zählten etwa Thomas G. Masaryks bereits erwähnter zweibändiger Abriss der russischen Geistesgeschichte unter dem Titel „Russland und Europa“<sup>226</sup> oder Fridtjof Nansens enthusiastischer Reisebericht „Sibirien, ein Zukunftsland“<sup>227</sup> – die beide als erstes in deutscher Sprache erschienen. Noch stärkeren Eindruck in der politischen Öffentlichkeit machte Otto Hoetzschs materialreiche Darstellung „Russland. Eine Einführung auf Grund seiner Geschichte von 1905 bis 1912“. Sie erntete gerade wegen ihres offenkundigen programmatischen Charakters viel Kritik, aber auch viel Zuspruch.

Hoetzsch hatte seine aktuelle Einschätzung bewusst ins historisch Grundsätzliche gewendet, als er sein Buch mit der Frage beendete: „Warum sollte nicht auch das russische Staatswesen ... sich die Kräfte des Kapitalismus, der konstitutionellen Idee und der westeuropäischen geistigen Kultur so assimilieren und aus ihnen neue Kraft schöpfen können, dass es ihm gelingt, jenes hier so oft betonte Miss-

verhältnis zwischen den Ansprüchen eines Weltstaates und dem Reifegrad seiner Volkswirtschaft und Kultur glücksbringend zu überwinden?“<sup>228</sup>

Indem Hoetzsch als konservativer Etatist den zaristischen Staat zur zentralen Reforminstanz erhob, rückte er das unter der Ägide Stolypins reformierte Russland umso näher wieder an Europa, vor allem aber an das kaiserliche Deutschland heran. Und hatten die Niederlage gegen Japan und die Erschütterungen des Jahres 1905 nicht andererseits den Nimbus der Unbesiegbarkeit des östlichen Reiches zertrümmert? Russland, so die Botschaft des Buches von Hoetzsch, war weder unverwundbar, noch war es unreformierbar. Für das Deutsche Reich aber war es unter allen Rivalen derjenige, mit dem man sich am ehesten würde verständigen können, wenn es darum ging, die Hegemonie Großbritanniens auf den Weltmärkten und zur See zu brechen und dem Deutschen Reich einen „Platz an der Sonne“ zu erkämpfen.

#### Russlands Auftritt als junge „Kulturnation“

Alle diese Diskussionen und Entwicklungen spielten auf dem Hintergrund des späten, aber umso spektakuläreren Auftritts der russischen Literatur, Kunst und Musik auf der Bühne Europas, und gerade auch Deutschlands. Es bedurfte offenkundig des Hintergrundes der tiefgreifenden Veränderungen und dramatisch sich überstürzenden Entwicklungen in Russland, um das bereits geweckte Interesse an der russischen Literatur sprunghaft ansteigen zu lassen.

Dieses Interesse galt aber nicht mehr „nur“ und nicht einmal in erster Linie ihrem künstlerischen Gehalt oder gar Unterhaltungswert, sondern der darin (vermeintlich oder tatsächlich) formulierten Lebensphilosophie und religiösen oder sozialen Prophetie. Hinter der homerischen Vaterfigur des Epikers und Predigers im Bauernkittel, Tolstoj, tauchte die viel modernere, düsterere, vieldeutigere und abgründigere Gestalt Dostojewskis auf, den viele in Deutschland posthum Nietzsche zur Seite stellten. Als dritter im Bunde kam der jugendlich-proletarische Autodidakt Gorki hinzu, der Anfang des Jahrhunderts mit seinen „Barfüßler-

Novellen und naturalistisch-existenzialistischen Theaterstücken wie „Nachtasyl“ auf der deutschen Szene Furore machte.<sup>229</sup>

Russland zeigte sich mit seiner reichen Literatur und großartigen Musik, seiner vielgestaltigen Malerei, seinen klassisch-modernen *balletts russes* oder avantgardistischen Theaterinszenierungen plötzlich als eine „Kulturnation“ ersten Ranges – deren Kunst- und Seelenadel umso heller leuchtete, je schwerer sie von der zaristischen Bürokratie und Polizei gegängelt und unterdrückt wurde. Wie es überhaupt die Kehrseite aller so heftigen Invektiven gegen den „zaristischen Despotismus“ bildete, dass sie die Welt der „Erniedrigten und Beleidigten“, und erst recht die der Aufrührer und Kämpfer gegen die Despotie, in ein vielfach übertrieben großartiges moralisches Licht rückten.

Ein neuer Russland-Mythos nahm mit der Jahrhundertwende Gestalt an, worin das unverbildete, tiefgläubige, naturnahe, vielseitig begabte, aber grausam beleidigte, zwischen Verbrechen und Buße, Aufruhr und Treue schwankende russische Volk und seine großen Dichter und Künstler das eigentliche, „wahre Russland“ darstellten, das seine Zukunft und Entfaltung erst noch vor sich hatte. Sozialdemokratische Kritiker sprachen zehn Jahre vor dem Weltkrieg bereits missbilligend von einem regelrechten „Russenkultus“ in den deutschen Feuilletons.<sup>230</sup> Rilke, der mit Lou Andreas-Salomé dieses Traum-Russland bereist, es als das Land, „das an Gott grenzt“, und seine Menschen als „Künstler-Naturen“ beschrieben und besungen hatte, war nur in der Intensität seiner Identifikationen eine Einzelpersone.<sup>(\*)</sup>

Thomas Mann hatte in seinem „Tonio Kröger“ 1905 erstmals von der „heiligen russischen Literatur“ gesprochen. Ernst Barlach zeichnete in seinen Reiseskizzen

---

(\*) Rilke hatte sich in die „Herrlichkeit und Hoheit Moskaus“, die „Wunder und Weiten des russischen Reiches“ und seiner Menschen derart verliebt oder vielmehr hineingelebt, dass er nach seiner zweiten Rückkehr aus Russland begann, russische Gedichte zu schreiben: „Das erscheint mir überhaupt als das Höchste: russische Verse machen zu können.“ Aus seinen Äußerungen dieser wie auch späterer Jahre geht hervor, als dass er in seinem Denken und Fühlen am liebsten selbst Russe geworden wäre: „Dass Russland meine Heimat ist, gehört zu jenen großen und geheimnisvollen Sicherheiten, aus denen ich lebe.“ Als er 1903 nach Paris übersiedelt, empfand er nur umso tieferes „Heimweh nach Russland“ und verarbeitete es immer wiederkehrend in Evozierung einer legendenhaften Vorgeschichte voller russischer Helden und Götter, aber auch in einer verschärften Kritik der seelen- und heimatlosen großstädtischen Zivilisation des Westens. (Vgl. etwa Lew Kopelew, Rilkes Russlandmärchen. In: Ders., Der Wind weht, wo er will. Gedanken über Dichter, Hamburg 1988, S. 155-221)

1906 den „russischen Menschen“ mit von Leid und Entbehrung geadelter Archaik, dessen vitale Urkraft dem Urgrund des Seins ganz nahe war. Christian Morgenstern besang die russischen Gefangenen nach der Niederschlagung der Revolution als Vorkämpfer und Märtyrer künftiger Menschheit. Maler wie Ernst Häckel übersetzten die russischen Karamasow-Szenerien Dostojewskis ins Deutsch-Expressionistische – wie man überhaupt sagte, dass die Wendung vom Impressionismus zum Expressionismus in der deutschen Kunst und Literatur eine Wendung vom Westen zum Osten gewesen sei. Aber auch die Mehrzahl der übrigen deutschen Schriftsteller und Künstler der Vorkriegszeit hat bezeugt, dass die Lektüre der russischen Literatur für sie prägend gewesen und namentlich die Begegnung mit Dostojewski, um Döblin zu zitieren, ein „epochales Ereignis“ gewesen sei.<sup>231</sup>

### Krieg gegen das „barbarische Zarentum“

Wenn der Erste Weltkrieg mit einer Kriegserklärung des Deutschen Reiches an Russland begann, dann jedenfalls nicht wegen einer besonderen deutschen „Russlandfeindschaft“ oder wegen direkter, unlösbarer Konflikte beider Reiche, sondern auf Grund strategischer Kalküls, die die Konstellation der Großmächte im Ganzen betrafen.<sup>(\*)</sup>

Allerdings konnte die kaiserliche Regierung ihren von gravierenden Fehlkalkulationen und Fehlinformationen diktierten „Befreiungsschlag“ gegen eine projektiv erwartete Vernichtungsaktion der Gegner des Reiches nur führen, indem sie behauptete, einem Überfall Russlands zuvorgekommen zu sein, der von Frankreich und England gedeckt oder angestachelt worden sei. So war die Frontstel-

---

<sup>(\*)</sup> Dabei kann die Bedeutung des Konflikts, um den es unmittelbar ging, nämlich der Versuch eines deutsch-österreichischen Diktats gegenüber Serbien mit dem Ziel, die angeschlagene Habsburger Monarchie zu stabilisieren und die russische Position auf dem Balkan zu schwächen, auch nicht zu gering eingeschätzt werden. Hätten Russland oder Frankreich angesichts des Ultimatums an Serbien zurückgesteckt oder wäre es gelungen, sie – falls sie den Konflikt mitgingen – in einem kurzen, entscheidenden Krieg zu schwächen, wäre eine entscheidende Kräfteverschiebung zugunsten des Deutschen Reiches eingetreten, auch ohne alle Annexionen. Eben deshalb stellte sich England, wenn auch zögernd, auf die Seite Frankreichs und Russlands.

lung gegen die angeblichen maßlosen Eroberungspläne des Zarenreiches der entscheidende Hebel, um das zögernde, von Zerfallsängsten geplagte Österreich-Ungarn an das Reich zu ketten. Sie war darüber hinaus, wie man hoffte, ein wirksames Argument, um die alliierte Propaganda in der europäischen Öffentlichkeit zu konterkarieren. Allein die Tatsache, dass Frankreich und Großbritannien als Mächte der Demokratie sich mit der „barbarischen Despotie“ des Zarentums verbündet hatten, sollte schon ein grelles Licht auf die Heuchelei ihrer Invektiven gegen den „Militarismus“ und die „Barbarei“ des wilhelminischen Kaiserreiches werfen.

Entscheidend war jedoch die innenpolitische Funktion. Für die neue, seit den Wahlen 1912 weit nach links verschobene Reichstagsmehrheit, und insbesondere für die SPD als die mit Abstand stärksten Partei überhaupt, war der „Verteidigungskrieg“ gegen Russland die einzig mögliche legitimatorische Brücke, um den Kriegskrediten zuzustimmen und sich aktiv an der Kriegsanstrengung des Reiches zu beteiligen.

Dabei schien die wortgewaltige Agitation der Sozialdemokraten gegen den Zarismus als „den blutigen Hort der europäischen Reaktion, den Feind allen Fortschritts und aller Kultur, den Todfeind aller Demokratie und aller Freiheit“ usw. nicht nur durch eine ehrwürdige Tradition von Marx und Engels bis Bebel gedeckt. Sie konnte sich vor allem auf die Resolutionen des Internationalen Sozialisten-Kongresses 1912 in Basel berufen. Darin war der Zarismus (mit Blick auf den neuerlichen Balkan-Krieg) noch einmal, ganz in der Rhetorik des 19. Jahrhunderts, als „die Hoffnung aller reaktionären Mächte Europas“ und „der grimmigste Feind der Demokratie“ gegeißelt worden, „dessen Untergang herbeizuführen die gesamte Internationale als eine ihrer vornehmsten Aufgaben ansehen muss“.<sup>232</sup>

Unter Berufung auf diese vermeintlich einmütigen und eindeutigen Bekundungen konnten die SPD-Führer im August 1914 dann gleich auch den Krieg gegen die „Bundesgenossen des Zarismus“, nämlich Frankreich und England, rechtfertigen. In Wirklichkeit hatte diese Agitation gegen das „Moskowitertum“ und den „zaristischen Despotismus“ längst etwas Überkommenes, Doppeldeutiges, bei-

nahe Heuchlerisches. Denn lange vor dem Krieg waren auch die Sozialdemokraten auf die Linie einer aktiven deutschen „Weltpolitik“ eingeschwenkt. Immer weitere Kreise der Partei und der Gewerkschaften machten sich das Argument zu eigen, „dass Arbeitsplätze und Wohlstand nur durch die Abwehr der 'wirtschaftlichen Erdrosselung' und der 'Abschnürung vom Weltmarkt' seitens der Entente gewährleistet werden könnten: durch Freihandel und 'offene Tür' – oder durch den Besitz von Kolonien“.<sup>233</sup> Diese allmähliche politische Wendung hatte in der vorsichtigen Zustimmung zur Kolonialpolitik und schließlich in der Unterstützung des Rüstungsetats 1913 ihren sichtbaren Ausdruck gefunden.

Entsprechend zweideutig waren auch die sozialdemokratischen Festlegungen der Kriegsziele. Nur wenn es gelinge, Frankreich und England als „Bundesgenossen des Zarismus“ daran „zu verhindern, die Niederwerfung des Zarismus aufzuhalten“, könne der Weg wieder freigemacht werden zu der von jeher angestrebten Verständigung der „drei großen Kulturnationen“, worunter England, Frankreich und Deutschland gezählt wurden.<sup>234</sup> Im Klartext hieß das, dass die sozialdemokratische Parteiführung für einen Status-quo-Frieden im Westen eintrat, freilich, wie Scheidemann später klagte, „ohne jenseits des Kanals oder der Vogesen eine Hand zu finden, die bereit gewesen einzuschlagen“.<sup>235</sup> Nach Osten dagegen eröffnete das eifrig proklamierte Ziel einer „Befreiung der Nationen ... vom Moskowitertum“<sup>236</sup> von vornherein Spielraum für politische Manöver und militärische Aktionen größten Stils.

### Der Weltkrieg als Propagandakrieg

Der Erste Weltkrieg ist vielfach und nicht zu Unrecht als der erste moderne „Propagandakrieg“ beschrieben worden. Die Formel greift allerdings viel zu kurz, wo es um die weltanschaulichen Entwicklungen im Inneren geht. Tatsächlich wurden gerade in Deutschland sämtliche Propaganda-Aktivitäten der amtlichen Stellen binnen kurzem vollkommen überspielt von einer Flut spontaner Hervorbringungen jeglichen Charakters und Niveaus. Von nachhaltigerer Wirkung als alle Ausbrüche spontaner oder organisierter Hasspropaganda und lyri-

scher Kriegsstimmungen waren aber sicherlich die ungezählten Artikel, Aufsätze und gedruckten Reden der Dichter und Denker, in denen es, mit Thomas Mann zu sprechen, um die „Ausdeutung, Verherrlichung, Vertiefung“ des großen Völkerringens ging.<sup>237</sup>

Diesen Äußerungen dürfte die Authentizität nicht abzusprechen sein. Im Gegenteil, die „Sturm- und Springflut“<sup>238</sup> derartiger Texte hatte etwas Überschießendes, nur Allzu-Authentisches. Es handelte sich jedenfalls um eine originäre geistige Produktion, und insgesamt mehr um einen Strom von unten nach oben gerichteter Appelle und Postulate als einer gelenkten Propaganda von oben nach unten. Ihrem Tenor nach war diese Literatur weniger populär-agitatorisch als vielmehr ernst und bekennend. Was darin formuliert wurde, war im strikten Sinne Ideologie, oder nach einem seit der Jahrhundertwende Gemeingut gewordenen Begriffe: Weltanschauung. Der Weltkrieg erwies sich als ein gewaltiger Generator bei der forcierten Ausarbeitung einer „deutschen Weltanschauung“, die in der Bestimmung des „deutschen Wesens“ in seiner absoluten Differenz und Unvereinbarkeit mit der Weltanschauung und dem Wesen der Feinde bestand.<sup>239</sup>

Kaum anders verhielt es sich auf der Seite der Kriegsgegner. Eine nähere Untersuchung würde wahrscheinlich ergeben, dass sich erst in der britischen, französischen und vor allem dann der amerikanischen Kriegsliteratur das Selbstbild vom „Westen“ als einer realen politisch-kulturellen Einheit herausgebildet hat. Niemand hätte vor 1914 so ohne weiteres behauptet, gleich ob affirmativ oder pejorativ, dass die Französische Republik, das Königreich Großbritannien und die Vereinigten Staaten von Amerika gemeinsame „westliche“ Prinzipien und Werte verträten, die für die übrige Welt gültig und übertragbar seien.

Das offizielle Zarenrussland dagegen kam als ideologischer Gegner und Antipode kaum in Betracht, da es keine „Idee“ vertrat, die universal übertragbar gewesen wäre. Umso mehr konnte man ein despotisch unterdrücktes russisches Volk als den inneren Antipoden des Zarismus herbeizitieren, das im Bunde mit seinen großen Dichtern und Sehern eine „russische Idee“ von allmenschlicher Bedeutung vertrat, die auf ihre Weise eine radikale Antithese zum leeren Forma-

lismus und Individualismus der Länder des Westens darstellte – und daher für die deutsche Mission positiv in Anspruch genommen werden konnte. Noch expliziter galt dies für die nicht-russischen Nationalitäten des „zaristischen Völkergefängnisses“, denen gegenüber das Deutsche Reich geradezu als Befreier aufzutreten beanspruchte.

Eine derartige kategoriale Trennung von Volk und Regierung ließ sich für die westlichen Demokratien allerdings kaum vornehmen. Ein amerikanischer Autor hat den Ersten Weltkrieg denn auch – schon aus der Perspektive des Jahres 1933 – als einen realen, tiefen „Konflikt ... zwischen zwei geistigen und kulturellen Welten“ bewertet: zwischen Deutschland und dem Westen.<sup>240</sup> Daran war etwas.<sup>(\*)</sup>

### Der Weltkrieg und der „deutsche Beruf“

Einmal ausgebrochen, entfaltete der Weltkrieg seine eigene Suggestion. Die deutsche Regierungspropaganda, die das Reich als Opfer eines heimtückischen Überfalls seiner missgünstigen Nachbarn darstellte, bedeutete nur eine Steigerung des verbreiteten Bewusstseins, „eingekreist“ zu sein und sich „gegen eine Welt von Feinden“ behaupten zu müssen. Das traf in vieler Hinsicht auch zu. Deutschland war mit der britischen Kriegserklärung tatsächlich eingekreist, und die Kriegsziele seiner Hauptgegner waren bald schon auf nichts Geringeres als

---

(\*) Zu einem ganz ähnlichen Urteil, freilich aus entgegengesetzter Perspektive, kam Hans Thimme, ein Mitarbeiter des Reichsarchivs, in seinem Buch „Weltkrieg ohne Waffen. Die Propaganda der Westmächte gegen Deutschland, ihre Wirkung und ihre Abwehr“ (Stuttgart-Berlin 1932). Im Vorwort hieß es: „Der Weltkrieg war zugleich eine geistige Schlacht größten Stils, das feindliche Zusammenprallen zweier geistiger Welten ... Die Schlacht endete zunächst mit dem Zusammenbruch der deutschen Seite.“ Aber, so Thimme, „die Grundlage der deutschen Weltanschauung, der idealistische Dualismus, war nicht erschüttert“. Vielmehr habe sich im Moment der deutschen Niederlage gezeigt, „dass der positivistische Monismus der Entente, der im Begriff zu sein schien, die Weltherrschaft anzutreten, sich zu Tode gesiegt hatte“. Im übrigen habe der Gegensatz der Weltanschauungen auch keineswegs nur zwischen der Entente und Deutschland bestanden: „Er ging mitten durch Deutschland selbst hindurch ... Das Bild von Deutschland als dem geistigen Schlachtfelde Europas hatte aufs neue seine Wahrheit bewährt.“ Geschrieben war das, wie gesagt, am Vorabend der nationalsozialistischen Machtergreifung.

eine radikale Amputation seines Potentials und seiner Verbindungen, wenn nicht auf die Wiederauflösung des Reiches selbst, gerichtet. (\*)<sup>241</sup>

Damit war die Frage nach den tieferen Ursachen des Konfliktes aufgeworfen. „Warum hassen uns die Völker?“, fragte eine „kriegspsychologische Betrachtung“ von Magnus Hirschfeld.<sup>242</sup> Thomas Mann kreiste in seinen „Betrachtungen eines Unpolitischen“ unablässig um das Problem „der deutschen Einsamkeit zwischen Ost und West, der Weltanstößigkeit Deutschlands, der Antipathie, des Hasses, den es zu tragen und dessen es sich zu erwehren hat“.<sup>243</sup> Die Antwort fand er in Dostojewskis früherer Charakterisierung Deutschlands als dem „protestierenden Reich“, welches über 2000 Jahre hinweg sich niemals mit der von „Rom“ beherrschten Welt Westeuropas habe abfinden und vereinigen wollen. Aber die Stunde werde gewiss kommen, so hatte Dostojewski im Jahr 1877 geschrieben, in welcher Deutschland, wie Russland, der Welt „sein eigenes Wort“ sagen werde, „sein scharf formuliertes eigenes Ideal, zum positiven Ersatz für die von ihm zerstörte altrömische Idee“ – um mit diesem neuen Wort und Ideal einstmals „die Menschheit zu führen“.<sup>244</sup>

Diese geschichtliche Stunde war für Thomas Mann mit dem Weltkrieg angebrochen. Er selbst fühlte sich aufgerufen zum „Gedankendienst mit der Waffe“, um das tief gefährdete „deutsche Wesen“ gegenüber allen Anwürfen seiner Gegner zu verteidigen und deutlicher herauszuarbeiten. Und wie er drängte sich

---

(\*) Tatsächlich steigerten sich die Pläne auf allen Seiten zu monströsen Kriegsziel-Programmen, die die „Ursachen künftiger Kriege“ (also den Gegner) ein für allemal ausschalten sollten. Wenn die deutsche Politik darauf abzielte, Frankreich als Großmacht auszuschalten und England durch die Beherrschung Belgiens und der Kanalküste vom Kontinent auszusperrern, so hatte es die französische und britische Politik auf die Ausschaltung oder womöglich die Wiederauflösung des kaum dreißig Jahre zuvor entstandenen Deutschen Reiches abgesehen. Wollte die französische Politik möglichst die Rheingrenze sowie weitere Faustpfänder, so dachte die britische Politik etwa an die Einrichtung eines Obersten Weltwirtschafts-Rates, der eher Züge eines hyperimperialistischen Instruments als einer internationalen Ausgleichsinstanz trug. Und während Deutschland gedachte, das Russische Reich auf seine „natürlichen Grenzen“ zurückzuwerfen und zu „durchdringen“ sowie ganz Mitteleuropa unter seine Fittiche zu nehmen, wollte die russische Regierung, nachdem der Krieg einmal da war, das Gespenst des Pangermanismus bannen, indem russische Armeen, wie 1813, bis Berlin marschierten. Natürlich wollte Russland sich aus der Konkursmasse des Habsburger-Reiches den Löwenanteil sichern, und dasselbe aus dem territorialen Besitz des Osmanischen Reiches. Während die Türkei auf die anatolische Hochebene zurückgeworfen werden sollte, wollte sich Moskau – zum ersten Male mit der Billigung Englands und Frankreichs – Konstantinopels bemächtigen und das Schwarze Meer in sein *mare nostrum* verwandeln. Und so weiter. In gewisser Weise bedingten (und steigerten) sich alle diese Programme gegenseitig.

fast alles, was in der deutschen Kultur und Wissenschaft Rang und Namen hatte (von wenigen Ausnahmen abgesehen), zu solch freiwilligem „Gedankendienst mit der Waffe“. Unter der losen Patronage der zuständigen Behörden schloss man sich in kleinen Clubs und großen Vereinigungen zusammen, wie der „Deutschen Gesellschaft von 1914“ oder dem „Bund deutscher Künstler und Gelehrten“, die keinen anderen Zweck hatten, als nationale Selbstbeschwörung zu treiben. Ein gewaltiger Aufwand an Worten, Geist und Druckerschwärze wurde getrieben, um mit allem Ernste die Verse Emmanuel Geibels zu begründen: „Und es mag am deutschen Wesen / Einmal noch die Welt genesen.“

In seinen frühen Studien zur politischen Philosophie in Deutschland hat Hermann Lübbe diese „Deutschtumsmetaphysik“ – wie den Komplex der „Ideen von 1914“ im Ganzen – aller Lächerlichkeit entkleidet.<sup>245</sup> Schließlich waren viele der besten Köpfe der Zeit involviert. Und das eigentlich Fatale waren eben nicht die plumpen chauvinistischen Entgleisungen, sondern die höchst sophistischen menschheitlichen Selbstberufungen. Gerade sie erst enthielten, wie Lübbe deutlich gemacht hat, Elemente des Totalitären.<sup>246</sup>

Rudolf Eucken zum Beispiel, der Nobelpreisträger des Jahres 1908, der als Kritiker der Selbstentfremdung des modernen Menschen und Prophet eines Neo-Idealismus eine weltweite Gemeinde um sich gesammelt hatte. Das Banner des „Eucken-Bundes“ war die Befreiung „von der Herrschaft des bloßen Intellekts“. Der Weltkrieg wurde für Eucken daher zur „Weltbewährungsprobe deutscher Innerlichkeit“. Wenn es der Beruf der Deutschen war, inmitten der äußerlichen Zivilisation die Kultur der Seele zu retten – dann waren die Deutschen selbst „die Seele der Menschheit“, und es war klar, „dass die Vernichtung der deutschen Art die Weltgeschichte ihres tiefsten Sinnes berauben würde“.<sup>247</sup>

Der Philosoph Paul Natorp proklamierte den Weltkrieg als Verheißung eines nahen „Tags der Deutschen“ – der ein Tag „nicht bloß für Deutschland, sondern für die Menschheit sein werde“.<sup>248</sup> Er beschwor seine Leser und Hörer, der diffamierenden Feindpropaganda nicht mit gleicher Münze zu antworten, und statt den Gegner zu erniedrigen, sich selbst zu erhöhen – „sein, von dem der Andern

grundverschiedenes Wesen rein und fleckenlos in sich selbst herauszuarbeiten“.<sup>249</sup>

Hauptadressat Natorps war die freideutsche Jugendbewegung, die sich im Vorjahr 1813 auf dem Hohen Meißner zur Jahrhundertfeier der Völkerschlacht von Leipzig versammelt hatte. Hatte man dort noch den europäischen Frieden beschworen, so bedeutete der Krieg, da er einmal ausgebrochen war, den „Aufbruch der Jugend“. Gerade im Kriege sollte das deutsche Gemeinwesen sich, den Ideen Fichtes folgend, zu einem großen „Organismus der Menschenbildung“ fortbilden. Eine solche, immer höhere sittliche Fortbildung hatte Fichte als der deutsche „Weltberuf“ schlechthin gegolten. Und daher konnte Natorp mit vollem Ernst auch nach dem Krieg noch verkünden: „So möchte der Deutsche allerdings gern die Welt erobern, doch nicht für sich, sondern für die Menschheit; nicht um etwas dadurch zu gewinnen, sondern um sich zu verschenken“.<sup>250</sup>

Fichtes Ideen-Arsenal erfuhr im „Fichte-Jahr“ 1914 überhaupt eine unheilvolle Renaissance. Sein „Willensfanatismus“, von dem Heinrich Heine bereits gesagt hatte, dass er „weder durch Furcht noch durch Eigennutz zu bändigen“ sei, hatte in der Zeit der napoleonischen Kriege (so Lübke) „die Ideale des politischen Universalismus mit derselben Energie ins Deutsch-Nationale um(gemünzt), mit der er sie zuvor auf dem Forum der Menschheit verkündet hatte“.<sup>251</sup> Gegen den Universalismus der französischen Revolution hatte Fichte die deutsche Menschheitspartei proklamiert und die französischen Revolutionäre als Verräter ihrer eigenen Universalien, eben der Menschenrechte, gebrandmarkt.<sup>252</sup>

Lübke hat darauf hingewiesen, dass ein Gegnerschaftsverhältnis gerade dann seinen äußersten Grad erreiche, „wenn einer der Gegner seine eigene Position als die universelle gegen die partikuläre des anderen behauptet“. Der Krieg weite sich dann „aus zum Beruf, das eigene Wesen geschichtlich oder weltgeschichtlich zu vollstrecken“. Statt einer Moralisierung der Politik handele es sich in Wirklichkeit allerdings um eine Politisierung der Moral – und damit fielen „jene Schranken, jenseits derer die Politik einen totalen Charakter annimmt“.<sup>253</sup>

### Abkehr vom Westen

Alle diese menschheitlichen deutschen Selbstbeauftragungen wurden, wie bemerkt, fast ausschließlich in der Auseinandersetzung mit den westlichen Kriegsgegnern und der von ihnen vertretenen „Zivilisation“ und Demokratie entwickelt. Der pragmatische Universalismus der demokratischen Ideen, der sich vor allem in Verfahren und Rechtssetzungen niederschlug und auf die traditionell-hierarchischen Staats- und Gesellschaftsformen ganz unterschiedlicher Länder in der Tat „zersetzend“ wirkte, sollte von deutscher Seite durch einen Gegen-Universalismus überboten werden, der in idealistischer und essentialistischer Weise sich selbst als Pol und Maßstab nahm und ebenso „bewahrend“ wie „befreiend“ wirken sollte. Deutschland erfand sich in diesem Prozess noch einmal selbst als das europäische „Reich der Mitte“ in einem hypertroph bedeutungsvollen Sinne. Die Version Paquets war in dieser Hinsicht nur eine unter vielen.

In dieser narzisstischen Selbstbezüglichkeit lag auch der eigentliche Grund, warum das Deutsche Reich, wie sich bald zeigte, auf eine wirksame Kriegspropaganda nach Innen wie nach Außen schlecht vorbereitet und seinen Gegnern klar unterlegen war. Die Kriegsziele der westlichen Mächte, zumindest ihre offiziellen politisch-ideellen Ziele, waren leicht und eingängig zu formulieren: Parlamentarische Demokratie, Konstitutionalismus, Rechts- und Chancengleichheit für alle, gleich welcher Klasse, Religion oder Nationalität, Freiheit der Presse und der Information, freier Welthandel und Freiheit der Meere sowie der übrigen Kommunikationen.

Dagegen bot das Wilhelminische Reich mit dem „persönlichen Regiment“ des Kaisers und dem protzenden Militarismus seiner „Sedanstage“, auch wenn das der politischen und sozialen Realität in Deutschland kaum mehr entsprach, reichlich Anhaltspunkte für eine wirkungsvolle Denunziation seines Strebens nach Weltmacht. Zwar waren der Wirkung der alliierten Propaganda in Deutschland selbst enge Grenzen gesetzt, zumindest in den ersten drei Kriegsjahren; anders jedoch verhielt es sich unter den nicht-deutschen Nationalitäten des Habsburgischen Reiches und in den neutralen Staaten.

Die „deutsche Idee“ der individuellen Völkerrechte<sup>(\*)</sup>, die den westlichen demokratischen Prinzipien entgegengesetzt wurde, entfaltete eine werbende Wirkung vor allem gegenüber den nicht-russischen Völkerschaften des Zarenreiches, von Finnland über die Ukraine bis Georgien, sowie hier und da unter den von Großbritannien bedrückten oder bedrohten Nationen in der arabischen Welt und in Vorderasien (Iran, Afghanistan, Indien). Auch Iren und Flamen oder prominente Persönlichkeiten neutraler Länder wie der schwedische Forscher und Entdecker Sven Hedin (den Alfons Paquet als sein unmittelbares Vorbild verehrte<sup>254</sup>) machten sich die „deutsche Sache“ zu eigen. Ein besonderes Kapitel war das Spiel der deutschen Politik und Propaganda mit dem „Judentum“ und Zionismus in Polen und Russland wie in den USA.<sup>255</sup>

Alles in allem waren die deutschen Erwartungen einer nationalrevolutionären Erhebung der Völker und eines Zustroms inner- und außer-europäischer Verbündeter gegen die britische Welthegeemonie und den zaristischen Despotismus aber weitgehend ungedeckt durch die Realitäten. Am Ende hatten 27 Staaten dem Deutschen Reich den Krieg erklärt, während seine Verbündeten einer nach dem anderen abfielen.

In bitterer dialektisch-narzisstischer Verkehrung konstatierte Max Scheler 1917 diesen Sachverhalt, als er die Vermutung äußerte, im „Deutschenhass“ habe sich die „Menschheit“ zum ersten Male als ein politisches Subjekt selbst erlebt. „Das erste Gesamterlebnis der Menschheit war das Erlebnis eines Gesamthasses“ – des Hasses gegen Deutschland.<sup>256</sup>

Tatsächlich waren die Invektiven der westlichen Literatur und Propaganda gegen den „preußischen Militarismus“ und das „Barbarentum“ des Wilhelminischen Reich an Grobschlächtigkeit schwer zu übertreffen. Trug der in Frankreich proklamierte „Kampf der Zivilisation gegen die Barbarei“ (Henri Bergson) noch

---

<sup>(\*)</sup> Ludwig Dehio zufolge bestand die „deutsche Idee“ darin, „den westlichen normativen Freiheitsideen eine spezifisch individualistische deutsche entgegenzustellen“, wonach die Entfaltung der Potentiale einer Nation eine Äußerung ihres jeweiligen, individuellen „Volksgeistes“ war. Gegenüber den „hegemonen Riesengewächse(n) der russischen und der englischen Macht“, der „Uniformität“ des russischen Despotismus wie des angelsächsischen Demokratismus, das eigene Wesen kleiner und großer Nationen zur Geltung zu bringen. (Dehio, Deutschland und die Weltpolitik im 20. Jahrhundert, S. 85)

Züge einer spiegelbildlichen Replik auf die deutschen Gegenüberstellungen von „Kultur versus Zivilisation“ (usw.), so öffnete vor allem die britische Regierung – gerade nach dem heutigen Urteil britischer Historiker – die „Büchse der Pandora“ des modernen, mit allen medialen Mitteln geführten Propagandakrieges, um die Deutschen als „Hunnen“ zu brandmarken.<sup>(\*)257</sup>

Diese Anklagen und Ansprüche trieben im Gegenzug die deutschen Selbstzuschreibungen zu immer neuen Höhen empor. Die Propaganda der Kriegsgegner galt nun als das klarste Zeugnis ihrer moralischen Depravation und ihrer völligen Unfähigkeit, die Überlegenheit der deutschen Kultur auch nur zu erfassen, geschweige anzuerkennen. „Wir verstehen alle Völker; aber niemand versteht uns – und niemand kann uns verstehen“<sup>258</sup>, verkündete etwa Werner Sombart. Das war nicht einmal als Lamento gemeint, sondern nur als ein weiterer Hinweis darauf, dass Deutschland seinen Gegnern geistig und kulturell längst unerreichbar über den Kopf gewachsen war.

### Die „Ideen von 1914“

Die Entgegensetzung des „deutschen Wesens“ und der „deutschen Weltanschauung“ auf der einen, der Prinzipien und Ideen der westlichen Kriegsgegner auf der anderen Seite nahm im Komplex der „Ideen von 1914“ schließlich eine ideologisch hoch elaborierte Form an, die sich auf sämtliche Gebiete des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens erstreckte.

Der Begriff der „Ideen von 1914“ (eine Prägung des deutschfreundlichen schwedischen Völkerrechtlers Rudolf Kjellén<sup>259</sup>) war ausdrücklich als Antithese zu den „Ideen von 1789“ angelegt. Den republikanischen Prinzipien der „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ wurden die deutschen Ideen von „Pflicht, Ordnung, Gerechtigkeit“ entgegengesetzt. Antithetische Begriffspaare dieser Art lie-

---

(\*) Regierungsamtliche Kommissionsberichte präsentierten „mit wissenschaftlichem Duktus Beweise“, dass deutsche Soldaten belgische Frauen verstümmelten, Kinder auf ihre Bajonette spießten und hinter der Front „Kadaververwertungsanstalten“ betrieben. Der Zweck war offenkundig: „Da man, außer der Treue zu einem Bündnispartner, keine unmittelbar einleuchtenden Kriegsinteressen hatte, kam es umso eher darauf an, der Nation ... eine moralische Mission zu suggerieren.“ (Vgl. Cora Stephan, *Das Handwerk des Krieges*, S. 222 f.)

ßen sich in dichter und immer systematischerer Häufung bilden. Wo sich das westliche Sozialvertrags-Denken in den widersprüchlichen Kategorien von „Staat“ und „Gesellschaft“ bewegte, da besaß das deutsche Denken den Begriff der „Gemeinschaft“, der diesen Widerspruch angeblich aufhob – so Paul Natorp. Dem liberalen Konzept einer äußerlichen Herrschaft des „Gesetzes“ stellten die Deutschen, mit Rudolf Eucken, ihre innerliche Auffassung der „Pflicht“ gegenüber, die sich statt auf formales „Recht“ auf lebendige „Sittlichkeit“ gründete. Beharrte das westliche Denken auf dem zentralen Begriff des „Individuums“, so wurde dem von deutscher Seite die „Persönlichkeit“ gegenübergestellt – und damit das Bild einer Gesellschaft, worin „alle für einen und einer für alle und doch jeder ganz er selbst“ sei. Im dem Gegensatz zwischen westlichem „Individualismus“ und deutschem „Personalismus“ sahen einige Autoren den tiefsten Inhalt des Kriegs überhaupt. Wo die angelsächsischen Gesellschaften das „Glück“ des Individuums als oberstes Leitziel proklamierten, in Wirklichkeit aber, so Werner Sombart, das platte „Komfortideal“ – da sollte es dem deutschen Wesen gerade umgekehrt entsprechen, „eine Sache um ihrer selbst willen zu tun“. Dieser, Richard Wagner zugeschriebene und zur gängigen Münze gewordene Spruch galt als der konzentrierteste Ausdruck des deutschen „Idealismus“, welcher den tiefsten Gegensatz zum „Pragmatismus“ und „Utilitarismus“ der britischen Philosophie bildete.

Unter der plakativen Formel „Händler und Helden“ dynamisierte Sombart alle diese Antithesen zur quasi-revolutionären Perspektive eines Befreiungskrieges Deutschlands gegen den weltbeherrschenden britischen Freihandelsimperialismus und die damit verbundenen Sozialideen. Deutschland sei der letzte Damm gegen die „Woge des Kommerzialisismus“, die von Britannien ausgehend die Welt zu überschwemmen drohe, weniger noch mit Kapital und Waren als mit dem zersetzenden Geist des Mammonismus. Als einziges Volk hätten die Deutschen sich die Tugenden des Heroismus und der Uneigennützigkeit bewahrt. Die „mächtige Pflugschar“ des Krieges, die „das fruchtbare Erdreich aus den Tiefen“ der Seele wieder nach oben befördere, erweise die Deutschen als ein „junges Volk“. In diesem Sinne nahm Sombart die westliche Invektive des „Barbarentums“ positiv

auf, weil darin „instinktiv der tiefste Gegensatz richtig ausgesprochen“ sei. In der Tat gehe es um einen Entscheidungskampf zwischen (dekadenter) „westeuropäischer Zivilisation“ und (gesundem) „deutschen Barbarentum“. <sup>260</sup>

Dem entsprach die Gegenüberstellung von westlicher „Zivilisation“ und deutscher „Kultur“, wie sie Thomas Mann (gleich vielen anderen) in das Zentrum seiner „Betrachtungen eines Unpolitischen“ rückte. Auch für Thomas Mann waren der „Wille zur Macht und Erdengröße“ sowie der Geist des Soldatischen Attribute, die seinem Begriff der deutschen „Kultur“ unbedingt entsprachen – während „Deutschlands Feind im geistigsten, instinktmäßigsten, giftigsten, tödlichsten Sinn ... der 'pazifistische', 'tugendhafte', 'republikanische' Rhetor-Bourgeois“ sei. <sup>261</sup>

Mit der Entgegensetzung des „Bourgeois“ und des „Bürgers“ taten sich gleich eine Reihe weiterer Antithesen auf. War der Bourgeois international – so der Bürger laut Thomas Mann „kosmopolitisch, denn er ist deutsch, deutscher als Fürsten und 'Volk': dieser Mensch der geographischen, sozialen und seelischen 'Mitte' war immer und bleibt der Träger deutscher Geistigkeit, Menschlichkeit und Anti-Politik“. <sup>262</sup> Somit bildete das deutsche Bürgertum nicht nur den Kern und die Mitte der „Volksgemeinschaft“, sondern sie vertrat insgesamt eine Art Welt-Mittelstand. Hatte der „bourgeoise“ Kapitalismus und Imperialismus des Westens die Welt und die einzelnen Länder in antagonistische Klassen, Mächte und Interessengruppen zerrissen und hemmungslose Ausbeutung im Innern wie nach außen betrieben – dann war es die historische Aufgabe des „bürgerlichen“ Deutschland, mit Hilfe seiner höheren Sozialgesinnung und seiner organischen Wirtschaftsweise diese Welt wieder ins Lot zu bringen und unter eine gerechte Verwaltung zu stellen.

Demokratie, Politik, Literatur und „Rhetorik“ (sprich Presse) konnten diesem konservativ-utopischen Gesellschaftsentwurf zufolge dann weitgehend entfallen. Denn „dass das deutsche Volk die politische Demokratie niemals wird lieben können ..., und dass der vielverschriene 'Obrigkeitsstaat' die dem deutschen Volke angemessene, zukömmliche und von ihm im Grunde gewollte Staatsform ist

und bleibt“ – davon zeigte sich nicht nur Thomas Mann unerschütterlich überzeugt.<sup>263</sup>

### Sozialismus als deutsche Zukunftsidee

Dieses idealisierte System einer gebundenen, gewachsenen Ordnung, die sich im Gegensatz zur formellen, gestaltlosen „Gleichheit“ der westlichen Gesellschaft hierarchisch nach Rang und Wert der Persönlichkeit gliederte und statt auf die Anarchie der Interessen und Privatzwecke auf eine Gemeinschaft des sittlichen Wollens gründete, wurde immer durchgängiger nun als „Sozialismus“ bezeichnet. Natorp sagte von diesem Sozialismus, er liege „dem Deutschen nicht weniger im Blut als der Militarismus“.<sup>264</sup> Die Begriffe der Nation und des Sozialismus kamen damit weitgehend zur Deckung.

Für Johann Plenge, den eigentlichen Erfinder der „Ideen von 1914“, bedeutete Sozialismus vor allem ein System organisierter, geschlossener und politisierter Nationalökonomie und damit einer umfassenden Gemeinwirtschaft, die eine historisch höhere Evolutionsform darstellte. Die kapitalistischen Wirtschaftskräfte, die einst durch die Revolution von 1789 entfesselt worden waren, drängten selber nach ihrer organisatorischen Zusammenfassung. Eben dies geschah Plenge zufolge mit der „deutschen Revolution von 1914“, die sich damit in die Geschichte der großen Menschheits-Revolutionen einreichte. Der Krieg war darin jedoch kein bloßes Akzidentium, sondern entsprach selbst dem Wesen dieser Revolution, die auf soldatischer Disziplin und einer gesellschaftlichen Organisation beruhte. Und nur der Krieg konnte schließlich den notwendigen Entfaltungsraum für die neuen, höheren Produktionsformen im Weltmaßstab schaffen. Er war die Entscheidungsschlacht zwischen deutschem Sozialismus und westlichem Kapitalismus.<sup>265</sup>

In Friedrich Naumanns Programmschrift „Mitteleuropa“ nahmen alle Argumentationen dieser Art bereits den Charakter einer rein objektiven, unbezweifelbaren wissenschaftlichen Bestandsaufnahme an. Demnach hatte sich erstmals „in Nord- und Mitteldeutschland der Normaltyp des gebildeten Durchschnittsmenschen“ historisch durchgesetzt, und mit ihm „die Grundform der zweiten Periode

der kapitalistischen Menschheit: Arbeitsmechanismus auf Grund schulmäßig erzogener Masse“. Dagegen sei, wie Sombart gezeigt habe, der „unternehmende Kapitalist“ der ersten, frühkapitalistischen Periode in Italien, Frankreich, Holland und Großbritannien emporgekommen und habe „sich seine Welthauptstadt in London“ geschaffen. Von dort aus, so Naumann, bedrohe der westliche Privatkapitalismus nun „den nach ihm kommenden Typ des Kapitalismus, die neue, mehr unpersönliche Massenform des ... neuen Arbeitsmenschentums“, als dessen gefährlichsten Hort er (neben New York!) vor allem Berlin ausgemacht habe. Wenn man sich frage, „warum wir Deutschen und insbesondere wir Reichsdeutschen in der übrigen Welt so unbeliebt sind“ – dann aus dem tieferen Grunde, „weil wir eine Arbeitsweise gefunden haben, die zunächst und auf längere Zeit hinaus kein anderes europäisches Volk uns so nachmachen kann“. Diese neue Arbeitsweise eines organisierten Kapitalismus zweiter Stufe nannte Naumann den „deutschen Sozialismus“.<sup>266</sup>

In dieser Feststellung stimmten fast alle Autoren der programmatischen deutschen Kriegsschriften mehr oder weniger überein, gleich ob sozialdemokratischer, liberaler oder konservativer Observanz. Jedenfalls waren die Übereinstimmungen bemerkenswerter als die Differenzen. Der linksliberale Sozialwissenschaftler und Reichstagsabgeordnete Schultze-Gävernitz zum Beispiel hielt es für erwiesen, dass der Krieg „einen mächtigen Anstoß in Richtung auf die Gemeinwirtschaft gegeben“ habe. Edgar Jaffé, der Sozialreformer und Mitherausgeber des angesehenen „Archivs für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“ (zusammen mit Werner Sombart und Max Weber), stellte fest, dass die „Militarisierung des Wirtschaftslebens“ im kriegführenden Deutschland „unverkennbar staatssozialistisches Gepräge“ trage und eine Rückkehr zur deutschen Tradition der „festen und planmäßigen Ordnung des Wirtschaftslebens“ bedeute. Aber auch Erzkonservative wie der Münchener Staatswissenschaftler Georg von Mayr erkannten an, dass mit der „strammen Konsolidierung“ der Volkswirtschaft im Kriege der „frei vom Staatseinfluss waltende private Individualismus“ seine Berechtigung verloren habe.<sup>267</sup>

### Das „System Rathenau“

In diese Vorstellungen eines „deutschen Sozialismus“ flossen tatsächlich eine Vielzahl theoretischer, politischer und gesellschaftlicher Traditionen ein – von Fichtes „Geschlossenem Handelsstaat“ über die Nationalwirtschaftsideen Friedrich Lists, die Bismarckschen Sozialstaats-Vorstellungen, den Korporatismus der „Christsozialen“ des Antisemiten Stoecker und dessen Fortentwicklungen durch die „National-Sozialen“ um Naumann, der „wissenschaftliche Sozialismus“ eines Marx und Engels ebenso wie die Staatswirtschaftsideen der deutschen Katheder-Sozialisten, und natürlich die im Kriege erneuerten Sozialisierungs-Forderungen der deutschen Sozialdemokratie, zuzüglich der neuesten Ideen eines organisierten und disziplinierten Kapitalismus, wie sie etwa Walther Rathenau in seinen Vorkriegs-Schriften umrissen hatte und nun an führender Stelle in ein System organisierter Kriegswirtschaft umsetzte.

Im übrigen löste sich das Deutsche Reich mit Beginn des Krieges auch formell und materiell aus der von den westlichen Mächten bestimmten Weltordnung und Weltwirtschaft heraus. „Nach der Niederlage an der Marne musste die industrielle Mobilmachung für einen unabsehbar langen Krieg in Angriff genommen werden ... Was zunächst als Notmaßnahme für eine Übergangszeit gedacht war, wurde seit Anfang 1915 zum Maßstab aller Dinge.“ Im Zuge dieses Ausbaus einer organisierten Kriegswirtschaft konnte gerade auch die industrielle Arbeiterschaft „ihre Verteilungsposition behaupten, ... teilweise sogar ausbauen, da die Beschaffung der Arbeiter nun zum entscheidenden Engpass für die Rüstungsindustrie wurde“.<sup>268</sup>

Dank der von Walther Rathenau organisierten „Kriegsrohstoff-Abteilung“ (KRA), die binnen kaum eines Jahres zu einer selbständigen Behörde mit weitreichenden Kompetenzen und in eigener Regie betriebenen, gemeinwirtschaftlich verfassten „Kriegsgesellschaften“ heranwuchs, gelang es dem Deutschen Reich, die Wirkung der alliierten Blockade entscheidend abzuschwächen (allerdings nur in militärischer Hinsicht, nicht was die zivile Versorgungslage anging). Die alliierte Presse machte sich angesichts der anfänglichen Kriegserfolge Deutschlands

sogar zeitweise übertriebene Vorstellungen von der Tragweite dieses „System Rathenau“. So nannte die amerikanische „Times“ vom 11. Oktober 1915 Rathenaus Kriegswirtschafts-Organisation „eine der größten Ideen der modernen Zeiten“ und äußerte die Befürchtung, diese könne das Deutsche Reich nach dem Kriege in eine Position wirtschaftlicher Übermacht bringen.<sup>269</sup> Vom Einfluss dieses Modells auf Lenin und seine Vorstellungen eines direkten, gewaltsam beschleunigten Überganges vom staatlich organisierten „Kriegskapitalismus“ in einen „Kriegskommunismus“ ist häufig gesprochen worden, und wohl nicht ganz zu Unrecht, trotz der späteren ironischen Abgrenzungen Lenins gegenüber Rathenaus Ansprüchen auf das Urheberrecht.<sup>270(\*)</sup>

Die Bedeutung, die Rathenau selbst seinem System beilegte, war auch nicht leicht zu überbieten – so wenn er im Dezember 1915 in einem Vortrag der „Deutschen Gesellschaft 1914“ vor einem Publikum von Wirtschaftsleuten, Militärs und Beamten sagte: „Über einen Abschnitt unserer wirtschaftlichen Kriegführung möchte ich Ihnen berichten, der ohne geschichtliches Vorbild ist, der auf den Verlauf und Erfolg des Krieges von hohem Einfluss sein wird, und der voraussichtlich hinüberwirken wird in fernere Zeiten. Es ist ein wirtschaftliches Geschehnis, das eng an die Methoden des Sozialismus und Kommunismus streift, und dennoch nicht in dem Sinne, wie radikale Theorien es vorausgesagt und gefordert haben.“<sup>271</sup> Es handele sich um eine Verbindung von „Staatssozialismus“ und „Selbstverwaltung der Wirtschaft“, und die von ihm, Rathenau, initiierte Rohstoff-Abteilung werde auch in Friedenszeiten „den Kern eines wirtschaftlichen Generalstabes bilden“.<sup>272</sup>

Natürlich gab es Widerspruch von rechts wie von links. Aber wenn der Kathedersozialist Lujo Brentano gegen Kriegsende feststellte: „Das ist gar kein Sozialismus, sondern die Karikatur desselben, die nur den Kriegsgewinnlern dient“; oder wenn der Soziologe Emil Lederer statt einer „Durchstaatlichung der Wirtschaft“ eher eine „Durchkapitalisierung des Staates“ diagnostizierte – dann taten

---

(\*) Vor allem die bolschewistischen Wirtschaftsorganisatoren der ersten Stunde wie Larin und Miljutin, aber auch Bucharin bezogen sich mehrfach explizit auf Rathenaus Vorstellungen einer „centralized direction of the national economy as a single machine working to a plan“. (Vgl. Edward H. Carr: *The Bolshevik Revolution 1917-1923*, London 1976, Bd. II, S. 359)

sie es doch immer noch als enttäuschte Kriegssozialisten.<sup>273</sup> Fasst man „Sozialismus“ nicht vor allem als ein politisches Postulat im Sinne sozialer Gerechtigkeit, sondern als einen deskriptiven Begriff im Sinne von „organisierter Gemeinwirtschaft“, dann lässt sich nicht leugnen, dass das deutsche Modell der Kriegswirtschaft sehr viel integraler wirkte als das seiner westlichen Gegner.<sup>(\*\*)</sup>

### „Mitteleuropa“ als Ostwendung

Nachdem der Krieg sich tatsächlich zum Weltkrieg ausgeweitet hatte, setzte in Deutschland wie in den anderen kriegführenden Ländern eine Dynamik der immer weiter gesteckten Kriegsziel-Forderungen ein. Gleichwohl enthüllte sich nicht erst dann und nicht erst in den mehr oder weniger amtlichen Erörterungen über die künftigen Eroberungen und Annexionen der „geheime“ Sinn und Plan des Krieges.<sup>(\*)</sup>

---

<sup>(\*\*)</sup>Zwar sprach man auch in Großbritannien gelegentlich von „war socialism“, aber doch mehr im Sinne einer solidarischen Vereinigung der Kriegsanstrengungen und Verteilung der Kriegslasten, selten im Sinne eines überlegenen und zukunftssträchtigen Modells staatlich gelenkter und geplanter Wirtschaft. Vgl. Matthias Peter, Britische Kriegsziele und Friedensvorstellungen, in: Michalka, Weltkrieg, S. 110 ff.

<sup>(\*)</sup> Die „Fischer-Debatte“, so notwendig und fruchtbar sie in den 60er Jahren als Replik auf die älteren apologetischen Tendenzen der deutschen Historiographie war, hat zugleich viele Perspektiven verstellt, vor allem durch die Fixierung auf den Nachweis eines vorgängigen und vorsätzlichen Planes der deutschen Reichsleitung und des Generalstabes zur Führung eines großen Aggressionskrieges gegen seine Nachbarstaaten – eines geschlossenen „Eroberungsprogramms“ also als Vorform der Hitlerschen Lebensraumpolitik – und durch die Abstützung der Beweisführungen in erster Linie auf die in den höheren Machtsphären zirkulierenden Memoranden und Dokumente über Militärstrategien und Kriegsziele.

Für die Feststellung einer besonderen Verantwortung der deutschen Politik war es aber überhaupt nicht notwendig, wie es Fritz Fischer, je länger die Kontroverse dauerte, umso mehr tat, die wilhelminische Weltpolitik als einen „Sonderweg“ aus dem Umfeld imperialistischer Macht- und Weltpolitik des Zeitalters herauszuisolieren, ihr eine Aura der Dämonie und des Wahnwitzigen beizulegen, die schon auf alles Künftige verwies. Die wilhelminische Weltpolitik war das, was sie war: eine Politik imperialistischer Expansion und der Herstellung einer neo-merkantil geschlossenen Einflussosphäre, die ihr eine Stellung als Weltmacht garantieren würde. Das Deutsche Reich hatte die Potenzen und fühlte sich nahezu naturrechtlich befugt und weltgeschichtlich beauftragt, aber zuweilen auch panisch gedrängt, einer endgültigen Aufteilung der Welt unter die „Weltmächte“ zuzukommen. Als solche galten im Verständnis der Zeit das Britische Empire, die Vereinigten Staaten und das Russische Kaiserreich.

Um im Sommer 1914 das Risiko eines großen Krieges einzugehen und sich auf die schiefe Ebene gegenseitiger Garantien und Ultimativen zu begeben, war diese politische und ideologische Basis völlig ausreichend. Die Verantwortung, als erste Macht den Krieg erklärt zu haben, wenn auch unter der illusionären Einbildung eines kurzen und begrenzten Konfliktes, bleibt in jedem

Die zentralen politischen Ziele des Deutschen Reiches lagen seit langem fest: direkte oder indirekte Hegemonie über „Mitteleuropa“ und vermittels der Türkei über Teile des „Mittleren Ostens“, zuzüglich kolonialer Erweiterungen in „Mittelafrika“ und im „Fernen Osten“. Aber vor allem das „Mitteleuropa“-Projekt wurde jetzt aus einer vagen Idee zu einer kriegsbedingten und kriegsentscheidenden Notwendigkeit. Seine eigentliche Bedeutung lag in einer kontinentalen Wendung nach Osten, die der immer radikaler ausgeprägten Frontstellung des Deutschen Reiches gegen den Westen entsprach. Diese Wendung hatten die frühen Reisen, Schriften und Ideen Alfons Paquets intuitiv vorweggenommen.

In den Diskussionen, wie ein deutsches „Mitteleuropa“ als eine dritte Größe zwischen einem sich abzeichnenden anglo-amerikanischen Block und einem auf seine „natürlichen Grenzen“ zurückgedrängten Russischen Reich formiert werden könnte, zeichneten sich inmitten aller Differenzen sehr bald eine Reihe grundlegender Übereinstimmungen ab. So hielt man das deutsche föderale Prinzip für unendlich ausdehnungsfähig und war im übrigen davon überzeugt, dass die Möglichkeiten eines deutschen „Kulturträgertums“ nahezu unbegrenzt seien. „Mitteleuropa wird im Kern deutsch sein, wird von selbst die deutsche Welt- und Vermittlungssprache gebrauchen“, glaubte etwa Friedrich Naumann.

Deshalb verlangte er von den Deutschen, dass sie ihren bisher einseitig auf den Westen gerichteten Blick stärker nach Osten richteten und sich mit den „werden kleineren Kulturen des Ostens“ näher vertraut machten: „damit der Typ des mitteleuropäischen Menschen mit Aufnahme aller Bildungselemente und Kräfte herausgearbeitet werde, der Träger einer um das Deutschtum herum gewachsenen vielgliedrigen starken und inhaltsreichen Kultur“.<sup>274</sup>

---

Falle beim Deutschen Reich. Von irgendeiner Automatik konnte schließlich keine Rede sein. Nachdem der Krieg sich dann einmal zum Weltkrieg ausgeweitet hatte, waren alle Beteiligten Gefangene ihrer hypertrophen und gleichzeitig beschränkten Zielsetzungen, aber ebenso auch der aufgewühlten nationalen Leidenschaften, der fixen Ideen und der materiellen Interessen jeder Sorte, die sich an den Krieg selbst hefteten. Schon nach den immensen Opfern und Verlusten des ersten Kriegsjahres konnte der Krieg in keinem der beteiligten Hauptländer mehr durch einen bloßen Status-quo-Frieden beendet werden; und je länger er dauerte, umso weniger. Er konnte tatsächlich nur noch mit der Niederlage der einen oder der anderen Seite enden.

Das bedeutete eine Rückwendung von der See zum Land, zum Kontinent. So traten territoriale Annexionen und kontinentale Machtprospekte in den Kriegszielen umso stärker in den Vordergrund, je länger und vollständiger die Abschnürung von „Übersee“ dauerte – diesem Inbegriff von Weltmarkt und Weltwirtschaft, an den man sich in der Wilhelminischen Periode doch gerade erst gewöhnt hatte. Der deutsche „Seetraum“ kam an sein Ende, bevor er begonnen hatte. Wenn man nicht Leviathan sein konnte, dann musste man umso mehr Beheemoth werden. Die stolze Flotte von Großkampfschiffen, um deren Bau sich ein so großer Teil der Vorkriegspolitik gedreht hatte, lag weitgehend unnützlich und nach dem Schlagabtausch im Skagerrak im Mai 1916 zu keiner entscheidenden Schlacht mehr fähig in den Häfen. Nur die rasch gebauten U-Boote kämpften draußen auf dem Atlantik ihren einsamen, mörderischen Kampf. Das Kaiserwort von Deutschlands Zukunft, die auf dem Wasser liege, klang jetzt wie Hohn – auch wenn man das nicht wahrhaben wollte.

Die kontinentale Ostwendung Deutschlands in diesem Kriege bedeutete jedoch auch eine politische, ökonomische und kulturelle Schwerpunktverlagerung in weitem Sinne. Entgegen manchen Hoffnungen hatte der Weltkrieg das spezifische Gewicht Preußens in Deutschland nicht geschwächt, sondern eher noch erhöht. Die militärische und wirtschaftliche Verbindung mit Österreich-Ungarn tat ein übriges. Aus dem „Osten“ – unter Einschluss der Türkei – mussten auch die fehlenden kriegswichtigen Rohstoffe besorgt werden. Über Schweden und Finnland entwickelte sich ein vielfältiger Schleichhandel mit dem Kriegsgegner Russland, an den sich alsbald viel weitergehende Vorstellungen knüpften.

#### Vorschläge einer „grundsätzlichen Neuausrichtung“

So schlug Walther Rathenau im August 1915 in einem Memorandum an Ludendorff (mit dem er in regelmäßiger Korrespondenz stand) eine „grundsätzliche Neurichtung der deutschen Politik“ vor, die zu einer völligen Umgruppierung der europäischen Mächte als dem „politischen Endwert“ des Krieges führen müsse. Dabei ging Rathenau davon aus, dass sich mit Österreich ernstliche Konflikte

vorbereiteten, d.h. dass die nominelle Parität der beiden Reiche und ihrer Reichstraditionen auf Dauer nicht aufrecht zu erhalten sein würde. Viel gefährlicher aber sei, dass England anstrebe, „uns zu gewinnen, am liebsten billig, notfalls teuer“, etwa durch das Angebot eines Flottenabkommens, den Gewinn Belgiens oder selbst den Erwerb von Calais, d.h. von Teilen der französischen Kanalküste. Dieser Versuchung müsse Deutschland unter allen Umständen widerstehen. Denn England bleibe eine ständige Bedrohung, und seine Interessen blieben denen des Deutschen Reichs auf Dauer entgegengesetzt.

Ganz anders im Osten: „Russland braucht eine Finanzmacht, die Frankreich nicht mehr ist, England nicht werden darf; es braucht einen Schutz gegen England. Wir können Russland finanzieren ... Russland ist unser künftiges Absatzgebiet; der nähere Orient kann es uns trotz aller Behauptungen nicht ersetzen. Wir haben keine antirussischen Interessen; der Schutz unserer Ostfront gibt uns die militärische Suprematie des Kontinents und die Unabhängigkeit von Österreich.“<sup>275</sup>

Leider werde der Zar keinem Separatfrieden zustimmen (können). Das Entscheidende sei deshalb der militärische Durchbruch im Westen und die Erzwingung eines Separatfriedens mit Frankreich. Dann würden die deutschen Armeen in der Lage sein, nach Petersburg und womöglich nach Moskau zu marschieren und „einen größeren Teil des wirklichen Russland längere Zeit besetzt (zu) halten“ – nicht um es dauerhaft zu okkupieren, sondern um Russland zu einem langfristigen Bündnis zu zwingen. Eine Periode deutscher Besatzung werde dafür sowohl machtmäßig wie moralisch die Voraussetzungen schaffen, denn: „Russland hat nationale Leidenschaften, aber kein nationales Ehrgefühl ... Russland hat alle seine Eroberer geliebt, so wie die russische Bäuerin Schläge verlangt.“ Der auf höchste Siedehitze gebrachte Deutschenhass werde sich durch eine maßvolle Besatzungspolitik rasch legen: „Die Disziplin und Enthaltbarkeit des deutschen Soldaten, die Gerechtigkeit und Unbestechlichkeit der deutschen Verwaltung wird in kurzem legendär werden; Russland wird vorbereitet. Kommt dann ein erträglicher Frieden, so ist auch die Politik gewonnen ...“<sup>276</sup>

Darauf gestützt, werde Deutschland auch den Krieg mit England zu einem wenn nicht siegreichen, so doch befriedigenden Abschluss bringen können. „Der Frieden findet vollendete Tatsachen“ – nämlich Deutschland in der Rolle des Finanziers, Hauptlieferanten und Protektors eines wiederhergestellten Russischen Reiches.<sup>277</sup>

Dieses krass imperialistische, aber (was Russland betrifft) keineswegs feindselige Raisonement wäre nicht zu verstehen ohne das fixe Bild eines atlantischen Gegenlagers, worin das britische Weltreich und das aufsteigende Amerika in ganz ähnlicher Weise einander amalgamiert gedacht wurden (eben als „Zweibund zur See“), wie Rathenau es für eine kontinentale Ostwendung Deutschlands zum Russischen Reich vorschwebte.<sup>(\*)</sup> So scheinbar überheblich seine Einschätzung Russlands und der Russen als eines bäuerlich-passiven, „weiblichen“ Volkes wirkte, so sehr war sie von weltpolitischen Furchtkomplexen getrieben.

Rathenau hatte von Anfang an zu den Skeptikern der deutschen Siegesaussichten gehört. Gerade weil er weder an den Nutzen noch an den Realismus direkter Annexionen und Eroberungen glaubte, zog er die Linien einer wirtschaftlichen und kulturell bestimmten deutschen Hegemonialpolitik umso weiter. Ging das Reich geschwächt oder besiegt aus dem Kriege hervor, während Russland im Lager der Sieger stand, dann waren die Perspektiven buchstäblich erdrückend.

Entweder würde Russland durch den anglo-amerikanischen Block in genau jener Weise ökonomisch durchdrungen und dominiert, wie es Rathenau jetzt von deutscher Seite her ins Auge fasste. Oder Russland selbst würde, wie er es zwanzig Jahre zuvor erwartet hatte, zum „neuen Amerika“ des Ostens werden. Dann wäre die im 19. Jahrhundert so häufig evozierte dualistische Weltordnung Russ-

---

<sup>(\*)</sup> Dass Rathenau nicht in Kategorien einer kolonialen und territorialen Expansion, sondern einer Politik politischer Bündnisse als Mittel ökonomischer Durchdringung dachte, geht aus seinen Aufzeichnungen über den Besuch einer Industriellengruppe im Hauptquartier der Heeresleitung Ost im November 1915 hervor. In Gesprächen mit Ludendorff und Hoffmann sprach er sich dafür aus, dass man dem Kriegsziel „der Lostrennung Russlands vom Vierverbände und seiner Verbindung mit uns ... alles übrige unterordnen müsse, auch die polnische Annexion“. Das richtete sich gegen Vorstellungen Ludendorffs, der die Annexion und deutsche Besiedlung eines großen polnischen „Grenzstreifens“ sowie die Errichtung eines polnischen Rumpfstaates unter deutscher Oberhoheit befürwortete. Rathenau dagegen sah es als „politisch günstigste Lösung“ an, „dem Zaren die Suzeränität über Polen zu belassen, unter der Voraussetzung, dass dieses eine selbständige Verfassung erhalte“. (Vgl. Rathenaus Aufzeichnungen über seine Reise nach Kowno vom 22.11.1915 in: Tagebuch 1907-1922, S. 197 f.)

land-Amerika zur Realität geworden, und Deutschland wie das gesamte, durch den Krieg verwüstete Europa würde von den Flanken her überflügelt und ins zweite Glied zurückgeworfen werden. Die eine Möglichkeit war so furchterregend wie die andere.

Wenn man das einen „deutschen Russland-Komplex“ nennen will, dann war er jedenfalls nicht aus einer spezifischen Russlandfeindschaft gespeist – fast im Gegenteil.

## STOCKHOLMER SCHATTENSPIELE

### Alfons Paquet als Beobachter und Akteur der Revolutionierung Russlands

Im Herbst 1916 ging Alfons Paquet, mittlerweile 35 Jahre alt, als Korrespondent der „Frankfurter Zeitung“ nach Stockholm, das in diesen Jahren „der wichtigste Beobachtungs- und Horchposten für die Verhältnisse in Russland“ war.<sup>278</sup> In einem Ende 1917 geschriebenen Feuilleton stilisierte er seine dortige Arbeit – mit Blick auf die mittlerweile eingetretenen revolutionären Erschütterungen im Russischen Reich – zu einer weltbedeutenden Tätigkeit. 150 Millionen Leser in ganz Mitteleuropa, so stellte er sich vor, warteten tagtäglich auf seine Nachrichten und Berichte. Unbestritten sei er (Paquet) „für russische Nachrichten der zuverlässigste ... Meistens auch der schnellste, obwohl ich arbeite wie ein Philologe“. Die zehn russischen Zeitungen, die er jeden Tag lese, bringe er nicht übers Herz wegzuschmeißen, denn: „In diesen finsternen Ballen Papier, in diesen Palimpsesten ... ist das Schicksal eines ungeheuren Landes“ – vor dem er wie vor einer Milchglasscheibe stehe, „wissend, intuitiv und unglücklich“.

Von Zeit zu Zeit lade ihn der Botschafter zum Frühstück, um nach neuen Verbindungen zu tasten. Vergeblich: „Ich habe keine.“ Den Schwätzern, die sich mit ihren angeblichen Aufträgen brüsteten, und den Gerüchtemachern, die „kleine Sensationen, wie Meutereien oder Aufstände“, erfinden, gehe er grundsätzlich aus dem Wege. Wem das aber zu wenig sei, der möge nur warten, „bis zu dem Augenblick, wo ich es mir einfallen lasse, die zu den heimlichen Zusammenkünften bevollmächtigten Gesandten in meine nach Stiefelwichse stinkende Bude einzuladen.“<sup>279</sup>

Das war eine leise triumphierende Andeutung auf jene geheimen Treffen, die soeben im Dezember 1917 in seiner Stockholmer Korrespondentenbude stattgefunden hatten. Dort hatten die Vertreter des gerade zur Macht gekommenen bol-

schewistischen Regimes, Waclaw Worowski und Karl Radek, erstmals mit dem Bevollmächtigten der deutschen Regierung, Kurt Riezler, über die Modalitäten eines Waffenstillstandes verhandelt.

Mit Radek und Worowski hatte Paquet schon lange zuvor Kontakt aufgenommen. Am Himmelfahrtstag (dem 17. Mai) 1917 hatte er – offenkundig unter dem Eindruck der sich beschleunigenden Ereignisse in Russland – angefangen, ein „Politisches Tagebuch“ zu führen. Und dieses Tagebuch begann sogleich mit einem Rückblick auf Gespräche, die er Anfang Mai bereits in Kopenhagen und Stockholm mit dem „Jungsozialisten Karl Sobelsohn Radek“ geführt hatte, der nach der Durchschleusung der Lenin-Gruppe von der Schweiz via Deutschland nach Petrograd als Platzhalter zurückgelassen worden war.<sup>280</sup>

Radek dürfte ihm dem Namen nach aus den Vorkriegsjahren bekannt gewesen sein, als Redakteur der „Bremer Bürgerzeitung“ und als einer der umstrittensten Wortführer des linken Flügels der SPD. Auch hatte Radek in der SPD-Zeitschrift „Neue Zeit“ die Reiseberichte Paquets aus Sibirien und China seinerzeit kritisch rezensiert.<sup>(\*) 281</sup> So diskutierten sie bei ihrem zweiten Treffen an diesem Himmelfahrtstag 1917 in Stockholm gleich über das „Li“, das Paquet in China gesucht und gefunden zu haben glaubte, und über die Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit einer Revolution in Deutschland.

Man gewinnt eine Ahnung von dem Stil freundlich-gespannter Rivalität, in dem sie ihre Diskussionen geführt haben müssen, wenn Paquet in sein neu eröffnetes Tagebuch notierte, er habe diesem Sobelsohn Radek erklärt, „aus Gründen einer aristokratischen geistigen Arbeit überzeugter Bourgeois zu sein, mit einem Einschlag von europäischem Imperialismus.“<sup>282</sup>

---

(\*) Radek hatte den „durch seine inhaltvollen ostasiatischen Artikel“ bekannten Paquet wegen der „Frische“ seiner Beschreibungen gelobt, allerdings moniert, dass der Autor sich vom persönlich Gesehenen zu sehr beeinflussen lasse, vor allem „bei seiner zu sehr optimistischen Beurteilung der Aussichten der russischen Kolonisation in Sibirien“, von der Erfolg oder Misserfolg der Stolypinschen Agrarreform weitgehend abhängen. Auch gebe das Buch keinen wirklichen Einblick „in die neuen politischen Strömungen, die die Massen Ostasiens beleben“. (Vgl. Die Neue Zeit, Jg. 1909/10, Nr. 41, S. 509 f.)

„Juden! Überall Juden!“

Im Frühsommer 1917 sammelten sich in Stockholm die Delegierten eines internationalen Sozialistenkongresses, der die Möglichkeiten eines Friedensschlusses hätte sondieren sollen, dann aber nicht zustande kam. Währenddessen verschärfen sich in Petrograd die Widersprüche zwischen der Provisorischen Regierung und dem Arbeiter- und Soldatenrat. Aus all diesen Ereignissen trat für Paquet – folgt man seinem Tagebuch – ein Phänomen ganz in den Vordergrund, mit dem er sich den Krieg hindurch immer wieder beschäftigt hat: die „jüdische Frage“.

Am 19. Juni stellte er nach Lektüre der reaktionären russischen Presse (die sich flugs das Mäntelchen des Liberalismus umgehängt habe) fest, dass sie immer schärfer „gegen Deutsche, Juden, andere Fremdstämmige“ hetze. Vor allem aber betreibe sie „einen Feldzug gegen die Bolschewiki, der auf einen Feldzug gegen die Juden, die im russischen Sozialismus eine erstaunliche Rolle spielen, hinausläuft u. nichts geringeres als einen Welt-Pogrom ankündigt“.<sup>283</sup> Die Pseudonyme der führenden Figuren im Arbeiter- und Soldatenrat und in den sozialistischen Parteien, die im Zentrum dieses Hetzfeldzuges standen, notierte Paquet sich denn auch selbst in einer langen Liste, zusammen mit den „wirklichen“, nämlich jüdischen Familiennamen.

Für die Aussichten der Friedenskonferenz, mit deren Delegierten er eine Reihe längerer Gespräche führte, sah Paquet bei aller distanzierten Sympathie schwarz – schon weil es „eine fast rein jüdische Versammlung geben“ werde. Nicht nur unter den Delegierten, auch unter den Mitläufern, Amateuren, Journalisten, die den Tross bildeten, seien „die meisten Juden“. Auch in den Gesprächen mit den USPD-Delegierten Haase, Bernstein und Kautsky oder mit seinen Kollegen Samuel Sängler („Neue Rundschau“) und Arthur Holitscher („Berliner Tageblatt“) kam das Gespräch sofort auf „die kompromittierend große Beteiligung der Juden an den europäischen Friedensfragen“.<sup>284</sup> Auf das Argument Holitschers, angesichts der Verhetzung der Völker Europas bleibe vielleicht nichts anderes „als die bewusste Internationalisierung des Judentums“ übrig, erwiderte Paquet, diese dürfte in Gestalt des Zionismus und mit der Errichtung eines „jüdischen Vatikan“

in Jerusalem doch wohl abgedeckt sein. Ein politisch gesteigerter Internationalismus des Judentums werde die assimilierten Juden Europas bedrohen, die man womöglich wieder unter Fremdenrecht stellen werde. „Die Nationen, auch England, werden die Ansprüche einer weitverzweigten, internationalen Gruppe, deren Verbindungen und Machtmittel ungeheure sind, zurückweisen.“<sup>285</sup>

Paquet schien von dieser Frage für eine Weile nahezu obsidiert. Auch beim Blick in die neuesten Kunst- und Kulturzeitschriften aus Deutschland konstatierte er: „Juden, überall Juden!“ Aus ganz Europa trafen alarmierende Nachrichten ein: Ausschreitungen in Leeds, antijüdische Stimmungen in Frankreich, in Deutschland die Hetze gegen das (angeblich von jüdischen Lieferanten beherrschte) Kriegsamt, das die Hungerrationen verteilte, und die „Judenählung“ in der Armee – alles Anzeichen, wie er befürchtete, dass die Wut der Völker Europas über den Krieg sich eines Tages gegen die Juden richten werde. Er selbst schien davon nicht unbeeindruckt und protokollierte seine zwiespältigen Empfindungen: Der Typus, den er am meisten verachte, wie der, mit dem er geistig am meisten anfangen könne – seien beides Juden.<sup>286</sup>

Paquet blieb jedoch bei seinem Standpunkt, dass das Judentum „den Deutschen ein natürlicher Bundesgenosse“ sein werde.<sup>287</sup> Bis ins Frühjahr 1918 führte er in Stockholm und Kopenhagen vertrauliche Gespräche mit Vertretern jüdischer Organisationen, sowohl über Palästina, das im Dezember 1917 von den Briten erobert worden war, als auch über eine unabhängige Ukraine als „Heimat für Juden“. Sein Hauptgesprächspartner war der Stockholmer Oberrabbiner Dr. Ehrenpreis, der, wie Paquet vermutete, „mehr eine Art heimlicher Minister seiner jüdischen Nation in deren weitverzweigten politischen Geschäften als Rabbiner“ sei.<sup>288</sup> Ob diese Gespräche eher privater oder halb-amtlicher Natur waren, bleibt unklar. (\*)

---

(\*) Schon im Stockholmer Tagebuch vom 13. November 1917 finden sich Aufzeichnungen über ein Gespräch Paquets mit Ehrenpreis und nicht genannten jüdischen Vertretern „zur Palästinafrage u. anderen diplomatischen Angelegenheiten des jüdischen Interesses“; mit Rückverweis darauf, dass er (Paquet) Ehrenpreis bereits Mitte Oktober in Kopenhagen „mit Cahén bekanntmachte u. der ihn zu Rantzau brachte“. (Heft I, H Bl. 60 f.) Fritz Max Cahén war Paquets Kopenhagener Kollege als Korrespondent der FZ. – Ehrenpreis spielte später in den Weltverschwörungsvorstellungen der Antisemiten eine prominente Rolle. Vgl. etwa: Die Zionistischen

### Verschärfter Krieg gegen den Westen

Gleichzeitig nahm die Perspektive einer „zweiten Revolution“ in Russland durch die Radikalisierung der Arbeiter-und-Soldaten-Räte und der Bewegung für Land und Frieden deutlichere Gestalt an. Im Gegenzug verschärfte sich der Widerspruch gegen die westlichen Kriegsgegner noch einmal außerordentlich.

Beides findet in Paquets Stockholmer Tagebüchern seinen Niederschlag. So sah er den Kriegseintritt Amerikas und seine intensiven Werbungen um die Provisorische Regierung in Petersburg von der Angst vor einer künftigen „Kombination Deutschland-Russland-Japan“ diktiert.<sup>289</sup> Nachrichten über die Auswirkungen der alliierten Blockade auf das Leben daheim trieben ihn zu Ausbrüchen bitterster Ressentiments: „Ein unbegreiflicher, sinnloser, schweinischer Hass gegen uns“ diktiert das Handeln der Kriegsgegner. Und deshalb: „Lieber sterben, als auch nur einen Fußbreit des Elsass an die Franzosen. Lieber die Ermordung Frankreichs.“<sup>290</sup>

Der angebliche „Krieg der Demokratie gegen die Autokratie“ des Wilhelminischen Reiches, den die Gegner führten, sei nichts als Heuchelei. Wilson, Lloyd George und ihresgleichen hätten „mehr persönliche, aristokratische Macht als selbst der Kaiser von Russland hatte“.<sup>291</sup> Dementsprechend stellte Paquet sich darauf ein, „dass der Krieg noch mehrere Jahre dauern wird“. Dafür spreche „der bisherige Sieg der Mittelmächte“, auch wenn sie noch nicht in die Lage seien, den Krieg in kurzer Zeit für sich zu entscheiden. Die Entfremdung zwischen den Völkern wachse immer mehr, allenthalben habe man sich an den Kriegszustand fast schon gewöhnt und die Kriegsapparate wucherten auf allen Seiten unaufhaltsam weiter.<sup>292</sup>

Das war allerdings auch eine Kritik der inneren Entwicklungen in Deutschland, wo nach dem Sturz Bethmann-Hollwegs die Militärs um Ludendorff weitgehend

---

Protokolle. Das Programm der internationalen Geheimregierung. Mit einem Vor- und Nachwort von Theodor Fritsch, (13. Aufl.) Leipzig 1933, S. 3

die Macht übernommen zu haben schienen. Eine wochenlange „körperliche und seelische Verstimmung“ machte Paquet in diesem Sommer 1917 zu schaffen. Er sehnte sich nach dem Augenblick, wo er „jeden Gedanken an Politik, die ja nur der mit viel zu vielen und viel zu schwachen Kräften unternommene Versuch ist, den Gott seiner selbst und der Mitmenschen zu spielen“, endlich ablegen könne „wie eine zerschlissene Hose“.<sup>293</sup>

Der bolschewistische Umsturz in Russland richtete ihn wieder auf. Unter dem Datum des 31. Oktober, des Reformationstages, notierte er das feierliche Läuten der Glocken über der Stadt, die das „Herz mit Bewegung und Ruhe füllen“, Meldungen über die Niederlage Italiens und Äußerungen aus England, dass der Krieg noch ein weiteres Jahr dauern werde: „Soll er.“<sup>294</sup> Denn im Osten bahnte sich eine entscheidende Wende an. Und er durfte mit Goethe sagen, er war dabei gewesen.

#### Geheimverhandlungen auf der Bude

Unter dem demselben Datum von Ende Oktober findet sich in Paquets Stockholmer Tagebuch eine (offensichtlich nachgetragene) summarische Notiz: „Zeit des Bolschewik-Aufstands in Petersburg. Viele Besprechungen mit Radek, Gutmann, Olberg (\*) u. anderen Bolschewiks-Menschewiks. Meldungen an Riezler und eingehende mündliche Berichte an ihn, auf deren Grund er nach Berlin berichtet. – Verabredet: ein Zusammentreffen R mit R [Radek mit Riezler] am Donnerstag, 8. November in meiner Wohnung. Kommt aber nicht zustande“<sup>295</sup>

Diese vielfältigen Besprechungen hätten dem Tagebuch zufolge also bereits vor dem eigentlichen bolschewistischen Aufstand am 7. November (mitteleuropäischer Zeitrechnung) stattgefunden. Wenn keine nachträgliche Verwechslung der Daten vorliegt, wäre Paquet über die Zuspitzung der Situation in Petrograd und

---

(\*) Der Menschewik Paul Olberg war Mitglied einer im März 1917 gegründeten, interfraktionellen Vertretung des Petrograder Arbeiter- und Soldatenrats in Stockholm, die mit der Vorbereitung der Sozialistischen Konferenzen befasst war und danach fraktionell zerfiel. Gutmann ist den Aufzeichnungen Paquets zufolge einer der Mitarbeiter des Auslandsbüros der Bolschewiki – Von Paul Olberg stammte 1918 einer der eindrucklichsten Berichte aus dem bolschewistischen Russland. (Siehe das spätere Kapitel „Das sowjetische und das geistige Russland“)

die Vorbereitungen der Bolschewiki zur Machtübernahme mindestens informell auf dem Laufenden gewesen; und über ihn auch Kurt Riezler, der Anfang Oktober 1917 zur Leitung und Intensivierung der Russland betreffenden Tätigkeit der deutschen Gesandtschaft nach Stockholm abgeordnet worden war.<sup>296</sup>

Jedenfalls konnte Paquet unter dem Datum des 10./11. November 1917 bereits „Telegramme in Dingen des Petersburger Aufstandes von Cahén für Rantzau“, den Botschafter in Kopenhagen, vermelden. Auch das deutet auf eine recht enge nachrichtliche Verbindung zwischen den Residenten der Bolschewiki und den deutschen Vertretern in Kopenhagen und Stockholm hin.<sup>297</sup>

Die Fragen der russischen Revolution und der Möglichkeiten eines einseitigen Friedensschlusses überragten jetzt alles andere. „Viele Verhandlungen mit Bolschewiks u. wegen der Bolschewiks“, notierte Paquet unter dem 27. November. Riezler sei sehr darauf erpicht, mit Worowski als dem vorläufigen Gesandten der neuen Sowjetregierung baldmöglichst auch persönliche Beziehungen herzustellen. 14 Tage später war es endlich so weit. Paquet nahm das Ereignis als Chronist seiner eigenen weltgeschichtlichen Vermittlerrolle feierlich zu Protokoll:

„8. Dezember 1917. Samstagabend. – Heute hat in meiner Wohnung die erste Begegnung zu einer Aussprache über den Modus der Friedensverhandlungen usw. zwischen je einem Vertreter der deutschen und russischen Regierung stattgefunden: Wirkl. Legationsrat Dr. Kurt Riezler und der seit gestern als Kommissar des Rates der russ. Volksbeauftragten für die skandinavischen Länder bevollmächtigte Bolschewik u. Ingenieur W. Worowski. Das Gespräch ... dauerte von sieben bis 3/4 neun Uhr. W[orowski] blieb, nachdem sich R[iezler] verabschiedet hatte, noch eine halbe Stunde. Gegenseitig persönlich sehr guter Eindruck. Möge nun alles weiter einen raschen, guten Gang gehen. Amen, amen.“<sup>298</sup>

Dass Worowski noch blieb, nachdem Riezler gegangen war, bewies das enge Vertrauensverhältnis, das Paquet aufgebaut hatte. Und die Art und Weise, wie er sich das Ereignis notierte, zeigte ein Engagement, das über das rein Politisch-Diplomatische deutlich hinauswies.<sup>(\*)</sup> Ganz anders verhielt es sich bei Riezler,

---

(\*) „Das ist der glücklichste Tag meines Lebens“, sagt sich Jörgum, Paquets alter ego und Held des späteren autobiographischen Romans: „Das Band ist geknüpft. Der Friede ist gezeugt ...“

dem Paquet nun für ein ganzes Jahr mehr oder weniger formell bei- und untergeordnet blieb. Zwar empfand auch Riezler, wie er in seinem (viel sporadischer geführten) Tagebuch vermerkte, die Tatsache, dass „Lenin zur Herrschaft“ kam, als „ein weiteres Wunder zu unserer Rettung“.<sup>299</sup> Seine Verhandlungspartner nannte er einmal sogar „reizende Kerle“, wobei er Radek für den „rührgsten und begabtesten“ hielt, „vollkommen skrupellos, aber überaus geschickt, von großer schriftstellerischer Begabung“; während der gebildete, zuvor als Ingenieur für AEG und Siemens tätige Worowski bei dem Treffen „einen ehrlichen und vernünftigen Eindruck“ auf ihn machte.<sup>300</sup>

Aber gleichzeitig hatte Riezler noch am Tag der bolschewistischen Machtergreifung Berlin vor „allen öffentlichen Kundgebungen freundlicher Verständigung mit Russland“ gewarnt.<sup>301</sup> Und als intellektueller Machiavellist, als der er sich in seinen amtlichen Äußerungen vorzugsweise gab (um die depressiven und defaitistischen Stimmungen, die seine Tagebücher durchziehen, zu überspielen), warnte er in einer Denkschrift vom 26. November davor, das Schicksal der deutsch-russischen Beziehungen an die zweifelhafte Fortüne der neuen Machthaber zu binden. Zwar müssten diese vorerst gestützt werden, da ihr fragiles Regime auf einen Friedensschluss dringend angewiesen sei, der auch im deutschen Interesse liege. Die weitere Ausgestaltung der Beziehungen solle man aber besser schon mit einer neuen Regierung in Angriff nehmen.<sup>302</sup>

Von diesem Doppelspiel blieben auch die weiteren Kontakte geprägt. Schon am 10. Dezember fand das nächste Treffen in Paquets Wohnung statt; ein drittes am 14. Dezember, das sich im wesentlichen um die Frage drehte: „Stockholm als Ort der Verhandlungen, oder Brest?“<sup>(\*) 303</sup> In Wirklichkeit hatte sich die Reichsregie-

---

Jetzt gilt schon dieses erste kleine Ja für die beiden getrennten Welten. Langsam wird es sie wieder zusammen zwingen.“ (Ms. „Von November bis November“, S. 88)

(\*) Ein vertrauliches Schreiben Riezlers an Paquet vom 11. Dezember 1917 zeigt das gesteigerte Interesse der deutschen Regierung an den Stockholmer Kontakten und macht zugleich die Rolle Paquets als Zwischenträger deutlich. Riezler bittet ihn, „H.O.“ (wohl „Herrn Orłowski“) auszurichten, „dass ein Präliminarfrieden in kürzester Zeit abgeschlossen werden könnte“, falls seine Regierung dazu bereit sei. „Wenn Trotzki oder Lenin selbst käme, so würde von unserer Seite auch Herr von Kühlmann kommen, worin eine Gewähr für raschen Abschluss liegt.“ Im übrigen habe er (Riezler) Informationen, „dass die Entente nun alle Hoffnung auf ... Zeitgewinn für den Sturz Lenins setzt“. (Original des Briefes als Beilage im Stockholmer Tagebuch, Heft I)

rung längst auf die Frontstadt Brest festgelegt. Schritt für Schritt begann man, den Bolschewiki, die man irrtümlich für bloße Glücksritter der eigenen deutschen Subversionspolitik hielt, die Daumenschrauben anzulegen.

Allerdings wurden die Subventionen an ihre Partei gerade in diesen Wochen noch einmal kräftig gesteigert.<sup>304</sup> Und die großzügigen Kredit- und Hilfsangebote, die die deutsche Regierung über Riezler nach Petrograd übermitteln ließ, gingen darüber noch weit hinaus.<sup>(\*\*)</sup> Tatsächlich verwiesen sie schon auf viel weitergehende wirtschaftliche Übernahme- und Ausbeutungspläne, wie sie nach Brest-Litowsk dann in Kraft treten sollten.<sup>305</sup>

### Parvus-Helphand und seine Pläne

Die von Kühlmann via Stockholm übermittelten Hilfs-Angebote im November / Dezember 1917 entsprangen nicht zuletzt dem Bemühen, die Petrograder Räteregierung auf ausschließliche Verhandlungen mit der kaiserlichen Reichsregierung festzulegen und sämtliche direkten Kontakte zwischen Vertretern der Bolschewiki und der deutschen Sozialdemokraten bzw. der Reichstagsmehrheit zu blockieren. Und gerade Riezler war es, der, schon von düsteren Visionen über ein mögliches Überspringen der Revolution nach Mitteleuropa getrieben, sämtliche derartigen Kontaktversuche über Stockholm energisch sabotierte.

Die akuteste Gefährdung in dieser Richtung ging ausgerechnet von Parvus-Helphand aus, über dessen Figur und Rolle in den folgenden Kapiteln noch zu reden sein wird. Jedenfalls versuchte er in diesen Wochen auf eigene Faust, in seiner Doppelrolle als einflussreiches Mitglied der deutschen Sozialdemokratie und als Verbindungsmann zu den russischen Revolutionären die Führer der Mehrheits-SPD mit den führenden Bolschewiki in persönlichen Kontakt zu brin-

---

<sup>(\*\*)</sup> Auch Paquet hatte – seiner Rolle gemäß – ein Hilfsangebot zu machen. Da die telegrafische Verbindung mit Petrograd völlig abgebrochen war, was nicht nur für die Presseinformationen, sondern auch für den direkten diplomatischen Verkehr beider Regierungen hinderlich war, traf er sich am 15. Dezember noch einmal „mit ihm“ (Worowski offensichtlich) im Café, um „ihm Mittel anzubieten“. (Stockholmer Tagebuch, Heft I) Das fällt bereits in den Kontext der im Weiteren geschilderten Bemühungen von Parvus-Helphand und dem deutschen Außenministerium, sich in die Petersburger Telegraphenagentur und die russische Presse einzukaufen.

gen. Tatsächlich war es ihm auch gelungen, sie zum Austausch förmlicher Solidaritäts-Telegramme mit der Petrograder Räteregierung zu bewegen und im Dezember Philipp Scheidemann zu einer Reise nach Stockholm zu überreden, um dort mit den Vertretern des bolschewistischen Auslandsbüros Verbindung aufzunehmen. Hauptziel der Aktion sollte ein erneuter Anlauf zur Einberufung einer sozialistischen Friedenskonferenz sein.

Parvus hatte sich in diesen ersten Wochen euphorischer Machtgefühle der bolschewistischen Auslandsvertretung in Stockholm weitgehend zur Verfügung gestellt und agierte neben Radek, Worowski und Hanecki wie ein viertes Mitglied des Kollegiums. Was niemand wusste: Über Radek, der Ende November nach Petrograd gefahren war, hatte er ein persönliches Gesuch an Lenin gerichtet, nach Russland zurückkehren zu können.

Als Paquet am 15. Dezember mit Parvus, Scheidemann und dem (in das Netz der Geheimkontakte eingespannten) deutsch-schwedischen Gewerkschafter Wilhelm Jansson zu einem Frühstück bei Riezler ging, hatte dieser die bolschewistisch-sozialdemokratischen Anbahnungen bereits erfolgreich durchkreuzt. Scheidemann ließ sich weder für das Projekt einer sozialistischen Friedenskonferenz noch für die Verlegung der Verhandlungen von Brest nach Stockholm gewinnen.

### Eine revolutionäre Parallelaktion

Parvus Helphands politisch-strategische Großraumpläne – deren letztendliche Ziele ihm selbst womöglich nicht klar waren – reichten mittlerweile über alle Vorstellungen sowohl der Bolschewiki wie der deutschen Sozialdemokraten oder der Reichsregierung hinaus. Tatsächlich war er zielstrebig dabei, sich eine eigene supranationale Organisation zu schaffen, die politischen wie publizistischen, nachrichtendienstlichen wie kommerziellen Charakter tragen sollte. Ihre Aufgabe wäre es gewesen, als Instrument einer, wie Parvus glaubte, von den Gesetzmäßigkeiten der sozialökonomischen Entwicklung und geopolitischen Bedingungen getragenen deutsch-russischen Weltrevolution zu dienen.

In diesem Kontext war es wohl auch zu sehen, dass Parvus bei dem Treffen am 15. Dezember Paquet nach seinen Zukunftsplänen fragte, und als der den Wunsch äußerte, baldmöglichst in das bolschewistisch beherrschte Petrograd zu reisen, ihn sofort ansprach, ob er nicht bereit sei, für ihn darüber ein Buch zu schreiben.<sup>(\*)</sup> Dass die Publikationen und Verlage, die Parvus betrieb, exzellente Honorare zahlten, war bekannt. Paquet zeigte sich interessiert.<sup>306</sup>

Bei einem nächsten Treffen am 12. Januar enthüllte ihm Parvus in Umrissen dann seinen dahinterstehenden Plan, nämlich die „Gründung eines gr[ößen] west-östl[ichen] Telegraphenbüros“. Statt nach Petrograd, sollte Paquet nach Kiew und Odessa gehen, um von dort erste Berichte zu liefern.<sup>307</sup>

In einer Aufzeichnung Brockdorff-Rantzaus von Ende Dezember 1917 war dieses Unternehmen Helphands als eine „Presseorganisation im großen Stil“ beschrieben, welche sowohl innerhalb wie außerhalb Russlands arbeiten sollte: „Er [Parvus] möchte für dieses ‘Allgemeine Pressebureau’ das Zentrum in Berlin schaffen und ferner in Stockholm wie auch in Kopenhagen Zweigstellen errichten. Als notwendige Summe hat er vier Millionen Mark verlangt, er erklärt, mit dieser Summe in der Lage zu sein, aus ganz Russland bis zum Stillen Ozean authentische Nachrichten zu beschaffen, die er, um den tendenziösen Meldungen der Entente entgegenzuarbeiten, über die ganze Welt verbreiten will.“<sup>308</sup>

Diese Organisation sollte nach Parvus’ Plänen aber vor allem in Russland selbst Nachrichten verbreiten. Dabei ging es zunächst um die im Dezember aus dem Boden gestampfte Zeitschrift „Iswnje“ („Von Draußen“), deren erste Nummern ausschließlich Beiträge von Parvus selbst enthielten und die, wie er Riezler erklärte, den Zweck hatte, „sich trotz Lenin und Trotzki und eventuell gegen sie mit Hilfe der ‚Unteroffiziere‘ eine starke Stellung in Russland zu schaffen“. Riezler unterstützte dieses Projekt entschieden, da es seinen eigenen Überlegungen entgegenkam. Es könne schließlich sein, „dass wir binnen kurzem das Inte-

---

(\*) In der Romanfassung geht das erste Angebot von „Walfisch“ (Parvus) bereits mit dem Vorschlag einher, „Jörgum“ (Paquet) nach Petrograd zu schicken, um „eine neue Nachrichtenagentur zu errichten“. Dann heißt es: „Jörgum errötete ... Er hörte sein Herz klopfen. Es war ihm, als ahne er Pläne, die das Hirn des Mannes ihm gegenüber beschäftigten: gewaltige Pläne, die ihn aus der Rolle des stillen Beobachters hinausreißen wollten in ungeahnte schöpferische Aufgaben.“ (Von November bis November, Ms., Bl. 115)

resse haben, unsere Stellung in Russland auf etwas breitere Kreise als auf die Leninschen zu stützen“. Und dafür brauche man Parvus (zu dem Riezler sonst skeptische Distanz hielt) „unbedingt“. <sup>309</sup> Die geforderten vier Millionen Mark wurden von der Reichsregierung binnen weniger Tage bewilligt.

Für diese rasche und großzügige Dotierung spielte mit Sicherheit eine Rolle, dass Parvus' Haltung zur bolschewistischen Regierung, wie er dem Auswärtigen Amt und Brockdorff erklärte, inzwischen eine deutliche Wendung zum Negativen genommen hatte. Was er verschwieg, war der persönliche Hintergrund: die glatte Ablehnung seines Rückkehr-Antrags, die ihm Radek überbracht hatte. Die Partei der Bolschewiki könne nicht zulassen, hatte Lenin ausrichten lassen, dass die „Sache der Revolution mit schmutzigen Händen“ angefasst werde. <sup>(\*) 310</sup>

Die kränkende Formulierung war schwerlich Zufall: Lenin hatte noch immer innerparteilich mit der Kritik an seinem Vertrauten Fürstenberg-Hanecki und dessen Verstrickungen mit Parvus zu kämpfen – wie überhaupt der Vorwurf an die Bolschewiki, „im Dienste des deutschen Imperialismus“ zu stehen, keineswegs nur unter ihren Gegnern, sondern auch in den Reihen ihrer Verbündeten, der linken Sozialrevolutionäre, immer lauter wurde. Abgesehen davon dürfte Lenin klar gewesen sein, dass Parvus nicht als einfacher Privatmann und loyales Parteimitglied zurückzukehren gedachte, sondern als ein Mit- und Gegenspieler von Format, der mit all seinen Mitteln, Verbindungen und Begabungen zum Sammelpunkt einer neuen demokratisch-sozialistischen Opposition werden konnte.

---

<sup>(\*)</sup> Bekannt ist die Geschichte dieses abgelehnten Repatriierungs-Antrages nur aus einem Nachruf Radeks beim Tod von Parvus 1924 (in der „Prawda“ vom 14. Dezember 1924). Helphand selbst hat in seinen Memoiren darüber kein Wort verlauten lassen. Die Version Radeks ist aber durchaus glaubwürdig, da er Parvus posthum sogar zubilligte, er habe sich nach dem Sieg der bolschewistischen Revolution aus dem „Sumpf“ seines früheren Lebens retten und ein neues Leben beginnen wollen. – Paquet notierte nach einem Gespräch mit Parvus dessen anekdotische Erzählung: „Radek begrüßte ihn [Parvus] auf dem Bahnhof mit den Worten: Du könntest jetzt in Russland Finanzminister sein.“ (Stockholmer Tagebuch II, Eintrag vom 18. Januar 1918) Dem zeitlichen und sachlichen Kontext nach muss die Szene sich bei der Rückkehr Radeks aus Petrograd am 17. Dezember abgespielt haben. Der Satz Radeks wäre dann sinngemäß zu ergänzen: „Du könntest jetzt in Russland Finanzminister sein – wenn du nicht so öffentlich auf die Karte des deutschen Imperialismus gesetzt hättest.“

### Enttäuschungen und Entfremdungen

Eine momentane Wendung zum Negativen hatte auch die Einstellung Paquets gegenüber dem bolschewistischen Regime und seinen Vertretern genommen. Bei einer langen Diskussion mit Riezler, Worowski und Radek (nach dessen Rückkehr aus Petrograd) am 20. Dezember hatte er bereits festgestellt: „Die Leute leben in einem förmlichen Machtrausch“. Radek habe ganz offen ein „Schreckensregiment mit Guillotine“ angekündigt und neben einer halben Million bewaffneter Arbeiter, auf die die Räteregierung sich stützen könne, auch mit einer halben Million revolutionierter deutscher, österreichischer und anderer Kriegsgefangener geprahlt, die in ganz Russland bereits dabei seien, Soldatenkomitees zu bilden und auf die Seite der Bolschewiki überzugehen. Auch die industrielle Produktion, hatte Radek behauptet, beginne sich auf einfache Weise neu zu regulieren, indem die Fabrikkomitees in direkte Beziehungen miteinander träten und die staatlichen Volkswirtschaftsräte „als eine Art Produktenbörse“ nutzten. Im übrigen habe sich erwiesen, dass die bolschewistisch-sozialrevolutionären Impulse in Finnland und der Ukraine die nationalen Gefühle weit überwögen. Das Wichtigste sei jetzt ein rascher deutsch-russischer „Separatfrieden“ (so hat es Paquet es als Zitat Radeks überliefert, obwohl der Begriff in der Sprachregelung der Bolschewiki verpönt war). Die Räteregierung werde die Friedensverhandlungen in Brest „klar, scharf, sachlich führen“.<sup>311</sup> Paquet notierte das alles mit unverhohlener Skepsis.

Im Januar sprach er mit einer Reihe von Flüchtlingen aus Sowjetrußland, die „Seltsames ... über das Elend der Gebildeten u. der Offiziere“ berichteten.<sup>312</sup> Und das provokante Auftreten der bolschewistischen Vertreter bei den Verhandlungen in Brest-Litowsk weckte noch einmal seine nationalen Selbstbehauptungsinstinkte. Nicht nur das Vaterland, auch das Abendland sah er bereits in Gefahr. Bei der berühmten Konfrontation Trotzki mit dem General Hoffmann waren seine Sympathien und Loyalitäten jedenfalls wieder klar verteilt:

„Brest zeigt es, wir müssen uns schützen gegen den großen Ansturm aus dem Osten, gegen seine weltbefreienden anarchischen Ideen. Dieser Sozialismus ist

fruchtlos u. trägt den baren Nihilismus im Schosse. Russland ist heute ein asiatischer Elefant, geritten von zwei Zürcher Privatdozenten, Lenin u. Trotzki. Der Ansturm dieser Ideen in Brest gleicht aber dem ... der Hunnen, die in Europa einfielen – ein General muss ihnen antworten. Nur ein Otto der Große kann da Europa verteidigen – all unseren köstlichen alten Reiz, unsere aus den Steinen des Bodens geschaffenen Dome, unsere Museen, unsere Bücher, unsere kunstvollen Städte ...<sup>313</sup>

Der Bolschewismus sei offenbar nichts anderes als der verwandelte „russische rechtgläubige fanatische Imperialismus“, welcher „im Leninschen Anspruch auf die von Deutschland eroberte Gebiete“ wiederauferstehe. Und er fügte noch einmal ausdrücklich hinzu: „Ja, es ist nichts anderes als Imperialismus!“<sup>314</sup>

Die These vom „umgekehrten Imperialismus“ vertrat Paquet einige Tage später auch bei einer Diskussion mit Worowski, der seinerseits auf die immer offenkundigeren Pläne von deutscher Seite verwies, die gesamten westlichen Gebiete des alten Russischen Reiches unter Kontrolle zu bringen. Aus dieser Anklage wurde jedoch plötzlich ein Vorschlag, der auf eine erstaunliche Identifikation mit der von Paquet reklamierten kulturellen Mission Deutschlands verwies – ein Motiv, das nicht nur bei Worowski immer wiederkehrte: Statt zu annektieren und sich Feinde zu machen, solle das Deutsche Reich doch seinen wirtschaftlichen und sonstigen Einfluss im Osten geltend machen – so wie es die Engländer in Südafrika gegenüber den Buren machten!<sup>315</sup>

Bei einem erneutem Treffen Paquets mit Helphand am 18. Januar ging es kaum noch um das bestellte Buch, sondern um dessen weitergehende Pläne – die den Ideen Paquets nun ganz entsprachen. Seine Zeitschrift, erläuterte ihm Parvus, sei ein Instrument, „womit er an die Leute hinter den Bolschewiks sich wenden will, Industrialisierung Russlands fördern, Banken vor überstürzten Maßnahmen der Kommissare retten“. Das letztendliche Ziel seiner Arbeit sei die „Zusammenarbeit Russland, Deutschland und Türkei auf der Basis der Sozialisierung“.<sup>316</sup>

### Hinter der Milchglasscheibe

Paquet selbst hatte sich für sein „Buch über Russland“ inzwischen mit der Geschichte und Kultur des Landes auseinandergesetzt und ein ausführliches Exposé entworfen: Arbeitstitel „Hinter der Milchglasscheibe“ (die Formulierung aus seinem früheren Feuilleton). Es enthielt in sieben Kapiteln eine Reihe großflächiger historisch-philosophischer Hypothesen über Russland und die russische Revolution. Demnach hätten sich Absolutismus und Nihilismus in der russischen Geschichte von jeher bedingt. Die jetzige Revolution sei: „Größter, wildester Sklavenaufstand der Weltgeschichte.“ Der Typus des Revolutionärs von Bakunin über Kerenski bis Lenin sei von Verfolgung und Willkür geprägt. „Das Utopische. In den Gefängnissen geboren.“ Das Gefängnis habe ihnen gewissermaßen als Kloster gedient; dazu der Einfluss des jüdischen Ghetto-Denkens und die schweren Schicksale der Intelligenz: „Bauern, Arbeiter, Juden: eigentümlichstes aller Bündnisse.“ Das Ergebnis seien revolutionäre „Männerbünde“, jedoch unter einer bisher einzigartigen „Beimischung des mann-weiblichen Typus.“

Hinzu komme die „Vorliebe der Russen für das Eschatologische“, das bei ihnen „eine allgegenwärtige seelische Macht“ sei. So sollte das letzte, siebente Kapitel des geplanten Buches „Apokalypse“ betitelt werden. In den religionsphilosophischen Schriften Solowjows, Tolstois und Mereschkowskis sei bereits alles vorausgeahnt: „Das Tier“ – welches 42 Monate lang herrschen werde (just solange, wie der Weltkrieg gerade dauerte!). Unter der Herrschaft des „Tieres“, des Antichristen, werde sich der Sohn gegen den Vater erheben. Nur: „Wer ist der Antichrist? Wilhelm? Rasputin? Lenin?“ Am Ende aller Finsternisse und Prüfungen werde es dann heißen: „Neuer Himmel, neue Erde.“ Das sei der „Himmel auf Erden` der Bolschewiks“ ...<sup>317</sup>

Es wäre sinnlos, die sprunghaft-assoziativen Verknüpfungen dieser handschriftlichen Notizen im einzelnen nachvollziehen zu wollen. Die Motive werden in Paquets späteren Russlandschriften allesamt wiederkehren. Deutlich ist immerhin die Mischung aus Faszination und Schrecken sowie der zentrale Gedanke, dass die russische Revolution einen Paroxysmus des Weltkriegs darstelle, worin eine

weltgeschichtliche Entscheidung sich ankündige. Das „Licht aus dem Osten“ kam in diesem Entwurf allerdings nicht mehr als milde Erleuchtung oder als gemessenes „Li“, sondern als ein eschatologisches Wetterleuchten. (\*)

### Brester Erbitterungen

Bei einem Frühstück bei Riezler Ende Januar gaben sich beide düsteren Visionen hin. Vielleicht seien die gegenwärtigen Ereignisse der Anfang eines europäischen Zusammenbruchs nach dreieinhalb Jahren Krieg, und werde auch Deutschland durch das kaudinische Joch der Revolution hindurch müssen. Große Massen politischer Menschen würden sich darin sinnlos verbrauchen; denn auch die Revolutionen würden keinen dauerhaften Frieden bringen. Auf dem Gegenpol stehe der übergroße Einfluss der Industrie und Militärs. Ludendorff könne „wohl Deutschland den Krieg gewinnen“, sei aber im Begriff, ihn „politisch zu verlieren“. Die Vaterlandspartei habe ungeheuren Zulauf – so wie umgekehrt die Umsturzparteien auch. Und sie, die Intellektuellen, sähen sich aufgerieben in der Mitte: „wann werden wir wieder unsere Bücher schreiben?“<sup>318</sup>

Grimmige Erheiterung boten ihnen zumindest die Bilder aus Brest: Hier die steifen kaiserlichen Offiziere und Diplomaten – und dort „eine Gruppe schwarzbärtiger listiger jüdischer Herren in dicken Pelzen als Vertreter Russlands, des einst großen und heiligen“.<sup>319</sup>

Eine Affäre um zwei in Petersburg zirkulierende Briefe, deren Kopie ihm der Botschafter von Lucius übergeben hatte, fachte Paquets unterdrückte Rivalität mit Radek zur Weißglut an. Es handelte sich um anklagende Beschreibungen des unabhängigen linken Sozialisten Suchanow über das „tolle Geschmeiß“, das sich unter der bolschewistischen Macht in Petrograd breit mache: Ein gewisser Radek

---

(\*) Selten heftige Erscheinungen des Nordlichts im Dezember deutete Paquet nach Lektüre des Artikels eines Petersburger Astronomen im Sinne einer „politischen Astronomie“. Man könne womöglich große historische Krisen durch verstärkte Sonnen-Aktivität erklären! Die davon ausgelösten atmosphärischen Schwankungen wirkten auf Führer wie Geführte, wobei es Perioden der Ruhe wie der gesteigerten Aktivität gebe. (Vgl. Stockholmer Tagebuch II, Eintrag vom 21. Januar 1918) – In „Von November bis November“ stehen diese Nordlicht-Erscheinungen gleich am Beginn des Romans.

zum Beispiel, der soeben aus Stockholm angereist sei und sich offen brüste, die Deutschen dort dreimal am Tage aufs Glatteis zu führen, vor allem einen „Rippler“ (offensichtlich Riezler) und einen „Tacke“ (offenbar Paquet). Den letztern habe er sogar nach Petrograd eingeladen und sei „mit ihm direkt befreundet“. Leuten wie Radek und Vertretern bürgerlicher deutscher Presseorgane wie der „Frankfurter Zeitung“, die Lobeshymnen auf Trotzki anstimmten, sei es zu verdanken, so Suchanow, „dass in Brest diese Kerle uns die Hosen zerzausen“.

320

Kopien dieser Briefe – die, wie Radek dem erbosten Paquet später versicherte, „regelrechte Fälschungen“ seien – hatte Behrmann, der Doyen der Stockholmer deutschen Russlandkorrespondenten, aus Petersburg zugespielt bekommen und Botschafter Lucius von Stoedten übergeben. Natürlich gingen sie auch im Kollegenkreis herum. Paquet raste vor Wut: „Dass Radek der Lügen, ... Gemeinheiten fähig ist, weiss ich nun so gut wie von jeher. Die Briefe Suchanows geben mir den Beweis, dass man es mit einem unverschämten u. unverantwortlichen Großmaul zu tun hat, der eine beinahe welthistorische Herostratenrolle spielt.“<sup>321</sup>

Wegen der Affäre wurde er sogar in aller Form bei Worowski vorstellig: „Ich im Smoking. Kurz und in Form einer Beschwerde.“<sup>322</sup> Worowski zog ihn stattdessen in eine lebhaftere anderthalbstündige Diskussion, was den Protestaufzug im Smoking etwas lächerlich erscheinen ließ. Damit waren der Zorn und die Enttäuschung aber noch nicht ganz besänftigt. Als Riezler, aus Deutschland zurück, erzählte: „in ganz Berlin spricht man von Radek“ – entgegnete Paquet giftig: „ja: eine Figur wie aus Schillers Räubern: Moor, Schweitzer, Schufferle, Kosinsky – in einem“.<sup>323</sup> Darin lag schon wieder einige Bewunderung.

Genugtuung verschafften im übrigen neueste Enthüllungen im „Petit Parisien“ über die deutschen Geldzahlungen an die Führer der Bolschewiki. Während Riezler (über den ein Gutteil dieser Gelder geflossen sein dürfte) meinte, „ein kühles Dementi“ werde es wohl tun, übertrumpfte ihn Paquet mit dem Vorschlag, diese Pariser Meldungen „wegen Unvollständigkeit“ als wertlos zu bezeichnen.<sup>324</sup> Offensichtlich war Paquet in großen Zügen in diese Transfers eingeweiht.

### Kriegsreise nach Finnland

Die geplante Erkundungsreise Paquets nach Petrograd wurde von Seiten des Auswärtigen Amtes abgelehnt. Die Konflikte bei den Verhandlungen in Brest spitzten sich zu; die deutschen Armeen rückten auf eigene Faust in der Ukraine und im Baltikum vor. In Finnland war ein Bürgerkrieg zwischen Roten und Weißen ausgebrochen, der alle noch bestehenden Verbindungen weitgehend zum Erliegen brachte. So hatte Riezler ihm ersatzhalber eine Kriegsreise nach Finnland angeboten, eventuell „mit gr[ößem] Betrag“ – also nicht nur in journalistischer, sondern in politischer Mission. Paquet bekam von der neuen, „weißen“ finnischen Regierung das Visum Nr. 0001 – das erste, das überhaupt ausgestellt worden war, wie er stolz vermerkte. Als er Mitte Februar endlich losfuhr, war er allerdings keineswegs der einzige Beobachter vor Ort.

Riezlers Vorschlag kam nicht von ungefähr. Tatsächlich hatte Paquet in Stockholm über den sog. „Pelikan-Club“ enge Kontakte mit den Köpfen der finnischen Emigration gepflegt und sich aktiv für die Sache eines unabhängigen Finnland eingesetzt.<sup>325</sup> Das entsprach der offiziellen Politik des Reiches, das frühzeitig begonnen hatte, in geheimen Militärlagern finnische Legionäre auszubilden und eine Untergrundorganisation aufziehen zu helfen. Über Finnland liefen jedoch auch alle illegalen bzw. konspirativen Verbindungen nach Russland – die durch den Bürgerkrieg unterbrochen waren.

Das authentische Tagebuch der zehntägigen „Kriegsreise nach Finnland“<sup>326</sup> und die Berichte Paquets in der „Frankfurter Zeitung“<sup>327</sup> bleiben allerdings hinter der hochdramatischen Schilderung, die Paquet seinen Erlebnissen im nachgelassenen Romanfragment „Von November bis November“ beigelegt hat, deutlich zurück. Die Weißen erscheinen jedenfalls gut organisiert. Sie sind Studenten, Bürgersöhne, junge Bauern und sehen mit ihren uneinheitlichen Uniformierungen irgendwie „sportsmäßig“ aus. (Dieser Begriff kehrt immer wieder.) Paquet steht an sich auf ihrer Seite, denn es ist „wirklich ein Befreiungskampf“. Überall beobachtet er, wie die russischen Insignien gelöscht werden – die kaiserlichen ebenso wie

die bolschewistischen –, ist doch die „soziale rote Fahne der letzte Fetzen, der die russische Herrschsucht verbirgt.“ Die sportsmäßigen Weißen laufen überall mit erbeuteten russischen Säbeln und Uniformmützen herum, während jener Nikolai II., dessen Name noch darauf steht, bereits als Gefangener in Sibirien sitzt. „Ein solches Sterben einer Großmacht ist noch nicht dagewesen.“<sup>328</sup>

Aber eine Szene geht ihm nicht aus dem Kopf: der Anblick von achtzig gefangenen Rotgardisten, die erschossen werden sollen, und später der einer großen Gruppe von russischen Soldaten, deren Schicksal ebenfalls ungewiss ist. Es sind Proletarier, Bauern, Hintersassen, Alte und Junge, Bärtige und Knaben, darunter „alle Rassen Russlands“. Der Anblick dieses brütenden Unglücks greift ihm ans Herz. Im Roman lässt Paquet seinen Helden einen siegreichen Kampf um die Schonung des Lebens dieser Unglücklichen führen.<sup>329</sup> Im Tagebuch findet sich nichts dergleichen, wohl aber der mitleidig versponnene Satz: „Diesen armen Teufeln möchte ich mehr als den tapfern und selbstbewußten Siegern ... erzählen von den künftigen Zeiten, wo die Flugzeuge mit Hahnenfedern geschmückt wie Fasanen durch die Lüfte fliegen.“<sup>330</sup> Das verweist bereits auf das Leitmotiv des naiven „proletarischen“ Utopismus, das auch bei seiner späteren russischen Revolutionsreise immer mitschwingen wird – und im übrigen bereits auf seine gespaltene Loyalität.

Die große Politik war natürlich etwas anderes. Beim Gespräch mit dem weißen Kommandeur Oberst Ignatius wurde Paquet mit der Frage konfrontiert, warum die deutschen Truppen, wenn sie schon auf Kiew marschierten, nicht durch Estland gleich nach Petersburg durchstießen. Sie könnten sich dabei doch sogar die gesamte russische Flotte „billig einverleiben“ und ganz Finnland ihrem Machtbereich anschließen. Die finnischen Truppen jedenfalls würden den Krieg erst beenden, wenn sie Petersburg eingenommen hätten. Paquet versprach, diese „Anregungen“ nach Berlin weiterzugeben.<sup>331</sup>

### Die Schatten des Brester Friedens

Der unter deutschem Diktat schließlich unterzeichnete „Machtfriede“ von Brest-Litowsk rief bei Paquet nur „gedrückte Freude“ hervor. Einem langen Eintrag vom 9. März zufolge schwindelte ihm vor den Perspektiven, die sich damit auftaten: „Wir sind vollkommen die Sieger, diktieren die schweren Bedingungen des Siegers u. gehen nun mit Konsequenz alle die weiteren Schritte, die Russland zerstückeln und den gliederlosen Rumpf dem Druck der neuen Großstaaten ... u. Gnade ihres Protektors, d[es] deutschen Reiches im Westen, u. Japan im Osten, preisgeben.“

Die Konsequenzen seien ungeheuer: Finnland werde sich eng an Deutschland anschließen. Der englisch-amerikanische Eismeerhandel mit Russland werde dadurch unterbunden. Im Süden werde Russland durch die neue Ukraine und Rumänien vom Schwarzen Meer abgetrennt. Deutschland, nicht Russland, werde also freie Fahrt durch die Dardanellen bekommen. Ein halb türkischer, halb deutscher Schutzstaat werde im Transkaukasus entstehen und die Wege nach Persien und Afghanistan bis hin nach Indien öffnen und sichern. In Litauen, Finnland und wer weiß wo überall würden Hohenzollern-Throne begründet werden. Und so weiter, und so weiter ...

War's nicht genau das, was er sich als romantischer Imperialist immer vorgestellt hatte? Jetzt schien es ihn kaum zu begeistern, im Gegenteil. Als erstes beunruhigte ihn die Frage: „Und wir? Wir ‚Intellektuellen‘ ...“ Alle hätten sie bereits „den Rausch der Macht“ gespürt. Und: „Wer einmal von dem Strom der Macht getrunken hat, den Unseligen dürstet immer danach.“ Aber gleichzeitig fühlten sie, dass die Zeiten ruhiger Arbeit und schöner Dinge, selbst die Zeiten eines Fontane oder Nietzsche, für immer vorbei seien; dass in der Kunst die Zeiten des Rauschs, des Theaterdonners, der Brutalitäten folgen würden; dass man sich unlöslich in Machtkämpfe und politische Ökonomie verstrickt habe. Nichts mehr von deutscher Gemütlichkeit und persönlicher Freiheit: „Das alte Deutschland ist am Ende, so wie einst Merry old England.“ Das habe sich natürlich längst angebahnt. Kein Wunder, dass es immer weniger Männer gebe, die Zeit

und Kraft hätten, um noch Romane, Gedichte oder Dramen zu schreiben. Das sei längst nur noch „Frauen u[nd] Juden /u[nd] ein paar Industriellen/\* vorbehalten“.

Auf diesem Pfad der Entwicklung werde Deutschland nun wohl immer weitergehen müssen. Der Krieg werde sich zu einem Krieg der Kontinente ausweiten. Und werde Deutschland „in so ausgesprochenem, vorher nie geahntem Maße die Vormacht in Europa, – dann gewinnt ja der Krieg Amerikas an Kraft und Ziel gegen uns“. Umso weniger werden man in einem solchen Krieg auf „die Früchte des erwarteten Sieges im Westen“ verzichten können: auf ein neu gestaltetes Belgien, die lothringischen Eisenerzgruben, die Stützpunkte in Französisch-Westafrika. Und dies einmal erreicht, könne sich niemand mehr „der ungeheuren Aufgabe entziehen, die dann der neue Weltfriede diesem mächtigen Deutschland stellen wird“. Die neu erworbenen Provinzen, die Schutzgebiete und verbündeten Staaten würden ungeheure Kräfte binden. Und – wo sei dann überhaupt noch ein Ende absehbar? „Wo die Grenzen unsrer Pläne, ganze Völker, große Teile des Zarentums u. des nördlichen Germaniens dem neuen deutschen Körper schlechthin einzuverleiben?“

„Oder werden wir verbraucht werden, untergehen in den Kämpfen furchtbarer kommender Revolutionen?“ Vielleicht, so hoffte Paquet, werde Deutschland sich ja als dasjenige Land erweisen, welches mit seiner Sozialpolitik, mochte sie noch so langweilig und phantasielos sein, das Gegengift gegen alle Revolutionen bereits erzeugt hatte. Und vielleicht könnten die Wirkungen der anhaltenden englisch-amerikanischen Blockade durch die Erschließung der Ukraine und Rumäniens gebrochen werden. Ja, es scheine, als „können wir noch lange Krieg führen ... bis zu den ganz großen, für England furchtbarsten Entscheidungen.“ Aber eine Verheißung lag darin nicht: „Wir sehen heute nur das eine: die Dinge gehen, ohne [die] Menschen zu fragen, blind wie die Nemesis ihren Weg.“<sup>332</sup>

Diese Verzweiflung war nicht aus Defaitismus geboren, sondern gerade umgekehrt aus einer plötzlichen Angst vor den Folgen eines Sieges, von dem Paquet im Frühjahr 1918 offenbar annahm, dass er dem Deutschen Reich nicht mehr zu nehmen sein werde. Nur dass dieser Sieg immer fortzeugend neuen Krieg in sich

---

\* Im Original durchgestrichen

trug und eine Lawine von Ansprüchen und Folgelasten mit sich brachte, die das Land oder jedenfalls seine Menschen völlig überfordern und ihr Leben radikal verändern müssten – und das nicht zum Besseren.

Mit Riezler war sich Paquet im übrigen darin einig, dass Deutschland zunächst seinen Sieg im Osten ausbauen müsste, statt eine rasche Entscheidung im Westen zu suchen. Vielleicht wäre es überhaupt besser, Gewehr bei Fuß zu stehen, ältere Jahrgänge aus der Armee zu entlassen, das wirtschaftliche Leben in Deutschland wieder anzukurbeln, den „Brotkrieg“ in der Ukraine zu verstärken und „genügend Menschen für die Aufgaben in Russland auszusortieren“. Und der Entente ansonsten zu sagen: Wir haben Zeit!<sup>333</sup>

Stattdessen trafen Meldungen über immer neue Offensiven in Frankreich ein, mit immer monströseren Verlusten. Beide sahen sie darin Ludendorff und den „wildesten Militärgeist“ am Werke. Gegen den Block aus Industrie, Militär und Übermacht-Ideologen komme keine Kritik mehr an. Weder in der Presse noch bei der Sozialdemokratie gebe es eine Opposition, die sich traute, auch nur die Frage aufzuwerfen: „Wer soll das alles verwalten?“ Ganz Deutschland müsse ja nach dem Sieg den Gendarmen spielen.<sup>334</sup>

Aber auch Paquets Wut gegen die Kriegsgegner stieg noch einmal. Ein neuer Siebenjähriger Krieg drohe – nur weil die Kriegsgegner ihre Niederlage nicht anerkennen könnten! Dieser Krieg nehme immer mehr Züge eines Religionskrieges an.<sup>335</sup> Oder vielmehr sei es ein „Krieg der Freimaurerei“ – worunter Paquet (gut deutsch-konservativ) eine „Verbindung von Kapitalismus u[nd] Demokratie“ verstand, die gegen Deutschland als Kulturstaat gerichtet sei.<sup>336</sup>

### Mit dreifachem Auftrag nach Russland

Mit einiger Frustration musste Paquet feststellen, dass Parvus-Helphand, den er im März wieder traf, das Interesse an dem vereinbarten Buch bereits wieder verloren hatte und stattdessen von ihm einen „Reisebericht aus Sibirien oder dem Kaukasus“ haben wollte, der offenkundig mehr nachrichtendienstlicher Art sein sollte. Petersburg, so erklärte er, „habe seine Bedeutung verloren, sei nur noch

ein Arbeiterzentrum“. Die bolschewistischen Führer würden schon uninteressant. Unter dem Boden ihres Regimes – das sich in der Zwischenzeit nach Moskau zurückgezogen hatte – entstehe das neue, das zukünftige Russland. Kurzum, Paquet sollte das von den Bolschewiki nicht mehr (oder noch nicht) beherrschte „weiße“ Russland bereisen, so wie er es mit seiner Reise nach Finnland getan hatte, und ihm nur sagen, „wie viel Kapital“ er für diese Mission brauche.<sup>337</sup>

Als sich Paquet Mitte Mai, nach einem Heimaturlaub, wieder bei Parvus meldete, war höheren Orts jedoch entschieden worden, dass er als Korrespondent der „Frankfurter Zeitung“ und zugleich als Attaché der neu eingerichteten Deutschen Botschaft nach Moskau gehen sollte. Parvus war auch das recht, wenn es nicht ohnehin Teil seines Planes war. Paquet erhielt von ihm einen „Check auf 3000 Kr[onen] als Vorschuss“.<sup>338</sup> Tatsächlich ging es längst um etwas ganz anderes als um bloße journalistische Berichte. Aus Parvus' Projekt eines „Pressebureaus“ war das einer politisch-informationellen Übernahme Sowjetrusslands von innen heraus geworden.

Paquets Vorbereitungen auf seine Fahrt nach Russland gingen denn auch über alle rein journalistischen Zwecke weit hinaus. Die Notizen, die er sich vor Fahrtantritt bei einem längeren Urlaub zuhause in Frankfurt machte<sup>339</sup>, enthielten eine Reihe spekulativer Ausführungen über den russischen Charakter und dessen beherrschenden Zug, den „Infantilismus“. Als wesentliche soziologische Ursache machte er das Phänomen der „frühen Heiraten“ aus, die von der ursprünglich kommunistischen Dorfverfassung (dem „Mir“) ebenso wie von der feudalen Leibeigenschaft begünstigt worden seien. Die Menschen träten unausgereift in die Ehe und ins Leben, bevor der Verstand schon die Gefühle und Phantasien unter Kontrolle genommen habe; und so blieben die Russen als Volk zwar „frisch und hochbegabt, aber Phantasten“. Seit jeher betrachteten sie daher die Deutschen als ihre „Schulmeister“ – und Paquet schien daran nichts Falsches zu finden.

In merkwürdiger Weise verbanden sich seine Vorstellungen über den „Infantilismus“ der Russen mit misogynen Behauptungen der Art, dass im sowjetischen Russland der „Typus der politisierenden Frauen zur Macht gelangt“ sei. Diese

verbänden ihre weiblichen Schwächen mit einem (maskulinen) „Übermaß an Intelligenz und Willen“. Als Beispiele diese Typus fielen ihm Kerenskis Frauenbataillone sowie die weiblichen Kommissare ein. „Wehe dem Volk, das von solchen Typen regiert wird.“ In einem Atemzuge damit erörterte Paquet aber auch das angebliche Phänomen einer von den lokalen Räten in Russland betriebenen „Sozialisierung der Frauen“.<sup>(\*)</sup> Ein „Polygamie-Gebot“ als Mittel gegen frühe Ehen bedeute aber, den Teufel mit dem Beelzebub auszutreiben. „Gibt es größere Gefahr, schwereres Unglück für ein Volk, für einen Staat, als in Polygamie zurückzusinken?“<sup>340</sup>

Alle diese Erwägungen fanden schließlich Eingang in ein skizzenhaft entworfenes Projekt Paquets „Zur Reform Russlands“, das Züge eines romantischen Neo-Petrinismus trug, welcher freilich ganz den imperialen Erschließungsprojekten seiner sibirisch-asiatischen Reiseberichte entsprach. Auf ominöse Weise geistert durch Paquets Aufzeichnungen über Russland der Name „Ostermann“ – offenbar ein (nicht ausbuchstabierter) Verweis auf die historische Rolle des Bochumer Pastorensohnes Heinrich Ostermann, der als Offizier und Diplomat Peters des Großen zum Vizekanzler geworden war und nach dem Tode des Zaren für einige Jahre der faktische Regent des Reiches wurde, gemeinsam mit dem Feldmarschall Burchart Münnich, der eine ganz parallele Karriere gemacht hatte. Beide waren nicht nur Militärs und Diplomaten, sondern Erbauer von Kanälen, Gründer von Schulen und Akademien, Reformatoren der Staatsverwaltung und anderes mehr gewesen.<sup>(\*)</sup>

---

<sup>(\*)</sup> Dieses (von Marx schon zitierte) Gerücht über den Kommunismus ging 1918/19 in Form eines immer wieder zitierten Erlasses des Arbeiterrates von Saratow um die Welt. Auch Karl Kautsky geriet in der ersten Fassung seiner polemischen Grundsatzschrift „Terrorismus und Kommunismus“ von 1919 auf dieses Glatteis. In der Neuauflage von 1925 war dies der einzige Passus, den er strich - wobei er im Vorwort leugnete, jemals (wie Trotzki in seinem „Anti-Kautsky“ 1920 behauptet hatte) den Bolschewiki eine „Sozialisierung der Frauen“ unterstellt zu haben. Vgl. Karl Kautsky, *Terrorismus und Kommunismus. Ein Beitrag zur Naturgeschichte der Revolution*, Berlin 1921, S. 7 f.

<sup>(\*)</sup> So hätte der Roman „Von November zu November“ eventuell auch „Ostermanns Krieg“ heißen sollen. (Siehe die Notiz Paquets zu Titel-Alternativen auf dem Vorblatt des Konvoluts.) Wohl möglich, dass Paquet die klassische Darstellung Magnus Crustenstolpes „Russische Hofgeschichten“ gelesen hatte, deren erster Band 1918 erschienen war.

Paquets Plan „Zur Reform Russlands“ trug denn auch gerade dieses „Ostermannsche“ Gepräge eines aufgeklärten Absolutismus, allerdings mit futuristischem Einschlag. Die Hauptpunkte waren:

A. Trockenlegung der Lokitus-Sümpfe in Weißrussland. 2 Millionen Menschen könnten dort angesiedelt werden – Deutsche vor allem, die als „Keil zur Sprengung der Slawenwelt“ hier angesiedelt werden könnten. (\*\*)<sup>341</sup>

B. Bau eines Ostsee-Schwarzmeer-Kanals, der Russland auf den alten Waräger-Routen durchgängig für den Schiffsverkehr befahrbar machen würde.

C. Ablenkung der Golfströme in die Ostsee, eventuell auch das Weißmeer. Entsprechendes am Pazifischen Ozean. Gewinnung warmer Kolonisationsgebiete und ganzjährig eisfreier Überseehäfen.

D. Gesellschafts- und Kirchen-Reformen. Als wichtigstes Element eine große Schulreform nach deutschem Muster.

E. Heraufsetzung des Heiratsalters

F. Gesetz gegen Ungeziefer und durchgreifende Maßnahmen seiner Ausrottung

G. Festigung des Eigentums-Begriffs in Russland durch eine Agrar-Politik, die die kollektivistische Dorfgemeinschaft aufhebt.<sup>342</sup>

Parallel zu diesen Entwürfen machte Paquet sich tagespolitische Notizen über „die Aufteilung der Bodenschätze Russlands“<sup>343</sup> – offenkundig im Zusammenhang mit den Verhandlungen über die Zusatz- und Ausführungsverträge zum Brester Frieden, die zwischen den Vertretern der russischen Räteregierung und deutschen Reichsregierung in jenen Tagen mit großer Intensität geführt wurden.

Der Weltkrieg musste über kurz oder lang zur Entscheidung gebracht werden; und dafür würden die russischen Ressourcen ausschlaggebend sein. Und ganz gleich, ob der Krieg sich noch weiter hinziehen oder bald gewonnen würde, würde Deutschland die Aufgabe der „Reform Russlands“ zufallen. Die Bolschewiki blieben offenkundig in Anarchie stecken, obwohl sie, wie Paquet fand, mit ihrer Politik einer weitgreifenden Verstaatlichung durchaus auf dem richtigen Wege waren. Nur fehlte ihnen für einen entwickelten Staatssozialismus das menschliche und organisatorische Substrat. Das besaß Deutschland.

---

(\*\* ) Das lag ganz auf der Linie der Siedlungspläne, die Max Sering 1915/16 im Rahmen der Kriegsziel-Diskussionen über den sog. „Grenzstreifen“ ins Spiel gebracht hatte.

## KOLLUSIONEN UND KONSPIRATIONEN

### Die deutsche Politik zur „Dekomposition“ Russlands

Die Stockholmer Aufzeichnungen Alfons Paquets führen in die Grauzone jener kaiserlichen Revolutionierungspolitik, deren Radikalität und dynastische Rücksichtslosigkeit „die säkulare Sprengkraft des deutschen Machtanspruchs erkennen“ ließ, wie Fritz Fischer nicht zu Unrecht befand.<sup>344</sup> Tatsächlich war bereits in den ersten Überlegungen der Reichsführung zur Kriegsstrategie, die im „Septemberprogramm“ Bethmann-Hollwegs zusammengefasst wurden, davon die Rede gewesen, dass neben den militärischen Operationen die „Zersetzung des Feindlandes von innen“ zentrale Bedeutung gewinnen müsse.<sup>345</sup>

Allerdings darf diese halb reale, halb imaginäre deutsche Weltrevolutionspolitik auch nicht überzeichnet werden. Zu einem Gutteil war sie aus der Not der tatsächlichen Isolation des Reiches geboren und trug eher Züge einer hastigen Improvisation als eines imperialistischen Masterplans für den „Griff nach der Weltmacht“. Rudolf Nadolny, der nach Kriegsausbruch die „Sektion Politik“ in der Abteilung IIIb des Generalstabs leitete, hat mit dem zerstreuten Blick des späten Memoristen unter den „Unternehmungen im Ausland“ für 1914/15 aufgeführt: „die Freiheitsbewegungen in Finnland, in Irland, in Georgien und in Marokko, die Bewegung der Senussi [in Libyen, G.K.], die in Arabien und die Bedrohung Indiens“.<sup>346</sup>

Paquets Rolle in diesem Spiel war nicht ungewöhnlich. Fast alle Auslandskorrespondenten der deutschen Zeitungen – und gerade der liberal-demokratischen Blätter wie der „Frankfurter Zeitung“ oder des „Berliner Tageblatts“, die in den neutralen Ländern noch Kredit genossen – waren in der einen oder anderen Form für die Gesandtschaften oder für andere Stellen und Dienste als Mittler und Informanten eingespannt, mit sehr unterschiedlicher Intensität und Reichweite na-

türlich.<sup>347</sup> Dabei handelte es sich weniger um Zwangsverpflichtungen, als vielmehr um eine für natürlich gehaltene Überschneidung der Aufgaben und Interessen.

Den Löwenanteil der für subversive Aktionen aufgewendeten deutschen Gelder und Energien verschlangen anfangs die zahlreichen Versuche zur Insurgierung des Britischen Empire und der französischen Kolonien, während für die Revolutionierung des Russischen Reiches sehr viel beschränktere Mittel zur Verfügung standen.<sup>348(\*)</sup> Dabei kamen die von dem Orientalisten Max von Oppenheim und seiner „Nachrichtenstelle für den Orient“ eingefädelten Aktionen zur Aufwiegelung des gesamten Raumes von Marokko über Ägypten, den Sudan und Äthiopien bis in den Irak, nach Persien, Afghanistan und Indien kaum je über illustre Einzelunternehmen hinaus. Wie Nadolny mit unüberbietbarem Lakonismus feststellte, „hatten wir mit der Verkündigung des Heiligen Krieges wenig Glück“. Denn die „islamischen Völker kehrten sich kaum daran, obwohl er von der Türkei, also vom Sultan, propagiert worden war“.<sup>349</sup>

Manche dieser Aktionen, wie die Afghanistan-Expedition des Obersten Ritter von Niedermayer und seines Rivalen von Hentig, die auf die Revolutionierung des indischen Subkontinents zielte, mochten das Zeug zu literarischen Epopöen haben. In ihrer praktischen Bedeutung blieben sie hinter den Gegenaktionen der Briten, zum Beispiel der Arabien-Mission des Obersten T.E. Lawrence, deutlich zurück.<sup>350</sup> Dasselbe galt für die Aktionen zur Rettung oder womöglich Erweiterung der Kolonien in „Deutsch-Ostafrika“ und „Deutsch-Südwest“ unter dem Major von Lettow-Vorbeck.<sup>351</sup>

Die Versuche zur Unterminierung des Zarenreiches waren bis zum Frühjahr 1917 kaum erfolgreicher, zumal sie immer wieder durch die Bemühungen um einen Sonderfrieden mit Petersburg konterkariert wurden. Letztlich setzte sich aber die Position des damaligen Unterstaatssekretärs und späteren Staatssekretärs des Äußeren Zimmermann durch, der bereits Ende 1914 in einem Memorandum

---

(\*) Der Spezialfonds für Propaganda und Sonderexpeditionen des Auswärtigen Amtes hatte nach einer Abrechnung vom 30.1.1918 bis dahin 382 Millionen Mark aufgewendet. Für die Revolutionierung Russlands waren etwa 40,5 Millionen aufgewendet worden, d.h. nur etwas mehr als ein Zehntel der Gesamtaufwendungen, von denen über 14 Millionen noch nicht abgerufen waren; sie wurden erst im Laufe der kommenden Monate verwendet.

darauf hingewiesen hatte, dass ein Sonderfrieden mit Russland kaum mehr als ein Waffenstillstand sein würde und auf Kosten der engsten Verbündeten erkauf werden müsste. Für einen „Krieg bis zum äußersten“ gegen England, wie ihn das „Volksempfinden“ eindeutig fordere, sei dagegen die Unterstützung Österreichs und der Türkei unverzichtbar. Da der Weltkrieg offenkundig nicht so rasch entschieden werden könne, solle man sich im Westen (nach dem Rückschlag an der Marne) auf ein Halten der Front verlegen. Umso energischer müsse die Entscheidung im Osten forciert werden. Denn dort, so Zimmermann, könne eine kombinierte Politik von Krieg und Revolutionierung zu bedeutenden Erfolgen führen.<sup>352</sup>

Dass die kaiserliche deutsche Regierung bereit war, auch radikale Gegner des monarchischen Systems und jeder bürgerlichen Ordnung wie die Bolschewiki sowie andere revolutionäre Sozialisten für eine Strategie der „Dekomposition“ des Zarenreiches zu unterstützen, war gewiss ein Machiavellismus größten Zuschnitts. Allerdings war das Kalkulieren mit einer neuen russischen Revolution an sich nichts „Unerhörtes“, fast im Gegenteil. Die Ereignisse des Jahres 1905/06 waren noch in frischer Erinnerung, gerade in der Verknüpfung von äußerer Niederlage und inneren Unruhen.<sup>353</sup>

Seitdem hatte das Gespenst einer zweiten, noch radikaleren russischen Revolution den Raum nie verlassen. In den besorgten Erörterungen des Zaren und seines Kabinetts über Krieg und Frieden hatte es ebenso eine Rolle gespielt, wie es umgekehrt in den Überlegungen der deutschen Reichsleitung schon vor dem Krieg als stille Rechengröße mit einkalkuliert war. So wenn Bethmann-Hollweg im Jahr 1913 schrieb, man müsse, um in Kenntnis der militärischen Kräfteverhältnisse noch ruhig zu schlafen, „schon einen guten Teil Gottvertrauen haben, und auf die russische Revolution als Bundesgenossen rechnen“.<sup>354</sup>

### Bethmann und Riezler

Wie wenig kulturelle Zu- oder Abneigungen, Freund- oder Feindbilder bei dem Projekt der Revolutionierung Russlands eine maßgebliche Rolle spielten, ließe sich an der Person Bethmann-Hollwegs wie der seines engen Mitarbeiters und „Referenten für politische Kriegsführung“ Kurt Riezler sehr gut demonstrieren. Für Bethmann war das Zarenreich ein halbzivilisierter Koloss von erdrückendem Gewicht, dem gegenüber er (ungeachtet seiner Bemühungen um eine modifizierte Wiederaufnahme Bismarckscher Gleichgewichtspolitiken) keine traditionellen Affinitäten mehr besaß, eher eine gewisse, unfanatische Aversion verspürte.

Riezler dagegen hatte Russland 1906 zuerst bereist (angeregt vielleicht durch Paquet, mit dem er im Winter zuvor im Seminar von Lujo Brentano in München gesessen hatte<sup>355</sup>) und hatte sich von dem unermesslichen Land mit seinen unerschlossenen menschlichen und materiellen Potentialen faszinieren lassen. Für seine eigenen politisch-philosophischen Ausarbeitungen, insbesondere den organologischen Volksbegriff, der eine explizite Absage an den westeuropäischen Staatsgedanken darstellte, hatte er sich ganz zeitgemäß von Dostojewskis Philosophemen inspirieren lassen. Dessen integristische Volkstums-Religion transponierte Riezler ohne Umschweife in eine pseudo-religiöse Legitimation des modernen Imperialismus<sup>(\*)</sup>, so wenn er schrieb: „Der Idee nach ... will jedes Volk wachsen, sich ausdehnen, herrschen und unterwerfen ohne Ende, will immer fester sich zusammenfügen und immer Weiteres sich einordnen, immer höhere Ganzheit werden, bis das All unter seiner Herrschaft ein Organisches geworden ist.“ Und deshalb sei für jeden Einzelnen „sein Volk ein Weg zu Gott als zum All“.<sup>356</sup>

---

(\*) Im Zentrum stand eine Passage aus den „Dämonen“, eine Lehre, die Stawrogin dem jungen Schatow einst eingab, bevor er sie (und ihn) verriet: Danach bestimme nicht Vernunft und Wissen das Leben der Völker, sondern „die Kraft des unersättlichen Verlangens, bis ans Ende zu gehen“, was gleichbedeutend sei mit dem Streben nach Gott. Für jedes Volk sei dies aber eine Suche „nach seinem Gott, unbedingt nach seinem eigenen Gott“; denn niemals könnten zwei Völker denselben Gott haben, sei Gott doch nichts anderes als „die synthetische Persönlichkeit des ganzen Volkes“. Je stärker ein Volk sei, „desto eigentümlicher ist sein Gott“. Wenn Gott aber zu einem allgemeinen Menschheitsgott werde, „dann sterben die Völker“, Gut und Böse verschwimmen ineinander, und die große Anarchie beginnt. (Siehe Fjodor Dostojewski: Die Dämonen, München 1977, S. 284 f.)

Gerade Russland galt Riezler auf diesem Wege als das Vorbild und Gegenstück Deutschlands. Russland habe „mehr als alle Völker der Gegenwart Grund, an seine Ewigkeit zu glauben“, schrieb er in seinem (unter Pseudonym veröffentlichten) Buch „Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart“, das unmittelbar vor Kriegsausbruch erschien.<sup>357</sup> Noch 1917 war Riezler bereit, dem von revolutionären Konvulsionen erschütterten Land die Attribute der „Größe“ und „Tiefe“ zuzuschreiben, im Gegensatz zur flachen „englisch-amerikanischen Phrasenwelt“.<sup>358</sup> Für einen Remisfrieden und Schulterchluss mit Russland wäre er im Winter 1914/15 sogar bereit gewesen, Österreich und die Türkei als eine bloße „Liquidationsmasse“ in den Verhandlungstopf zu werfen. „Riezler sah – mit Hoetzsch gegen Schiemann – die russische Einheit, von einigen Randgebieten abgesehen, tief und fest in der Geschichte begründet“.<sup>359</sup> Mehr noch: Für den Fall einer deutschen Niederlage im Weltkrieg hielt Riezler einen engen Anschluss an Russland für unvermeidlich, und sogar eine zeitweise Vasallenschaft Deutschlands schreckte ihn nicht, wenn das nur hülfe, sich der drohenden „Amerikanisierung Europas“ zu entziehen.<sup>360</sup>

Eben aus dieser Position einer tiefen Bewunderung aber hatte er das Russische Reich als einen auf Deutschland lastenden Alp gesehen und schon im Dezember 1914 begonnen, sich Gedanken darüber zu machen, wie dieser Koloss von innen geschwächt und, da er militärisch nicht zu besiegen war, in einen moralischen Zusammenbruch hineingetrieben werden könne.<sup>361</sup> „Unser Ungeschick, russische Revolution vor[zuzubereiten“, notiert er sich unter dem 11.1.1915 (unmittelbar im Vorfeld der ersten Verhandlungen mit Parvus Helphand in Berlin).<sup>362</sup> Am 20.1. trägt er dem Reichskanzler im Salonwagen „Vorschläge wegen Organisation russischer Meutereien durch procentuale Beteiligung polnischer Juden“ vor. Tage später bespricht er mit General Hoffmann in Ober Ost die „Möglichkeit russischer Revolution, das Loslassen der Lodzer Revolutionäre“.<sup>363</sup>

Das Thema der Revolutionierung Russlands verlässt ihn nicht mehr, ohne dass allerdings ganz klar wäre, was Riezler „im Rahmen des ihm erteilten Auftrages in der Folgezeit eigentlich getan hat und wie weit seine Verantwortung reichte“.<sup>364</sup> Am 4. Juni heißt es wieder: „Arbeit an der russischen Revolution. (...)“

Einzigste Möglichkeit eines wirklich guten Herauskommens Zusammenbruch Russlands.“<sup>365</sup> Aber noch steht immer auch die große Gegenoption im Raume: „Liquidation Österreichs, gemeinsam mit Russland vorzunehmen“. Der Grund dafür ist die akute Befürchtung, dass eine „Befreiungsgeste“ gegenüber Polen einen „Volkskrieg“ auslösen könnte, der „das größte Erlebnis Russlands“ sein und „uns dem russischen Denken als Erbfeind einprägen“ werde.<sup>366</sup>

Diese unstete Gedankenführung Riezlers zeigt, wie alle Bemühungen um die Revolutionierung Russlands von der tiefen Furcht diktiert waren, das Zarenreich könne gerade im Weltkrieg zur vollen Entfaltung seiner gewaltigen menschlichen und materiellen Potentiale kommen, während die Frontstellung Deutschlands gegenüber den westlichen Staaten sich militärisch und weltanschaulich immer weiter verhärte. Damit wäre nicht nur jede Chance auf einen vollen Sieg verbaut gewesen, sondern auch diejenige Konstellation, die, wie immer der Krieg ausging, als einzige für Riezler in Frage kam, um die „Amerikanisierung Europas“ zu verhindern: nämlich die enge Verbindung mit Russland, möglichst natürlich zu deutschen Bedingungen.

Bei alledem handelte Riezler in enger Abstimmung mit Bethmann-Hollweg, der aus weit nüchterneren, weniger ideologisch geprägten Überlegungen und jenseits aller kulturellen Affinitäten oder Aversionen zu keinen wesentlich anderen Schlussfolgerungen wie sein Adlatus kam.

### Strategien der „Dekomposition“

Die Politik der „Revolutionierung“ oder „Dekomposition“ Russlands hatte eine weite Bedeutung, die für Interpretationen offen bleibt. Sie umfasste – spätestens nach dem Vortrag Parvus-Helphands im Auswärtigen Amt im Januar 1915 – das doppelte Ziel einer Zerlegung des Vielvölkerreiches durch die nationalen Unabhängigkeitsbewegungen von Finnland über die Ukraine bis zum Kaukasus sowie einer Erschütterung der zentralen Machtapparate des Zarismus durch die radikalen sozialistischen Kriegsgegner in der Armee, den Industrierevieren und Hauptstädten. Die dafür angesetzten Maßnahmen umfassten Attentate und Sabotageak-

te, Guerilla-Aktionen und Sezessionen, Streiks und Demonstrationen, und ihre Hauptmittel waren Propagandaschriften und Flugblätter, Dynamitstangen und Revolver, Gelder und Waren.

Graf von Brockdorff-Rantzau, dessen Kopenhagener Gesandtschaft (neben der Stockholmer unter Lucius von Stoedten, der Berner unter von Romberg und der Istanbul unter von Wangenheim) für die Kontakte mit den russischen Oppositionellen und Revolutionären in erster Linie verantwortlich war, skizzierte die zu verfolgende Politik gegenüber dem Zarenhaus in seiner Denkschrift vom 6. Dezember 1915 an den Reichskanzler – und damit an den Kaiser – mit einer frappierenden, revolutionär anmutenden dynastischen Rücksichtslosigkeit: „Dieser schwache und unaufrichtige Herrscher, dessen Thron schwankt ..., hat eine furchtbare Schuld vor der Geschichte auf sich geladen und das Recht auf Schonung von unserer Seite verwirkt“. Da im Kampf mit dem von England geführten Lager der Feinde nunmehr die bare Existenz Deutschlands auf dem Spiel stehe, seien die radikalsten Mittel gerechtfertigt. „Der Sieg und als Preis der erste Platz in der Welt ist aber unser, wenn es gelingt, Russland rechtzeitig zu revolutionieren und dadurch die Koalition zu sprengen.“<sup>367</sup>

Allerdings ergab diese „großräumige“ deutsche Ostpolitik sich mit einer gewissen Zwangsläufigkeit auch aus der tatsächlichen historischen Unhaltbarkeit des von zentrifugalen Tendenzen und inneren Umwälzungen erschütterten russischen Vielvölkerreichs, gerade in seiner Verklammerung mit den beiden andern, ähnlich obsoleten Vielvölkerreichen, dem Osmanischen und dem Habsburgischen. Tatsächlich waren die drei östlichen Reiche längst in eine unlösbare, beinahe intime feindliche Verstrickung miteinander geraten, in der sie dazu verurteilt waren, schon aus Gründen der Selbsterhaltung auflösend auf den jeweils anderen Reichsverband einzuwirken. Das war einer der Treibsätze dieses Weltkrieges.

Die deutschen Vormärsche im Sommer 1915 und die provisorische Neuorganisation der besetzten Gebiete im Osten (in Gestalt des „Generalgouvernements Warschau“ und des Landes „Ober-Ost“) schufen im übrigen Fakten, die eine schlichte Rückgabe dieser Gebiete an das Zarenreich auch von Seiten der Nationen und Nationalitäten Mitteleuropas unmöglich machten. Stattdessen bilde-

ten deren Unabhängigkeitsbewegungen eigene, immer neue Fermente einer die Fronten überschreitenden Auflösung des russischen Reichsverbandes – auch ohne ausdrückliche Förderung durch die deutschen Besatzungsbehörden, die diese Aktivitäten vielfach mit Misstrauen betrachteten oder sie zu unterdrücken versuchten, besonders in den zur „Germanisierung“ bestimmten baltischen Gebieten.<sup>368</sup>

Kaum gemäßigter, fast noch machiavellistischer als eine Politik der Revolutionierung Russlands wäre allerdings die umgekehrte Option gewesen, die schon Bismarck gelegentlich erwogen hatte, um den Knoten der „bedrängten Lage“ des Reiches zu durchhauen, und die auch jetzt – viel entschiedener als Riezler – ein beträchtliches Segment der deutschen Politiker, Beamten, Militärs, Industriellen und Publizisten (von Otto Hoetzsch<sup>(\*)</sup> bis Admiral Tirpitz) bevorzugt hätte: der große Ausgleich mit Russland auf Kosten des Habsburger-Reiches und der Türkei. In Falle eines solchen *renversement des alliances* wäre ein deutscher Sieg im Weltkrieg, zumindest ein Zusammenbruch Frankreichs und ein Anschluss Österreichs, sicher gewesen. Zugleich hätte sich das Russische Reich gründlich sanieren und seine imperiale Stellung weiter ausbauen können. Das wäre nahezu die Konstellation gewesen, wie sie 1939 beim Abschluss des Hitler-Stalin-Pakts im Raume stand – die eines deutsch-russischen Kondominiums über das gesamte östliche Europa und einer imperialen Kräftekombination gegen die Westmächte. So „schlüssig“ sie immer wieder erschien, so hypothetisch blieb sie zu jeder Zeit.

### Das Spiel mit der jüdischen Karte

Neben Polen, Finnen, Georgiern und Ukrainern, deren Befreiung vom Joch des Zarentums nicht erst seit den Schriften Paul Rohrbachs im Zentrum aller deut-

---

<sup>(\*)</sup> Hoetzsch stellte in seinen Kolumnen in der „Kreuz-Zeitung“ immer wieder den Kampf „gegen die englische Weltherrschaft“ ins Zentrum und warnte von dieser Position aus eindringlich vor jeder Politik der „Dekomposition“ Russlands, etwas durch die Lostrennung von „Randstaaten“. Er hielt das für eine völlig „unhistorische Maßnahme“ und schrieb im Dezember 1914 so apodiktisch wie möglich: „Die Lebensinteressen aller dieser (europäischen) Mächte und die Russlands lassen sich vereinigen, die Deutschlands und Englands ... nicht.“ (Hier zitiert nach Klaus Meyer: Theodor Schiemann als politischer Publizist, Frankfurt/M.-Hamburg 1956, S. 207)

schen Oststrategien stand, kamen auch die Juden Russlands als Faktor einer „De-komposition“ in Betracht.<sup>369</sup> In den frühesten Überlegungen der Militärs und des Auswärtigen Amtes vom August 1914 hatten sie noch kaum eine Rolle gespielt. Aber Max Bodenheimer, der Mitgründer und langjährige Vorsitzende der Zionis-tischen Vereinigung in Deutschland, hatte sofort nach Kriegsbeginn ein „Deut-sches Komitee zur Befreiung der russischen Juden“ gegründet. Und schon in sei-nen ersten Eingaben hatte er mit Nachdruck den „Gleichlauf deutscher und jüdi-scher Interessen im Weltkrieg“ betont.

Im Auswärtigen Amt wurde nach den ersten Gesprächen die Gründung mit vor-sichtigem Enthusiasmus verzeichnet, wobei es scheint, als hätten der antisemiti-schen Dämonologie entlehnte, nunmehr ins Positive gewendete Vorstellungen eine erhebliche Rolle gespielt. So meldete der Legationssekretär Prittwitz: „In ihrer straffen Organisation sind die Zionisten dem Jesuitenorden vergleichbar ... In der Organisation des Zionismus wird uns daher für den Nachrichtendienst und unsere Agitationstätigkeit im Ausland ein Werkzeug von unabsehbarem Wert in die Hand gegeben. Dies gilt besonders für das Gebiet des russischen Reiches.“<sup>370</sup>

Allerdings konnte, wie schon diese Aufzeichnung zeigt, von einem „Gleich-lauf“ der Interessen nur bedingt die Rede sein. Die deutschen Militärs und Dip-lomaten hofften, die Juden Polens, Litauens und der Ukraine unmittelbar für eine nachrichtendienstliche Tätigkeit und für subversive Aktionen im Rücken der rus-sischen Armeen einspannen zu können, oder sie gar zum Aufstand zu bewegen: „Juden Russlands! Erhebt euch! Greift zu den Waffen! .... Und schickt Männer Eures Vertrauens an die deutschen und österreichisch-ungarischen Befehlsha-ber!“ So hieß es in einem ersten Flugblattentwurf des Generalstabes. Dagegen legte das Berliner Befreiungskomitee mit Erfolg Widerspruch ein, da von einer bewaffneten Aufstandsbewegung keine Rede sein könne, während blutige Pog-rome und Repressalien die sichere Folge sein würden.

In den Gegenentwürfen des Komitees wurde stattdessen lediglich in allgemei-ner Form zum Kampf gegen die „Regierung Russlands und sein verbrecheri-sches, feiges, brutales Beamtentum“ aufgerufen, zugleich aber ein Katalog kon-kreter Rechte entwickelt, die den Juden im Falle eines deutschen Sieges zuge-

standen werden sollten, wie örtliche Selbstverwaltungen, Grundschulen in jiddischer Sprache, Niederlassungs- und Gewerbefreiheit sowie der Zugang zur höheren Bildung.<sup>371</sup>

Ende August 1914 wurde als Kompromiss schließlich ein von den verbündeten Oberkommandos unterzeichneter Aufruf in jiddischer Sprache verbreitet, in dem es nur ganz allgemein hieß: „Unsere Fohnen brengen eich Recht un Freiheit, gleiche Bürgerrechte, Freiheit vorn Glauben, Freiheit zu arbeiten ungestert in alle Zweigen von ekonomischen und kulturellen Leben in euer Geist! ... Wie Freind kummen wir zu eich, die barbarische fremde Regierung is aus! ... Eier heiliger Chauw (Pflicht) is ajetzt, zusammen zu nehmen alle Kreften, mitzuarbeiten bei die Befreiung.“<sup>372</sup>

Der Text machte unter seinen Adressaten durchaus Eindruck, schon weil er in jiddischer Sprache und hebräischen Schriftzeichen verbreitet wurde. Die Repressalien durch die russischen Militärbehörden in den Frontgebieten hatten bereits ein unerträgliches Ausmaß erreicht. Zwar hatte es auch unter den Juden Russlands zu Beginn des Krieges die, allerdings skeptische, Erwartung gegeben, durch unbedingte Loyalität endlich die staatsbürgerliche Gleichstellung zu erwerben. Aber schon im November 1914 notierte Simon Dubnow: „Die patriotische Aufwallung der ersten Kriegstage ist verfliegen und einer Verzweiflung gewichen, die fast an – Deutschfreundlichkeit grenzt.“<sup>373</sup>

Dem von deutschen und exilierten russischen Zionisten dominierten Berliner Komitee ging es darum, in den von Deutschland eroberten Gebieten einige ihrer Vorstellungen über eine „nationale Autonomie“ der Juden zum ersten Mal exemplarisch umzusetzen und die jüdische Bevölkerung generell in die Rolle von „Mittlern“ zwischen deutschen Besatzungsbehörden und den übrigen Nationalitäten zu bringen. Diese Vorstellungen einer deutsch-jüdischen Kulturmission kulminierten schließlich in Konzeptionen, wie sie Bodenheimer ausformulierte. Für den Fall einer weiträumigen Zurückdrängung Russlands sah er die Errichtung eines riesigen, geschlossenen „Nationalitätenstaates“ zwischen Ostsee und Schwarzem Meer vor, der 8 Millionen Polen, 6 Millionen Juden, 6 Millionen Ukrainer, 4 Millionen Weißrussen, 3 ½ Millionen Litauer und Letten sowie 1,8

Millionen Deutsche zusammenfassen sollte. Dieses Staatswesen (eine Art „Habsburg II“) sollte von einem deutschen Monarchen regiert und von einer einheitlichen Verwaltung und Armee mit deutscher Kommandosprache zusammengehalten werden. Unterhalb dieses Daches könnte den einzelnen Völkerschaften dann „die freieste Entwicklung ihrer nationalen Selbständigkeit und Eigenart innerhalb der Grenzen ihres Volkstums gewährleistet“ werden, etwa durch die „Bildung nationaler Kurien“ innerhalb der kommunalen und administrativen Selbstverwaltungskörperschaften sowie die Einsetzung einer aus allen Nationalitäten zusammengesetzten Obersten Legislative.

Dieser mittelosteuropäische „Nationalitätenstaat“ würde sich allein wegen seiner fortdauernden Gegnerschaft gegen Russland eng an das Deutsche Reich anlehnen und somit neben der Habsburgischen Doppelmonarchie den dritten Baustein eines weit nach Osten ausgreifenden Blocks der Zentralstaaten bilden, dessen dynamisches Kraftzentrum natürlich Deutschland wäre. Nicht nur wegen ihrer numerischen Stärke und ihrer Verteilung über das gesamte Siedlungsgebiet, sondern vor allem, weil sie „ihrer Sprache und Kultur nach dem Deutschtum am nächsten stehen“, würden die Juden dieser östlichen Gebiete, so Bodenheimer, die natürlichen Agenten und Stützen einer dauernden politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Durchdringung abgeben.<sup>374</sup>

Dieser Vorschlag, dessen eigentliche Spitze sich gegen die Bestrebungen zur Wiederherstellung eines selbständigen polnischen Staates richtete, nahm stattdessen als geographisch-kulturelle Ausgangsbasis das jüdische „Ansiedlungsrayon“ im Russischen Reich. Dass diese Konzeption, wie sich bald herausstellte, in der Luft hing, ändert nichts daran, dass sie sich in die verschiedenen imperialistischen Großkonzeptionen der Zeit einreichte – so wie die zitierten Vorstellungen Alfons Paquets, die denen Bodenheimers weitgehend entsprachen.

### Versuche feindlicher Übernahme

Als eine dritte Aktionslinie neben den Sondierungen für einen Sonderfrieden und den Projekten einer Revolutionierung des Russischen Reiches wurden verschie-

dene Pläne und Angebote ventiliert, sich mit Hilfe einflussreicher Persönlichkeiten oder bezahlter Agenten in die Presse der russischen Hauptstädte einzukaufen und darüber Kreise des Hof- und Hochadels sowie Teile der konservativen und bürgerlichen Opposition für einen Allianzwechsel zu gewinnen – ob mit oder gegen den Zaren.

Diese Kontakte liefen vornehmlich über die skandinavischen Länder, die für die Durchbrechung der alliierten Wirtschafts- und Informationsblockade eine zentrale Rolle spielten. Da alle deutschen Vertretungen in den feindlichen Hauptstädten mit Kriegsausbruch geschlossen und ausgewiesen worden waren, wurden in den neutralen Ländern Europas unter verschiedenen Deckmänteln Presse- und Telegraphenagenturen gegründet, teils um die internationale Presse mit deutschen Meldungen und Meinungen zu füttern, teils um Informationen aus aller Welt für die deutsche Regierung und Presse zu beschaffen. <sup>(\*)</sup>

Ähnliche Versuche, sich über Strohmänner in die hauptstädtische Presse einzukaufen, waren zur gleichen Zeit allerdings auch gegenüber Frankreich im Gange. Vor allem in den USA ließen deutsche Stellen (nicht ganz erfolglos) finanzielle oder verwandtschaftliche Verbindungen spielen, um sich in die Ostküstenpresse einzukaufen. Aber die im Archiv des AA verwahrten Geheimakten („betreffend: Die russische Presse“) deuten auf eine Dichte einschlägiger Kontakte, wie es sie in dieser Form in den westlichen Ländern nicht gab. Alfons Paquets Stockholmer und Moskauer Aventüren spielen zum Gutteil in dieser Grauzone.

Die Namen, die in den einschlägigen Schriftstücken auftauchen, sind entweder russisch-baltisch-deutsche Adelsnamen, die in das Feld der dynastischen und aristokratischen Beziehungen zwischen beiden Ländern gehören, oder solche von deutsch-russischen Industriellen und Bankiers, die weiterhin in Russland tätig

---

<sup>(\*)</sup> So vertrat Fritz Max Cahén, der Kollege von Alfons Paquet in Kopenhagen, dort nicht nur die „Frankfurter Zeitung“, sondern auch ein Nachrichtenunternehmen namens „Europapress“, das von der Schweiz und Holland aus operierte. Gleichzeitig stand er „in Verbindung mit der Agentur ‚Transocean‘, die für die Regierung den Funkdienst nach Übersee versah“, vor allem nach Amerika. Eine wichtige Rolle spielten auch die Kontakte zur sozialdemokratischen Presse der neutralen Länder, die ihre Verbindungen zu den Parteien in allen kriegführenden Ländern wahrte und sich – gerade in Dänemark – mithilfe deutscher Sozialdemokraten zuweilen für weitergehende Zwecke einspannen ließ. (Vgl. Cahén, Der Weg nach Versailles, S. 98-102)

waren beziehungsweise ihre persönlichen und kommerziellen Kontakte dorthin gewahrt hatten. Eine dritte Verbindungslinie wird schließlich durch die Namen jüdischer Geschäftsleute, Politiker oder Journalisten markiert, die ebenfalls als ein tendenziell prodeutsches Element firmierten.

So heißt es am 31. Juli 1915 in einer Aktennotiz des Auswärtigen Amtes, ein Herr von Bühren habe im Namen seiner Petersburger Freunde den Vorschlag unterbreitet, bei der Umwandlung der größten Tageszeitung „Russkoje Slowo“ in eine Aktiengesellschaft für anderthalb Millionen Rubel die Hälfte der Aktien aufzukaufen und die Hauptredaktion einem Mann mit deutschfreundlicher Tendenz anzuvertrauen. Auf der Notiz findet sich ein handschriftlicher Vermerk Riezlers: Dafür sei es zu früh, man könne die Zeitung auch billiger bekommen.<sup>375</sup>

In einer ungezeichneten Aktennotiz des AA vom 16. Januar 1916 (wahrscheinlich vom Stockholmer Gesandten Lucius von Stuedten) wird die Aufmerksamkeit darauf gerichtet, dass „die Aktien der großen russischen Zeitung ‚Nowoje Wremja‘ in die Hände eines jüdischen Konsortiums übergegangen“ seien, an dessen Spitze der Bankier Dmitri Rubinstein stehe. „Rubinstein, ein höchst intelligenter Mensch, bis zu einem gewissen Grade skrupellos, hat es verstanden, sich in der Petersburger Gesellschaft eine ganz eigenartige Stellung zu verschaffen.“ Er sei Vermögensverwalter einer Reihe von Mitgliedern des Hochadels (darunter des Großfürsten Andrej Wladimirowitsch und des Grafen Stenbock-Fermor) und unterhalte enge Beziehungen zum Grafen Fredericks, dem Generaladjutanten des Zaren. „Rubinstein hat durch Vertrauensleute in Stockholm sondieren lassen, ob nicht Deutschland nunmehr ein Interesse habe, Einfluss auf die russische Presse zu gewinnen“ – und damit der Ententepresse zuvorzukommen, die die Massenzeitung „Russkoje Slowo“ früher schon kräftig subventioniert habe.<sup>376</sup>

Am 24. Januar 1916 schlägt Lucius in einem Schreiben an Reichskanzler Bethmann Hollweg vor, nunmehr einen entschiedenen Vorstoß zu unternehmen, um „die russische Presse zu bestimmen“, da die Zeit reif dafür sei. Über Bockelmann, einen vormals in Petersburg tätigen, nun in Stockholm lebenden Bankier, solle versucht werden, „an den schnell sehr reich gewordenen Rubinstein heranzukommen, der, wie ich mich schon zu berichten beehrte, einen großen Teil der Anteilscheine der Nowoje Wremja erworben hat“. Einen anderen Teil des Kapitals besitze die Russisch-Asiatische Bank. Beide

Gruppen seien sich „vorläufig nur soweit einig, dass die Angriffe auf die Juden eingestellt werden müssten“. Das sei auch seit einigen Wochen geschehen. Nun könne „ein Zeitungstrust gebildet werden, zu dem als Hauptzeitungen Nowoje Wremja und Russkoje Slowo gehören werden“. Man könne erwarten, „dass die Tendenz dieses Trustes friedensfreundlich sein wird“. Das entspreche der Stimmung der russischen Bankkreise, wie überhaupt „die schlechte Stimmung gegen England ... entschieden im Zunehmen begriffen“ sei.<sup>377</sup>

Parallel zu den Bemühungen des Auswärtigen Amtes liefen die Versuche einer Gruppe deutscher Schwerindustrieller um Hugo Stinnes, gedeckt von der Marineführung um Admiral Tirpitz, mit Hilfe des in Stockholm lebenden Sekretärs des ehemaligen russischen Ministerpräsidenten Witte, Josef von Kolyschko, die Möglichkeiten eines Sonderfriedens auszuloten und sich langfristig in die russische Presse einzukaufen. Ziel der inoffiziellen Sondierungen des „Knaben Stinnes“ war es nach einer warnenden Notiz des Staatssekretärs von Jagow, „à tout prix ein Bündnis mit Russland“ herbeizuführen, um aus höchst eigennützigem industriellen Expansionsinteressen das Reich „in einen unüberbrückbaren Gegensatz zu England zu bringen (Belgien)“ und auf diese Weise „ein finis Britanniae herbeizuführen“.<sup>378</sup>

Beide Verhandlungslinien wurden schließlich zusammengeführt. Nach Gesprächen mit Kolyschko und dessen Verbündetem, einem Fürsten Bebetow, schlug Bockelmann offiziell vor, „einen Verlag in Russland zu kaufen ..., der die Zentralstelle der deutschfreundlichen Propaganda werden würde“. Diese, als russische Aktiengesellschaft organisierte Zentralstelle sollte „die Majorität der in Aussicht genommenen Zeitungen kaufen, ein Telegrammbureau einrichten und einen Beamtenstab schaffen, der sich mit der deutschfreundlichen Propaganda vermittels der Zeitungen [und] durch Broschüren in Wort und Bild befassen würde“.<sup>379</sup>

In einer vertraglichen Vereinbarung zwischen Stinnes und Bockelmann vom August 1916 wurden diese Verhandlungen schließlich in einen noch weiteren Aktionsradius gestellt. Ein Vertrauensmann („Direktor einer früher unter dem Einfluss B's stehenden Fabrik, ehemals Jude“) sollte demnach beauftragt werden, „eine gutgehende, rein russische Verlagsanstalt zu erwerben“, die als Plattform für den legalen Erwerb großer Zeitungen dienen könnte. „Als Erwerbsobjekte kommen in erster Linie in Betracht: ‚Russkoje Slowo‘, ‚Nowaja Wremja‘, ‚Djen‘.“ Das Unternehmen sollte nicht nur politisch, sondern auch kommerziell profitabel sein. Das von den Beteiligten aufzubringende Kapital für den Erwerb des Verlages sowie aller drei Zeitungen wurde auf maximal 10

Millionen Rubel angesetzt, wovon Stinnes sofort 2 Millionen zur Verfügung stellen würde.<sup>380</sup>

Einer Aufzeichnung Stinnes' vom Dezember 1916 zufolge war man aber noch immer nicht recht vorangekommen. Kolyschko zeigte sich „sehr verändert, insofern die Vorgänge in Polen sein russisches Nationalgefühl stark angegriffen hatten“. Dennoch war er bereit, die „Zeitungssache“ gleich nach Neujahr in Angriff zu nehmen, zumal der zuständige Minister für Reichskontrolle in der neuen Regierung Stürmer ein Intimfreund sei. Der „Vertrauensmann Bockelmanns“ für den Erwerb der Verlagsanstalt könne nunmehr tätig werden, solle sich aber keinesfalls an den Gründer der „Russkoje Slowo“, Iwan Sytin, direkt wenden, dessen „Bearbeitung“ Kolyschko sich persönlich vorbehalte. Auch das „Djen-Projekt“ könne wiederaufgenommen werden. Die dafür notwendigen 500-600 Tsd. Rubel seien bereits problemlos zur Hälfte nach Russland transferiert.

Bemerkenswert an dieser Aufzeichnung ist schließlich die Art und Weise, wie die antisemitischen Ressentiments beider Seiten sich im Hass auf die westlich orientierten Dumakreise treffen. So wenn Stinnes berichtet, alle seine russischen Kontakte seien sich einig, „dass der Zar beim ersten Anlass die Schmach, die ihm der Jude Miljukow angetan hat, rächen werde“. Kolyschko nehme an, dass die Freundschaft der „kriegslustiger gewordenen Militärpartei mit dem kriegswütigen Judentum – den Kadetten“ demnächst „in einem ungeheuren Judenpogrom enden werde“.<sup>381</sup> Phantasien dieser Art, ob als Besorgnis oder als Wunsch, durchziehen nicht wenige Texte der Kriegszeit, nicht erst (wie bei Paquet) im Revolutionsjahr 1917, sondern bereits davor.

### Das Helphand-Projekt

Die intime Dichte und der spekulative Charakter dieser, auf hoher und höchster Gesellschaftsebene spielenden Beziehungen und Projekte mag die, die sich mit den Namen Parvus Helphands und führender Bolschewiki verknüpften, in ein etwas weniger exotisches und abenteuerliches Licht rücken, zumal sie – wie zu zeigen sein wird – sozial und kulturell gesehen vielfach auf ganz einer ähnlichen Ebene spielten und sich teilweise überschneiden.

Über die Figur und Rolle Alexander Helphands selbst und über seine Aktivitäten zur Förderung und Finanzierung der Revolution in Russland wird im folgenden Abschnitt noch einmal zu sprechen sein. Jedenfalls war Parvus nie ein bloßer „Agent“ der deutschen Regierung, so wenig wie er ein bloßer Geschäftemacher war. Er sah sich mit gleicher Emphase als Mitglied und Theoretiker der deutschen Sozialdemokratie wie als ehemaliger Bolschewik und einer der Wortführer des Petrograder Arbeiter- und Soldatenrates von 1905/06. Schon damals hatte er im übrigen eine Zeitung, die „Russkaja Gaseta“, gekauft und binnen kurzem in eine revolutionäre sozialistische Massenzeitung verwandelt.<sup>382</sup>

Seine Positionen im Weltkrieg hatte Parvus 1914 in öffentlichen Auftritten und schriftlichen Beiträgen offensiv vertreten. Mittels der 1915 aus eigenem Vermögen und amtlichen Zuschüssen finanzierten Zeitschrift „Die Glocke“<sup>(\*)</sup> und seines eigenen Verlags („Verlag für Sozialwissenschaften“) versuchte er seine Strategeme propagandistisch weiterzutragen und theoretisch zu vertiefen. Damit war er zum Initiator eines mit prominenten, mehrheitlich von der Linken kommenden Politikern und Publizisten wie Konrad Haenisch, Paul Lensch, Eduard David, Ernst Heilmann oder Heinrich Cunow besetzten Flügels der deutschen Sozialdemokratie geworden, der nun die Kriegsziele des deutschen Imperialismus als Werkzeug einer progressiven „Weltrevolution“ propagierte.<sup>383</sup>

Entsprechendes plante Parvus offenkundig auch auf Seiten der russischen Sozialdemokratie. Das von ihm gegründete und finanzierte Kopenhagener „Institut zur Erforschung der sozialen Folgen des Krieges“, für das er einen gewichtigen Mitarbeiterstab aus russischen Sozialisten zu engagieren versuchte, allerdings nur teilweise fand; seine erfolglosen Bemühungen, etwa den Petrograder Publizisten Smirnow (Gurewitsch) zur Gründung einer legalen sozialistischen Zeitung zu bewegen; oder seine hartnäckigen Anstrengungen, mit den Anhängern der verschiedenen Haupt- und Zwischenfraktionen, den Petrograder „Meshraionzy“,

---

(\*) Der Titel „Die Glocke“ mit seinem offensichtlichen Bezug auf Alexander Herzens „Kolokol“ wies ebenso wie die von Parvus verfassten Einführungsartikel auf die Bestimmung der Zeitschrift als dem Organ einer gemeinsamen Strategie der sozialen Umwälzung des mittel- und osteuropäischen Raumes von Deutschland bis Russland hin, unter besonderer Berücksichtigung der durch den Krieg geschaffenen Probleme und Möglichkeiten. (Vgl. Scharlau/Zeman, *Freibeuter der Revolution*, S. 196 f.)

Trozkis Gruppe um die Zeitschrift „Nasche Slowo“, unzufriedenen Menschewiki wie Uritzki oder Surabow sowie mit den Jungtürken der Lenin-Fraktion wie Bucharin, Pjatnitzki oder Rakowski ins politische Geschäft zu kommen – das alles lässt sich nur als illusionäre Versuch verstehen, eine um ihn selbst gescharte russische Parteigruppierung zu bilden oder sich in die Position eines Mittlers zwischen den Fraktionen zu bringen.<sup>384</sup>

Helphands Denkschrift vom 9. März 1915 ist denn auch im Stil eines selbstbewussten Bündnisangebots an die Reichsführung gehalten. Parvus präsentierte sich darin als einer der historischen Führer der Revolution von 1905/06 und als Verbindungsmann zu den verschiedenen Sozialdemokratischen Parteien Mittel- und Osteuropas, der nicht primär den Interessen der deutschen Kriegsführung, sondern dem ideellem Gesamtinteresse der Sozialdemokratie verpflichtet war. Sein Szenario enthielt den Plan einer weltrevolutionären Aktion, in deren Zentrum die Zertrümmerung der „Hochburg der politischen Reaktion in Europa“ stand, des Zarismus also, und zwar gemeinsam „durch die vereinigten Armeen [der Mittelmächte, G.K.] und durch die revolutionäre Bewegung in Russland“ oder, plakativer, durch den „Zweibund von preußischen Bajonetten und russischen Proletarierfäusten“.<sup>385</sup>

Als die entscheidende Figur der revolutionären Antikriegsbewegung in Russland deutete Parvus von vornherein Lenin aus, dessen unversöhnliche Politik er durch interfraktionelle Verhandlungen „auf einer mittleren Linie im Sinne ... einer energischen Aktion gegen den Absolutismus“ hoffte einbinden zu können. Ein „Kongress der sozialdemokratischen Führer Russlands in der Schweiz oder in einem anderen neutralen Land“ könnte die neue Einheit der gesamtrussischen Sozialdemokratie besiegeln und würde allein dadurch schon „eine große Wirkung auf die öffentliche Meinung in Frankreich und England ausüben“.

Nichts an diesem Projekt erschien angesichts der Erfahrungen der Revolution von 1905 als reine Phantasterei: weder die Erwartung eines politischen Massenstreiks für das Frühjahr 1916 unter der Losung „Freiheit und Frieden“; noch die Unterstützung der Fabrik- und Streikkomitees, vor allem in den Zentren der Rüstungsindustrie in Petrograd, Odessa, Nikolajew, den Erz- und Kohlegruben des

Donezbeckens oder den Petroleumfeldern von Baku; noch die Vorbereitung von Sabotageaktionen wie die Sprengung von Eisenbahnbrücken oder die Inbrandsetzung der Ölfelder (auch nach dem Muster von 1905). Als die entscheidenden Entwicklungen sah Parvus prognostisch voraus, dass die zaristische Armee nach einem weiteren Kriegsjahr, wenn sie nicht siegen könne, in Zersetzung übergehen werde; dass die momentane Kriegsstimmung sich in Erbitterung gegen die Regierung umwandeln werde; dass Unruhen in den Hauptstädten und Industriezentren beachtliche Teile der Armee binden und potentiell infizieren dürften; dass dann auch eine neue Bauernbewegung entstehen werde, die sich das Land der Gutsherren mit Gewalt nehme; dass diese Bewegung sich in der Ukraine mit der Unabhängigkeitsfrage verbinden werde; und dass auch sonst die nichtrussischen Nationalitäten mit Macht weg von Moskau streben dürften, wobei Parvus darauf bestand, dass in Finnland wie in Georgien die Führung unbedingt bei den Sozialdemokraten, nicht den bürgerlichen Unabhängigkeitsparteien liegen müsse.

Zur besonderen Förderung empfahl er die Bewegung in Finnland, da ihr die Aufgabe zukomme, „den Verkehr der russischen Bewegung mit Petersburg“ zu garantieren, einen „Nachrichten- und Transportdienst“ zu errichten und Depots mit Waffen und Sprengstoff für Petersburg anzulegen. Eine ähnliche Rolle komme den Sozialisten Bulgariens und Rumäniens (zu denen gute Kontakte bestünden) für die Revolutionierung der Ukraine und Südrusslands zu. Die jüdischen Revolutionäre – und zwar die Sozialisten vom „Bund“, nicht die Zionisten, von denen „nichts zu erwarten“ sei, – könnten auch wichtige Hilfe für die Agitation in Nordamerika leisten, in brüderlicher Verbindung mit den slawischen und deutschen Emigranten dort, die von Rednern der deutschen und österreichischen Sozialdemokratie bearbeitet werden sollten. Überhaupt müsste in den neutralen Ländern eine große Pressekampagne in Gang gesetzt werden, wozu besonders die sozialistischen Zeitungen und Verlage der jeweiligen Länder und die der russischen Emigranten großzügig gefördert werden sollten.<sup>386</sup>

Nimmt man die Ereignisse des Jahres 1917 (mit den aufflackernden Streiks und Unruhen 1916 als Vorspiel) in den Blick, dann zeugen die Prognosen dieses Helphandschen Revolutionsprojektes von einigem, kühnem Realismus. Unrealis-

tisch war allein seine Erwartung, diese Prozesse in irgendeiner Weise lenken und organisieren zu können und sich selbst als den Demiurgen zu sehen, der alle Fäden und Figuren verknüpfen könne.

### Deutsch-bolschewistische Kontakte

Die Aufmerksamkeit der deutschen Behörden war nicht erst durch Parvus-Helphand auf die Bolschewiki gelenkt worden. Ganz unabhängig davon hatte der estnische Sozialist Alexander Kesküla im Herbst 1914 einen Kontakt zum Berner Gesandten von Romberg hergestellt (der selbst aus dem Baltikum stammte und Russisch sprach) – und hatte mit Nachdruck die zentrale Bedeutung Lenins und seiner Fraktion hervorgehoben.

Alexander Kesküla lässt sich ebenso wenig als „zweifellichtige“ Figur abtun wie Alexander Helphand. Michael Futrell hat ihn Anfang der sechziger Jahre noch auffinden und sprechen können, wahrscheinlich in den USA.<sup>(\*)</sup> Wie Parvus, war Kesküla ein Aktivist der Revolutionsjahre von 1905/06 gewesen und hatte nach der Niederlage unter dem Decknamen „Kiwi“ für die bolschewistische Untergrundorganisation in Estland gearbeitet. 1908 war er emigriert und hatte in Berlin und Leipzig studiert, bevor er 1910 in die Schweiz übersiedelte.

Im September 1914 hatte er sich bei Romberg vorgestellt und als emigrierter estnischer Sozialist, der „mit Revolutionären in Russland Beziehungen“ habe, um Aufklärung gebeten, ob Deutschland einen Sonderfrieden mit dem Zaren anstrebe oder ernsthaft bereit sei, die „Aussichten einer Revolution“ in Russland zu prüfen. Romberg, der diesen Kontakt nach Anweisung des Berliner AA zunächst „freundlich, aber dilatorisch“<sup>387</sup> behandeln sollte, hielt die Verbindung aufrecht und konnte Kesküla im Frühjahr 1915 mit einem deutschen Pass auf den Namen

---

<sup>(\*)</sup> Futrell gab den Ort des Treffens nicht preis, dementierte aber die frühere Behauptung von Werner Hahlweg (Lenins Rückkehr, S. 40), der sich auf eine offenbar missverstandene Anmerkung von Olga H. Gankin und H.H. Fisher (The Bolsheviks and the World War, 1940, S. 788) bezog, wonach Kesküla zu dieser Zeit in Stockholm gelebt habe. Die „Alexander Kesküla Papers, 1915-1964“, offenkundig der Nachlass des 1964 Verstorbenen, sind heute Teil der „Slavic and East European Collections“ in der Sterling Memorial Library der Universität Yale. ([www.library.yale.edu/slavic/archives.html](http://www.library.yale.edu/slavic/archives.html))

„Alexander Stein“ sowie mit ersten Subventionen versorgen, um ein eigenes Kontaktnetz nach Russland über Skandinavien aufzubauen.

Wie Kesküla Futrell rückblickend erklärte, sah er sich zu dieser Zeit nicht mehr als russischen Revolutionär, sondern als einen unabhängigen Politiker, der eigene politische Vorstellungen verfolgte: „Keskülas Ziel war die Unabhängigkeit Estlands und der Ausschluss Russlands aus Europa ... Schweden, Finnland, Estland und Ingermanland (rund um Petrograd) sollten zunächst eine Föderation bilden. Erst nach einer militärischen Niederlage und Besetzung der Grenzgebiete würde es zu einer russischen Revolution kommen – und Lenin wäre der Mann, der sie durchführen könnte.“<sup>388</sup>

Im März 1915 reichte Kesküla dem Berliner Auswärtigen Amt eine Denkschrift ein, die an den Reichskanzler weitergeleitet wurde. Darin berichtete er von einer Konferenz russischer Revolutionäre „unter der Leitung des bekannten Lenin, die sich alle bis auf einen für die Niederlage Russlands ausgesprochen hätten“.<sup>(\*)</sup> Diese Nachricht werde unter den Revolutionären in Russland, aber auch in der westlichen Emigration, besonders in Frankreich, „einen starken Eindruck hervorrufen“. Im übrigen riet Kesküla, „man solle noch mehr versuchen, die Judenschaft gegen Russland mobil zu machen ... Das werde schärfere Maßnahmen der russischen Regierung gegen die Juden und damit wiederum Proteste der Judenschaft in Frankreich, England und Amerika hervorrufen.“<sup>389</sup>

Diese recht zynischen Ausführungen zeigen Kesküla in der Tat als unabhängig kalkulierenden Politiker mit einem weitem, wenn auch etwas illusionären Radius. Anfang Mai 1915 wurde er nach Berlin gebeten, und Nadolny als Chef der Politischen Abteilung des Stellvertretenden Generalstabs setzte mit ihm eine weitere Denkschrift auf, die vor allem der Figur Lenins galt. Kesküla erklärte unter anderem: „Lenins starke Seite ist die organisatorische Fähigkeit. Straffe Zentralisation. Relativ beste unter den russischen Organisationen. Hat merkwürdigerweise

---

(\*) Gemeint war offenkundig die Konferenz der Auslandssektionen der SDAPR, die vom 27. Februar bis 4. März 1915 in Bern stattfand. Außer den Schweizer Gruppen der Bolschewiki war noch die Pariser Sektion vertreten. Die Konferenz war der erfolgreiche Versuch Lenins, den kurz vor Kriegsausbruch abgespaltenen und zur legitimen Vertreterin der Gesamtpartei ernannten Parteiflügel auf seine Linie in der Frage von Krieg und Frieden einzuschwören. (Vgl. Lenin Werke, Bd. 21, S. 147-153; sowie die Anmerkung auf S. 477)

immer Geld.“ Die Persönlichkeit des Führers der Bolschewiki beurteilte er im ironisch-überlegenen und zugleich bewundernden Ton des aufgeklärten Europäers: „Lenin verfügt über die brutalste und rücksichtsloseste Energie. Seine gewissenlose und rücksichtslose Draufgängerei ist ein Seitenstück zur Orient-Diplomatie Russlands. Lenin ist ein echter Moskowiter ...“ Seine Fraktion habe sich jedenfalls „zur radikalsten Opposition von allen national-russischen Revolutionsorganisationen“ entwickelt und sei nun „auf dem Standpunkt angelangt, dass die Niederlage Russlands die geringste, der Sieg Russlands über Deutschland das größte Übel wäre“.<sup>390</sup>

Gegenüber Futrell bezeichnete Kesküla (mit gemischtem Stolz) Lenin als „meinen Protégé“, den „ich erst lanciert“ habe.<sup>391</sup> Das war natürlich Unsinn. Aber auch Fritz Fischer hat Kesküla eine ausschlaggebende Rolle bei der Ausrichtung der deutschen Revolutionierungspolitik auf die Lenin-Fraktion zugeschrieben und dies vor allem darauf zurückgeführt, dass Kesküla die deutsche Seite eindringlich vor Kontakten mit den Menschewiki gewarnt habe, da diese „ihre Hauptaufgabe darin sehen, die deutschen Sozialdemokraten zu spalten und für den Frieden zu gewinnen, so dass sie indirekt die Geschäfte der russischen Regierung besorgen“.<sup>392</sup> In einer späteren Denkschrift vom Juli 1915 malte Kesküla ergänzend das Schreckbild eines von den bürgerlichen „Kadetten“ dominierten und reformierten Russland an die Wand, das noch eroberungslustiger wäre als das alte Zarenrussland und Deutschland ökonomisch wie militärisch überflügeln könnte. Als einziges Gegengewicht stellt er wiederum die „energische Tätigkeit der revolutionären Organisationen“ heraus, und namentlich die der Leninisten.<sup>393</sup>

Tatsächlich wird hier das Grundgerüst der deutsch-bolschewistischen Beziehungen sichtbar. Für eine auf „Dekomposition“ angelegte deutsche Politik waren die Bolschewiki letztlich der weniger riskante Partner, da die Position Lenins – trotz ihres bedingungslosen Radikalismus – innenpolitisch eher die Position der „kaiserlichen“ Mehrheitssozialdemokraten stärkte als die der linken Unabhängigen, die ab 1915 begannen, für einen allgemeinen demokratischen Frieden ohne Annexionen und Kontributionen einzutreten. Gegen nichts und niemanden pole-

misierte Lenin erbitterter als gegen diese „Pfaffenlosung“, die zur Losung „der niederträchtigsten Opportunisten“ geworden sei, „mit Kautsky an der Spitze“.<sup>394</sup>

Natürlich klangen Lenins Parolen der Verwandlung des Weltkrieges in einen „europäischen Bürgerkrieg“ und der Überführung „aller Einzelstaaten Europas in republikanische Vereinigte Staaten“ gefährlicher; aber dafür waren sie auch viel abstrakter. Konkret und praktisch war stattdessen seine unzweideutige Feststellung, „dass vom Standpunkt der Arbeiterklasse und der werktätigen Massen aller Völker Russlands die Niederlage der Zarenmonarchie, der reaktionärsten und barbarischsten Regierung, ... das kleinere Übel wäre.“<sup>395</sup> Bei diesem Wort konnte man ihn fürs erste nehmen.

So hart im übrigen seine Verurteilung des deutschen Imperialismus ausfiel, der sich lügnerisch „auf den Schutz der Heimat, den Kampf gegen den Zarismus, die Verteidigung der freien kulturellen und nationalen Entwicklung“ berufe – so viel härter klang seine Verdammung der französischen Bourgeois und ihrer Rechtfertigungen für den Krieg: „denn in Wirklichkeit verteidigen sie die Länder, die in der kapitalistischen Technik rückständiger sind und sich langsamer entwickeln, und sie haben für ihre Milliarden die Schwarzhunderterbanden des russischen Zarismus zum Angriffskrieg, d.h. zum Raub österreichischer und deutscher Gebiete, gedungen“.<sup>396</sup> Und wenn Lenin die deutsche Bourgeoisie und die preußischen Junker regelmäßig beschuldigte, „stets der treueste Bundesgenosse des Zarismus“ gewesen zu sein, der auch in Zukunft bemüht sein werde, „die Zarenmonarchie gegen die Revolution in Russland zu unterstützen“<sup>397</sup>, dann lieferte das nur einen zusätzlichen Paravent für jedes mögliche Zusammenspiel der deutschen Behörden mit den russischen Revolutionären.

### Gespräche und Arrangements

Im September 1915 hatte Kesküla endlich eine direkte Aussprache mit Lenin, die dazu dienen sollte, „die Bedingungen in Erfahrung zu bringen, unter denen die russischen Revolutionäre im Falle eines Sieges der Revolution bereit wären, mit uns Frieden zu schließen“. So Romberg, der den Bericht Keskülas im Tone

ernsthafter diplomatischer Verhandlungen zusammenfasste. Demnach stellte Lenin ein „Friedensangebot ohne Rücksicht auf Frankreich“ in Aussicht, falls Deutschland auf Annexionen und Kontributionen verzichte – was, wie Kesküla (mit Blick auf das von Lenin verfochtene Selbstbestimmungsrecht der nicht-russischen Völker) hinzufügte, „die Lostrennung nationaler Staaten, die als Pufferstaaten dienen würden“, nicht ausschließen müsse. Auch habe Lenin den Verzicht auf alle russischen Ansprüche gegen die Türkei sowie die Absicht erklärt, in Indien einzufallen (was, wie Kesküla später Futrell erklärte, nur die verballhornte Wiedergabe der Vorstellung Lenins war, dass eine russische Revolution unweigerlich Aufstände im britischen Empire, und vor allem in Indien, auslösen werde, die sie aktiv unterstützen werde<sup>398</sup>). Dieses Programm Lenins erschien mit der deutschen Kriegsplanung zumindest außenpolitisch weitgehend kompatibel.

Ob Lenin gewusst hat, dass der Ex-Parteigenosse Kesküla auch namens der deutschen Regierung anfragte oder diese informieren würde, muss dahingestellt bleiben. Er hätte immerhin schon gute Gründe gehabt, es sich zu denken. Auch um Kesküla, seine vielen Reisen und sein Leben im großen Stil, rankten sich bereits die ersten Gerüchte.<sup>399</sup> Lenin musste es aber nicht wissen wollen – und das dürfte seine Grundhaltung in all diesen Fragen gewesen sein.

Die Rolle des Verbindungsmannes spielte ein junger estnischer Bolschewik, Arthur Siefeldt, der im Hause Lenins ein- und ausging und den direkten Kontakt mit Kesküla hergestellt hatte – oder vice versa. Heraus kam ein Arrangement, das für alle Seiten nützlich war. Kesküla, der von Haus aus begütert war, spendete die Gelder, die er tatsächlich von deutschen Stellen bekam (insgesamt waren es bis 1917 eine Viertelmillion Mark<sup>400</sup>), entweder an Siefeldt für die Parteigruppen in der Schweiz oder an den Sekretär der Stockholmer bolschewistischen Organisation, Bogrowski (der allerdings einen Teil davon unterschlug).<sup>(\*)</sup> Einen weite-

---

<sup>(\*)</sup> Um die Unterschlagungen Bogrowskis gab es eine große Affäre, die sich bald mit den Gerüchten um die „deutschen Verbindungen“ von Kesküla, Kruse und andern Kontakteuten der Bolschewiki in Skandinavien verknüpfte. Bucharin und seine Gruppe strengten unter erheblichen Risiken eine Untersuchung an, die aber im Sande verlief. Futrell war sich sicher: „Es muss eine Menge Korrespondenz zwischen Lenin und Bucharin gegeben haben ... Aber man wird Lenins veröffentlichte Briefe vergeblich nach den Namen Kesküla, Bogrowski und andern durchsuchen. Entweder sind diese Briefe vernichtet worden (damals oder später), oder sie sind unveröffentlicht geblieben, oder man hat alle Bezüge darauf aus den veröffentlichten Briefen

ren Teil mögen andere russisch-sozialistische Kriegsgegner in Skandinavien erhalten haben. Als Mittelsmänner und Kontaktleute fungierten häufig weitere Personen, so z.B. der dänische Sozialist Alfred Kruse. Finanziert wurden mit diesen „Spenden“ Parteidruckereien und Publikationen sowie vor allem das aufwendige Kuriersystem nach Russland, das über Finnland lief.<sup>401</sup>

Mit den finnischen Untergrundgruppen, die ohnehin von den deutschen Diensten massiv unterstützt wurden, hatten sowohl Kesküla als estnischer Sozialist wie die in Skandinavien operierenden Bolschewiki Kontakt. Noch hatte sich die finnische Unabhängigkeitsbewegung nicht in Rot und Weiß gespalten; der Stockholmer „Pelikan-Klub“, in dem Alfons Paquet verkehrte, „eine im Anfang des Krieges gegründete Kameradschaft von Finnen, Schweden und Deutschen“, fungierte noch immer als eine Art Clearingstelle.<sup>(\*\*)</sup> Dafür konnte Kesküla die aus Russland gelangenden Berichte zur inneren Lage und zu den geplanten Aktionen der revolutionären Untergrundgruppen in Erfahrung bringen – und gab diese Berichte an die deutschen Stellen weiter.<sup>402</sup>

Die wichtigeren Verbindungslinien zwischen deutschen Behörden und der Lenin-Gruppe liefen allerdings mit Sicherheit über Parvus-Helphand und Hanecki-Fürstenberg sowie über eine Reihe anderer Personen, die sorgfältig voneinander getrennt gehalten wurden. Auffällig sind jedoch eine Reihe zeitlicher und personeller Koinzidenzen. So erfolgte die direkte Kontaktaufnahme von Parvus mit Lenin ebenfalls im September 1915, kurz vor dem Gespräch mit Kesküla. Und auch Parvus traf Lenin in der Gesellschaft von Siefeldt, der das Treffen womöglich arrangiert und abgeschirmt hat. Lenin begrüßte seinen alten Mitstreiter

---

getilgt. Oder solche Briefe wurden eben nicht von Lenin geschrieben, sondern von Krupskaja, Sinowjew oder Sinowjews Frau Lilina.“ (Northern Underground, S. 143/44)

<sup>(\*\*)</sup> Paquets nachgelassenem Romanfragment „Von November bis November“ zufolge vereinte der Stockholmer „Pelikan-Klub“ finnische Unabhängigkeitskämpfer, die im Bürgerkrieg 1918 den Kern der „Weißen“ abgaben, mit finnischen Sozialisten, die später zum Kern der „Roten“ gehören würden; sowie schwedische „Aktivisten“, die an der Seite Deutschlands in den Krieg gegen Russland eintreten wollten, um ein romantisches Nordisches Reich zu schaffen, unter Einschluss Finnlands und der baltischen Länder. Darüber hinaus gab es in diesem Umfeld baltische Unabhängigkeitskämpfer, Bürgerliche oder Sozialisten (wie Kesküla), die ihre Länder vom Zarenreich losreißen wollen. Und eben die deutschen Diplomaten, Korrespondenten und Agenten, die für die „Dekomposition“ des Russischen Reiches arbeiteten. Die russische Revolution, vor allem die Machtergreifung der Bolschewiki, führt dann schlagartig zum Zerfall dieses heterogenen Zusammenschlusses. (Vgl. Von November bis November, S. 75 ff.)

Helphand überrascht, aber nicht unfreundlich und zog mit ihm in seine Wohnung. Dass er Parvus dort schon nach kurzem Disput „mit dem Schwanz zwischen den Beinen“ wieder fortgeschickt habe, ist nur durch einen späteren Bericht von Siefeldt aus sowjetischer Zeit überliefert, der wiederum Lenin zitiert – Siefeldt selbst war nicht zugegen.<sup>403</sup>

Dass das Treffen kontrovers verlief, ist auch Parvus' späterem Bericht zu entnehmen – mit dem Vorbehalt allerdings, dass dieser 1918 seinerseits gute Gründe einer Camouflage hatte.<sup>404</sup> Und mit wem stritt sich Lenin nicht? Ohnehin war klar, dass jede direkte Subventionierung und jeglicher offene Kontakt unmöglich und kontraproduktiv waren. Viel zu sehr war Parvus in der westlichen wie in der russischen Presse bereits als „deutscher Agent“ verschrien. Und als solchen attackierte auch Lenin zwei Monate nach ihrem Treffen prompt den „Herrn Parvus“ und seine „Glocke“, dieses „Organ des Renegatentums und des schmutzigen Lakaientums“.<sup>405</sup>

Aber im Monat dazwischen, im Oktober, gleich nach dem Gespräch in Zürich hatte Parvus mit einem Agenten des Berliner Generalstabs, dem Kaufmann Georg Sklarz, sein Kopenhagener Import-Export-Kontor gegründet – im Beisein von Lenins Vertrauten Fürstenberg-Hanecki, der mittlerweile aus der Schweiz nach Kopenhagen übersiedelt war und als Geschäftsführer in die Firma eintrat.

### Eine „deutsch-bolschewistische Verschwörung“?

Angesichts seines erklärten Ziels, den Krieg als Motor einer sozialistischen Umwälzung zu nutzen, die Deutschland selbst mit einschließen würde, war es Parvus erstaunlich glatt gelungen, die kaiserlichen Botschafter und Beamten im Laufe des Jahres 1915 von den Aussichten und Vorteilen eines revolutionären Umsturzversuches in Russland zu überzeugen. Vor allem im Grafen von Brockdorff-Rantzau, mit dem er im Sommer 1915 nach der Übersiedlung nach Kopenhagen auch in engen persönlichen Kontakt trat, fand Parvus einen Partner, der dafür sorgte, dass seine Denkschriften und Anregungen bis in die Spitzen der Reichsregierung hinein Gehör fanden.

Gegen die Skepsis, auf die seine mit hohen finanziellen Forderungen verbundenen Vorstellungen anfangs in Berlin (und gerade in der Person von Riezler<sup>406</sup>) gestoßen waren, stellte Brockdorff seine Überzeugung, dass Helphand „eine Probe seiner Befähigung während der Revolution nach dem russisch-japanischen Kriege abgelegt“ habe: „Ich meine daher, wir sollten ihn benutzen, ehe es zu spät ist, und uns auf eine Politik mit Russland einrichten, die von unseren Enkeln einmal traditionell genannt werden wird, wenn die deutsche Nation unter der Führung des Hauses Hohenzollern sich mit dem russischen Volk in dauernder Freundschaft gefunden hat.“ Eine solche „Politik mit Russland“ setze allerdings voraus, dass „das Zarenreich in seinem jetzigen Bestande ... erschüttert ist“.<sup>407</sup>

Diese Kombination proletarisch-sozialistischer Umsturzpläne mit einer „traditionell“ genannten deutsch-russischen Verbundenheit gehört sicherlich zu den merkwürdigsten Knoten in der großen Politik dieses Jahrhunderts. Um den Komplex einer „deutsch-bolschewistischen Verschwörung“, von der in der Entente-presse spätestens ab 1917 obsessiv die Rede war, haben sich über Jahrzehnte und bis zum heutigen Tag weitgehende Spekulationen gerankt – zuletzt in den inner-russischen historischen Diskussionen der neunziger Jahre, in denen das „deutsche Gold“ als vermeintlicher Schlüssel zur Revolutionierung des alten Russland noch einmal zum beinahe mythologischen Topos geworden ist.<sup>408</sup>

Aber auch Werner Hahlweg sprach, als er 1957 die erstmals zugänglich gewordenen deutschen Geheimakten publizierte und mit den Memoiren der Hauptakteure verglich, von einer „Verschwörung des Schweigens“, die die beteiligten Diplomaten und Militärs nach dem Sieg der Bolschewiki um die beiderseitigen Beziehungen, und speziell um die Umstände des Lenin-Transfers, gelegt hätten.<sup>409</sup>

Dabei dürfte diese Fahrt im „plombierten Waggon“ der historischen Forschung kaum noch große Rätsel aufgeben, selbst wenn wesentliche Details sich heutiger Kenntnis entziehen sollten. Die Interessen der Beteiligten waren jedenfalls klar. Der Führer der Bolschewiki wählte den schnelleren, direkteren und – angesichts der bestehenden Kontakte und ausgehandelten Arrangements – gefahrloseren Weg. Ebenso klar sind die Kalküls der deutschen Seite, diesen Transfer der für

ein Ausscheiden Russlands aus dem Krieg eintretenden Revolutionäre nicht nur in großer Einmütigkeit (vom AA über den Kanzler und Ludendorff bis zum Kaiser) zu genehmigen, sondern ihn bis in seine camouflierenden Arrangements hinein selbst in die Hand zu nehmen.

Möglicherweise hatten die Überlegungen dazu sogar schon einen längeren Vorlauf. Fritz Max Cahén jedenfalls, der von sich behauptete, als enger Mitarbeiter Brockdorff-Rantzaus „die Vorgänge jener Zeit ungemein genau“ zu kennen, schrieb: „Tatsächlich war die Sache längst vorher abgekartet, wenn es auch nach den veröffentlichten Akten scheinen mag, dass langwierige Verhandlungen mit den deutschen Amtsstellen notwendig wurden.“<sup>410</sup> Überhaupt sind die 1963 erschienenen Memoiren Cahéns gespickt mit Andeutungen der Kenntnisse, die er über die vielfältigen und längst etablierten Kontakte mit den Bolschewiki seinerzeit gewonnen habe, aber zu Lebzeiten nicht preisgeben könne. Nach Publikation der einschlägigen Akten sei es zwar möglich geworden, „über vielerlei zu schreiben, worüber man sich sonst nicht hätte äußern können, ohne sich des Vertrauensbruchs schuldig zu machen. Trotzdem gibt es mancherlei Dinge, die auch jetzt noch verborgen sind und bleiben werden, da nicht alles in den Akten steht. Andererseits geben diese in ihrer Nüchternheit ebenfalls ein unvollständiges Bild selbst von dem, was sie erzählen.“<sup>411</sup>

Im übrigen habe er (Cahén) nur von solchen Vorgängen erfahren, „die über das Auswärtige Amt der damaligen Zeit und den Reichskanzler gelaufen sind, in die aber auch die Militärbehörde verwickelt war, und zwar als selbständig arbeitend.“ Um vieldeutig hinzuzufügen: „Es ist mir freilich nicht möglich, mich über Zusammenhänge zu äußern, die etwa mit nicht genannten deutschen Stellen bestanden haben, selbst wenn ich von ihnen wissen sollte.“<sup>412</sup>

Schließlich hat Fritz Fischer in seinen scharfen Angriffen gegen Karl-Dietrich Erdmann zur Herausgabe der Riezler-Tagebücher<sup>413</sup> den Verdacht bewusster Auslassungen oder gar Verfälschungen erhoben, und das nicht nur mit Blick auf die Umstände und Motive der Kriegserklärung im Juli/August 1914, sondern ebenso auf die Rolle Kurt Riezlers bei der Revolutionierung Russlands.<sup>414</sup> Tatsächlich hatte Erdmann selbst vermutet, dass Riezler seine Aufzeichnungen we-

gen seiner Rolle bei den Verhandlungen mit den Bolschewiki zu Lebzeiten nicht habe publizieren wollen, und dass die erhaltenen Teile (wie die Akten des Auswärtigen Amtes) gerade in diesem Punkte wesentliche Auslassungen aufwiesen.

(\*) 415

Sebastian Haffner hat für dieses Spiel der kaiserlichen deutschen Behörden mit den russischen Revolutionären gar die Formel vom „Teufelspakt“ geprägt und in einer knappen, spekulativen Skizze die These aufgestellt, „dass Deutschland die Verwandlung Russlands durch die bolschewistische Revolution ... erst möglich gemacht hat“, und dass mit diesem Pakt „alles anfing“ – Hitler, Stalin, der Zweite Weltkrieg und die anschließende Teilung der Welt in Ost und West.<sup>416</sup>

Diese These verkennt allerdings, dass die eigentlichen Akteure in diesem Spiel Lenin und die Bolschewiki waren, und nicht die kaiserlichen Diplomaten und Militärs. Nicht die deutsche Reichsleitung hat Russland „revolutioniert“, sondern die Bolschewiki haben es verstanden, die ganz unabhängig von ihnen selbst wie von allen deutschen Konspirationen ausgebrochenen revolutionären Wirren in Russland zur Eroberung der Macht zu nutzen und dafür ihr stilles Arrangement mit dem kaiserlichen Deutschland als eine mitentscheidende Waffe einzusetzen.

Wenn Haffner das „Unerhörte“ der deutschen Revolutionierungspolitik mit der hypothetischen Vorstellung illustrieren wollte, „dass etwa das zaristische Russland mit Deutschland dasselbe Spiel gespielt hätte wie Deutschland mit ihm“<sup>417</sup> – so wird gerade deutlich, dass alles hier von den Dispositionen derer abhängt, die ein solches Spiel mitspielten oder nicht. Es gab in Deutschland aber keine einzige oppositionelle Gruppierung, die ernstlich auf die Idee gekommen wäre, sich von der zaristischen Regierung finanzieren oder praktisch unterstützen zu lassen.

Natürlich unterhielten alle am Krieg beteiligten Mächte Beziehungen zu den inneren und äußeren Opponenten ihrer Gegner, und selbst ihrer Verbündeten. Was Russland betrifft, standen die westlichen Regierungen nicht nur in engem

---

(\*) „Was Riezler im Rahmen des ihm erteilten Auftrages (der Unterstützung der russischen Revolutionsbewegung als ‘Referent für politische Kriegsführung’ im Amt des Reichskanzlers, G.K.) in der Folgezeit eigentlich getan hat und wie weit seine Verantwortung reichte, bleibt unklar. Die Akten des Auswärtigen Amtes schweigen sich darüber ebenso aus wie das Tagebuch.“ Insbesondere habe sich Riezler, „wie mehrere seiner Freunde bezeugen, für die Rückführung Lenins nach Russland politisch verantwortlich gefühlt“. (Erdmann, S. 82 ff.)

Kontakt mit der bürgerlich-demokratischen Duma-Opposition, sondern dürften auch die ihnen zuneigenden Teile der sozialistischen Emigration (etwa die Gruppe um Plechanow) materiell unterstützt haben. Auch ein Gutteil der Politiker und Parteien im neutralen Holland, Dänemark oder Schweden, darunter die führenden Figuren der Sozialistischen Internationale, waren großteils dem einen oder zum anderen Kriegslager durch Subsidien verpflichtet. So dienten die von den deutschen Botschaften dringend angeforderten Finanzmittel vielfach der „Gegenbearbeitung“ von Gruppen und Personen, die (angeblich oder tatsächlich) das Objekt entsprechender Bemühungen der Feindstaaten waren.

Doch werden auch die westlichen Demokratien im Deutschen Reich keine relevante Oppositionsgruppe, gar revolutionären Charakters, gefunden haben, die bereit gewesen wäre, ihren Kampf gegen das wilhelminische Regime in vergleichbarer Weise vom Kriegsgegner subventionieren zu lassen und weitläufig mit ihm zu koordinieren, wie es die Bolschewiki und andere Gegner des Zarentums in Russland ohne weiteres waren.<sup>(\*)</sup>

---

(\*) Eine Ausnahme bildete möglicher Weise eine kleine Fraktion deutscher Pazifisten und Linksdemokraten in der Schweizer Emigration, die von der Kriegsschuld des deutschen Reiches überzeugt waren und sich zu der Auffassung durchdrangen, dass ein Sieg der Entente am ehesten dem Frieden und Fortschritt dienen werde. Die prominentesten Figuren waren der Elsässer Salomon Grumbach, der in der Schweiz als Korrespondent des sozialistischen Parteiblatts „Humanité“ arbeitete und u.a. die umfangreiche Dokumentation „Das annexionistische Deutschland“ (Lausanne 1917) herausgab. Grumbach war radikaler Sozialist, aber auch französischer Patriot und wurde nach dem Krieg Abgeordneter der französischen Nationalversammlung. Einer seiner Kronzeugen war der ehemalige Krupp-Direktor Wilhelm Muehlon, der in einem umfangreichen Memorandum ebenfalls die Kriegsschuld Deutschland und den Annexionismus der deutschen Schwerindustrie anprangerte. Weitere prominente Namen, die in der Berner „Freien Zeitung“ für den Sieg der Entente eintraten, waren Otfried Nippold und Richard Grelling sowie (unter verschiedenen Pseudonymen) Ernst Bloch. Ein etwas anderer Fall war der (konservative) Philosoph, Pazifist und katholische Anti-Preuße Friedrich Wilhem Foerster, der 1916 nach der Publikation einer als unpatriotisch empfundenen Schrift über „Bismarcks Werk“ in die Schweiz emigrierte. Ob und in welchem Umfang französische Gelder bei dieser Publikationstätigkeit – die sich zu einem Gutteil explizit gegen die Deklarationen der „Zimmerwalder Linken“ richtete und 1917/18 in lebhafter Polemik gegen die Politik der Bolschewiki stand – entzieht sich meiner Kenntnis hätte aber der eingenommenen Position wohl durchaus entsprochen. (Vgl. zu diesem Komplex Wilhelm Alff: Deutsche Opposition im Exil während des Ersten Weltkriegs. In: Gottfried Heinemann / Wolf-Dietrich Schmied-Kowarzik: Sabotage des Schicksals. Für Ulrich Sonnemann, Tübingen 1982, S. 54-78)

Was Ernst Bloch und seine polemische Anti-Position gegen Lenin und die Bolschewiki in der Zeit des Brester Friedens angeht, vgl. das spätere Kapitel „Zwei Küken unter einer Schale“.

### Die Februarrevolution in deutscher Perspektive

Als die so oft beschworene russische Revolution im Februar/März 1917 tatsächlich ausbrach, konnte man sich auf deutscher Seite sehr bald schon nicht darüber hinwegtäuschen, dass es nicht die war, auf die man hingearbeitet hatte – fast im Gegenteil. Wohl ließ sich der Aufruhr in den russischen Städten als ein Triumph der deutschen Waffen darstellen. Und auf derartige innere Zusammenbrüche der Gegnerstaaten, mehr als auf einen Zusammenbruch ihrer Fronten, war der „Abnutzungskrieg“ auf beiden Seiten ja längst berechnet. Dass das Zarenreich als erstes zu kollabieren begann, passte natürlich ins Bild.

Doch gab die Bildung einer Provisorischen Regierung aus jenen bürgerlich-liberalen Kräften und Parteien, die längst zum Zentrum der Kriegsanstrengungen Russlands geworden waren und die der Regierung Stürmer, wenn nicht dem Zarenhause selbst, immer offener Verrat und insgeheime Kollaboration mit ihrer deutschen Verwandtschaft vorgeworfen hatten, nur zu geringem Optimismus Anlass – erst recht vor dem Hintergrund des sich abzeichnenden Kriegseintritts der USA. Auch Russland war nun eine Republik und reihte sich damit in eine Front der Demokratien gegen die „Autokratie“ des wilhelminischen Reiches ein.

Der in der Ententepresse vorherrschende Jubel wirkte ein wenig künstlich, aber dennoch bedenklich: „Deutschlands Prestige in Russland zusammengebrochen“, „Russland wird neue Waffen schmieden“ – so oder ähnlich lauteten einige der hoffnungsvollen Schlagzeilen in London, Paris oder New York. Der „Vorwärts“ stellte in einem Leitartikel vom 16. April enttäuscht fest, dass in Russland offenbar die „Überpatrioten“ der bürgerlichen Opposition die Macht ergriffen und die Hungerunruhen ausgenutzt hätten, um den Krieg verstärkt fortzuführen. Und die konservative „Kreuz-Zeitung“ erklärte, dass man im Grunde „von einer englischen Revolution auf russischem Boden sprechen“ müsse.<sup>418</sup>

Umso erwartungsvoller wurden die Meldungen über die anhaltende Radikalisierung der Massenbewegung in Russland registriert, die sich in den Sowjets der Arbeiter- und Soldatendeputierten ihre eigenen Organe schuf. Das „Berliner Tageblatt“ zitierte englische Korrespondenten-Berichte, wonach rote Fahnen die

Straßen Petrograds beherrschten und Forderungen nach Todesstrafe für die Minister der Zarenregierung, Landverteilung an die Bauern und Einleitung sofortiger Friedensverhandlungen allgemein verbreitet seien.<sup>419</sup>

Mit gesteigerter Aufmerksamkeit wurde auch die Rückkehr der verschiedenen Gruppen russischer Sozialisten aus ihrem jeweiligen Exil verfolgt. Und ohne dass die deutsche Öffentlichkeit über die Umstände der Reise Lenins im „plombierten Waggon“ Genaueres erfahren hätte, waren alarmierende Schlagzeilen wie die des Pariser „Matin“ über die „Sendboten des Kaisers“ frühzeitig angetan, die Aufmerksamkeit auf das bis dahin marginale Lager der Bolschewiki zu lenken. Vor allem ihre Agitation in der russischen Armee wurde beifällig verfolgt, und die erzbürgerlichen „Münchener Neuesten Nachrichten“ stellten mit deutlicher Sympathie fest, dass „die Leute um Lenin die Wirklichkeit zu erkennen [vermögen] und wissen, dass Freiheit und sozialer Fortschritt in Russland ohne einen sofortigen Friedensschluss nicht einziehen können.“<sup>420</sup>

Dieser Ton des Wohlwollens war allerdings immer auch Teil eines amtlichen Optimismus, der über das Kriegspresseamt vorgegeben wurde. Drinnen im Zentrum der Macht sah es anders aus. Die Riezler-Tagebücher geben einen starken Eindruck von der ungeheuren Spannung zwischen Furcht und Erwartung, mit der im Kanzleramt die krisenhaften Entwicklungen verfolgt wurden, die, so schien es, in diesem Frühjahr 1917 dabei waren, von Russland über Frankreich (wo die Regierung Briand gerade gestürzt war) auf Deutschland selbst überzuspringen:

„Situation im Innern ungeheuer prekär. Hunger, Unruhe, daher die Soz[ial] Dem[okraten] im Innern fordernd – leider nicht ohne Unterton der Erpressung und Finger nach Russland zeigend ... Dazu auf der anderen Seite Wutgeheul aller konservativen Militairs ... Wenn der Hunger kommt und nicht zum mindesten gleichzeitig der Friede, dann bekommen wir Zustände, die zur Revolution führen müssen, wenn sie dauern.“ (28. März) – „Das freie Russland wird die große Gefahr der Zukunft – es bekommt nach zwei Jahrzehnten eine schreckliche Kraft. Wir müssen Polen bekommen und gegen Russland instradieren können.“ (1. April) – „Armes deutsches Volk ... Dauert der Krieg bis zum Herbst, so endet die erstaunlichste Anstrengung der Weltgeschichte mit einer Katastrophe, tragischer,

unverdienter, entsetzlicher als alles, was Völker erlitten ... Gelingt es bis zum Herbst, einen leidlichen Frieden zu schaffen, so wird es der größte Sieg eines Volkes über ein anderes wie über sich selbst!“ (10. April) – „Wenn wir jetzt noch Atem hätten, um Russland niederzuwerfen! Wir könnten uns auf ein Jahrhundert sichern!“ (16. April) – „Die Berichte von der russischen Armee lauten so, dass man sich schwer vorstellen soll, wie diese Armee dem Angebot eines Waffenstillstands sollte standhalten können. Ich hoffe, es geschieht.“ (25. April) – „Wilde Demagogie der Konservativen gegen den „Scheidemannfrieden“, den der Kanzler, um nicht das Spiel der Engländer in Petersburg [zu] spielen, doch nun einmal nicht ablehnen kann.“ (8. Mai) <sup>(\*)</sup>

Tatsächlich war die Regierungs- und Verfassungskrise, die im Juli 1917 mit dem Sturz Bethmann-Hollwegs endete, Resultat der objektiven Dilemmata der deutschen Kriegspolitik und einer steten Verschiebung im Gewicht der politischen Kräfte und Institutionen, aber zugleich auch Ausdruck eines untergründigen Anwachsens defaitistischer Stimmungen, sozialer Forderungen und demokratischer Ansprüche in der breiten Bevölkerung. Der Steckrübenwinter 1916/17 hatte das Vertrauen nachhaltig erschüttert, während der unbeschränkte U-Boot-Krieg und der Kriegseintritt der USA den Weltkrieg noch einmal eskalieren ließen, der vor allem an den Fronten im Westen immer unmenschlichere Verluste forderte, ohne dass ein Ende absehbar erschien.

Zunächst mündete die Krise des Reiches jedoch in ein labiles neues Gleichgewicht zwischen einer noch schwächer gewordenen Regierung und einer Reichstags-Mehrheit, die sich, statt eine wirkliche Machtprobe zu wagen und die

---

<sup>(\*)</sup> Gerade wenn man in Riezler den strategischen Kopf hinter Bethmann Hollweg sieht, wie es vor allem Immanuel Geiss in seinem Beitrag „Kurt Riezler und der Erste Weltkrieg“ in der Festschrift für Fritz Fischer seinerzeit getan hat (I. Geiss / B.J. Wendt, Deutschland in der Weltpolitik des 20. Jahrhunderts, Düsseldorf 1973) – dann versteht man besser die Rage des Generals Ludendorff gegen den Kanzler, in dem er das Zentrum aller deutschen Unentschiedenheiten sah; oder auch die scharfe Ironie eines Harry Graf Kessler, der im März 1919 über Riezler (zu der Zeit Leiter Präsidialamtes von Ebert) schrieb: „Allmählich verstehe ich die verhängnisvolle Unfruchtbarkeit der Bethmannschen Politik, deren Hauptvertreter Riezler war ... Für Riezler ist die Idee immer nur ein Vorwand, um etwas nicht zu tun ... Sein ganzes Denken mündet von Natur in organisiertes Nichthandeln, organisierte Impotenz, die irisierend und verführerisch sich als höhere Weisheit ausgibt. Dass Bethmann dieses Gaukelspiel jahrelang ertragen hat, beweist auch seine mangelnde Begabung. Bismarck oder Napoleon hätten Riezler nach dem ersten Vortrag zum Teufel gejagt.“ (Kessler, Tagebücher 1918-1937, S. 165)

Parlamentarisierung zu erzwingen, mit dem „Interfraktionellen Ausschuss“ ein eigenes Organ schuf. Dessen spöttische Bezeichnung als „Inter-Sowjet“ zeigte in Wirklichkeit, wie weit man von russischen Verhältnissen noch entfernt war. Die von der Mehrheits-Sozialdemokratie abgespaltenen, in der USPD zusammengefassten Kräfte waren zu einer politischen Initiative revolutionären Charakters nicht in der Lage – was sich gerade in ihren allzu direkten, beinahe naiven Bezugnahmen auf die Entwicklungen in Russland spiegelte.<sup>421</sup>

### Spontaner und organisierter Defaitismus

In den Flugblättern, die im Frühjahr 1917 zum Streik aufriefen, waren solche Verweise auf das russische Beispiel weit verbreitet – beispielsweise in einem von der Polizei aufgegriffenen Flugblatt in Leipzig, in dem es hieß: „Leuchtend ist die russische Arbeiterschaft Euch vorangegangen. Gehet hin und tuet desgleichen. Schreitet aus preußisch-deutscher Dunkelheit zur strahlenden Freiheit des Volkes.“ Ein Flugblatt beim Aprilstreik in Berlin verlangte unter Hinweis auf die Proklamationen des Petrograder Arbeiter- und Soldatenrates eine entsprechende Erklärung der deutschen Regierung „zur sofortigen Friedensbereitschaft unter Verzicht auf jede offene und versteckte Annexion“. Inmitten eines Katalogs politischer Forderungen war auch die Aufforderung an die Betriebe und Berufsgruppen enthalten, „Vertreter zu entsenden, um einen Arbeiterrat zu bilden“. Der Berliner „Börsen-Courier“ vom 20. April 1917 kommentierte das mit dem empörten Ausruf: „Man will uns also russisch kommen.“<sup>422</sup>

Noch stärker wurden die Fronten im Osten von den Ereignissen in Russland bewegt. Unter dem Datum des 13. April heißt es in einem Bericht aus dem Kriegsministerium an den Reichskanzler, den Innenminister und die Armeekommandos: „Eine östliche Division meldet: Nach der Ansicht des Vertrauensmannes wird für sofortigen Friedensschluss im Anschluss an die russische Revolution Propaganda gemacht. Es sollen bereits Flugblätter in der Division zirkulieren, die darin gipfeln, nicht mehr auf die Russen zu schießen und keine Kriegsanleihen zu zeichnen.“<sup>423</sup>

In den, vor allem von DDR-Historikern gesammelten Erinnerungsberichten ist daraus eine ganze Epopöe deutsch-russischer Verbrüderungen geworden. Solche hat es im Frühjahr 1917 an vielen einzelnen Punkten der Ostfront tatsächlich gegeben; und spätestens im Herbst, vor und nach der Machtergreifung der Bolschewiki, wurde daraus eine weitgehende Auflösung der Frontlinien selbst. Allerdings täuschen die zu Bild-Ikonen gewordenen Photographien der Soldaten, die auf dem Eis tanzen, ein wenig. So spontan und authentisch viele Kontaktaufnahmen über die Fronten hinweg waren, sie standen noch immer unter dem Gesetz des Krieges – oder schon unter dem des Bürgerkrieges.

Tatsächlich waren die deutschen Militärbehörden ihrerseits lebhaft bemüht, durch eine aktive Propaganda die Kriegsmüdigkeit der russischen Soldaten zu schüren und informelle Waffenstillstände zu vereinbaren. Darin kam ihnen die Schützengraben-Propaganda der Bolschewiki entgegen – auch wenn sie sich hier und dort an die deutschen und österreichischen Soldaten wandte. Ein gewisses Zusammenspiel der deutschen und russisch-revolutionären Propaganda gab es im übrigen schon seit geraumer Zeit in den Kriegsgefangenenlagern in Deutschland, wo man ab 1915 begonnen hatte, die Gefangenen nach Nationalitäten zu trennen und mit eigener Propaganda sowie mit Hilfe von Exilgruppen zu bearbeiten – auch mit Hilfe der Bolschewiki.<sup>(\*)</sup> 424

In den regelmäßigen Übersichten der Politischen Abteilung IIIb des Oberkommandos Ost über „Propagandatätigkeit“ an den verschiedenen Frontabschnitten

---

(\*) Ende 1917 befanden sich in deutschen Gefangenenlagern ca. 1,3 Millionen Gefangene, darunter 11.000 Offiziere. In Österreich waren es noch einmal 1 Million Gefangene. Ein großer Teil von ihnen arbeitete in der Landwirtschaft, eine kleine Zahl von Facharbeitern in der Kriegswirtschaft. Bereits seit 1915 erschien die russisch-sprachige Gefangenenzeitung „Russkij Vestnik“ (Russischer Bote), weniger später der ukrainisch-sprachige „Vistnik sojuza visvolenija Ukrainy“, hrsg. vom „Bund zur Befreiung der Ukraine“. Ab 1916 erschienen Gefangenenzeitungen mit schärfer sozialistisch-internationalistischer Orientierung, so die Zeitungen „Na Čužbine“ (In der Fremde) und „Tovariš“ (Genosse) sowie die Broschüre „International i vojny“ (Die Internationale und der Krieg). Auch die Bolschewiki fanden reguläre Wege, ihre Zeitungen in die deutschen Gefangenenlager zu bringen. So konnte Lenin die längste Zeit des Krieges hindurch mit dem früheren Sprecher der bolschewistischen Dumafraktion Malinowski, der 1914 in deutsche Gefangenschaft geraten war, Briefe austauschen, in denen er ihn kaum verstellt dazu anhielt, eine (politische) „Arbeit“ aufzunehmen und „Untersuchungen“ anzustellen. Tatsächlich konnte Malinowski bereits 1916 in deutschen Gefangenenlagern Vorträge halten und erhielt – wie andere bolschewistische Gefangene – revolutionäre Literatur zugeschickt.

im Herbst 1917 ergibt sich das Bild eines vielseitigen, beinahe intimen Verkehrs der beiden Rumpfarmeen über die Schützengräben hinweg. Mal waren es die „Soldaten und Bürger der freien russisch-revolutionären Armee“, die sich bei Baranowitschi brieflich an die „Kameraden des monarchischen Heeres“ richteten und sie „in zuvorkommender Form auf die Schrecken des Krieges auf die Schuld der Monarchen“ hinwiesen, mit der Bitte, „für eine alsbaldige Beendigung des Krieges zu sorgen“.<sup>425</sup> Häufiger waren es aber die deutschen Propagandaoffiziere, die die Gegenseite bearbeiteten und feststellten: „Unsere Zeitungen werden dankbarst angenommen“<sup>426</sup> – schon wegen des steten Mangels an Information und Unterhaltung in den russischen Schützengräben. Ganze Gruppen von Soldaten und Unteroffizieren kamen, trotz Verbots, in die deutschen Gräben und Armeestäbe hinüber und erklärten bereitwillig, dass sie alle Schießbefehle verweigert hatten, nicht selten unter physischer Bedrohung oder Ausschaltung der eigenen Offiziere und kampfbereiter Einheiten. Das materielle Band zwischen den Fronten war der Handel mit Rasierzeug, Seife, Uhren oder Lebensmitteln, der von den deutschen Stellen gefördert wurde und – zumal dann in der Zeit des Waffenstillstands – ein beachtliches Volumen annahm.<sup>(\*)</sup>

In den Berichten vom 9.11., dem Tag nach dem bolschewistischen Umsturz, heißt es: „Soweit bisher erkennbar, wissen die russischen Truppen an der Front ... noch nichts über die Vorgänge im Inneren. Unsere Propaganda hat befehlsgemäß eingesetzt.“ In den Berichten vom 11.11. heißt es zusammenfassend: „Kampf Kerenski – Lenin ist im Gang. Armeekomitees und höhere Führer sind zum gro-

---

<sup>(\*)</sup> In einer ungezeichneten und undatierten Denkschrift, offenbar um den 20. Dezember 1917, wird eine regelrechte Handels- und Propagandaoffensive über die Front vorgeschlagen: „Nach verschiedenen Nachrichten mehren sich im russischen Heere die Stimmen, dass Deutschland und Russland aufeinander angewiesen und nach dem Kriege in ein enges wirtschaftliches Verhältnis treten müssten .... Hand in Hand mit der Propaganda hat sich an der Ostfront ein lebhafter Warenhandel mit den russischen Soldaten entwickelt ... In einer der letzten Wochen sind von einer Armee aus allein für 10.000 Mark Waren aller Art aus Deutschland zum Verkauf an die Russen bestellt worden.“ Dieser Handel sollte nun „kaufmännisch großzügig organisiert“ werden, zumal infolge „der Waffenruhe und der Freude auf die Heimat, namentlich angesichts des bevorstehenden Weihnachtsfestes ... die Kauflust der Russen wachsen“ werde. Durch Bereitstellung vorgeschobener „Marketendereien, Kantinen, Depots von Kaufhäusern pp.“ könne man sich „den russischen Soldaten und damit das russische Volk wieder zum Freunde“ machen und „unserer politischen Propaganda“ durch den imponierenden Eindruck vorarbeiten, „dass Deutschland während des Krieges noch im Stande ist, gute Waren herzustellen“. (In: Deutschland Nr. 131, Bd. 18, Bl. 120-122)

ßen Teil *für* die Provisorische Regierung. Den Truppen werden Unterhaltungen stellenweise verschärft verboten; in den meisten Fällen haben sie durch unsere Propaganda den Umsturz erfahren und ihn mit Jubel begrüßt in der sicheren Erwartung des Friedens.“<sup>427</sup>

Die Waffenstillstandsverhandlungen, die Ende November an den einzelnen Frontabschnitten begannen, schufen bereits vollendete Tatsachen. Sie trugen in vieler Hinsicht das Gepräge einer Kapitulation. In der „Illustrierten Kriegs-Chronik für das Daheim“ las sich das etwa so: „Es war gegen 11 Uhr vormittags, als der Telephonist aus seinem Bau gestürzt kam und uns zurief: ‚Friede! Gefechtsmeldung: auf dem russischen Brückenkopf drei weiße Fahnen. Russische Kapelle spielt auf der Brustwehr, russische Offiziere sind zu unserem Brückenkopf hinübergestiegen, wollen wegen Waffenstillstand verhandeln!‘ ... Es war Tatsache: sämtliche Stützpunkte zeigten weiße Fahnen; auf der gesprengten Brücke verhandelten deutsche und russische Offiziere ... ‚Friede! Friede!‘ Aus den Unterständen dringt freudiger Gesang. Dazwischen aber laut und lauter, ein Lied, wildtrotzig, als seien die Augusttage 1914 wiedergekehrt: ‚Frankreich, ach Frankreich, wie wird’s dir ergehen ...‘.“<sup>428</sup> Diese Wendung des – natürlich der Durchhaltemoral verpflichteten – Berichts lässt etwas von der Doppeldeutigkeit der Situation ahnen.

### Lenin als Hoffnungsträger

Nicht nur der Tenor der offiziellen deutschen Frontberichte war gegenüber der Machtergreifung der Bolschewiki eindeutig positiv gestimmt und in den ersten Wochen noch kaum von Besorgnissen getrübt. Kaum anders sah es in der allgemeinen Öffentlichkeit aus.<sup>(\*)</sup> Die halb regierungsamtliche „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ schien sich geradezu in der Sprache eines neuen Zeitalters üben

---

(\*) So zeigte sich der Autor einer DDR-Zeitschrift 1989 überrascht, dass bei Durchsicht einer Reihe zentraler und regionaler Tageszeitungen „die bürgerliche und sozialdemokratische deutsche Presse trotz der Pressezensur und sicher auch fehlender Sympathie für die russischen Revolutionäre ausführlich und zunächst auch meist sachlich über die Vorgänge in Russland berichtete“. (Wolfgang Wilhelmus: Deutsche Presseorgane 1917/18 über die Oktoberrevolution. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung 31 [1989], H. 2)

zu wollen, wenn sie unter der Schlagzeile „Chaos in Petersburg“ meldete: „Das Ziel, für das das Volk kämpfte, nämlich Vorschlag eines sofortigen demokratischen Friedens, Aufhebung des Rechtes der Grundeigentümer, Land zu besitzen, Aufsicht der Arbeiter über die Erzeugung und Bildung einer Regierung des Arbeiter- und Soldatenrates, ist gesichert.“<sup>429</sup>

Der „Vorwärts“ stellte die Errichtung des Rates der Volkskommissare in Russland den vorsichtigen Schritten zu einer parlamentarisch gestützten Regierung in Deutschland gleichberechtigt an die Seite und schrieb: „Der 8. November hat Deutschland die erste parlamentarische und Russland die erste proletarische Regierung gebracht. Die neue deutsche Regierung ist nicht denkbar ohne die deutsche sozialdemokratische Taktik, so wie die neue russische den bolschewistischen Methoden ihre Entstehung verdankt. Hier ein schrittweises Vordringen, dort der kühne Taumelsprung in die Stühle der Macht.“ Die taktischen Differenzen zwischen russischer und deutscher Sozialdemokratie seien offenkundig „auf entwicklungsgeschichtliche Notwendigkeiten zurückzuführen“.<sup>430</sup> Mit anderen Worten: Für Russland mochte nach Lage der Dinge eine Diktatur der „Maximalisten“ durchaus das Richtige sein. „Die maximalistische Regierung schafft Ordnung“, meldete der *Vorwärts* denn auch am 5. Dezember. Und wenige Tage später wurde Lenin den Lesern in einer biographischen Skizze näher vorgestellt, die mit den Worten endete: „Einen solchen Charakter braucht jetzt die russische Arbeiterklasse, wenn sie ihre historischen Forderungen erfüllt sehen will.“<sup>431</sup>

Eine weitere, häufig angeführte Legitimation des Machtumsturzes durch die Bolschewiki findet sich in der Flugschrift „Russland, der kranke Mann“ des Nationalökonomen und „Kathedersozialisten“ Lujo Brentano von Anfang 1918 systematisch entwickelt.<sup>432</sup> Darin erschien die Oktoberrevolution vor allem als eine nationale Auflehnung gegen den Ausverkauf Russlands an das anglo-amerikanische Kapital, welches zur Zeit der Provisorischen Regierung zum Ausgleich für die russischen Schulden Gebiete, die „etwa die Größe des europäischen Russland“ einnahmen, als Konzession erhalten habe.<sup>433</sup> Die Dekrete der Bolschewiki hätten „mit einem Schlage alle die Pfänder ihres Wertes entkleidet, welche die Erpresser-Freunde des russischen Volkes diesem in seiner Not abge-

rungen hatten“.<sup>434</sup> Dies bedeute „einen sozialen Umsturz, der an Gründlichkeit alle Umwälzungen, von denen die Geschichte berichtet, weit hinter sich lässt“.<sup>435</sup> Zwar werde dieselbe Gesetzgebung den baldigen Ruin der eigenen russischen Volkswirtschaft mit sich bringen. Dennoch werde es auch nach dem Sturz der „Maximalisten“ (den Brentano, wie viele damals, nur für eine Frage von Tagen oder Wochen hielt) keine Regierung künftig „wagen können, dem russischen Volk wieder die Fesseln anzulegen, welche ihm das fremde Kapital, indem es sich seiner Naturschätze bemächtigte, auferlegt“ hatte.<sup>436</sup>

### Waffenstillstand als verpasste Chance

Dass schon die Einleitung von Waffenstillstandsverhandlungen – nachdem der allgemeine Friedensaufruf ungehört verhallt war – in dem auf Messers Schneide stehenden Weltkonflikt dem Deutschen Reich einen enormen Vorteil verschaffte, war den Führern der Bolschewiki selbstverständlich klar. Sie nahmen das nicht nur in Kauf, sondern verschärften diese Situation durch die einseitige Kündigung der Bündnisverträge mit den Alliierten, die Kassierung der enormen Kriegs- und Vorkriegsschulden Russlands sowie die Veröffentlichung der „Geheimabkommen“ über die alliierten Kriegsziele, was den deutschen Darstellungen über die Ursachen und Konstellationen des Krieges nochmals weit entgegenkam.

Darin lag ein weitreichendes Angebot. Die Bolschewiki hätten sich offenkundig nicht gescheut, es im Gegenteil vorgezogen, ihre prekäre innere Machtstellung zunächst im Rahmen eines großzügigen, notfalls provisorischen Arrangements mit dem Deutschen Reich zu festigen. Sinowjew sagte Mitte Februar 1918 in einer internen Debatte im Zentralkomitee: „Rückblickend muss man sagen, dass wir den Frieden im November hätten schließen sollen ... Wir ließen uns viel zu sehr von den Streiks in Wien und Berlin hinreißen und verpassten den Moment.“<sup>437</sup>

Parvus Helphand, der im Sommer 1917 gegenüber dem republikanischen Russland eine rein militärische Lösung und großflächige deutsche Okkupationen nicht ausgeschlossen hatte, plädierte in einer neuen Denkschrift vom 18. November (in

der Zeit seiner engen Verbindung mit der Stockholmer Auslandsvertretung der Bolschewiki) entschieden für die Annahme des Friedensangebotes der bolschewistischen Volkskommissare durch die deutsche Regierung. Dies werde mit Sicherheit die „Sprengung der Entente“ (etwa durch den Zusammenbruch der französischen und/oder der italienischen Kriegsbereitschaft) nach sich ziehen und nach einem Teilfrieden zu einer engen Wirtschaftskooperation mit Räterussland führen. Diese wiederum werde die Zentralmächte erst stark genug machen, „um England und Amerika, auch eventuell im wirtschaftlichen Krieg, standzuhalten“.<sup>438</sup>

Die deutsche Regierung und die immer selbtherrlicher agierende Militärführung waren jedoch vollkommen unfähig, die Gunst der Stunde zu erfassen. Ludendorff erklärte jedem, der es hören wollte: „Die russische Revolution ist kein Glücksfall für uns gewesen, sondern die natürliche und notwendige Folge unserer Kriegsführung.“ Kaum weniger borniert und selbstzufrieden äußerte sich der neue Staatssekretär des Äußeren Kühlmann in seiner (schriftlich fixierten) Niederschrift zum Vortrag beim Kaiser am 3. Dezember, die sich wie eine kurze Rekapitulation der gesamten deutschen Revolutionierungspolitik im Osten liest:

„Die Sprengung der Entente und in der Folge die Bildung neuer, uns genehmer politischer Combinationen ist das wichtigste diplomatische Kriegsziel. Als schwächstes Glied in der feindlichen Kette erschien der russische Ring; es galt daher, ihn allmählich zu lockern und wenn möglich herauszulösen. Diesem Zweck diente die destruktive Arbeit, die wir hinter der Front in Russland vornehmen ließen, in erster Linie die Förderung der separatistischen Tendenzen und die Unterstützung der Bolschewiki. Erst die Mittel, die den Bolschewiki auf verschiedenen Kanälen und unter wechselnder Etikette von unserer Seite dauernd zuflossen, haben es ihnen ermöglicht, die „Prawda“, ihr Hauptorgan auszugestalten und die anfangs schmale Basis ihrer Partei stark zu verbreitern. Die Bolschewiki sind nun zur Herrschaft gelangt; wie lange sie sich an der Macht halten können, ist noch nicht zu übersehen. Sie brauchen zur Befestigung ihrer eigenen Stellung den Frieden; und auf der anderen Seite haben wir alles Interesse daran, ihre vielleicht nur kurze Regierungszeit auszunutzen, um zunächst zu einem

Waffenstillstand, sodann wenn möglich auch zum Frieden zu gelangen. Der Abschluss eines Separatfriedens würde die Verwirklichung des erstrebten Kriegszieles, den Bruch Russlands mit seinen Verbündeten, bedeuten. Die Stärke der aus diesem Bruch notwendigerweise sich ergebenden Spannung wird die Intensität des Anlehnungsbedürfnisses Russlands an Deutschland und seine künftigen Beziehungen zu uns bestimmen.“

Kühlmann war sich also sicher, dass gerade das transitorische Regime der Bolschewiki bei Deutschland Anlehnung suchen müsse. Man könne der russischen Räteregierung „durch Gewährung einer größeren Anleihe“, derer sie „für die Inganghaltung der Staatsmaschinerie bedarf“, gegen entsprechende „Vorschüsse auf Getreide, Rohstoffe usw.“ entgegenkommen und insbesondere „bei der Ordnung und der Wiederherstellung der Eisenbahnbetriebe“ behilflich sein, allerdings nur durch eine gemischte, „von uns geleitete Kommission“, die den gesamten Warenaustausch zu überwachen hätte. Die Regierung in Wien, die diesen „Annäherungsprozess mit Misstrauen und nicht ohne Beklemmungen verfolgen“ dürfte, sollte bei alledem möglichst ausgeschaltet werden.<sup>439</sup>

Der Vortrag Kühlmanns war im übrigen nur die ressortmäßige Antwort auf die viel weiterreichende kaiserliche Direktive vom 29. November, die sogar forderte: „falls es in absehbarer Zeit mit Russland zu Friedensverhandlungen komme, doch zu versuchen, ob wir mit Russland nicht in eine Art Bündnis- oder Freundschaftsverhältnis kommen könnten“.<sup>440</sup>

### „Klarheit“ im Osten für den Krieg im Westen

Die Crux aller dieser Vorschläge war, dass sie keiner selbständigen Zielvorstellung folgten, sondern lediglich eine Funktion der Kriegführung im Westen waren. Ludendorff hatte gleich nach der Oktoberrevolution den strategischen Entschluss gefasst, im Frühjahr durch eine Großoffensive in Frankreich die Entscheidung zu erzwingen, bevor die amerikanischen Verstärkungen eintrafen. Dafür verlangte er im Osten „klare Verhältnisse ... und schnelles Handeln“.<sup>441</sup> Lange Friedensverhandlungen mit den Bolschewiki in Brest lehnte er ab. Er wollte

eine sofortige Okkupation der baltischen Gebiete und einseitige Annektion des „polnischen Grenzstreifens“, separate Verhandlungen mit den Ukrainern und ein klares Diktat gegenüber den Bolschewiki, die er als bloße bezahlte Marionetten für eine kurze Übergangsperiode ansah.

In Ludendorffs späteren Betrachtungen über „Kriegführung und Politik“ wird deutlich, dass dieser Entschluss weniger von der scheinbar günstigen Kriegslage als von immer bedrängenderen inneren und äußeren Zwangslagen diktiert war. Nach dieser Logik musste die deutsche Reichsleitung alles auf eine Karte setzen, weil nur noch die Aussicht auf einen raschen Sieg das Vierer-Bündnis selbst zusammenhalten, den „niedergedrückten Volksgeist“ in der Heimat wiederaufrichten und die „Abnahme der kriegerischen Tugenden“ im Heer durchkreuzen konnte. Im übrigen habe schon die dramatische Wirtschaftslage eine „abwartende Kriegführung“ gar nicht mehr zugelassen. Nach Lage der Dinge konnte die „fehlende Verpflegung ... nur aus der Ukraine genommen werden“. Für eine vollständige „Besetzung Russlands“, die zu wünschen gewesen wäre, fehlte leider „eine starke Verwaltung aus zaristischen Elementen“. So die lakonische Beschreibung der Entscheidungssituation im Winter 1917/18 aus der Sicht des verhinderten Diktators.<sup>442</sup>

Man sieht, wie die Versuche, alle diese widerstrebenden Ziele unter einen Hut zu bringen, der Quadratur des Kreises ähnelten. Einerseits sollten Truppen im Osten freigemacht und an die Westfront geworfen zu werden. Andererseits mussten für diese Entscheidungsschlacht zuerst Nahrungs- und Rohstoffreserven erschlossen werden, die nur im Osten zu holen waren und weiträumige militärische Okkupationen erforderlich machten. Einerseits sollte die Machtergreifung der Bolschewiki für einen Separatfrieden und die Zerteilung des Russischen Reiches „ausgenutzt“ werden, während sie andererseits durch zuverlässige „zaristische Elemente“ ersetzt werden sollten, die es aber kaum noch gab.

Dieses uferlose Spiel widersprüchlicher Optionen wurde noch dadurch angeheizt, dass im militärgeschichtlichen Rückblick die Situation der Mittelmächte im Winter 1917/18 erstaunlich günstig war. Noch immer standen die deutschen Truppen tief auf französischem und (nach den Herbstschlachten) auf italieni-

schem Boden, rückten auf dem Balkan, in Galizien und im Baltikum immer weiter vor und fügten durch den U-Boot-Krieg der britischen und US-Flotte schwere, wenn auch nicht entscheidende Verluste zu. Niall Ferguson, der den deutschen Truppen im Ersten Weltkrieg nach „Tötungsraten“ und anderen Kriterien „militärischer Effektivität“ beste Zeugnisse ausstellt, bringt die paradoxe Situation auf den Nenner, „dass die Deutschen den Krieg genau deshalb verloren, weil sie ihn bereits beinahe gewonnen“ hatten.<sup>443</sup>

Nur aus dieser Spannung von Potentialität und Realität ist zu erklären, warum es vor und neben der Aufnahme der Brester Verhandlungen in der engsten Führungsspitze des Reiches zu derart erregten Auseinandersetzungen und hysterischen Szenen kam.<sup>(\*)</sup> Winfried Baumgart kam zu dem Urteil: „Die Uneinheitlichkeit und Halbheit in der deutschen Ostpolitik des Jahres 1918 hat in der Führungskrise im Januar ihren Ursprung.“<sup>444</sup> Aber diese Führungskrise hatte ihren Ursprung eben in der völligen Überspannung der Situation, die militärisch noch immer günstig genug erschien, um von einem „Sieg“ zu träumen (durch den Zusammenbruch der französischen Front), aber politisch durch den Sieg der Bolschewiki für das Deutsche Reich und die Mittelmächte nicht etwa leichter, sondern noch komplizierter geworden war. Die Perspektiven und Horizonte der deutschen „Weltpolitik“ blähten sich im Laufe des Jahres 1918 immer mehr auf, während die realen Handlungsmöglichkeiten immer enger wurden. Vor allem die hypertrophen „Ostraumpläne“ waren ein unmittelbares Produkt der Blockierungen und Selbstblockierungen im Westen.

---

(\*) Ludendorff ließ sich gegenüber dem Kaiser, der zwischen OHL und Reichsregierung (die reguläre Friedensverhandlungen und keine direkten und einseitigen Annexionen wollte) vermitteln wollte, zu „Entgleisungen“ verleiten, bei denen er „lebhaft tobte“, und drohte mit Hindenburg seinen Rücktritt an. Als der Kaiser ihnen das Recht dazu bestritt, erklärte Ludendorff: „Das deutsche Volk steht mir höher als die Person des Kaisers.“ Am 16. Januar hatte Hindenburg eine Aussprache beim Kaiser, bei der er einen Weinkrampf bekam, während ihm S.M., der Monarch, die Tür mit den Worten wies: „Ich brauche Ihren väterlichen Rat nicht!“ Nur der neue, reaktionäre Kabinettschef von Berg war in der Lage, dem Kaiser den Gedanken auszureden, nun seinerseits abzudanken. (Die Szenen und Zitate samt Quellenverweisen sind geschildert bei Winfried Baumgart, Deutsche Ostpolitik 1918, Wien-München 1966, S. 18 ff.)

### Deutsche und alliierte Hysterien

Die schwankenden und überspannten Selbsteinschätzungen der deutschen Politiker und Militärs fanden ihr genaues Pendant in den von Panik geprägten Lageeinschätzungen und Ausblicken der Alliierten, die fest davon überzeugt waren, dass die Machteroberung der Bolschewiki eine „deutsche Revolution auf russischem Boden“ gewesen sei. Der britische Generalstabschef Roberts etwa hielt es für sicher, dass ein deutsch-bolschewistischer Separatfrieden die Aussichten auf einen alliierten Sieg im Jahre 1918 – trotz der amerikanischen Truppen – zunichte machen werde.<sup>445</sup> Eine Denkschrift des Marschall Foch vom Dezember 1917 malte bereits in grotesker Weise die Gefahren einer deutschen Durchdringung Sibiriens und des Fernen Ostens aus.<sup>446</sup> Der im Januar 1918 aus Petrograd ausgewiesene (und gegen den in England festgesetzten Tschitscherin ausgetauschte) britische Botschafter George Buchanan hielt es geradezu für eine Frage von Leben und Tod („a matter of life and death“), den drohenden Brester Separatfrieden zu verhindern, denn „eine russisch-deutsche Allianz nach dem Krieg würde ein ständige Bedrohung Europas und ganz besonders Englands bedeuten“.<sup>447</sup> Eine Denkschrift des französischen Außenministeriums vom Februar 1918 konstatierte ebenfalls, dass eine Organisation Russlands durch Deutschland für die Zukunft eine noch furchtbarere Bedrohung darstelle als für den gegenwärtigen Moment. Die japanische Regierung war nach Abschluss des Brester Friedens sogar fest davon überzeugt, Deutschland werde nach Russland nun auch China, die Mongolei und Mandschurei kolonial durchdringen; und Außenminister Goto sah ein bipolare Welt voraus, in der die Vereinigten Staaten von Amerika als atlantisch-pazifische Seemacht und Deutschland als eurasische Kontinentalmacht sich gegenüberstehen würden.<sup>448</sup>

Erst im Januar, nachdem die Verhandlungen in Brest in ihre erste Krise geraten waren, während die Bolschewiki die gegen sie stehende Nationalversammlung auseinanderjagt und ihre Machtposition befestigt hatten, versuchten Vertreter der Alliierten vor Ort – wie der amerikanische Gesandte Francis oder die britische Nachrichtenoffiziere Sidney Reilly und Bruce Lockhart – mit den Führern

der Bolschewiki ins Geschäft zu kommen und den drohenden Separatfrieden durch eigene Gegenvorstellungen zu verhindern. Auch die Verkündung der „Vierzehn Punkte“ durch Woodrow Wilson am 8. Januar 1918 war ersichtlich von dem Versuch diktiert, einen solchen Friedensschluss durch das Versprechen demokratischer Selbstbestimmung und eines von Amerika geförderten Wiederaufbaus zu torpedieren.

Dabei kam ihnen Trotzki als Außenkommissar – zumindest verbal – entgegen. Zeitweise sondierte er sogar Möglichkeiten einer erneuten militärischen Kooperation mit den Westmächten für den Fall einer von Deutschland gestützten Konterrevolution, freilich in der (allzu) deutlichen Absicht, diese Eventualität als Drohkulisse aufzubauen und so die eigene Verhandlungsposition in Brest aufzubessern. Letztlich war klar, dass die westlichen Regierungen zu einer formellen Anerkennung der bolschewistischen Machtusurpation auf keinen Fall bereit waren. Im Gegenteil: Auf britischer und französischer Seite wurden noch im Dezember 1917 vollkommen anachronistische, geheimvertraglich fixierte Pläne ausgearbeitet, die Zeit der Wirren und des Weltkriegs für die Aufteilung ganz Russlands in halb-koloniale Interessensphären zu nutzen, eben weil die Mittelmächte entsprechendes zu planen schienen.

Die deutsche Seite zeigte sich ihrerseits von diesen diplomatischen Zwischenspielen unbeeindruckt und wurde durch sie in ihren eigenen „Ostraumplänen“ eher noch beflügelt. Wenn sie schon um ihre eigenen Zwangslagen nicht genau wusste, so doch um die ihrer Partner, der Bolschewiki.

### Kriegsziele und Lehrmeinungen

Abgesehen von allen tagespolitischen Einschätzungen, war für ein tieferes Verständnis der Triebkräfte und Motive des Umbruchs in Russland unter den Bedingungen des andauernden Weltkrieges wenig Raum. Allerdings wurden unter der Fahne der Kriegsziel- und Strategie-Diskussionen noch einmal eine Reihe älterer wissenschaftlicher Streitfragen über das Verständnis Russlands und der russischen Geschichte im ganzen ausgetragen. Der in der Vorkriegszeit bereits ent-

brannte Kampf der „Schulen“ war schon in den einschlägigen Kriegsschriften ihrer Protagonisten mit immer schärferen polemischen Überspitzungen weitergeführt worden und kulminierte in der Interpretation der russischen Revolutionen des Februar/März und Oktober/November 1917 sowie in den Schlussfolgerungen für eine deutsche Ostpolitik.

Der Fraktion der Gegner eines wie auch immer gearteten friedlichen Ausgleichs mit Gesamtrossland, die von Paul Rohrbach, dem Mitherausgeber der „Deutschen Politik“, und dem Berliner Osteuropa-Historiker Theodor Schiemann angeführt wurde, trat in den Polemiken der Jahre 1917/18 der Tübinger Mediävist Johannes Haller zur Seite. Auch er war baltendeutscher Herkunft, was seine Position durch und durch prägte. Ausgangspunkt war die vor allem von Schiemann entwickelte und von Haller nun weiter ausgeführte These, dass das Russische Reich insgesamt eine künstliche Schöpfung und daher bestimmt sei, in seine „natürlichen historischen und ethnischen Bestandteile“ (so Rohrbach) auseinander zu fallen – beziehungsweise durch einen gewissermaßen chirurgischen Eingriff zerlegt zu werden.<sup>449</sup> Die Charakterisierung des Zarenreiches als eines despotischen Völkergefängnisses verband sich darin unmittelbar mit einem entschieden negativen Urteil über die Großrussen und „Moskowiter“ als Träger dieses Staatswesens. Soweit in der Geschichte Russlands irgendetwas modern und zukunftsweisend gewesen war, war es nach der Auffassung dieser Autoren eine Folge germanisch-deutscher Einflüsse gewesen, und dies bis in die Gegenwart hinein.

Alle drei Autoren waren auch jetzt noch keineswegs dem äußersten reaktionären Spektrum des Wilhelminischen Reiches zuzuordnen. Mit den Vertretern „alldeutscher“ Weltmachtspolitik lagen sie in teilweise heftiger Fehde. Dagegen berührten ihre Auffassungen sich in vieler Hinsicht mit der national-liberalen „Mitteleuropa“-Konzeption eines Walther Rathenau oder Friedrich Naumann; und sie waren auch der Kriegspropaganda der deutschen Sozialdemokratie durchaus entgegengekommen, solange es sich um den Kampf gegen den „zaristischen Despotismus“ gehandelt hatte.

Die Ereignisse des Frühjahrs 1917 schienen die zentralen Thesen dieser Autoren über das innerlich morsche Zarenreich zunächst glänzend zu bestätigen. Tatsächlich seien doch, wie Paul Rohrbach genüsslich feststellte, „all die Leute bei uns, die man in Russland spöttisch die deutschen Neo-Russophilen, die neuen Russenfreunde nannte ..., man kann es leider nicht anders sagen, beim Ausbruch und bisherigen Verlauf der Revolution mit Pauken und Trompeten durch ihr russisches Examen gefallen“.<sup>450</sup>

Gemeint waren damit weniger die linken Kritiker deutscher Osträumpläne als der konservative Exponent des akademischen und publizistischen Gegenlagers, Otto Hoetzsch. Dessen optimistische Prognosen einer Modernisierung und evolutionären Fortentwicklung des Zarenreiches schienen durch die umstürzenden Ereignisse des Jahres 1917 auch tatsächlich deutlich dementiert. Allerdings hatte Hoetzsch in seinem Russlandbuch von 1913 diese Aussichten ausdrücklich an die Bedingung geknüpft, dass „eine längere Zeit des äußeren Friedens ... Russland dazu beschieden sein“ müsse.<sup>451</sup> Anfang 1917 erschien daher eine überarbeitete und ergänzte Neuausgabe unter dem weiter gefassten Titel „Russland. Eine Einführung auf Grund seiner Geschichte vom Japanischen Krieg bis zum Weltkrieg“. Hoetzsch bekräftigte darin noch einmal seine grundlegende Auffassung des Russischen Reiches als eines „Kompositstaates“, der in seiner wesentlichen kulturellen Substanz dem europäischen Kulturkreis zuzurechnen sei und selbst die Funktion der Europäisierung gegenüber seinen russischen wie nicht-russischen Untertanen historisch wahrgenommen habe. Durch vorsichtige Korrekturen seiner allzu etatistisch-zentralistischen Sicht der russischen Entwicklungen nach 1905 versuchte Hoetzsch, die kritischen Einwände zu entkräften und seine evolutionären Zukunftserwartungen (jedenfalls für die Zeit nach dem Weltkrieg) auf sicherere Füße zu stellen.

Hoetzsch' politisch-publizistische Position war während des Krieges, wie schon bemerkt, keineswegs schwächer gewesen als die seiner Kontrahenten. Abgesehen von seiner Stellung als außenpolitischer Hauptkommentator der „Kreuz-Zeitung“ war er Mitarbeiter im Kriegspresseamt, was ihm, nicht anders als seinen baltischen Gegenspielern, Zugang zu hohen und höchsten Stellen in Politik, Wirt-

schaft und Militär verschaffte.<sup>452</sup> Trotz der Bündnistreue der Provisorischen Regierung gegenüber den Alliierten hielt er auch nach dem Ausbruch der Februarrevolution an seiner russisch-zentralistischen Orientierung fest. Die Unterstützung der ukrainischen, baltischen und kaukasischen Unabhängigkeitsbewegung (die für Haller und Rohrbach das Wichtigste überhaupt war) hielt er nach wie vor für eine kurzsichtige und schädliche Sache. Umso aufmerksamer verfolgte er den Dualismus, der sich zwischen der Provisorischen Regierung und dem Petrograder Arbeiter-und-Soldaten-Rat entwickelte, und sagte voraus, dass die Masse der Bauern Russlands im Konfliktfall nicht den bürgerlichen Liberalen und Sozialpatrioten, sondern den radikalen, friedensbereiten Sozialisten folgen werde.

Daher kam die Machteroberung der Bolschewiki im Oktober/November, „der neue Staatsstreich, mit dem die zweite Hauptphase der russischen Revolution beginnt“, für Hoetzsch weniger unerwartet als für seine Konkurrenten. Zwar schien ihm das von den Bolschewiki verfolgte Programm „eines schon in den Anarchismus übergehenden extremen Sozialismus“ kaum aussichtsreich, geschweige sympathisch, erst recht nicht in einem agrarisch und patriarchal geprägten Land wie Russland. Dennoch riet er der deutschen Reichsleitung dringend, die von der Räteregierung angebotenen Verhandlungen über einen Sonderfrieden möglichst großzügig zu führen. Auch wenn das Regime Lenins ein Übergangsphänomen bleibe und Russland sich über kurz oder lang (so vermutete er) in eine „Bauern-Republik oder -Monarchie“ umwandeln werde, müsse man einen Friedensschluss so weitsichtig anlegen, „als wenn wir ihn schon mit den Nachfolgern der Bolschewiki ... schlössen“. Es bestehe nicht nur die historische Chance, „die Verbindung unserer Feinde auf die Dauer auseinander zu treiben“, sondern eine umfassende „Verständigung mit Russland über das ganze Osteuropa und einen großen Teil von Asien“ zu erzielen, die auch „die Brücke zur japanischen Macht schlagen“ könnte.<sup>453</sup>

Vorstellungen wie diese, die den eben zitierten Alpträumen der westlichen Politiker und Generalstäbe ziemlich nahe kamen, machen noch einmal den imperialen Horizont der (nur scheinbar gemäßigeren) Position von Hoetzsch und anderen Verfechtern einer großangelegten deutsch-russischen Verständigung deutlich.

Die Reichspolitik in ihrer jeweiligen, akuten Widersprüchlichkeit folgte letztlich weder den Empfehlungen Hoetzsch' noch denen Rohrbachs – sondern versuchte, die eine mit der anderen Option zu kombinieren. Das Brester Friedensdiktat gegenüber Sowjet-Russland und der Parallelvertrag mit der halb fiktiven Regierung einer unabhängigen Ukraine entsprach zumindest äußerlich den Vorstellungen Rohrbachs, der allerdings Wert auf eine tatsächliche nationale Unabhängigkeit und Entwicklung der nicht-russischen Minderheiten legte. Ein Besuch in Kiew in der Zeit der deutschen Okkupation und des Regimes des Hetmans Schkoropadski erschien ihm als eine grausame Karikatur all dessen, was er vorgeschlagen hatte, und erfüllte ihn mit bitter-defaitistischen Stimmungen.<sup>454</sup> Das beharrliche Festhalten der Reichsregierung an den Beziehungen mit der bolschewistischen Regierung im Sommer 1918 entsprach dagegen mehr der von Otto Hoetzsch verfolgten Linie. Gerade diese Kombination zweier (oder mehrerer) widersprüchlicher Politiken machte die heillose Überspannung der deutschen Ostpolitik in der letzten Kriegsphase aus.

## „REVOLUTIONÄRER DEFAITISMUS“

### Lenin und die deutsche Revolutionierungspolitik in Russland

Das gesamte, hier verhandelte Thema der deutsch-russischen Kollusionen<sup>(\*)</sup> in der Periode von Weltkrieg, Revolution und „Nachkrieg“ nimmt noch sehr viel schärfere Konturen an, wenn man es aus der Perspektive der Bolschewiki darstellt, insbesondere der Lenins. Die Bolschewiki waren in dieser Formationsphase in absolutem Sinne eine Führerpartei, die Partei Lenins, trotz der Vielzahl begabter Köpfe, die sich um ihn gruppieren, und trotz der ständigen Differenzen, die sie untereinander und mit ihrem Führer austrugen. Dabei agierte Lenin praktisch zu jeder Zeit und in fast jeder Frage aus der Minderheitsposition heraus, drohte mit immer neuen Spaltungen, Alleingängen, Austritten oder Ausschlüssen – und zog in dieser Weise die Partei seinen weit vorausgreifenden Visionen, Theorien und Intuitionen wie an der langen Leine hinterher.

Dass Lenin nicht nur bereit war, von der kaiserlichen deutschen Regierung beträchtliche Subsidien und praktische Hilfen anzunehmen, sondern dass er in der gesamten Phase des Weltkrieges und der anschließenden Bürgerkriege an einem politischen, wirtschaftlichen und sogar militärischen Zusammenspiel mit den Mittelmächten und vor allem Deutschland interessiert war, lässt sich sinnvoll nur bewerten, wenn man den Sachverhalt aus dem Halbdunkel banaler Geld- und Agentengeschichten herausnimmt und in den Rahmen der Leninschen Partei-, Staats- und Gesellschaftskonzeption stellt.

Eine solche Darstellung hätte zu beginnen mit dem Leninschen Primat der „Organisationsfrage“, die alle diese Ebenen umfasste, aber zunächst eine ganz kon-

---

<sup>(\*)</sup> Den Begriff der „Kollusionen“ verwende ich hier mit der vom Lateinischen ins Französische und Englische übertragenen Konnotation eines (insgeheimen) „Zusammenspiels“ oder „Einverständnisses“ sowie der technischen Konnotation von „Verklebung/Verleimung“ – bei gleichzeitigem Anklang an den Gegenbegriff der „Kollision“, des Zusammenstoßes also.

krete, materielle Bedeutung hatte. Wie die spätere Gesellschaft um den neuen Staat und dieser neue Staat um die Partei, so wurde die Partei in ihrer Formationsphase um einen Kernkader herum gebildet, der sich einen selbständigen Organisationsapparat und ein zuverlässiges Verbindungsnetz schuf.

Nicht nur die bedingungslose Art und Weise, in der Lenin z.B. die gewaltsamen „Expropriationen“ (d.h. Banküberfälle) der kaukasischen Genossen verteidigte, sondern der gesamte, unnachgiebig geführte Kampf um die Produktions- und Publikationsmittel der gespaltenen Partei zeigte, dass Lenin den Primat der „Organisationsfrage“ auf dieser ersten Stufe sehr buchstäblich nahm.<sup>455</sup> In welchem Umfang und in welcher Intensität er sich um diese praktischen Fragen kümmerte, würde noch viel deutlichere Konturen annehmen, wären z.B. die Postskripta der Krupskaja zu seinen Briefen oder ihr eigener Briefwechsel vollständig bekannt. Denn Krupskaja war es, die in der Zeit der zweiten Emigration (ab 1908) als Majordoma seines revolutionären Hausstaates für die organisatorischen Absprachen und finanziellen Mittel zuständig war.<sup>456</sup>

Zweitens ist das informelle Zusammenspiel Lenins mit den Agenturen des deutschen Imperialismus sinnvoll nur zu würdigen im Kontext seiner Vorwärtsstrategie zur Ausnutzung und Umwandlung des Weltkriegs in einen revolutionären Bürgerkrieg. Diese Politik eines „revolutionären Defaitismus“ beschränkte sich aber nicht auf taktische und situationsbedingte Erwägungen des Kampfes in Russland, sondern bewegte sich selbst auf der Höhe der Weltkriegskonstellation. In gewisser Weise kann sie als direktes Gegenstück zur deutschen „Mitteleuropa“-Konzeption betrachtet werden, d.h. als eine Versuch, sie revolutionär zu wenden. Der deutsche Imperialismus firmierte in dieser Perspektive nicht nur als Rammbock, der das Zarenreich und seine Machtapparate zertrümmerte, sondern auch als Generator einer irreversiblen weltpolitischen und weltwirtschaftlichen Umwälzung.

Das wiederum war keine zufällige Konstellation. Deutschland galt nun einmal als das historische Mutterland des „Marxismus“, und der preußisch-deutsche Weg der Ausbildung eines organisierten und technisch fortgeschrittenen Staatskapitalismus bildete die historisch tragfähigste Brücke zum Sozialismus. Und das

sollte nach Auffassung Lenins gerade für Russland gelten, welches von Deutschland zwar die marxistische Theorie und einiges an Technik übernommen hatte, nicht aber jenen Geist der Organisation und Disziplin, der allein mit der russischen „Oblomowtschina“ würde Schluss machen können. Hinter diesem historisch-kulturellen lugte letztlich ein geopolitisches Argument hervor, das allerdings erst in der späteren Kriegsphase und Nachkriegszeit gelegentlich ausbuchstabiert wurde, vor allem von Karl Radek: Nur in einer Kräftekombination von Russland und Deutschland, die sich (scheinbar) so ideal ergänzten, konnte ein Gegenlager zum „alten“, aber immer noch dominanten bürgerlich-westlichen Kapitalismus errichtet werden, der durch den Auftritt des amerikanischen Imperialismus tendenziell „weltbeherrschend“ geworden war.

### Lenin und die deutsche Sozialdemokratie

„Lenin ist nicht vorstellbar, ja eigentlich auch nicht recht zu verstehen, solange man nicht die Wirksamkeit jener ausstrahlenden, fordernden Kraft bedenkt, die als ‘deutscher Sozialismus’ ... eher umschrieben als präzise bezeichnet wird.“<sup>457</sup> So Dietrich Geyer. Auch Lenins Programm zum Aufbau einer geschulten revolutionären Kaderpartei, als deren zentrales Verbindungsglied eine Zeitung (wie die in München 1901 herausgegebene „Iskra“) dienen sollte, war weitgehend den deutschen Erfahrungen in der Zeit der Bismarckschen Sozialistengesetze und der „roten Feldpost“ entlehnt. In seiner Programmschrift „Was tun?“ von 1902 hatte Lenin die Angriffe gegen sein Parteimodell in einer langen Passage gerechtfertigt, die mit den Worten begann: „Man nehme die Deutschen ...“. Diese wüssten nämlich sehr gut, die zu organisierende breite Masse und eine geschulte Führerschaft voneinander zu unterscheiden – um sie desto eiserner miteinander zu verschmelzen.<sup>458</sup>

Als theoretischer Kronzeuge für Lenins These, dass die Arbeiter von sich aus nur ein tradeunionistisches Bewusstsein entwickeln könnten, während ihnen ein revolutionäres Bewusstsein nur „von außen“, von einer bewussten Minderheit theoretisch ausgebildeter Intellektueller, gebracht werden könne, diente ihm denn

auch Karl Kautsky – der seinerseits sehr frühzeitig eine Verlagerung des Schwerpunktes der Revolution nach Osten, hin zu den Slawen, prognostizierte und dabei vor allem die junge „Heldengeneration“ Russlands im Sinn hatte. „Niemals schien die Übereinstimmung mit den Auffassungen der Deutschen vollkommener zu sein, als in jenem Augenblick, da Lenin daran ging, die russische Sozialdemokratie nach seinem Bilde umzuschaffen.“<sup>459</sup>

Die scheinbar über rein taktische Differenzen erfolgte Spaltung in „Bolschewiki“ und „Menschewiki“ auf dem Parteitag 1903 brachte zwar eine erste Entfremdung mit sich. Auch die revolutionären Umbrüche des Jahres 1905 wurden innerhalb der deutschen Sozialdemokratie bei aller Bewunderung und emphatischen Unterstützung mit einigem insgeheimen Unbehagen verfolgt.<sup>460</sup> Während der neu formierte linke Flügel um Franz Mehring und Rosa Luxemburg sich von der Einsicht angespornt fühlte, dass die Aufstände in Russland „den ausgesprochensten proletarischen Charakter von allen bisherigen Revolutionen“ gezeigt hätten, sahen Vertreter der zentristischen Mehrheit darin eher Eruptionen eines anarchischen Sklavengeistes, der nur in einer neu gefestigten, oberflächlich reformierten zarischen Despotie enden könne.<sup>461</sup>

Trotzdem war es ein bezeichnender Ausdruck für die ungebrochene Autorität der deutschen Sozialdemokratie, dass im Zuge der Einigungsverhandlungen von 1910 zwischen Bolschewiki und Menschewiki die „Schmidtsche Erbschaft“, ein (durch zynischen politischen Heiratsschwindel erbeuteter) Sonderfonds des russischen Parteivermögens, unter die Treuhänderschaft der deutschen „Depositäre“ Kautsky, Mehring und Zetkin gestellt wurde. Diese Vertrauensposition lieferte allerdings ihrerseits den Stoff für weitere Entfremdungen. Während die Menschewiki nicht begreifen konnten, dass die deutsche Partei sich im Konflikt der russischen Parteifractionen neutral stellte, obwohl niemand treuer einen schulmäßigen Marxismus nach deutschem Vorbild verfocht als sie, fühlten die Führer der Bolschewiki und besonders Lenin sich von den deutschen Parteispießern um die ihnen zustehende Erbschaft betrogen.<sup>462</sup>

Mehr als von den Linken um Zetkin (die „in den Pfoten von Tyszka“ sei) und von Luxemburg (die „in Martows Fußstapfen“ trete) erwartete er dabei noch im-

mer vom Hauptvorstand der SPD, mit dem er betont respektvolle Beziehungen unterhielt. Im März 1913 lehnte er die Einladung zu einer russischen Einigungskonferenz unter deutschem Patronat zwar erneut ab, beeilte sich aber zu erklären: „Wir russische revolutionären Sozialdemokraten achten im höchsten Maße die Partei des deutschen revolutionären Proletariats“ – und strebten daher auch in Zukunft die „allerbrüderlichsten“ Beziehungen an.<sup>463</sup>

Durch Mittelsmänner wurde der Parteivorstand der SPD mehrfach um Subventionen angegangen, und wohl nicht völlig vergeblich.<sup>464</sup> Noch im April 1914 entschied sich Lenin gegen Überlegungen, die Herausgabe des Schmidtschen Erbes „durch ein bürgerliches Gericht zu erreichen, welches ohne Zweifel Zetkin und Kautsky verurteilt hätte“, da dies die Beziehungen allzu sehr belastet hätte. Zugleich wandte er sich gegen verbreitete Auffassungen unter den eigenen Genossen, die deutsche Partei insgesamt als opportunistisch und verbürgerlicht abzutun. Im Gegenteil: „Sie ist noch immer die beste, und unsere Aufgabe muss es sein, *alles* Wertvolle von den Deutschen zu übernehmen (die Vielzahl der Zeitungen, die große Zahl von Parteimitgliedern, die Mitglieder Massen in den Gewerkschaften, feste Zeitungsabonnements, strenge Kontrolle der Parlamentsabgeordneten).“<sup>465</sup>

Im übrigen war dieser erbitterte Erbstreit nur ein Indikator dafür, mit welcher Energie Lenin sich gerade in diesen Vorkriegsjahren, in denen er ein Ansteigen der revolutionären Welle in Russland und einen Zustrom frischer Kader zu den bolschewistischen Parteigruppen registrierte, mit der Beschaffung von Geldmitteln befasste. Offensichtlich ging es dabei um den *nervus rerum* der „Organisationsfrage“, und damit der Revolution selbst.

### Lenin in Krakau

Durch seine Übersiedlung nach Krakau im Sommer 1912 hatte Lenin versucht, sich die grenzüberschreitenden Verbindungen der polnischen Sozialdemokraten zunutze zu machen, nachdem die eigenen, direkten Verbindungen nach Russland immer dünner geworden waren. Das bedeutete gleichzeitig, sich stärker noch als

bisher in die Differenzen innerhalb der polnischen Sozialdemokratie einzumischen und die Partei faktisch zu spalten.

Die Sozialdemokratische Partei Polens und Litauens (SDRPiL), die sich früh von der Polnischen Sozialistischen Partei (PPS) abgespalten hatte, war zu einem wichtigen Verbindungsglied zwischen der deutschen, der österreichischen und der russischen Sozialdemokratie geworden. Das hatte mit der Teilung Polens zu tun, aber auch mit dem überproportionalen Anteil jüdischer „Internationalisten“ in ihren Reihen (im Unterschied zur „nationalen“ PPS). Einige von ihnen, wie Rosa Luxemburg, Tyszka-Jogiches, Sobelsohn-Radek oder Marchlewski-Karski, spielten zugleich auch eine führende Rolle in den Debatten ihrer Nachbarparteien, oft in mehreren auf einmal, und entwickelten einen spezifischen Avantgardismus, der hüten wie drüben lebhaftes Ressentiments oder jedenfalls Widerspruch weckte.<sup>466</sup> Während Lenin ganz in die Welt seiner russischen Emigrantenkreise eingebunden blieb und nur in dieser Funktion gelegentlich in der Presse der anderen Parteien Stellung nahm, sahen die polnisch-jüdischen Sozialisten die nationalen Parteien als bloße Instrumente einer die Reichsgrenzen großzügig transzendierenden Revolutionierungspolitik, die ihren Schwerpunkt mal hierhin und mal dorthin legen konnte.

Dies begründete – trotz oder gerade wegen vieler Affinitäten – eine neue Linie von Rivalitäten und fraktionellen Differenzen auf der radikalen Linken. Für Luxemburg wie für Lenin hatten sich die Perspektiven einer sozialistischen Arbeiterbewegung endgültig ins Globale, Weltrevolutionäre erweitert und gewannen die kolonialen Eroberungen durch die europäischen Industriemächte ebenso wie die Umbrüche und Reformbewegungen in Persien, China und der Türkei, ein ganz anderes Gewicht als in den evolutionären Fortschrittsmodellen des zentristischen wie des revisionistischen Flügels der deutschen Sozialdemokratie. Und beide versuchten sie, dafür eine neue theoretische Basis zu finden: Rosa Luxemburg in ihrer 1913 erschienenen großen Arbeit „Die Akkumulation des Kapitals“, der Lenin seine 1916 verfasste Schrift „Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus“ entgegenstellte.<sup>467</sup> Allerdings waren die grundlegenden theoretischen Axiome, von denen sie ausgingen, und die praktischen Schlussfolgerun-

gen, zu denen sie gelangten, völlig verschiedener Art, vor allem in der Frage der „Zusammenbruchstendenzen“ des Kapitalismus und des „Selbstbestimmungsrechts der Nationen“. So wurde Rosa Luxemburg für Lenin in den Vorkriegsjahren zur eigentlichen theoretischen und fraktionellen Gegenspielerin innerhalb der deutschen, der polnischen und der russischen Sozialdemokratie.

Mit Hilfe seines engen Vertrauensmannes Jakub Fürstenberg alias Hanecki hielt Lenin sofort nach seinem Eintreffen in Krakau eine fraktionelle Konferenz ab, um sich auch in Polen einen auf seine Person ausgerichteten Apparat zu schaffen. In welchem Grade ihm das gelang und welche entscheidende Rolle polnisch-jüdische Sozialisten für die Aufrechterhaltung des Leninschen Apparates während des Krieges gespielt haben, zeigt die folgende Darstellung.

Eine der Schlüsselfiguren war Jakub Fürstenberg-Hanecki, der es verdient, etwas näher betrachtet zu werden. Als Sohn einer wohlhabenden jüdischen Kaufmannsfamilie war der 17-jährige Gymnasiast Mitglied der Sozialdemokratie Polens und Litauens geworden. 1899 ging er außer Landes und studierte in Berlin, Heidelberg und Zürich Natur- und Sozialwissenschaften – ein nachgerade prototypischer Bildungsgang. Gleichzeitig betätigte er sich als Kurier für illegale Literaturtransporte nach Polen und wurde 1902 das erste Mal aus Preußen ausgewiesen, kam jedoch im folgenden Jahr illegal zurück und saß bis August 1904 im Gefängnis.

Im Jahr zuvor hatte er als Mitglied des Hauptausschusses der polnisch-litauischen Sozialdemokratie am zweiten Kongress der Russischen SDAPR in London teilgenommen und dort Lenin kennen gelernt. Unter dem Decknamen „Trotzki“ beteiligte er sich aktiv an den revolutionären Unruhen in Warschau 1905. Auf der Parteikonferenz in Stockholm 1906 erklärte er namens eines Teils der polnisch-litauischen Sozialdemokratie den förmlichen Beitritt zur SDAPR. Er wurde Mitglied des Zentralkomitees und des „Russischen Büros“ (also der Inlandsleitung der SDAPR) und war in dieser Funktion vorwiegend mit Untergrund- und Propagandaarbeit befasst. In den neuen, verwirrenden Spaltungen nach 1910 wurde er als Mitglied der Landesleitung der Polnischen Sozialdemokratie zum Führer der pro-Leninschen „Rozłamowcy“-Fraktion.

In einem autobiographischen Abriss aus dem Jahre 1926 schreibt Hanecki, er habe seit dieser Spaltung in ständigem engem Kontakt mit Lenin gestanden. Er war es jedenfalls, der mit den Behörden die Übersiedlung Lenins nach Krakau aushandelte. 1913 war er regulärer Teilnehmer der bolschewistischen Parteikonferenz in Poronin, wo die Uljanows ein großes Landhaus gemietet hatten – auch das wohl durch Vermittlung Haneckis, der im Sommer darauf ihr direkter Nachbar war. Gleichzeitig war er Mitglied der dreiköpfigen Untersuchungskommission, die unter dem Vorsitz Lenins die Vorwürfe gegen den als Polizeispitzel verdächtigen Führer der Dumafraktion Roman Malinowski untersuchte (und ihn freisprach). Im Juli 1914 vertrat Hanecki als polnischer Delegierter in Brüssel den unversöhnlichen Standpunkt Lenins gegenüber den vergeblichen Versuchen der Sozialistischen Internationale, die russische Parteieinheit wiederherzustellen. Als der Krieg ausbrach und Lenin für einige Tage als „russischer Spion“ festgenommen wurde, war es wiederum Hanecki, der ihn aus der Haft auslöste und dafür sorgte, dass er – durch die Vermittlung Viktor Adlers und anderer österreichischer Sozialdemokraten – in die Schweiz übersiedeln konnte.

Alexander Solschenizyn hat die Hypothese entwickelt, dass Lenin mit Hanecki bereits vor Ausbruch des Krieges Möglichkeiten ventiliert habe, eine eigene Handelsfirma – vorzugsweise in Kopenhagen, mit Verbindungen nach Russisch-Polen – zu gründen, um die revolutionäre Arbeit im Exil wie in Russland selbst zu finanzieren. Und diese Anregung habe bereits von Parvus-Helphand gestammt, der von Konstantinopel aus mit Hanecki korrespondiert und das Vorbild einer solchen Verbindung von Revolution und Geschäft abgegeben habe.<sup>468</sup> Das erscheint dokumentarisch ungesichert, aber sachlich nicht unplausibel, sobald man sich das Leninsche Netzwerk in den Zeiten des Weltkrieges näher anschaut.

### Weltkrieg und Bürgerkrieg

Als der große Krieg überraschend zur Tatsache geworden war, begrüßte Lenin ihn als den Beginn einer Ära der sozialistischen Revolutionen. „Der europäische Krieg, den die Regierungen und bürgerlichen Parteien jahrzehntelang vorbereitet

haben, ist ausgebrochen“, beginnt seine Schrift „Der Krieg und die russische Sozialdemokratie“, die er nach der Ankunft im Schweizer Exil schrieb. Das war ein Ton, wenn nicht des Triumphes, so doch einer forcierten Erwartung. Der Krieg werde die Lage in großem Maßstab klären, und zwar zuallererst innerhalb der Arbeiterbewegung selbst: „Je mehr Opfer der Krieg fordern wird, desto klarer werden die Arbeiter den Verrat sehen, den die Opportunisten an der Arbeitersache begehen, desto besser werden sie die Notwendigkeit erkennen, dass man die Waffe gegen die Regierungen und die Bourgeoisie eines jeden Landes richten muss. Die Umwandlung des gegenwärtigen imperialistischen Krieges in den Bürgerkrieg ist die einzig richtige proletarische Losung.“<sup>469</sup>

Als die gefährlichste alternative Losung erschien ihm daher die eines „Friedens ohne Annexionen und Kontributionen“, wie sie „das deutsche ‘Zentrum’ mit Kautsky an der Spitze“ vertrat. „Kautsky hasse und verachte ich jetzt am allermeisten“, schrieb er im Oktober 1914 an Schljapnikow, der von Stockholm aus die Verbindung zur illegalen russischen Parteiorganisation hielt und dem er in immer neuen Formulierungen einschärfte: „Die Friedenslosung ... ist eine spießbürgerliche, eine Pfaffenlosung. Die proletarische Losung muss lauten: Bürgerkrieg.“<sup>470</sup>

Der von Lenin proklamierte „revolutionäre Defaitismus“ sollte sich vom gewöhnlichen Defaitismus nicht nur dadurch unterscheiden, dass er verlangte, die Bajonette umzudrehen und den Krieg in den Bürgerkrieg zu verwandeln – was einstweilen nur eine abstrakte und deklamatorische Losung war –, sondern dadurch, dass man aktiv für die Niederlage des eigenen Landes arbeitete. Zwar sollte das für die revolutionären Sozialisten aller kriegführenden Länder gelten – aber für die russischen Revolutionäre ganz besonders: „Denn der Zarismus ist hundertmal schlimmer als das Kaisertum.“<sup>(\*) 471</sup> Eine Niederlage des Zarismus bedeute den Sturz „der reaktionärsten und barbarischsten Regierung, die weitaus die meisten Nationen und größten Bevölkerungsmassen Europas und Asiens un-

---

(\*) Im russischen Original klang der Satz noch sehr viel plastischer und stärker: „Ibo Carism vo što raz chuže čem Kaizerizma“

terjocht“.<sup>472</sup> Das war die Sprache der Berner Resolution von 1912, als deren Hüter sich Lenin stets auswies.

Als entscheidende Erfolgsbedingung jeder revolutionären Aktion trat angesichts des minoritären Status der Arbeiterbewegung die Zerschlagung des „zaristischen Völkergefängnisses“ in den Vordergrund. Nur das erklärt den unnachgiebigen Eifer, mit dem Lenin in den Jahren vor und erst recht während des Krieges die Sache des „Selbstbestimmungsrechts der Nationen“ gegen Rosa Luxemburg und andere verfocht. Umso entschiedener bestand er allerdings darauf – was seinen Kontrahenten entging oder als Inkonsequenz erschien –, dass die Kommunisten aller Nationalitäten des Reiches in einer einheitlichen und monolithischen Sozialdemokratischen Partei Russlands vereinigt blieben. Dass in dieser Parteidoktrin die spätere Reichsdoktrin der Sowjet-Union bereits im Kern enthalten war, wurde erst im Bürgerkrieg sichtbar, als nicht nur die abgefallenen Reichsteile in einer Kette von Feldzügen in den neugeschmiedeten Staatsverband zurückgeführt wurden, sondern auch das radikal assimilatorische Ziel der „Verschmelzung der Nationen zu einer höheren Einheit“ (mindestens verbal) wiederaufgenommen wurde.<sup>473</sup>

Tatsächlich hatte Lenin in seinem Beitrag „Über den Nationalstolz der Großrussen“ vom Dezember 1914 eine revolutionär herbeigeführte Niederlage im Weltkrieg als eine höhere Form, „das Vaterland zu verteidigen“ und von Grund auf zu erneuern, propagiert. Und er hatte klar gemacht, dass die Bolschewiki weder „Anhänger kleiner Nationen“ seien noch „das kleinbürgerliche Ideal föderativer Beziehungen“ verträten, sondern ganz im Gegenteil „unbedingt für die Zentralisation“ seien<sup>474</sup> – allerdings erst nach einem Sieg, für den sie Verbündete brauchten. Diese konnten in den Unabhängigkeitsbestrebungen der nicht-russischen Nationalitäten am sichersten gefunden werden.

### Lenins strategisches Programm

Dass die Leninsche Politik des „revolutionären Defaitismus“ mit den deutschen Bemühungen einer „Dekomposition“ des Russischen Reiches parallel ging, war

weder zu übersehen noch zu vermeiden. Natürlich musste schon die allgemeine Bezeichnung – und trotzig Selbstbezeichnung – der Leninisten als „poraschenty“ in deutschen Ohren verheißungsvoll klingen. Wovon die kaiserlichen Beamten freilich keine Ahnung hatte, war das dahinter stehende strategische Programm, das sich erst erschließt, wenn man die Analyse der Weltkriegskonstellation aus Lenins Zürcher Kabinettsperspektive näher betrachtet.

Demnach war der Weltkrieg einem zweifachen Interessenkonflikt entsprungen: dem Englands mit Deutschland und dem Deutschlands mit Russland. „England führt Krieg, um Deutschlands Kolonien zu rauben und seinen Hauptkonkurrenten zu vernichten, der ihm mit seiner überlegenen Technik, Organisation und kommerziellen Energie unbarmherzige Schläge versetzte und so schwer traf, dass England ohne Krieg seine Weltherrschaft *nicht mehr* hätte behaupten können.“ Ausbuchstabiert hieß dies, dass das industriell zurückgefallene England diesen Krieg gegen Deutschland zwingend habe führen müssen, um seine „Weltherrschaft“ zu behaupten.

„Deutschland führt Krieg, weil seine Kapitalisten – und durchaus begründet – von sich der Meinung sind, dass sie das ‘heilige’ bürgerliche Recht auf den ersten Platz in der Welt bei der Ausplünderung der Kolonien und abhängigen Länder besitzen“. Das klang immerhin schon nach einem höheren historischen Recht – auch wenn die Deutschen „insbesondere“ gedachten, „sich die Balkanländer und die Türkei zu unterwerfen“, was natürlich ungerecht war. Bemerkenswerter als die Erwähnungen sind die Auslassungen. Was war mit den deutschen Kriegszielen in Polen und im Baltikum, und was mit dem Programm der „Zurückdrängung Russlands“, von der ja nicht nur im geheimen „Septemberprogramm“ Bethmann-Hollwegs, sondern in allen Gazetten die Rede war? Lenin zeigte sich, was das anging, zumindest nicht alarmiert.

Blieb Russland selbst, welches den Krieg führe, „um Galizien zu erobern, das es braucht, um das ukrainische Volk niederzuhalten“, sowie „um Armenien und Konstantinopel zu erobern und ebenfalls, um die Balkanländer zu unterwerfen“. Dahinter stehe in Wirklichkeit schon der nächste große Konflikt, der einen zweiten Weltkrieg im Schoße berge: einen zwischen England und Russland. Lenin

hielt es daher jederzeit für möglich, dass die Monarchen der drei Kaiserreiche plötzlich erklärten, einen separaten Frieden schließen zu wollen – wogegen er unermüdlich Alarm schlug! Denn wenn der Zar den deutschen Friedensangeboten nachgebe, dann nur, um die russische Arbeiterbewegung und die nicht-russischen Nationalitäten noch brutaler zu unterdrücken und auf diese Weise den nächsten Krieg vorzubereiten: eben den gegen England um die Beherrschung Asiens, diesmal wahrscheinlich im Bündnis mit Japan.<sup>475</sup>

In dieser Darstellung war der Zarismus ein schier unersättlicher Kriegstreiber, und das im primitiven Sinne des Raubes von fremden Ländern und des weiteren Ausbaus des eigenen Völkergefängnisses. Lenins wütende Opposition gegen einen deutsch-russischen Separatfrieden rührte somit ausschließlich aus der Furcht vor einer Stärkung des Zarismus. Und deshalb, so Lenin, würden diejenigen recht behalten, die stets gesagt hätten, „dass die Niederlage des Zarismus, sein vollständiger militärischer Zusammenbruch ‘in jedem Fall’ das kleinere Übel ist“.<sup>476</sup> Die bedeutungsvollen Anführungszeichen um die Worte ‘in jedem Fall’ hießen im November 1916 im Klartext: so weit die deutschen Armeen auch auf das Territorium des Russischen Reiches im Falle eines vollständigen militärischen Zusammenbruchs noch vordringen mochten.

#### Die Parallel-Aktion des Parvus-Helphand

Jenseits aller doktrinären Differenzen waren gewisse Parallelen des Parvusschen Revolutionierungsprogramms mit dem Lenins nicht zu übersehen – erst recht nicht für Lenin selbst. Beide kannten sich schließlich sehr genau, seit sie in München – kaum mehr als ein Jahrzehnt zuvor – die „Iskra“ herausgegeben hatten. Dass Helphand nach seiner Flucht aus Russland Ende 1906 in der Emigration mehr oder weniger Einzelgänger geworden war, teilte er mit vielen anderen (mit Trotzki zum Beispiel), die sich nicht den beiden Hauptfraktionen der russischen Sozialdemokratie zuordnen lassen wollten, sondern ihr Wirkungsfeld und Auskommen als Publizisten in den verschiedenen Organen der europäischen Sozialdemokratie, aber auch als Korrespondenten bürgerlicher Blätter gefunden hatten.

Auch die Entscheidung, sich in das große Geschäftsleben der Boom-Periode vor dem Weltkrieg zu werfen, war keineswegs so ausgefallen, wie es im Nachhinein erscheint. Das kaum weniger prominente Beispiel Leonid Krassins wird noch näher zu betrachten sein. Und so phänomenal die kommerziellen Erfolge waren, die Helphand in Istanbul (vor allem am Rande des Balkankriegs von 1912/13) erzielte, so sehr sollten diese Erfolge stets auch die praktische Anwendbarkeit der Marxschen „politischen Ökonomie“ und seiner eigenen theoretischen Analysen demonstrieren. Selbst seine Unterstützung der Jungtürken (die zugleich eine lukrative Patronage war) ließ sich imperialismustheoretisch gut begründen. Parvus' Reichtümer gehörten, wie er vielfach erklärte, für ihn zu den modernen Aktionsmitteln eines global agierenden Revolutionärs; wie umgekehrt das Spiel mit der globalen Revolution Teil seiner persönlichen Lebenssteigerung war. Als soziokulturellen Phänotypus wird man ihn jedenfalls besser von seinen herkulischen Text- und Theorieaufgeboten – die beinahe noch einen Marx in den Schatten stellten<sup>(\*)</sup> – und seinen „wissenschaftlich“ begründeten Revolutionsprospekten her verstehen als von seinem akkumulierten Reichtum und sybaritischen Lebensstil.

In mancher Hinsicht kann seine ganze Karriere als eine (gescheiterte) Parallelkarriere zu der Lenins betrachtet werden. Allerdings ging Parvus Entfremdung von der russischen und Affinität zur deutschen Kultur sehr viel tiefer als bei jenem. Sein Übertritt zur deutschen Sozialdemokratie war nicht nur pragmatisch, sondern programmatisch. Nur von Deutschland aus und mit deutschen Mitteln konnte Russland reformiert werden. Zugleich hasste Parvus den Zarismus als überlebensgroßen, finsternen Feind des internationalen Proletariats mit noch größerer Leidenschaft als Lenin. Darin war er (mehr als er sich eingestand) auch jüdischer Revolutionär. Erstaunlich ist höchstens seine Ignoranz gegenüber der angelsächsischen Welt, die ihn nicht einmal von ferne interessierte. Seine Le-

---

<sup>(\*)</sup> Scharlau / Zeman schreiben über den in allen europäischen Sprachen publizierenden Parvus im Jahr 1910: „Was den publizistischen Erfolg seiner schriftstellerischen Arbeiten anging, so hatte er sogar Marx, Engels und Bebel weit übertroffen.“ (Scharlau / Zeman, S. 135)

benssphäre blieb immer die des alten Kontinents und des jungen Orients. Auch darin folgte er den Hauptlinien deutscher „Weltpolitik“.

Die Unterstützung der Mittelmächte, für die Parvus 1914 warb, entbehrte insofern keineswegs der Logik. Er meinte es offenkundig ernst und verkündete es in größtmöglicher Eindeutigkeit und Öffentlichkeit: Der deutsche Sieg werde einer sozialistischen Weltrevolution in entscheidender Weise den Weg bereiten, vor allem eben durch die Zerschlagung des Zarismus und des von diesem zusammengeschiedeten Vielvölkerreichs. Damit buchstabierte Parvus aus, was Lenin niemals hätte aussprechen können: dass eine Niederlage des Zarismus den Sieg der Mittelmächte im Weltkrieg bedeutete (oder bedeuten konnte) – und dass dies für die internationale Situation und die Entwicklung der Produktivkräfte auf alle Fälle günstiger war als der umgekehrte Fall.

Helphands (vordergründig vergebliches) Berner Treffen mit Lenin im September 1915 tat seinen Bemühungen zur Unterstützung der Bolschewiki denn auch keinen Abbruch. Wenn es ein Hinauswurf war, dann einer mit Hintergedanken. Parvus verstand ihn wahrscheinlich völlig richtig – als Aufforderung zu einem Spiel mit verteilten Karten und auf jeweils eigene Rechnung.

#### Zur Soziologie und „politischen Ökonomie“ des Leninismus im Weltkrieg

Tatsächlich wäre es auch heute noch von einigem Interesse, die gesamte Spannweite des konspirativen Geflechtes, das sich während des Krieges zwischen deutschen Stellen und russischen Revolutionären (verschiedener Couleur und Nationalität) herausgebildet hat, genauer zu rekonstruieren. Die Forschung hat in dieser Hinsicht den Stand der sechziger Jahre nur partiell überschritten. Das hundertmal trivialisierte Thema hat seither keine seriöse wissenschaftliche Bearbeitung mehr gefunden.<sup>477</sup>

Immerhin gibt es einzelne Arbeiten, die dem Puzzle neue Steine und Dokumente hinzufügen. Das gilt etwa für die Studie von Semion Lyandres „The Bolsheviks ‚German Gold‘ revisited“ von 1995, deren Argumentation sich allerdings in

merkwürdig belangloser Weise darauf kapriziert, die von der Provisorischen Regierung im Sommer 1917 auf Basis abgefangener (hier erstmals vollständig dokumentierter) Telegramme und erster Geständnisse erhobenen Beschuldigungen gegen die Bolschewiki als kurzschlüssig zurückzuweisen – während sie ihre eigentlich relevanten Informationen nur in einer Fülle biographischen Notizen, Anmerkungen und Querverweisen preisgibt, ohne den Versuch zu machen, sie selbst zu einem Bild zusammenzufügen.<sup>478</sup>

Die folgende Skizze ist ein provisorischer Versuch, die verstreuten Informationen zu einem halbwegs schlüssigen Tableau zu arrangieren.

#### Lenins „Hausstaat“

Zunächst lassen sich die – im Grunde recht einseitigen – Beziehungen zwischen deutschen Stellen und Bolschewiki nur würdigen, wenn man die materielle Situation Lenins und seines engeren sozialen Umfeldes in Betracht zieht.

Die neue Lenin-Biographie von Robert Service, die den familiären Hintergrund in bisher nicht bekannter Vollständigkeit ausleuchtet, räumt weitgehend mit der Legende vom mittellosen Emigranten auf. Sie zeigt Lenin als einen von Haus aus gut situierten Erben, der auf Einkünfte aus eigener Arbeit nur gelegentlich angewiesen war. Nach dem Tod des Vaters lebten die Uljanows – und Wladimir, um den sich in der Familie nach der Hinrichtung des älteren Bruders alles drehte, an erster Stelle – recht komfortabel von den Einkünften des verpachteten Familiengutes bei Samara. Im Exil erhielt Lenin darüber hinaus den Löwenanteil der (beträchtlichen) staatlichen Witwenrente seiner Mutter, bis diese im Herbst 1916 starb, also bis kurz vor der Revolution. Auch Nadeshda Krupskaja, die ihn zusammen mit ihrer Mutter ins Exil begleitete, war durch deren Geldvermögen (das allerdings 1914 eine Zeitlang auf einer Krakauer Bank fest hing) abgesichert.

Abgesehen von diesen Privateinkünften hatte Lenin in Paris und Krakau ein reguläres Gehalt von der Partei bezogen und von den Honoraren und Tantiemen seiner ausgedehnten Publizistik gelebt. Dagegen standen erhebliche Aufwendungen für zahlreiche Reisen, häufige Wohnungswechsel, lange Urlaube und kostspielige ärztliche Kon-

sultationen und Behandlungen. Am teuersten war es allerdings, den auf seine Person ausgerichteten Apparat und die Verbindungen aufrecht zu erhalten, die schon in den Vorkriegsjahren sehr dünn geworden waren und in der Kriegszeit völlig abzureißen drohten. Alle Korrespondenzen, Überweisungen oder Reisen waren äußerst schwierig geworden – und am schwierigsten mit den Genossen daheim. Einer engeren Verbindung, schrieb er im September 1915 an Alexandra Kollontai, die zu einer Spendentour in die USA aufbrechen sollte, „stehen *in erster* Linie finanzielle Hindernisse entgegen, zweitens polizeiliche“.<sup>479</sup> Das war der Monat, in dem die Gespräche mit Kesküla und Parvus stattfanden.

Zur gleichen Zeit, kurz nach der Konferenz von Zimmerwald, als die Schweizer Genossen einen letzten Versuch unternahmen, die eingefrorenen Gelder aus der „Schmidtschen Erbschaft“ für die Arbeit der internationalen Kriegsgegner freizubekommen, beharrte Lenin starrköpfig darauf, dass dieser Parteifonds, „den uns Frau Clara Zetkin widerrechtlich bisher vorenthält“, allein seiner Partei gehöre. Erst wenn er das Geld zur freien Verfügung erhalte, werde er bereit sein, der in Zimmerwald gebildeten „Internationalen Sozialistischen Kommission“ einen Teil davon zugehen zu lassen.<sup>480</sup>

Das alles sind nur weitere Beispiele für die (wie man will, peinliche oder bewundernswerte) Verbissenheit, mit der Lenin den Kampf um die revolutionären Betriebsmittel seines geschrumpften Apparates führte. Auch in seinen eigenen, publizierten Briefen hält er seine Genossen unablässig an, hier oder dort etwas „herauszuschlagen“. Um zum Beispiel Hanecki aus Krakau in die Schweiz nachkommen zu lassen, hatte er den jungen Tichomirnow, genannt Victor, veranlasst, von seiner in Russland lebenden Mutter über das Berner Auswärtige Amt „eine Summe disponibel zu bekommen“.<sup>481</sup>

Hier wie an vielen anderen Stellen stößt man auf das erstaunliche Faktum, dass das Kontaktnetz Lenins – gerade in den Zeiten des Krieges – fast ausschließlich über Milieus lief, die in einem bürgerlichen Sinne als „gute Gesellschaft“ zu bezeichnen und in vielfacher Weise untereinander „versippt“ waren. Die eigene Familie spielte dabei lebenslang eine Schlüsselrolle. So befand sich in den Jahren 1915/16 die Anlaufstelle des „Russischen Büros“ der Partei in der Petrograder Wohnung der älteren Schwester Lenins, Anna Uljanowa-Jelisarowa (Tarnname „James“), und ihres Mannes Mark Jelisarow, der zum leitenden Angestellten einer Versicherungsgesellschaft aufgestiegen

war. In dieser Wohnung lebte auch Lenins jüngere Schwester Maria Uljanowa. Beide Schwestern fungierten faktisch zeitweise als das Petrograder Sekretariat.

Die zweite Anlaufstelle war das Kontor von Samuil Sachs (Parteiame Iwan Gladnew), Sohn einer arrivierten jüdischen Kaufmannsfamilie, der mit der älteren Schwester Sinowjews verheiratet war und in Petrograd während des Krieges eine Korsettagen-Fabrik betrieb, während er zugleich als stiller Geschäftspartner des Kopenhagener Export-Import-Kontors von Helphand und Hanecki mit Präservativen und anderen knappen Gütern handelte.

Vornehmlich mit Hilfe befreundeter Damen – wie der Schauspielerin Wera Schadorskaja, einer Freundin der Kollontai, oder der polnischen Sozialistin Maria Steckiewicz (genannt Wygowskaja), der Lebensgefährtin des Geschäftsmannes Victor Moraciewicz, der seinerseits mit der Firma von Helphand/Hanecki Handel trieb, – wurde der Kurierbetrieb von Korrespondenz und Literatur von Petrograd über Finnland nach Schweden aufrechterhalten. Damen der besseren Gesellschaft waren vor Leibesvisitationen weitgehend geschützt.

Erste Adressatin der Instruktionsschreiben, die von Lenins Schweizer Exil nach Petrograd, Kopenhagen oder Stockholm gingen, war in der Regel Alexandra Kollontai, Tochter eines geadelten russischen Generals und einer Finnin, die nach ihrer Ausweisung aus Deutschland im Herbst 1914 die längste Zeit des Krieges in Oslo (damals Kristiania) lebte. Genauer gesagt, wurden die Wohnungen ihrer deutschen Freundin Erika Rotheim oder der mit einem norwegischen Geschäftsmann verheirateten Jelena Danielsen, geborene Witowskaja, als Adressen benutzt. Von dort musste Alexander Schljapnikow, der in Stockholm lebende Hauptorganisator des „nördlichen Untergrunds“ der bolschewistischen Partei und Geliebte der Kollontai, die Briefe Lenins mit den Postskripta der Krupskaja jeweils abholen.

In der Schweiz (wie schon in Krakau) bildeten Lenin und Sinowjew mit ihren Frauen, Nadeshda Krupskaja und Sinaida Lilina, das Auslandsbüro der Partei. Auch jetzt waren die Frauen die Organisatorinnen der praktischen Arbeit – in einem Umfang und in einer Form, die, speziell was Lilina betrifft, kaum je recht gewürdigt worden ist.<sup>(\*)</sup> Parallel dazu fungierte Lenins (Ex-)Geliebte Inessa Armand, ihrem sozialen Status

---

<sup>(\*)</sup> Lilina war schon in Krakau für den illegalen Literaturtransport zuständig; in der Schweiz scheint sie sich vor allem mit der Belieferung der Lager für russische Kriegsgefangene in Deutschland und Österreich zuständig gewesen zu sein. So hieß es jedenfalls in ihrem Nachruf, der 1929 in der „Proletarskaja Revol'ucija“ erschien. (Siehe Futrell, S. 212)

nach eine gutsituierte Witwe mit adeligem Familienhintergrund, die ohne Schwierigkeiten von Paris nach Bern, später nach Genf und Montreux übersiedelt war, als Lenins Reisekader und Kontaktfrau, ähnlich wie die Kollontai in Skandinavien. Alles in allem hat man von Lenins „Frauengefolschaft“ gesprochen, die in den Jahren des Exils, und gerade im Weltkrieg, das Grundgerüst seines „inneren“, informellen Parteiapparates bildete.

### Die internationale Unterstützer-Szene

Ansonsten gab es in der Schweiz ein lose verteiltes Netz meist jüngerer Unterstützer aus der Emigrantenszene. Dazu gehörten Boris Charitonow und Mieczyslaw Bronski (Warszawski), die enge Verbindung zur Zürcher Jugendszene um Willi Münzenberg und andere Vertreter der „Jugendinternationale“ unterhielten<sup>482</sup>; während Bronskis Freundin Dora Dolina (angeblich) als Adresse für diskrete Kontakte mit Helphand und Hanecki fungiert haben soll.<sup>483</sup> Grigori Schklowski, der in der Vorkriegszeit bereits als Parteikassierer fungiert hatte, und seine Frau Dwosha dienten ebenfalls als Anlaufstelle. Wjatscheslaw Karpinski (genannt Minin) und seine Freundin Sarah Rawitsch (genannt Olga) waren u.a. für Druck und Vertrieb des Leninschen Zentralorgans, des „Sozialdemokrat“, zuständig waren. Schließlich gab es Neuzugänge wie den lettischen Sozialisten Bersin-Siemelis oder eben den jungen Esten Arthur Siefeldt, der den Kontakt mit Kesküla herstellte (und möglicherweise auch hielt).

Karl Radek, der Ende 1914 aus Deutschland eintraf, sah sich politisch und organisatorisch noch eher als Teil der polnischen und der deutschen Linken, zu denen er vielfältige Verbindungen hielt, während seine Frau Rosa nach wie vor an der Charité in Berlin als Ärztin arbeitete. Erst mit der Zeit wurde seine Verbindung zum Lenin-Clan enger und er selbst (wegen seiner persönlichen Verbindungen nach Deutschland, Österreich und Polen, aber zunehmend auch seiner halboffiziellen Kontakte mit deutschen Presse- und Regierungsleuten, deren er sich gerne rühmte) immer nützlicher.<sup>484</sup>

Eine weitere, möglicherweise bedeutende „südliche“ Verbindungslinie lief über Christo Rakowski, den Vorsitzenden der rumänischen Sozialisten, einen gebildeten Juristen aus bürgerlicher Familie in der Dobrudscha, der nach der Machtübernahme der Bolschewiki 1917 als Führer der Ukrainischen Partei und in vielen anderen Funktionen und ausländischen Missionen (darunter auch 1918 in Berlin) eine der wichtigsten Figuren des neuen Regimes wurde. Fest steht, dass Rakowski dauerhaft enge und

freundschaftliche Beziehungen zu Parvus-Helphand unterhielt, mit dem er schon 1910/11 in der Zeit seiner eigenen Emigration in Konstantinopel zusammengearbeitet hatte.<sup>485</sup>

Rakowski jedenfalls hatte den ersten großen öffentlichen Auftritt Helphands bei dessen Durchreise von Konstantinopel nach Deutschland im Januar 1915 in Sofia arrangiert, auf der dieser vor viertausend (teilweise konsternierten) Hörern als „deutscher Sozialist“ seine Ansichten zur Welt- und Kriegslage vortragen konnte, insbesondere zu der Schlüsselrolle, die Deutschland im Kampf gegen den moskowitzischen Absolutismus spielte. In Bukarest traf er anschließend Rakowski und den deutschen Vertreter von dem Busche, zu dem Rakowski ebenfalls in Beziehungen stand. Nach internen deutschen Quellen hatte Busche, wohl unter Vermittlung von Parvus, den rumänischen Sozialisten einmal oder mehrmals größere Geldsummen aus dem Fonds des AA zukommen lassen. Nicht ausgeschlossen, dass über Rakowski auch deutsche Gelder an Trotzki „Nasche Slowo“ in Paris geflossen sind, die gleichzeitig vor Parvus warnte. Trotzki hat später erklärt, dass die Zeitung vor allem über Rakowski finanziert wurde.<sup>486</sup> Lenin wiederum zählte ihn zusammen mit Trotzki zu den „schädlichsten ‚Kautkyanern‘“ und stellte fest, Rakowski sei „für die Vaterlandsverteidigung“.<sup>487</sup> Das war für ihn allerdings kein Grund, die Beziehungen abubrechen.

Im November 1917 jedenfalls schrieb Busche (schon als Unterstaatssekretär im Außenministerium) an den Verbindungsoffizier des Großen Hauptquartiers, der inzwischen in Stockholm aufgetauchte Christo Rakowski „hat früher mit uns in Rumänien in Verbindung gestanden und für uns gearbeitet“.<sup>488</sup> (\*)

### Der nördliche Untergrund

Alexander Schljapnikow (Deckname Belenin), der organisatorisch ingeniose, politisch loyale und persönlich mutige Verbindungsmann Lenins in Stockholm, der mehrfach illegal nach Russland gereist war, um die Routen für Literatur und Korrespondenz selbst zu erproben, übernahm im Herbst 1916 die Leitung des „Russischen Büros“ in Petrograd, um den durch Repression und Desorientierung weitgehend zerfallenen Par-

---

(\*) Den furchtbaren Epilog schrieb Wyschinski im zweiten Schauprozess 1937, in dem Rakowski einer der Hauptangeklagten war. Nachdem sein zeitweiser Widerstand gebrochen worden war, gestand er, seit dem Ersten Weltkrieg im Dienste der deutschen Regierung gestanden zu haben und ihr behilflich gewesen zu sein, rumänische Zeitungen und Firmen zu erwerben sowie rumänische Staatsbürger anzuwerben.

teikader wieder zusammenzufügen. Der autodidaktisch gebildete Metallarbeiter und Berufsrevolutionär war in diesem gesamten Personengeflecht so ziemlich der einzige authentische „Proletarier“.

Für den illegalen Verkehr über die Nordroute verfügten er und Kollontai über eine Reihe erprobter Helfer, teilweise schon aus der Vorkriegszeit, so zum Beispiel Wladimir Smirnow (Paulson), ein Russe mit finnisch-schwedischem Familieneinschlag, der mit der Tochter des Schriftstellers Strindberg verheiratet war und seit der Jahrhundertwende im illegalen Transport russischer Revolutionsliteratur engagiert war; M. Kobezki, der sich (in Absprache mit Krupskaja) 1908 in Kopenhagen niedergelassen hatte, um den illegalen Grenzverkehr für die bolschewistische Partei nach Russland zu organisieren; oder der Georgier Tschenkeli, der zusammen mit Kollontai und anderen im August 1914 aus Deutschland unbehelligt hatte ausreisen können (darum rankten sich Gerüchte), und sich in Helsinki niedergelassen hatte.

Dazu kamen Unterstützer aus der schwedischen Partei, wie Frederik Ström und Karl Kilborn, oder finnische Genossen wie Karl Wiik, einer der führenden sozialistischen Intellektuellen des Landes. Wiik hielt allerdings auch mit dem finnisch-nationalen Untergrund Verbindung und reiste wenigstens einmal nach Deutschland, um mit Führern der dort ausgebildeten „Jäger“ über gegenseitige Hilfe zu beraten. Der Schwede Kilborn wiederum, der von Wiik in die Untergrundarbeit eingewiesen worden war, behauptete später in seinen Erinnerungen, Wiik habe ihm im Sommer 1915 gesagt, er komme direkt von einem Gespräch mit Lenin in der Schweiz.<sup>489</sup>

Ansonsten bestand die skandinavische Gruppe der Partei 1915/16 vor allem aus Nikolai Bucharin, Georgi Pjatakow und Jewgenija Bosch, die in Lenins Korrespondenz unter dem Spitznamen „die Japaner“ firmieren. Diese Bezeichnung (die einen gehässigen fraktionellen Hintersinn hatte) rührte angeblich aus der Flucht von Pjatakow und Bosch 1914 über Japan in die USA her. Andererseits gibt es in den polemischen Auseinandersetzungen mit ihren „versöhnlerischen“ Positionen (vor allem in der Frage des Selbstbestimmungsrechts), die zur erzwungenen Einstellung der von ihnen herausgegebenen theoretischen Zeitschrift „Kommunist“ führten, immer wieder Hinweise, dass sie „genug Geld“ hätten.

Darin könnte eine Reminiszenz oder Anspielung liegen, dass „die Japaner“ sich womöglich eigene Subventionen erschlossen hatten. Schließlich lagen die Jahre von 1905 bis 1908 nicht lange zurück, in denen nach glaubwürdigen Zeugnissen alle revolutionären Gruppen Russlands von der Stockholmer Botschaft Japans Subventionen

erhalten haben.<sup>(\*)</sup> Wahrscheinlicher ist allerdings, dass die Eigenmittel der skandinavischen Gruppe (so weit sie nicht von Bogrowski unterschlagen worden waren) von Kesküla stammten, wenn auch auf Umwegen.

Vollkommen ungeklärt ist schließlich die – vielleicht sogar entscheidende – Rolle, die Waclaw Worowski und Leonid Krassin in dem informellen Verbindungsnetz der Partei gespielt haben, und eventuell auch in den Kontakten mit deutschen Stellen. Nach offizieller Lesart ihrer Parteibiographien, die in fast alle neueren Darstellungen Eingang gefunden hat, waren die beiden alten Bolschewiken in den Jahren vor und während des Weltkrieges Privatleute, die erst 1917 nach dem Sieg der Bolschewiki wieder reaktiviert wurden. Richtig ist, dass beide sich Jahre vor dem Krieg wegen fraktioneller Differenzen aus der engeren Parteiarbeit zurückgezogen und als Ingenieure in deutschen Firmen Karrieren gemacht hatten. Aber auch andere hatten sich nach 1910 zurückgezogen – die Kollontai etwa – und sich in den Jahren des Weltkrieges wieder aktivieren lassen.

---

(\*) Die Schlüsselfiguren in diesem Deal waren der in Stockholm tätige japanische Oberst Akashi und der Veteran der finnischen Unabhängigkeitsbewegung Konni Zilliacus, der mit praktisch allen Gruppen der russischen und nicht-russischen Gegner des Zarentums in enger Verbindung stand. Zilliacus war der eigentliche Begründer und erste Organisator der „Nordroute“, über die seit der Jahrhundertwende illegale Literatur nach Russland geschmuggelt wurde, in Konkurrenz zu der von Pjatnizki betriebenen Route über Russisch-Polen. 1905 hatte Zilliacus mit japanischem Geld versucht, einen großen Schiffstransport von Waffen für die russischen Revolutionäre zu organisieren, der allerdings vor der finnischen Küste als Fiasko endete. In diese Affäre waren auch die Untergrundorganisation der Bolschewiki verwickelt, deren Leiter zu dieser Zeit Leonid Krassin war. Über den Kopf der Petrograder Kampfgruppe, den Pianisten Burenin, der – wie die Kollontai und seine Mitkämpfer Essen und Ignatjew – über ein eigenes Landgut in Finnland verfügte und für Waffenkäufe und Geldtransfers zuständig war, war auch Lenin in diesen Plan eingeweiht. An Zilliacus Schmuggelrouten knüpfte später Alexander Schljapnikows neu aufgebaute Untergrundlinie an. (Vgl. Futrell, Northern Underground, insbesondere Kap. 3: The Red Base, und Kap. 4: The Voyage of the John Grafton, S. 51-84; sowie passim)

Angaben über die japanischen Gelder finden sich auch in einer Expertise von Arthur Bullard für die Regierung der USA vom März 1918 u.d.T. „German Gold“, die gegen die sog. „Sisson-Dokumente“ gerichtet ist und sehr vorsichtige Einschätzungen der Rolle des „deutschen Geldes“ für den Erfolg der Bolschewiki enthält. Bullard, einer der bekanntesten amerikanischen Journalisten, war nach der Februarrevolution nach Russland gereist und dort etwa ein Jahr geblieben. In seiner Denkschrift findet sich auch eine Aufzeichnung über ein langes Gespräch mit Zilliacus, die die Angaben bei Futrell bestätigen. (Arthur Bullard Papers, Princeton University; in Auszügen zitiert bei W.L.Mal'kov: Bol'sheviki i 'Germanskoe zoloto'. Nachodki v Archivach SŠA. In: Novaja i Novejšaja Istorija, H. 5, 1993, S. 48 ff.)

### Krassin und Worowski – das „missing link“?

Die zentrale Figur ist sicherlich Leonid Krassin, der von 1903 bis 1908 der Organisationschef des gesamten bolschewistischen Untergrunds in Russland gewesen war. Er war es, der in Baku mit Hilfe deutscher Genossen die erste moderne Parteidruckerei aufgezogen hatte, und der später, 1907, in Berlin eine große Menge Spezialpapier zum Druck gefälschter Rubelnoten besorgt hatte, die er über die Auslieferung des „Vorwärts“ nach Russland gebracht hatte – das alles, wie es in einem deutschen Polizeibericht hieß, als „der würdige Vertreter der AEG“, für die er die längste Zeit (auch seiner Untergrundarbeit) als Ingenieur tätig war.<sup>490</sup>

Nach einer Verhaftung und Flucht musste er 1908 in die Emigration gehen. In Berlin, wo er steile Karriere in der Firmenhierarchie zunächst der AEG, dann bei Siemens machte, besorgte er noch immer Gelder für seine Genossen, so als Mitgründer des Ladyschnikow-Verlags, der die Werke Gorkis weltweit vermarktete und mit den Tantiemen einen Gutteil der politischen Emigration über Wasser hielt. Aber wie Gorki selbst, wie Lunatscharski, Bogdanow und andere hatte Krassin sich ab 1910/11 immer mehr von der fraktionistischen und selbtherrlichen Politik Lenins entfernt, der ihn damals bedauernd „einen Kopf – aber Großbourgeois“ nannte.<sup>491</sup>

1912 hatte er das Angebot angenommen, die Leitung des Moskauer Büros von Siemens-Schuckert zu übernehmen. Die Firma konnte sich über alle Einsprüche der zaristischen Polizeibehörden hinwegsetzen und installierte den ehemaligen, polizeilich gesuchten Berufsrevolutionär als ihren Vertreter in Moskau. Freilich war Krassin in dieser Hinsicht keine Ausnahme. Unter den führenden Elektroingenieuren Russlands gab es eine starke bolschewistische Fraktion. Und wer da wen in welche Funktion nachzog, muss dahingestellt bleiben. Jedenfalls war einer der engsten Mitarbeiter Krassins Gleb Krzyzanowski, der frühe Gefährte Lenins aus den Tagen des Petersburger „Kampfbunds“ und der Verbannungsjahre, Mitglied des Zentralkomitees und begabten Organisator der Untergrundarbeit vor und während der Revolution von 1905, der Anfang 1920 dann von Lenin zum Vorsitzenden der großen Elektrifizierungskommission (GOELRO) berufen werden sollte. Aber ganze Entsprechendes galt für auch für Robert Klasson, Peter Schmidowitsch, Alexander Winter oder Wassili Starow – allesamt alte Bolschewiki, ehemalige Verbannte und Konspirateure, die in den Jahren vor dem Weltkrieg in führende Positionen aufstiegen und in deren Perspekti-

ven, wie Karl Schlögel gezeigt hat, industrielle Großraumperspektiven mit denen des revolutionären Sozialismus unmittelbar zusammenflossen.<sup>492</sup>

Als der Krieg ausbrach, schien es, als habe Krassin (wie die andern) seinen Frieden mit dem Regime gemacht. Er war mittlerweile zum Generaldirektor aller Siemens-Betriebe in Russischen Reich aufgestiegen, die nun unter Staatsaufsicht gestellt und für die Kriegsproduktion auf Touren gebracht wurden. Auf Betreiben des Großindustriellen Putilow wurde er darüber hinaus Werksleiter einer Schießpulverfabrik sowie des Elektrizitätswerks der russischen Hauptstadt berufen und schließlich noch zum Vorstandsmitglied der Russisch-Asiatischen Bank, einer der Großbanken des Landes. In diesen Eigenschaften gehörte er auch dem zentralen Kriegsindustrie-Komitee an, das die Rüstungsanstrengungen des Reiches koordinierte.

Das war eine Staunen erregende Karriere. Zur illegalen Partei, so schien es, unterhielt Krassin keine Beziehungen mehr. Als er 1916 von seinem alten Genossen und Kollegen Georgi Solomon aufgefordert wurde, für Lenin Geld zu geben, der angeblich in der Schweiz in finanziellen Schwierigkeiten steckte, soll er verächtlich zwei Fünfrubel-Scheine gezogen, und auf Solomons Weigerung, einen solchen Almosen anzunehmen, entgegnet haben: „Sie haben recht, Lenin verdient es nicht, dass man ihn unterstützt. Das ist ein schädlicher Typ, und nie weiß man, welche Gemeinheit er gerade wieder in seinem tatarischen Schädel ausbrütet.“<sup>493</sup>

Nur spricht vieles, fast alles dafür, dass dies Charaden waren, die man auch gegenüber alten Freunden und Genossen eisern durchhielt. Denn nicht nur war Krassin im Vorstand der Russisch-Asiatischen Bank, bei der Koslowski die Hauptkonten des Kopenhagener Kontors führte, über die einige Million Goldrubel liefen. Krassin war auch ein enger Freund Olof Aschbergs, des Gründers und Chefs der schwedischen Genossenschaftsbank „Nya-Banken“, die Helphands und Haneckis Hauptpartner in Stockholm war, und das wohl nicht nur auf kommerzieller Basis.

Schließlich und vor allem war Krassin der Vorgesetzte von Waclaw Worowski, der in der unmittelbaren Vorkriegszeit als Ingenieur bei der AEG in Berlin gelebt hatte und nach seiner Rückkehr nach Russland das Einkaufs-Department von Siemens-Schuckert in Petrograd leitete. Im November 1915 wurde Worowski bei einer seiner Reisen an der Grenze durchsucht; unter den konfiszierten Papieren fanden sich eine Reihe von Petrograder Parteiadressen sowie die Namen von Geschäftspartnern Hanecki-Fürstenbergs. Dennoch kam Worowski nach kurzem Arrest wieder frei, offensichtlich auf Intervention Krassins, der ihn gleich darauf als Vertreter der russischen

Siemens-Schuckert nach Stockholm expedierte. Diese Episode, so Semion Lyandres, ist in allen offiziellen sowjetischen Quellen über Worowski unerwähnt geblieben. Nach Durchsicht aller Quellen kommt Lyandres zu dem Resultat, dass „ein Teil der Korrespondenz Lenins zur Kriegszeit mit den Petrograder Bolschewiken über die Firmenkataloge von Siemens-Schuckert lief, die zwischen dem Petrograder und Stockholmer Büro legal ausgetauscht wurden“ – und zwar per Geheimschrift zwischen den Zeilen.<sup>494</sup>

Mehr noch: „Von Ende 1915 ... bis Ende 1917 fungierte Worowski als der hauptsächliche Geschäftsvertreter der Firma Parvus-Fürstenberg-Koslowski in Stockholm. Die Familien von Fürstenberg, Worowski und Koslowski waren auch politisch und familiär verbunden.“<sup>495</sup> Worowskis Tochter heiratete später Koslowskis Sohn. Koslowski war mit der Nichte Haneckis, Eugenia Sumenson, liiert. Worowski wiederum kannte Parvus-Helphand seit seinem Studium am Münchener Polytechnikum zu Beginn des Jahrhunderts.<sup>496</sup> So blieb alles in der Familie.

Wenn diese Informationen zuträfen, dann wäre die Verbindung Worowski-Krassin möglicher Weise so etwas wie das *missing link* in der Erforschung der Weltkriegskontakte Lenins gewesen.

### Das Kopenhagener Kontor

Was die Verbindung Lenins über Hanecki mit Helphand betrifft, erschließt sich der Sachverhalt am leichtesten über die offensichtlichen Auslassungen oder Lügen der Beteiligten. So wenn Jakub Hanecki in seinem autobiographischen Abriss in der Enzyklopädie „Granat“ 1926 schreibt: „Der Krieg überraschte mich in Krakau. Ende 1915 kam ich endlich dort weg, hielt mich einige Monate in der Schweiz auf, und im Sommer 1916 fuhr ich nach Skandinavien.“<sup>497</sup>

Ganz offenkundig ist hier alles (bewusst) falsch datiert. Hanecki lebte spätestens im Februar 1915 mit seiner Familie in Zürich<sup>498</sup>, nachdem er zuvor schon von Krakau nach Wien gezogen war. Im Sommer 1915, vor oder gleich nach dem Treffen Lenins mit Parvus, zog er nach Kopenhagen.<sup>499</sup> Im Oktober 1915 wurde vor einem Rechtsanwalt in Kopenhagen die notarielle Gründungsurkunde der von Parvus initiierten „Handels- og Exportkompaniet A/S“ aufgesetzt. Anwesend waren: Dr. phil. Alexander Helphand, wohnhaft in Kopenhagen, Director Georg Sklarz, wohnhaft in Berlin, sowie der Kaufmann Jacob Fürstenberg, wohnhaft in Kopenhagen.

Das Gründungskapital von je 40.000 Kronen zeichneten Helphand und Sklarz; die beiden Herren verpflichteten sich, je 10.000 Kronen ihrer Anteile zu verkaufen, „falls Herr Fürstenberg wünschte, diese Actien zu übernehmen“. Der Aufsichtsrat der Firma bestand aus Helphand, Sklarz und Fürstenberg. Der erstere fungierte als Vorsitzender, der letztere als Geschäftsführer.<sup>500</sup> Im April 1916 wurde noch einmal die hälftige Aufteilung des Kapitals zwischen Helphand und Sklarz bestätigt. Das bedeutete, dass Hanecki (Fürstenberg) die Beteiligung ausgeschlagen hatte und es vorzog, Geschäftsführer der Firma zu bleiben.<sup>501</sup>

Georg Sklarz war ein international tätiger Einkaufsagent der deutschen Reichsstellen und kriegswirtschaftlichen Syndikate, der zugleich für den militärischen Nachrichtendienst arbeitete. Er besaß vor dem Krieg bereits eine „Internationale Verkehrs- und Transport-Gesellschaft“, die von einem Emigranten namens Chaim Witkind geführt wurde. Unterstützt wurde er in Kopenhagen von seinen Brüdern Heinrich und Waldemar Sklarz, die ihrerseits für den Berliner Generalstab arbeiteten (praktischer Weise vor allem in der Wirtschaftsspionage).

Auftraggeber des Kopenhagener Kontors war unter anderem die „Kriegsmetall-Gesellschaft“, die mit dem Import kriegswichtiger Metalle für die Rüstungsindustrie befasst war, aber offenbar auch Überschüsse zum Export anbot. Daneben wurden Wolle, Getreide, Gummi und andere Basisgüter beschafft, mal für die Admiralität, mal für Heereslieferanten, mal für die Rathenauschen Rohstoff-Syndikate. Die verbündeten Zentralmächte standen unter einer immer fühlbareren Wirtschaftsblockade, die sie mit allen Mitteln zu durchbrechen trachteten. Tatsächlich gelang es den Briten nie, den Handel durch die alliierten Blockadelinien hindurch völlig zu unterbinden, der teils mittels regulären Schmuggels vonstatten ging und teils, indem umgeladen und umdeklariert wurde.

Die Operationen des Kopenhagener Kontors erstreckten sich von den Niederlanden über England (in vielen der erhaltenen Geschäftspapieren heißt es „*loco London*“) bis nach Amerika, in die Türkei und natürlich nach Russland. Das Kopenhagener Kontor heuerte dafür auf Blockadebruch spezialisierte Schiffe, die bei Verlust hoch versichert waren, und plante sogar eine eigene, über Strohmänner aufgezogene Schifffahrtsgesellschaft, die „Amerikansk Skandinavisk Russisk AG“ (A.S.R.A), als deren „Kontorchef“ wiederum Fürstenberg eingesetzt war.<sup>502</sup>

Bei alledem spielten die neutralen skandinavischen Länder eine Schlüsselrolle. Zugleich unterlagen diese selbst der Blockade von beiden Seiten und hatten daher ih-

rerseits dringenden Bedarf an Energiestoffen oder Nahrungsmitteln. Einer der großen kommerziellen und politischen Coups Helphands waren denn auch die Kohlekäufe, die er 1916/17 für das frierende Dänemark vermittels der dänischen und der deutschen Gewerkschaften einfädelt. Das Hauptgeschäft aber, oder jedenfalls das politisch brisanteste Geschäft war der illegale Russlandhandel, in dem das Kopenhagener Kontor von Helphand und Hanecki zeitweise fast eine Monopolstellung eingenommen zu haben scheint.

Die Hauptgüter im Handel mit Russland waren Medikamente, darunter Salvarsan (gegen Geschlechtskrankheiten), Kondome, Thermometer, chirurgische Instrumente, chemische Produkte, Textilien, Papier und Bleistifte – alles Produkte, die früher aus Deutschland bezogen worden waren und jetzt wegen des dringenden Bedarfs lukrativ verkauft werden konnten. In geringerem Umfang scheint auch mit russischen Produkten in die Gegenrichtung gehandelt worden zu sein. Ansonsten wurden die Lieferanten in Stockholm oder Kopenhagen durch reguläre Banküberweisungen bezahlt.

#### Revolutionär-kommerzielle Mischpoche

Bei all diesen Transaktionen trat nicht das Kopenhagener Import-Export-Kontor selbst in Erscheinung, sondern es operierte über Kontraktfirmen. Das war für einen Großteil der Operationen in Russland die Firma Fabian Klingsland, deren ursprünglicher Sitz Warschau war, mit Filialen in Wilna und Petersburg. Klingsland gründete eine weitere Filiale in Stockholm, über die dann das Gros der Geschäfte abgewickelt wurde. Fürstenberg schloss mit der Firma Klingsland einen festen Vertrag<sup>503</sup> und plazierte in die Petersburger Filiale seine Cousine Eugenia Sumenson, über die nahezu alle finanziellen Transaktionen abgewickelt wurden. Zu den Handelsagenten der Firma gehörte weiter der Bruder Haneckis, Heinrich Fürstenberg.

Einer der Kontraktpartner in Petrograd war der erwähnte Samuil Sachs (Gladnew), der neben seiner Korsetttagenfabrik mit dem ehemaligen Bundisten Grigori Waldmann noch eine Import-Export-Firma „Labor“ unterhielt, die auf seinen Vater Markus Sachs eingetragen war, der seinerseits im Handel mit medizinischen Gütern engagiert war. Waldmanns Frau Elenora Solomonowna war für die Firma als regelmäßige Reiseagentin zwischen Petersburg und Stockholm tätig. Ein anderer Vertragspartner war der bereits erwähnte polnische Geschäftsmann Wiktor Moraciewicz, der Lebensgefährtin der Parteikurierin Maria Steckiewicz, einer Freundin von Maria Uljanowa. Oder

ein Alexander Maliniak, ebenfalls aus Warschau, der als Vertreter des Russischen Roten Kreuzes zwischen Petrograd und Stockholm reiste und Worowski als dem Stockholmer Siemens-Vertreter mit der Beschaffung von Importlizenzen behilflich war.

Dabei war ihm der schon mehrfach als Strohmann der deutschen Zeitungsaufkäufer erwähnte Josef Kolyschko behilflich, der einen Teil des früher transferierten Zeitungsgeldes mittlerweile anscheinend in die Subventionierung von Gorkis „Nowaja Shisn“ investiert hatte, die seit Mai 1917 erschien.<sup>504</sup> Für einige Monate trat Kolyschko aber auch in die Dienste des Finanzministers der Provisorischen Regierung, vor allem um schwedischen Stahl für Russland einzukaufen – bis er im Sommer 1917 wegen seiner Kontakte zu Parvus, Hanecki und zu den Deutschen verhaftet wurde.<sup>(\*)</sup>

Die finanziellen Operationen des Kopenhagener Kontors wurden zum Teil über die Warschauer „Nelken-Bank“ abgewickelt, die in Petersburg und Kopenhagen Filialen unterhielt. Viele Mitglieder des verzweigten Nelken-Clans waren Mitglieder der russisch-polnischen revolutionären Bewegung. Der in Petrograd ansässige Felix Nelken als Leiter der Bank war mit Fürstenberg-Hanecki auch persönlich gut bekannt. Die Wohnung seines Mitarbeiters W. A. Goldberg diente 1916/17 Schljapnikow und der Kollontai zeitweise als Anlaufstelle und Quartier.

Finanziell bedeutender dürften die Bankverbindungen des Kopenhagener Kontors mit Olof Aschbergs „Nya-Banken“ in Stockholm und mit der „Russisch-Asiatischen Bank“ in Petrograd gewesen sein, in deren Vorstand Leonid Krassin saß. Worowski, Krassins Vertreter in Stockholm, soll (Lyandres zufolge) bis Ende Januar 1917 sogar als der Hauptvertreter des Kontors von Hanecki in Stockholm fungiert haben. Hanecki pendelte (bevor er im Januar 1917 aus Kopenhagen wegen illegaler Geschäfte ausgewiesen wurde) zwischen Kopenhagen und Stockholm, wo seine Frau Gisa, eine Cousine Victor Adlers und aktives Parteimitglied seit 1910, als Hauptbuchhalterin der Firma agierte.

Der eigentliche Hauptansprechpartner in Petrograd (unter der Form eines Justitiars der Firma) war jedoch der Rechtsanwalt Mieczyslaw Koslowski. Auch sein in Warschau lebender jüngerer Bruder Zygmunt scheint für Haneckis Import/Export-Kontor tätig gewesen zu sein und mehrfach zwischen Warschau und Skandinavien gereist zu sein. Wie erwähnt, war Koslowski in dieser Zeit mit der jungen, recht mondänen (und

---

<sup>(\*)</sup> Im September 1917 kam Kolyschko – ebenso wie die verhafteten Bolschewiki – auf Kauti-  
on wieder frei. Er verschwand nach Schweden und lebte anschließend in Berlin, wo er Anfang  
der zwanziger Jahre wohl auch starb.

eher unpolitischen) Nichte Haneckis, Eugenia Sumenson, liiert, die in einer Wohnung über seiner repräsentativen Anwaltspraxis in einer der Seitenstraßen des Newski Prospekt lebte. Sumenson besorgte den Finanzverkehr zwischen den verschiedenen involvierten Firmen und Banken und fungierte als Botin zwischen Petrograd und Stockholm.

### Koslowski und Hanecki

Die Figur des Mieczyslaw Koslowski verdient ihrerseits einen näheren Blick. Der aus Wilna stammende Rechtsanwalt polnischer Herkunft war sozialistischer Aktivist der ersten Stunde, Mitglied der polnisch-litauischen Sozialdemokratie seit 1899 und Mitglied der russischen Partei seit 1900. Während der Revolution 1905 zeitweise verhaftet, floh er 1906 ins Ausland und nahm 1907 (zusammen mit Hanecki) am 5. Parteikongress der SDAPR in London teil. 1909 kehrte er nach Petersburg zurück (wie es heißt, damals bereits in Absprache mit Krupskaja) und betrieb dort eine Anwaltskanzlei, während er zugleich die polnischsprachige sozialistische Zeitung „Nowa Trybuna“ herausgab und für die Gewerkschaft der Metallarbeiter tätig war. Nach der Februarrevolution 1917 wurde er Mitglied des Exekutivkomitees des Petrograder Arbeiter- und Soldatenrates und des gesamtrussischen Zentralen Exekutiv-Komitees sowie Vorsitzender der Wyborger Bezirksduma, bevor er in den Junitagen von der Provisorischen Regierung als „deutscher Agent“ verhaftet und beschuldigt wurde, als Vertrauensmann Lenins der Hauptgeschäftspartner von Parvus und Hanecki in Petersburg gewesen zu sein.

In einem Brief, den Henryk Walecki im Juli 1917 von Zürich aus an den ob der Vorwürfe beunruhigten Anatoli Lunatscharski schickte, heißt es, Koslowski, den er seit vielen Jahren kenne, sei immer ein untadeliger Parteigenosse gewesen. Als amtlich zugelassener Anwalt und rechtmäßiger Einwohner Petrograds sei er daher „als Kassierer *sehr gut geeignet*“ gewesen. Die in der Anklageschrift der Provisorischen Regierung genannten zwei Millionen Rubel auf seinem Konto seien vielleicht „erlogen, aber ansonsten könnte eine große Summe durchaus auf seinen Namen deponiert worden sein (Lenin hatte ja für den Ankauf von Typographie gesammelt – darüber wussten alle Bescheid ...)“.<sup>505</sup>

Walecki war, wie Lunatscharski, kein festes Mitglied der leninistischen Fraktion, besaß als Gründungsmitglied der polnischen Sozialdemokratie und langjähriger Emig-

rant in der Schweiz jedoch einen guten Überblick; eben deshalb dürfte sich der nach Petrograd zurückgekehrte Lunatscharski an ihn um Auskunft gewandt haben. Der betonte (im handschriftlichen Original unterstrichene) Hinweis, dass Koslowski als Kassierer der Petrograder Untergrundorganisation „*sehr gut geeignet*“ gewesen sei und in dieser Funktion ohne weiteres größere Geldsummen für den Ankauf von Druckausrüstungen auf seinen Konten gesammelt haben dürfte, zeigt jedenfalls, dass man sich in keinem „obskuren“ Feld vager Verdächtigungen bewegt, sondern in einem überschaubaren Feld von Personen und Beziehungen, die seit langem eine zentrale (wenn auch oft diskrete) Rolle im Leninschen Apparat spielten.

Die weitere Karriere Koslowskis – wie die Haneckis – spricht im übrigen für sich. Koslowski wurde nach dem Oktoberumsturz an der Seite seines Landsmanns Dzierzynski eines der Gründungsmitglieder der Tscheka, anschließend des Kollegiums des Justizkommissariats (in welcher Funktion er auch Zugriff auf die gegen ihn und seine Genossen gesammelten Anklagematerialien wegen Hochverrats hatte). Kurzfristige Abkommandierungen ins Ausland, etwa 1922/23 als stellvertretender Botschafter in Österreich, lassen ebenfalls eher auf eine geheimdienstliche als diplomatische Tätigkeit schließen. 1923 wurde Koslowski Mitglied des Kollegiums des Kommissariats für Kommunikation und Verkehr, das von Dzierzynski übernommen worden war, um die Kommunikationen des neuen Reiches mit polizeilich-administrativen Mitteln wieder herzustellen. Er starb 1927.

Auch Hanecki blieb nach dem Oktober 1917 in gewisser Weise das, was er war: der Hüter der finanziellen Mittel des Leninschen Machtapparats. Nach dem Oktoberumsturz wurde er zunächst Stellvertreter, denn Leiter der Nationalbank, und fungierte neben Krassin als Verhandlungsführer bei den Zusatzverträgen in Berlin im Sommer 1918. Im Frühjahr 1920 organisierte er das Außenhandelsmonopol „Zentrosojus“, das die Wirtschaftsblockade Sowjetruslands zu kompensieren bzw. zu unterlaufen versuchte. Seine Ernennung zum Leiter der Vertretung Sowjetruslands in Riga (Ende 1920 bis 1922), dem ersten „Fenster nach Westen“ des neuen Staates, passt ebenfalls in das Bild eines Organisators der halb regulären, halb irregulären politisch-ökonomischen Außenbeziehungen. Von 1923 bis 1930 wird Hanecki folgerichtig der Leiter des sowjetischen Ministeriums für Außenhandel.

Aber seit den frühen zwanziger Jahren finden wir Jakub Hanecki auch als den Hüter der im Souterrain des Kreml bzw. des Finanzministeriums gehäuften, aus Konfiszierungen stammenden Wertsachen. In nicht wenigen Erinnerungsberichten ist beschrie-

ben, wie Hanecki persönlich den ins Ausland abgehenden Kominternkadern – wie in einem schlechten Spionagefilm – Packen von Bargeld oder Beutel mit Gold, Juwelen und Schmuckstücken als revolutionäre Betriebsmittel aushändigte<sup>506</sup>; während der weniger mobile Teil dieser Kunst- und Kulturschätze in Form eines organisierten Schwarzmarkthandels in großem Stil in der kapitalistischen Welt verscherbelt wurde.<sup>507</sup> Bemerkenswert ist schließlich auch eine weitere vertrauliche Mission Haneckis: nämlich die in Krakau und in der Schweiz zurückgelassenen Papiere und persönlichen Besitztümer Lenins zurückzuholen.<sup>508</sup>

Mit Ausnahme von Worowski, der 1923 als sowjetischer Botschafter in Polen und Italien einem Attentat zum Opfer fällt, von Krassin und Koslowski, die 1926 und 1927 eines natürlichen Todes sterben, und natürlich der Kollontai, die als nützliches Denkmal ihrer selbst (protegiert von Molotow) die Zeiten des Stalinschen Terrors überlebt hat<sup>509</sup>, sind alle übrigen Teilnehmer dieser informellen leninistischen Untergrund-Organisation der Weltkriegsperiode in den Jahren nach 1937 verhaftet, gefoltert und als „deutsche Spione“ oder polnische Agenten erschossen worden: Alexander Schljapnikow, Jakub Hanecki, Karl Radek, Christo Rakowski, Arthur Sielfeldt, Eugenia Sumenson – und Henryk Walecki.<sup>(\*)</sup>

### Kleine Kultursoziologie des Leninismus

Nimmt man alle Informationssplitter zusammen, ergibt sich ein interessantes und sehr eigentümliches Tableau. Schon Lenins „Frauengefolgschaft“ war ein Indikator dafür, in welchem Grade sich formelle Organisationsbeziehungen in den Jahren der Emigration und des Weltkrieges in quasi familiäre Beziehungen aufgelöst hatten. Die Partei Lenins war zu einem Gefolgschaftsverband geworden, dessen Mitglieder untereinander vielfältig familiär verbunden waren.

Allerdings wollte Lenin offenkundig die verschiedenen Kanäle strikt getrennt halten, auf denen er Gelder und Informationen bekam oder Kontakte pflegte. So trieb er natürlich ein Doppelspiel, wenn er Schljapnikow vor Hanecki und anderen warnte, „die

---

(\*) Und aus dem Internet fließen einem im Jahr 2002 Fetzen des Verhörs zu, dem Henryk Walecki (als verhafteter Kominternkader) am 26. Juni 1937 in Moskau durch Jeshow persönlich unterzogen wurde. Darin sagte er unter anderem: „H[anecki] hatte eine Anzahl von verdächtigen Verwandten in Polen, mit denen er sehr nahe Beziehungen unterhielt ... In der ganzen Biographie von Hanecki gibt es eine Anzahl spezieller Punkte, die einer Untersuchung bedürfen.“ ([www.yale.edu/annals/Documents/doc34chapt5.htm](http://www.yale.edu/annals/Documents/doc34chapt5.htm))

Geschäfte mit Parteiarbeit vermischten.“<sup>510</sup> Das genügte jedenfalls, den beunruhigten Schljapnikow stillzustellen, ohne ihn soweit alarmieren, dass er nicht dennoch zu Hanecki in ein (wie er glaubte, taktisches und „vorsichtiges“) Verhältnis partieller Unterstützung treten konnte. Ähnlich misstrauisch war Schljapnikow gegenüber Koslowski, dem er einmal an der Grenze bei Haparanda über den Weg lief.<sup>511</sup> Dabei können auch soziale und nationale Differenzen eine Rolle gespielt haben. Schljapnikow war russischer Proletarier, jene waren Bürger polnischer und jüdischer Herkunft.

Dass Lenin seinerseits Hanecki oder Koslowski misstraut oder von ihren Verbindungen mit Parvus nichts gewusst hätte, ist ausgeschlossen. Jedenfalls kann Hanecki nach der Rolle, die er in Krakau für Lenin gespielt hat, weder bei seiner Übersiedlung in die Schweiz noch bei der nach Dänemark 1915 als bloßer Privatmann gehandelt haben – auch wenn Lenin das 1918 unter dem Druck der Anschuldigungen der Provisorischen Regierung behauptete. Hanecki war es, an den sich Lenin im März 1917 als ersten wandte, und Hanecki war es, der ihn nach der Durchreise durch Deutschland an der Fähre in Trelleborg in Empfang nahm. An Hanecki telegraphierte Lenin noch bei der Weiterfahrt aus Haparanda (wegen „Registrierung der zu versendenden Korrespondenz“, was immer das bedeuten mag); und dann gleich nach der Ankunft in Petrograd: „Bis jetzt haben wir nichts, absolut nichts; weder Briefe, noch Pakete, noch das Geld von Ihnen erhalten.“<sup>512</sup> Kein Weg führt an der Feststellung vorbei, dass Jakob Hanecki, der Geschäftsführer des Parvusschen Unternehmens, auch Lenins persönlicher Manager war, in enger Verbindung mit Nadeshda Krupskaja natürlich.

Eine andere Frage ist, was Lenin über die Tätigkeiten Haneckis für Parvus wissen wollte und wissen musste. Leider hat Helène Carrière d’Encausse ihre Behauptung weder quellenmäßig noch inhaltlich belegt, dass Lenin mit niemandem außer mit Inessa Armand so viele Briefe gewechselt habe wie mit Hanecki.<sup>513</sup> Jedenfalls muss es auch in der Zeit von Frühjahr 1915 bis Frühjahr 1917, in der Lenin nach der bis heute gültigen Version der Herausgeber seiner „Werke“ keinen Kontakt mit Hanecki unterhalten haben soll, einen Schriftverkehr gegeben haben, vielleicht über Dritte.

Im übrigen eröffnete sich über Hanecki wie über andere der Zugang zu einer ganzen Sphäre weiterer konspirativ-kommerzieller Kontakte, die eine Reihe von Mitgliedern und Sympathisanten der polnischen Sozialdemokratie mit ihren gutbetuchten und weitverzweigten Familienclans und Geschäftspartnern über die Fronten des Weltkriegs hinweg unterhielten. Das war eine politische Ressource eigener, höchst wertvoller Art. Man kann sich, alle antisemitischen Konstruktionen in Rechnung gestellt,

deren Engagement tatsächlich kaum ohne das Element jüdischer Opposition gegen den judenfeindlichen Zarismus vorstellen.

Von „deutschen Millionen“ im Sinne direkter Subventionen ist bei alledem noch keine Rede. Und die Frage ist auch, ob diese Gelder vor dem April 1917 eine wesentliche Rolle gespielt haben. Von den aus den Fonds des Berliner Auswärtigen Amtes 1915/16 an Parvus ausgezahlten Millionen dürften nur kleinere Teilsummen direkt an die Partei der Bolschewiki gegangen sein. Das Gros dieser Gelder ist wohl ukrainischen, georgischen und anderen Nationalitätengruppen, die vom Exil aus operierten, sowie Streikkomitees und Untergrundpressen in Russland, die von Sozialisten verschiedener Couleur (Menschewiki-Internationalisten, Bundisten, Meshraionzy und kooperationswilligen Bolschewiki) gestützt wurden, zugeflossen.

Gelder für die bolschewistische Partearbeit dürften eher schon aus den in Russland verbliebenen Gewinnen des Kopenhagener Kontors gestammt haben, an dessen anderem Ende Koslowski, der mutmaßliche Kassierer der Petrograder Bolschewiki, stand. Eugenia Sumenson sagte nach ihrer Festnahme im Juli 1917 vor der Polizei aus, sie habe über die Konten, die sie betreute, gut zwei Millionen Goldrubel ein- und ausgezahlt. Wie viel davon für revolutionäre Zwecke abgezweigt wurde, sei ihr verborgen geblieben.

Wichtiger noch als die Gelder, die in Petrograd, in Stockholm oder Kopenhagen abgezweigt werden konnten, dürfte die Möglichkeit gewesen sein, dieses weitgespannte Netz kommerzieller und familiärer Verbindungen für die Partei zu nutzen. Die Ahnungslosen in den Reihen der Bolschewiki argwöhnten später, nach der Oktoberrevolution, Hanecki habe womöglich Parteikuriere für Firmenverbindungen genutzt. Sinnvoller ist es, die Sache umgekehrt zu betrachten.

Wie dünn und fragil die Verbindungen Lenins nach Russland 1916/17 geworden waren, zeigt das vertrauliche Adressbüchlein, das Nadeshda Konstantinowa führte. Darin waren ganze sechsundzwanzig Namen in Russland selbst verzeichnet, von denen Ende 1916 die Mehrheit nicht mehr politisch aktiv war. Aber unter diesen Einträgen war jedenfalls die Adresse Koslowskis (mit drei Telefon-Nummern für verschiedene Tageszeiten); und unter den Exiladressen fanden sich gleich drei detaillierte Eintragungen zu Haneckis Privat- und Firmenadressen, darunter seine Kopenhagener Adresse: Nørre Voldgade 15. Das war zugleich die Anschrift von Parvus' „Handels- og Exportkompagniet A/S“.<sup>514</sup>

Aller Überdruß an den stets neu aufgefrischten Kolportagen über das „deutsche Geld“ und die „gekaufte Revolution“ usw. ändert nichts daran, dass die Verbindung, die von Lenin über Hanecki zu Helphand und (eventuell) über Worowski und Krassin zu Koslowski lief, eine der Schlüsselgeschichten des Zeitalters ist.

### Überschreiten des Rubikon

Vor den Ansprüchen der Frontsoldaten, erst recht, wenn sie als Verlierer aus dem Feld zurückkehren sollten, haben sich die Regierungen aller am Weltkrieg beteiligten Mächte zunehmend gefürchtet. Zu Recht: Lenins Parole von der Verwandlung des Weltkriegs in den Bürgerkrieg, die eben noch als sektiererisch gegolten hatte, wurde 1917 in Russland mit oder ohne Zutun der Bolschewiki zur sozialen und politischen Realität. Der nach innen gewendete Revanchismus der Frontsoldaten, den die Soldaten der Garnisonen noch in hysterischer Steigerung auslebten, entfaltete seine volle Wucht erst in dem Vakuum, das der Sturz des Zarentums in einer Staatsgesellschaft wie dem Russischen Reich an sich schon bedeutete. In diesem Sinne habe ich an anderer Stelle die Ereignisse des Jahres 1917 in Russland als einen Prozess der „Involution“ bezeichnet.<sup>515</sup>

Lenin und seine Partei waren die einzigen, die bereit waren, die „sozialen Elementargewalten“ (von denen Lenin bei Gelegenheit sprach) wie einen Tiger zu reiten, d.h. den Prozess der Involution gleichzeitig zu schüren und zu steuern. Mit der Festlegung auf einen Kurs bedingungsloser Opposition und Verweigerung gegenüber den neuen Organen der demokratischen Republik, wie sie Lenin bereits in seinen „Briefen aus der Ferne“, dann in seinen „Aprilthesen“ entwickelte, überschritt er mit dem Tag seiner Ankunft auf dem Finnischen Bahnhof den Rubikon zu einer völlig anderen Revolution als der, von welcher unter Sozialisten aller Länder bis dahin jemals die Rede gewesen war.

Die theoretischen Fundamente dieses Perspektivwechsels hatte Lenin in seiner „Imperialismus“-Schrift gelegt, die bei seiner Ankunft in Petrograd allerdings

niemandem bekannt war; sie kam erst im Frühsommer 1917 heraus. In einer Fülle weiterer Schriften und Artikel vertiefte Lenin von Frühjahr bis Herbst 1917 den radikalen Perspektivwechsel, den er vorschlug. Demnach hatte gerade der imperialistische „Kriegskapitalismus“ die vollständigen materiellen Voraussetzungen für einen „Kriegssozialismus“ geschaffen, der es ermöglichen würde, die Phase einer entwickelten bürgerlichen Gesellschaft zu überspringen und in einer (natürlich riskanten) Volte zu einem entwickelten Sozialismus überzugehen.

Zugleich wurde der deutsche neben dem amerikanischen Kapitalismus als das „letzte Wort“ des modernen Monopolkapitalismus vorgestellt und der Kampf der „jungen“ gegen die „alten“ Mächte des Imperialismus als ein Krieg beschrieben, der die bourgeoise Weltordnung in Trümmer legte. Russland als das „schwächste Kettenglied“ des imperialistischen Weltsystems war danach prädestiniert, an die Spitze aller vom Imperialismus bedrückten Nationen zu treten, wenn es ihm gelang, die Errungenschaften eines staatlich organisierten Kapitalismus mit dem revolutionären Demokratismus der proletarischen Massen zu kombinieren.<sup>516</sup>

Eine weitere, nur in der Stille seiner philosophischen Notizen ex post fassbare Änderung der marxistischen Erkenntnistheorie, wie sie Kautsky klassisch vertrat und Lenin selbst in seiner Schrift „Materialismus und Empiriokritizismus“ 1908 noch verteidigt hatte, lief auf eine hegelianische Verschärfung hinaus, die in dem Satz kulminierte: „Folglich hat nach einem halben Jahrhundert nicht ein Marxist Marx begriffen!!“ Jetzt erst verschrieb er sich ganz und gar der Auffassung, „dass die ‚Praxis‘ die einzig wahre Probe darauf darstellte, ob eine Politik richtig oder falsch sei“. Robert Service zufolge hatte Lenin erst damit „eine Begründung für jenes risikofreudige, exploratorische Herangehen an die Politik gefunden“, das ihn auszeichnete.<sup>517</sup>

### Vom Weltkrieg zum Bürgerkrieg

Im Kern fasste sich Lenins Strategie – die er allerdings nur Schritt für Schritt gegen seine widerstrebende Partei durchsetzen konnte – darin zusammen, auch und gerade gegenüber der neuen bürgerlich-demokratischen Republik eine Politik des

Bürgerkriegs und „revolutionären Defaitismus“ fortzuführen. Die Forderung nach sofortigem „Frieden“ war insofern kaum weniger taktisch und demagogisch als die nach „Brot“ und „Land“ (das den eigenen programmatischen Überzeugungen nach gerade nicht den Bauern gehören sollte).

Viel stärker als beim Sturz des Zarismus im Februar/März nahm die Losung von der Umkehrung der Bajonette in den Offiziersmorden des April und Mai 1917 reale, blutige Gestalt an, so wie der Kampf für die eigene Niederlage sich erst in den katastrophischen und verlustreichen Rückzügen des Juni und Juli, nach dem Zusammenbruch der Kerenski-Offensive, vollendete. Die dort auf den Schiffen oder in den Schützengräben erschossen, ersäuft oder gelyncht wurden, waren allerdings längst keine zaristischen Offiziere adeliger Herkunft mehr, sondern junge bürgerliche Nachrücker ins republikanische Offizierskorps oder sozialistische Armeekommissare, die sich vielfach die Trikolore angesteckt hatten oder ihre Truppen unter roten Fahnen in ein „letztes Gefecht“ für einen gerechten Frieden hatten führen wollen.

Tatsächlich war die Konzeption eines revolutionären Verteidigungskriegs, wie Kerenski und die Kriegskommissare der Arbeiter- und Soldatenräte sie entwickelt hatten, durchaus schlüssig, nachdem es auf das russische Friedensangebot keine adäquate deutsche Antwort gegeben hatte. Einen „revolutionären Verteidigungskrieg“ hatte auch Lenin für den Fall eines Sieges der eigenen Partei immer vorgesehen; und der Bürgerkrieg von 1918-1920 wurde eben in diesem Zeichen geführt. Auch war die Politik Kerenskis von chauvinistischen Eroberungszielen weit entfernt und folgte eher einer internationalistischen Strategie *sui generis*. Nach dem Vorbild von 1793 sollte die Revolution mit den Bajonetten gegen die eingedrungenen Mächte verteidigt und sollten die von ihnen okkupierten Länder und Völker befreit werden, um so die revolutionäre Gärung in Deutschland durch eine begrenzte Niederlage steigern – stets verbunden mit dem Angebot eines demokratischen Friedens ohne Annexionen und Kontributionen. Klar war, dass es

zugleich um die Wiederherstellung einer „revolutionären“ Disziplin in der Armee und einer neuen, gesamtstaatlichen Autorität in Russland selbst ging. <sup>(\*)</sup>

Die leninistische Propaganda denunzierte diese Politik der revolutionären Offensive (parallel zur deutschen Frontpropaganda) als einen Eroberungskrieg im Solde des Entente-Kapitals und damit als Landesverrat – was eine direkte Replik auf die Anklagen der Kerenski-Regierung war, die Lenin und seine Partei als „deutsche Agenten“ zu brandmarken versuchte. Sicherlich waren nicht diese gegenseitigen Beschuldigungen in erster Linie dafür verantwortlich, dass die in Schützengräben und Garnisonen gepferchte Millionenarmee sich nach den ersten Rückschlägen wie in einem Naturprozess auflöste bzw. in einen Zustand offener oder latenter Meuterei überging. Sondern es waren die wilden Landnahmen der Bauern, der beginnende Zusammenbruch des inneren Warenaustauschs und der agrarischen und industriellen Produktion, die Blockade der Verkehrs- und Kommunikationsmittel des Landes, schließlich die Welle der nationalen Sezessionen des Sommers 1917, die zum Verfall jeder noch bestehenden staatlichen Autorität und Ordnungsmacht führten.

Dass die bolschewistische Propagandaoffensive 1917 auch mit deutschen Geldern finanziert war, war allerdings wohl mehr als nur ein Gerücht, wenngleich eindeutige dokumentarische Beweise fehlen. Unstrittig ist jedenfalls die massive

---

<sup>(\*)</sup> „Ich war für die Offensive, weil ich die Revolution selbst als Offensive betrachtete. (...) Die Offensive war meiner Meinung nach unumgänglich, weil ein Sieg der russischen republikanischen Truppen sehr bald eine Revolution in Deutschland nach sich gezogen hätte. (...) Die Armee musste entweder kämpfen oder auseinanderlaufen – vorerst aber war sie noch entschlossen zu kämpfen. (...) Der Bolschewismus der Massen kam erst später auf als Folge der Verzweiflung, als in Worte gefasste Motivierung des Verzichts sogar der Verteidigung. Ich meine den Kriegsbolschewismus. (...) Es mutet sonderbar an, wie eingehend der Angriffsplan diskutiert wurde: auf einer Versammlung von über hundert Menschen sprach man sehr ausführlich über Vormarschstraßen, Waffenstärke und ähnliches. (...) Ganz zu schweigen von den Meetings in den Schützengräben, oft nur ein paar Dutzend Meter vom Gegner entfernt. (...) Hier wurde faktisch kein Krieg mehr geführt. Man hatte Bretter über die Gräben gelegt, die Gräben selbst waren halb verfallen. Man hatte lange und fleißig fraternisiert; die Soldaten trafen sich in den Dörfern zwischen den Stellungen, wo man ein allgemein zugängliches neutrales Bordell eingerichtet hatte. An der Verbrüderung hatten sich auch einige Offiziere beteiligt, allen voran ein Hauptmann namens Činarov, ein begabter, tapferer Mann, Ritter des Georgkreuzes und ehemaliger Student ... (Er war) mehrmals zum österreichischen Stab gefahren, wo er mit den Offizieren gezecht und mit ihnen Spazierfahrten in die Etappe gemacht hatte. – Im Gebäude des österreichischen Stabes in Rassulna fanden wir nach der Einnahme des Dorfes einen vom deutschen Stab herausgegebenen Leitfaden zur Verbrüderung, auf ausgezeichnetem Papier gedruckt und in Leipzig erschienen, wenn ich mich nicht irre.“ (Viktor Šklovskij: Sentimentale Reise, Frankfurt/M. 1974, S. 32-48, passim)

Subventionierung der Bolschewiki ab dem Moment der Rückkehr Lenins. Bereits am 1. April 1917 hatte das Auswärtige Amt „für politische Propaganda in Russland“ weitere fünf Millionen Mark beim Reichsschatzamt beantragt, die auch umgehend angewiesen wurden und späteren, deutschen Quellen zufolge im wesentlichen an die Bolschewiki geflossen sein dürften.<sup>518</sup>

Tatsache ist auch, dass die Partei der Bolschewiki, die im März 1917 gerade noch 20.000 aktive Mitglieder gezählt hatte, in den Wochen und Monaten danach einen staunenswerten Publikationsapparat ins Feld stellte, der mit dem Zustrom neuer Mitglieder mehr als nur Schritt hielt und aus eigenem Spendenaufkommen kaum zu erklären war. Schon im Februar war die Partei im Besitz einer für 260.000 Rubel erworbenen neuen Druckerei.<sup>519</sup> Mitte Mai wurde in Petrograd die modern ausgestattete Druckerei „Trud“ hinzuerworben.<sup>520</sup> Nicht nur die „Prawda“ als Zentralorgan steigerte ihre Auflage gegen 100.000 Exemplare. Wichtiger noch waren die für die Soldaten bestimmten Ausgaben (die „Soldatskaja Prawda“ für die Garnisonstruppen, die „Golos Prawdy“ für die Matrosen und die „Okopnaja Prawda“ für die Frontsoldaten), die in Zehntausenden von Exemplaren gedruckt und täglich verschickt wurden, so dass (theoretisch) jede Kompanie der Armee ein Exemplar erhielt. Alles in allem sollen die Pressen der Partei im Juli 1917 bereits 41 Zeitungen in verschiedenen Sprachen in 320.000 Exemplaren täglich gedruckt haben, dazu Massen von Broschüren, Flugblättern und Plakaten.<sup>521</sup>

Nach sporadischen Angaben und Vergleichen scheint damals keine andere russische Partei über einen derart schlagkräftigen Propaganda-Apparat verfügt zu haben. Dass die bolschewistische Parteipresse, wie Dietrich Beyrau eingewandt hat, „sowohl in den großen Städten als auch in der Armee nur einen Bruchteil des Medienangebotes“<sup>522</sup> stellte, ist sicher richtig. Aber ist es der passende Parameter? Gerade wenn man der bolschewistischen Agitation eine die Massenstimmungen verstärkende und legitimierende Wirkung zuschreibt, dürfte das landesweite und (nach den Maßstäben der Zeit) gut organisierte und kompakte politisch-propagandistische Auftreten der Partei von (mit-)entscheidender Bedeutung für ihren Sieg im Oktober/November gewesen sein.

Letztlich erfolgte die innere Spaltung des Landes und der Parteien entlang der Fronten des Weltkrieges. Die Bolschewiki leugneten zwar hartnäckig, im Falle ihrer Machteroberung zu einem Separatfrieden mit den Mittelmächten bereit zu sein. Aber ihre Losung der Überführung des Weltkriegs in eine sozialistische Weltrevolution blieb deklamatorisch. Real waren die gewaltigen Landnahmen der deutschen Armeen, die von jeder Zersetzung noch weit entfernt waren, sich vielmehr neu festigten; sowie ihre absehbaren Vorbereitungen auf neue, entscheidende Offensiven im Süden und im Westen. Es war klar, dass die Bolschewiki würden optieren müssen, sobald sie einmal die Macht ergriffen, die nach dem sang- und klanglos gescheiterten Kornilowputsch in der Tat auf der Straße lag.<sup>523</sup>

### Dementis und Ehrenerklärungen

Bemerkenswert an den Auseinandersetzungen des Jahres 1917 ist, dass Lenin und seine Gefolgsleute die Anklage der Provisorischen Regierung, „deutsches Geld“ zu erhalten und „Agenten der deutschen Regierung“ zu sein (was schon zwei ganz verschiedene Dinge waren), zwar empört zurückwies. Und indem sie das gegen sie angestrebte staatsanwaltliche Ermittlungsverfahren mit dem „Beilis-Prozess“ verglichen oder als „Dreyfusiade“ brandmarkten, setzten sie ihre sozialistischen und bundistischen Ankläger in den Ruch, Werkzeuge eines reaktionär antisemitischen „Schwarzhunderter“-Komplots zu sein, wovon keine Rede sein konnte. In der Sache selbst dagegen begnügten sie sich mit schlichten Gegenbehauptungen und kühlen, manchmal sogar nur halben Dementis.

Lenin erklärte aus seinem finnischen Versteck mit eiserner Stirn: „Weder Hanecki noch Koslowski sind Mitglieder der Bolschewiki, vielmehr gehören beide der Sozialdemokratischen Partei Polens an ... Die Bolschewiki haben weder von Hanecki noch von Koslowski Geld erhalten.“<sup>524</sup> In einer polemischen Stellungnahme, die er an eine Petrograder Zeitung schickte, behauptete er sogar: „Alle

Welt weiß zwar, dass Hanecki mit Parvus in Geldgeschäfte verwickelt war, doch wir haben mit Hanecki nicht das Geringste zu tun.“<sup>525(\*)</sup>

Dabei bildete derselbe Hanecki seit dem April zusammen mit Radek und Wowski (drei Polen also!) die offizielle „Auslandsvertretung des Zentralkomitees der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Russlands (Bolschewiki)“ in Stockholm. Und Parvus Helphand ging, wann immer er in Stockholm war, dort ein und aus, sodass er „sich fast wie das vierte Mitglied der bolschewistischen Vertretung aufführte“.<sup>526</sup> Zwar hatte Lenin bei der Durchreise im April ein Treffen mit ihm ostentativ verweigert – aber Radek zu ihm geschickt. Parvus war anschließend sofort nach Kopenhagen zu Brockdorff-Rantzau und weiter in das AA nach Berlin gereist. Soweit etwas über die Resultate dieser (nicht protokollierten) Gespräche bekannt ist, äußerte sich Parvus durchaus zufrieden.<sup>527</sup> In den folgenden Wochen und Monaten wurden, wie erwähnt, große Summen für die Agitation der Bolschewiki und ihren Apparat zur Verfügung gestellt.

Als die Provisorische Regierung im Juli formell Anklage gegen die Partei der Bolschewiki erhob und Lenin sich nach Finnland absetzte, wurde in einem kurzen Moment der Panik Material für eine – notfalls auch juristisch haltbare – Verteidigung gesammelt. Der in Fragmenten erhaltene Telegrammverkehr zwischen Stockholm, Kopenhagen und Berlin zeigt, in welcher persönlichen Vertrautheit alle Beteiligten (unter Einschluss von Sklarz) sich dabei sekundierten. Aber in einer ungezeichneten, Radek zugeschriebenen, aber wohl mit Hanecki gemeinsam verfassten, Stellungnahme in der von ihnen herausgegebenen „Korrespondenz Prawda“ war bereits Ende Juli in äußerst kühner und riskanter Weise zu den Vorwürfen Stellung bezogen worden.

Demnach sei die Partei – zumal nach Lenins Stellungnahme gegen die „Glocke“ im November 1915 – über das Renegatentum und den Sozialchauvinismus

---

(\*) So steht es jedenfalls in der deutschen Fassung der „Lenin Werke“. Die Fassung, die im Organ der Stockholmer „Auslandsvertretung“ der Partei erschien, lautete in originaler Version: „Der Staatsanwalt baut sein Spiel folgender Weise auf: Parvus stand in Verbindung mit Hanetzki, Hanetzki aber ist mit Lenin verbunden. Das sind aber direct spitzbübische Methoden, denn jeder weiß, dass Hanetzki mit Parvus in Geschäftsverbindungen stand, wir aber standen in keinen Geschäftsverbindungen mit Hanetzki.“ („Bote der russischen Revolution“, Nr. 2 vom 22. Sept. 1917, S. 14) Das klang schon sehr viel zweideutiger und ließ manches offen.

des Parvus-Helphand „einer Meinung“ gewesen. Deshalb hätten auch alle Bolschewiki die Mitarbeit in dessen Kopenhagener Forschungsinstitut abgelehnt. Als Hanecki nach Kopenhagen gekommen sei, habe er Parvus' Angebot angenommen, in seinem Handelsunternehmen mitzuarbeiten – eben weil er nicht in das Institut eintreten wollte. Diese Entscheidung habe er umso leichter treffen können, als er „1. Parvus für einen persönlich ehrlichen Menschen hielt (und bis heute hält), 2. weil er dadurch in die Lage versetzt war, nicht nur seine Familie zu erhalten, sondern auch der polnischen Parteiorganisation in Russisch-Polen kräftig unter die Arme zu greifen.“ Somit habe er faktisch „der Politik von Parvus entgegen“ gearbeitet. Was die Bolschewiki betreffe, so habe keiner „auch nur einen Groschen für irgendwelche politischen Zwecke bekommen“. Und Parvus „hat ihnen auch niemals derartige Angebote gemacht“.

Damit nicht genug, bescheinigte der ungezeichnete Beitrag in der „Korrespondenz Prawda“ Helphand explizit, niemals ein Agent des deutschen oder österreichischen Imperialismus gewesen zu sein. Lenin habe den Grund für die chauvinistische Kriegspolitik des früheren Genossen in dessen Geschäftstüchtigkeit gesehen. Hanecki dagegen sei der Meinung gewesen, dass Parvus' Kriegspolitik in einer früh entwickelten, falschen Theorie des Sozialismus gewurzelt habe. Erst die Geschichte werde wohl zeigen, so der (oder die) Verfasser des Artikels, „wer im Urteil über den Menschen Parvus im Recht war: Lenin oder Hanecki“.<sup>528</sup>

Das war nicht nur eine halbe Ehrenerklärung für Parvus. Sondern in verblüffend kaltblütiger Weise deutete dieser Text an, dass die „persönliche“ Position von Parvus mit der der Bolschewiki jedenfalls weniger inkompatibel war als die der regierenden „Sozialchauvinisten“ (SR und Menschewiki) daheim. Parvus seinerseits revanchierte sich umgehend mit seiner Verteidigungsbroschüre „Meine Antwort an Kerenski und Co.“, die auf eine weitgehende und demonstrative Unterstützung der Politik der Bolschewiki hinauslief. Als entschlossene Kämpfer für einen raschen Frieden, für Arbeiterrechte und für das Selbstbestimmungsrecht der unterdrückten Nationen sähen sie sich mit haltlosen Vorwürfen außerhalb des Gesetzes gestellt, während „das englische, französische, amerikanische Geld den Staat korrumpiert, das Reich wirtschaftlich knechtet, politisch unterjocht“. Gera-

de Lenin habe es – im Unterschied zu anderen – stets abgelehnt, von den „mir zur Verfügung stehenden Mitteln ..., sei es als Geschenk oder als Darlehen“, irgendetwas anzunehmen. Der „Geldverkehr mit Fürstenberg“ dagegen „war ein rein kommerzieller und fand in Kopenhagen statt, offen vor aller Augen“. <sup>529</sup>

### Stockholmer Verbindungen

Alle diese Texte lassen sich im übrigen nur würdigen, wenn man den persönlich-atmosphärischen und politisch-diplomatischen Kontext mitbedenkt, in dem die Akteure der bolschewistischen „Auslandsvertretung“, am sichtbarsten Karl Radek, sich zu dieser Zeit bewegten. Nicht nur Alfons Paquets Stockholmer Tagebücher geben davon einen bemerkenswerten Eindruck. Auch die Aufzeichnungen anderer, noch tiefer involvierter Teilnehmer liefern – zumindest in Andeutungen – Einblicke in das mehrgleisige Beziehungsgefüge.

Eine wichtige Rolle dürfte im Sommer 1917 Gustav Mayer gespielt haben, der als „unabhängiger Beobachter“ im Auftrag des AA (für das er zuvor in Belgien tätig gewesen war) im Juni nach Stockholm geschickt wurde. Mayer, ein jüdisch-patriotischer Sozialliberaler und ehemaliger Redakteur der „Frankfurter Zeitung“, war durch seine Arbeit an einer Biographie von Friedrich Engels in enge Beziehung mit führenden Köpfen der Sozialdemokratie gekommen. Angeheuert hatte ihn für Stockholm ein alter Bekannter namens Walter Nasse, der Mitarbeiter Rombergs an der Schweizer Gesandtschaft war und damals „zwischen Bern und Stockholm hin und her“ pendelte. Nasse wiederum war ein Cousin von Moritz Sämisch, dem Generalreferenten des Reichsschatzsekretärs Graf Rödern. In Absprache mit beiden ging Mayer nach Stockholm, von wo er regelmäßig Berichte schickte und seine „absolut unverdächtige Adresse“ zur Verfügung stellte: „Briefe, Manuskripte, gelegentlich auch Geldsendungen sollten mir von Zeit zu Zeit durch die Post oder auch durch Boten, vorwiegend weibliche, zugehen und ungeöffnet aufgehoben werden, bis entweder er (Nasse) selbst oder ein von ihm legitimierter Bote sie abholte.“<sup>530</sup>

Bald hatte Mayer mit Radek einen lebhaften Gesprächskontakt hergestellt. Als bei der (abortiven) Stockholmer Friedenskonferenz ein deutscher Gewerkschafter Radek vor Mayer warnte, weil der mit dem AA in Verbindung stehe, habe der ihm kühl geantwortet: „Mayer wird sicherlich dem Auswärtigen Amt nur das schreiben, wovon er selbst wünscht, dass man dort davon Kenntnis nimmt.“<sup>531</sup> So jedenfalls berichtete es Radek nachher Mayer. Das war sein typischer, ebenso sorgloser wie geschickter Stil: Durchblicken zu lassen, dass er um die geheimen Missionen und Beziehungen seiner Gesprächspartner Bescheid wusste, und gerade durch diese Offenheit eine Art von Intimität herzustellen.

Tatsächlich gelang es Radek, Mayer – der durch den andauernden Weltkrieg und die verfahrenen politischen Verhältnisse in Berlin von quälender Angst und Unzufriedenheit erfüllt war – in ähnlicher Weise in seinen Bann zu ziehen wie zur selben Zeit Paquet. Zumal alle Kontakte Mayers und der deutschen Delegierten mit den zur Stockholmer Konferenz entsandten Vertretern des von Menschewiki und SR dominierten Petrograder Arbeiter- und Soldatenrats unergiebig blieben, weil diese zwar einen allgemeinen Frieden wollten, aber jeden Sonderfrieden oder auch nur Waffenstillstand ausschlossen.

In Briefen an seine Frau rühmte Mayer Radek als „die stärkste geistige Persönlichkeit, der ich hier bisher begegnet bin“. Auch der Tonfall ähnelte dem Paquets: „Wie sich ihm die Personen, die eigene inbegriffen, ganz den großen Zeitströmungen unterordnen ... – das liegt heute nur noch Ostjuden und Russen. Sie allein tragen noch weite Flächen unbestellten Brachlandes in der Seele, dort, wo seit Generationen bei uns jedes Grundstück bebaut, jeder Garten bestellt ist ... – sie aber, die Neuen, die Jungen, ihnen ist die heutige Welt, an der sie keinen Teil haben, dem Untergang geweiht. Aus Krieg und Revolution sehen sie die Umriss einer neuen Welt auftauchen“.<sup>532</sup>

Im Juli erhielt Mayer vom Berliner AA eine erweiterte, diesmal „wirklich selbständige und großzügige Mission“ übertragen, deren Gegenstand die „weltgeschichtlichen Ereignisse, die sich im Osten vorbereiteten“, waren. Gleich nach seiner Rückkehr, irgendwann in der zweiten Augusthälfte, waren er und seine Frau „zum Tee die Gäste der Familien Radek und Ganetzki-Fürstenberg in

Neglingen“. In diesem mondänen Vorort von Stockholm, gleich neben dem Badeort Saltsjöbaden, hatte Fürstenberg im Frühjahr (etwa mit Hilfe von Aschberg, der auch dort wohnte) eine Villa gemietet. „Hinterher begleiteten Radek und Frau uns bis an das nahe Parktor der Villa, die Doktor Fritz Warburg, bei dem wir an diesem Abend speisen sollten, sich für den Sommer gemietet hatte. An dem warmen Augusttag stand das Ehepaar Warburg mit seinen Kindern ... in der Nähe der Eingangspforte, und so fehlte nicht viel dazu, dass die ‚kommunistische‘ Internationale uns der ‚kapitalistischen‘ direkt übergeben hätte. So wenigstens beurteilten die spaßhafte Situation ... Herr und Frau Radek.“<sup>533</sup>

Gut möglich, dass in dieser launigen Anekdote, aufgeschrieben dreißig Jahre und einen Weltkrieg später, ein diskreter Hinweis lag, der ganz nahe ans Zentrum der deutsch-bolschewistischen Verbindungen heranführt. Jedenfalls war Fritz Warburg nicht nur als Mitglied der Hamburger Bankiersfamilie in Stockholm; sondern als Mitarbeiter der deutschen Gesandtschaft war er auch derjenige, der für alle „geschäftlichen“ Operationen während des Krieges in und über Skandinavien zuständig war. Andererseits war die Villa in Neglingen-Saltsjöbaden, die die Familien Hanecki und Radek seit dem Frühjahr als Auslands-Repräsentanten der Partei der Bolschewiki bewohnten, auch im Sommer 1917 noch die Stockholmer Adresse des Export-Import-Kontors, in dessen Namen Hanecki selbst oder seine Frau Gisa als Chefbuchhalterin Dutzende (von der Provisorischen Regierung abgefangene) Geschäftstelegramme und Überweisungen schickten. Und noch immer bestand dieses Geschäft zum wesentlichen Teil in einem illegalen Handel mit deutschen Waren, der die fortbestehenden Blockaden und Restriktionen unterlief.<sup>(\*)</sup>

---

(\*) Die vollständige Sammlung der abgefangenen und als Beweismittel für den geplanten Hochverrats-Prozess gedachten Telegramme findet sich abgedruckt bei Semion Lyandres, *The Bolsheviks' ‚German Gold‘ Revisited*, 1995. Seltsamer Weise legt Lyandres aber ganz den Akzent seiner Beweisführung auf die Widerlegung der Über-Interpretationen der Ankläger der Provisorischen Regierung – statt die delikate Situation im Ganzen zu würdigen.

### Der Moor und seine Schuldigkeit

Gleich nach seiner Ankunft im Mai war Mayer von Nasse auch mit Karl Moor bekannt gemacht worden – und hatte aus dem Ton, mit dem beide sprachen, geschlossen, „dass sie schon früher zusammen gearbeitet haben müssten“.<sup>534</sup> Mittlerweile ist klar, dass der in der Schweiz lebende, vermögende deutsche Sozialdemokrat Karl Moor – der Lenin seit 1913 kannte und bei seiner Übersiedlung in die Schweiz mehrfach behilflich gewesen war, etwa indem er vor den Behörden für ihn bürgte und mit einer Kautionsleistung behilflich war oder Inessa Armand eine Wohnung besorgte – unter dem Decknamen „Baier“ (unklar, ab wann) eine eigene Rolle in dem deutsch-bolschewistischen Beziehungsgefüge der Jahre 1917/18 gespielt hat.

Moor, der von Parvus unabhängig handelte, war ein Sozialist aus eigener Überzeugung und mit starken, gegen die bürgerlich-kapitalistischen Mächte des Westens gerichteten Affekten. Sein Bericht von der Stockholmer Konferenz an die Wiener Hofbürokratie (mit der er ebenso in Verbindung stand wie mit dem Berliner Außenamt) ist nachgerade tragikomisch in seinem leidenschaftlichen Plädoyer für eine internationale Verbrüderung der Arbeiter, die „von den imperialistischen Regierungen und Kreisen Englands und Frankreichs zu vereiteln gesucht wird“, wie deren Maßnahmen gegen die Stockholmer Konferenz eben noch einmal demonstriert hätten. Dahinter stehe „die *blasse Angst* der imperialistischen Kriegshetzer in Frankreich und England, das internationale Proletariat, das heute zerklüftet und gespalten ist, das sich heute zu Nutz und Frommen des Götzen Kapitalismus noch immer abschlachtet, könne sich wieder verständigen“.<sup>535</sup>

Im August 1917 bot Moor – angeblich aus einer privaten Erbschaft – der Stockholmer „Auslandsvertretung“ über Nikolai Semaschko (den späteren Kommissar für Gesundheitswesen) eine Summe von 230.000 Mark zur Unterstützung ihrer internationalen Propaganda an. Lenin schrieb aus seinem Versteck streng zurück: „Ist vollständig und absolut erwiesen, dass er ehrlich ist? dass er niemals direkt oder indirekt mit den deutschen Sozialimperialisten angebändelt hat oder das jetzt tut? Wenn es stimmt, dass Moor sich in Stockholm aufhält, und

wenn Sie mit ihm bekannt sind, dann würde ich Sie sehr, sehr bitten, inständig bitten, eindringlich bitten, alle Maßnahmen zu ergreifen, um das strengstens und an Hand von Dokumenten zu prüfen.“<sup>536</sup>

Auch in diesem Falle war das nur als dringende Aufforderung zu verstehen, absolut sicherzustellen, dass sich keine kompromittierenden „Dokumente“ feststellen ließen. Jedenfalls ist nach mittlerweile publizierten Akten des Zentralkomitees diese knappe Viertelmillion im Spätsommer 1917 den Bolschewiki zugeflossen und dürfte zur Finanzierung der in Stockholm produzierten Publikationen, darunter dem in deutscher Sprache verfassten Bulletin „Bote der Russischen Revolution“ gedient haben.<sup>537</sup> Ob und inwieweit bei dieser Großsubvention privates Vermögen Moors mit eingeflossen ist, kann offen bleiben; es ist aber unwahrscheinlich, da Moor später in Moskau seine privaten Unterstützungsleistungen an die Bolschewiki genau datiert, beziffert und zurückgefordert hat.<sup>(\*)</sup>

Fest steht, dass Moor alias „Baier“ derjenige war, der am 15. November, Tage nach der Machtergreifung der Bolschewiki, den ebenso kryptischen wie sprechenden Hilferuf Worowskis an Romberg weiterleitete: „Bitte dringend Versprechen einlösen, engagiert uns darauf hin, da große Anforderungen gestellt wurden.“<sup>538</sup> Romberg gab diese Bitte sofort an den Gesandten von Bergen im AA weiter, verbunden mit der Bitte von Baier (Moor), es „Nasse mitzuteilen“. Einen Tag später telegraphierte Romberg an das Berliner Außenamt, dass Baier auf ärzt-

---

(\*) In einer jahrelangen, quälenden Auseinandersetzung mit den sowjetischen Behörden – unter Einschaltung Lenins, Radeks und Haneckis – hat Karl Moor, der in einem Moskauer Veteranenheim lebte, ab 1921 seine privaten Rückforderungen geltend gemacht. Demnach hatte er im Juli und August 1917 dem Stockholmer Auslandsbüro aus eigenem Vermögen mehrfach ausgeholfen, insgesamt in der Höhe von 35.000 Dollar. 1919 war Moor auf die Nachricht von der Verhaftung Radeks nach Berlin geeilt, um seine Verbindungen in deutsche Militär- und Regierungskreise spielen zu lassen. Er war einer der ersten, der den in Moabiter Haft sitzenden Radek besuchen durfte. Auf dessen Veranlassung hin hatte er der Witwe des erschossenen Münchner Räterevolutionärs Eugen Leviné 15.000 Mark im Namen der Sowjetregierung ausgezahlt, ebenfalls aus eigenem Vermögen. Seine Gesamtforderung an die Sowjetregierung bezifferte Moor 1921 auf 45.000 Dollar. In mehreren Teilsummen und unter steten Interpellationen erhielt er schließlich bis 1927 dieses Geld zurück. Anschließend ging er nach Deutschland, wo er kurz darauf starb. (Die Briefwechsel und Aktenvorgänge sind auszugsweise dokumentiert in A.G. Latyšev, Rassekrečenny Lenin, S. 98-114) Bei Latyšew wie in anderen Moskauer Darstellungen der frühen 90er Jahre wird dieses Nachspiel freilich als Erpressung einer Art Schweigegeld durch Moor interpretiert, der die deutschen Millionen vermittelt haben soll. Das kann sowohl der Person und der Sache wie dem Ton und Text der internen Aktenvorgänge nach weitgehend ausgeschlossen werden.

liche Anordnung nicht selbst nach Stockholm reisen könne, aber: „Auf sicherem Wege gehen von hier inzwischen die erbetenen Hilfsmittel nach oben ab.“ Nur um am 28. November noch einmal aus Berlin zu hören, dass die „Regierung in Petersburg mit großen finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen“ habe: „Es ist daher sehr erwünscht, ihr Geld zuzuführen.“<sup>539</sup> Anfang Dezember sind dann (über Riezler) jene 15 Millionen an frischen Hilfgeldern angeboten und offenbar auch angenommen worden, mit denen der Weg zum Waffenstillstand in Brest geebnet wurde.

### Interne Diskussionen

Sowohl vor wie nach dem Oktober, als die Anklageerhebung durch die Kerenski-Regierung sich erledigt hatte und die umfangreichen Untersuchungsakten konfisziert waren, hatte Lenin innerhalb der eigenen Partei noch mit heftigen Widerständen gegen die Verbindungen mit Parvus zu kämpfen. Auf acht Sitzungen des Zentralkomitees zwischen August 1917 und Februar 1918 ging es um „die kontroverse Affäre um Hanecki (Fürstenberg), Koslowski und andere“ – wie die sowjetischen Herausgeber der später gedruckten ZK-Protokolle in ihren Anmerkungen über die dort ausgelassenen Tagesordnungspunkte erläuterten. Die „kurzen und fragmentarischen Protokollnotizen zu dieser Affäre“ enthielten, so behaupteten sie, „nicht genügend Material, um die Natur der diskutierten Fragen zu erhellen“.<sup>540</sup>

Lenins Kampf für die Ehre Haneckis war in Wirklichkeit ein Kampf gegen Bestrebungen aus der eigenen Partei, Einblick in die politisch-finanziellen Verflechtungen mit Parvus und mit dem Kriegsgegner zu bekommen. Eine „Juristische Kommission“ war im Frühsommer gebildet worden, um die „Verleumdungen“ in der bürgerlichen Presse, die Anklagen der Kerenski-Regierung abzuweisen und die Verteidigung beim Hochverrats-Prozess, der im Oktober/November hätte beginnen sollen, vorzubereiten. Gegenüber dieser Kommission hatte das Exekutivkomitee der Polnisch-Litauischen Sozialdemokratie ihrem langjährigen Mitglied Hanecki zwar politische Untadeligkeit bescheinigt, aber auch gefordert,

dass er über die sein „Privatleben“ betreffenden Beschuldigungen Auskunft geben müsse. Daraufhin hatte Lenin die Juristische Kommission wütend aufgefordert, diesen „absolut unzulässigen Angriff auf die Ehre eines in (*Parteiangelegenheiten*) abwesenden Genossen, noch dazu eines Agenten des ZK“, zurückzuweisen.<sup>541</sup> Der Hinweis auf „*Parteiangelegenheiten*“, denen Hanecki als „Agent des ZK“ nachging, während er noch immer die Geschäfte des Parvusschen Kontors führte, diente offenkundig der Belehrung der eigenen Genossen und war eine unverblünte Aufforderung, die Finger davon zu lassen.

Nach der Machteroberung der Bolschewiki ging diese Auseinandersetzung weiter. Im Dezember spitzte sie sich zu in einer Meuterei des Zentralkomitees gegen einen von Lenin durchgesetzten Beschluss, Hanecki-Fürstenberg zum regulären Botschafter der neuen Sowjetrepublik in Stockholm zu machen. Statt seiner wurde schließlich Worowski ernannt, dessen Rolle im Netz der Unternehmen von Helphand und Hanecki offenbar eher verborgen geblieben war. Lenin akzeptierte am Ende diese Entscheidung, nicht ohne Hanecki noch einmal entschlossen zu verteidigen, der nichts getan habe, als „sein Brot als *Angestellter* in einer Handelsfirma zu verdienen, an der Parvus Anteile besaß“. So habe es ihm Hanecki erzählt, und das sei nicht widerlegt.<sup>542</sup> Alles in allem waren diese Auseinandersetzungen wohl bereits Vorboten oder Nebenschauplätze der sehr viel heftigeren Konflikte in der bolschewistischen Führung über den Waffenstillstand und schließlich den Sonderfrieden von Brest.

## „BRIEFE AUS MOSKAU“

### Visionen und Metamorphosen des Alfons Paquet im kommunistischen Russland 1918

Die Berichte, die Alfons Paquet als Korrespondent der „Frankfurter Zeitung“ im Sommer 1918 aus dem belagerten Räterussland schickte, wurden schon damals vielfach zitiert und nachgedruckt und machten quer durch alle politischen Lager Eindruck. Monate nach seiner Rückkehr wurden sie unter dem Titel „Im kommunistischen Russland. Briefe aus Moskau“ noch einmal in Buchform verbreitet – mit einem Epilog, der es in sich hatte.<sup>543</sup>

Dass gerade Paquet die Möglichkeit erhielt, „als erster Korrespondent deutscher Zeitungen“ nach Moskau zu gehen, war offenkundig eine Auszeichnung für die guten Dienste, die er in Stockholm geleistet hatte. Sein Rivale Hans Vorst, der drei Wochen später (zum Ärger Paquets) als zweiter Korrespondent in Moskau auftauchte und für das „Berliner Tageblatt“ berichtete, schrieb später in seinen Erinnerungen, nach Brest-Litowsk habe sich ein dichter Schleier über die russischen Ereignisse gesenkt – nicht zuletzt auch durch eine Art Quarantänepolitik von deutscher Seite: „Es herrschte zwischen Deutschland und Russland ein ‚Friedenzustand‘, bei dem nur einzelne auserlesene, meist beamtete Personen die Grenze überschreiten konnten und jede Postverbindung ... fehlte ... An Korrespondenten wurden Pässe nach Russland monatelang nicht verteilt. Man fürchtete wohl die ‚Ansteckung‘ und war zufrieden, wenn möglichst wenig über Russland geschrieben wurde“.<sup>(\*)544</sup>

---

(\*) Zu Hans Vorsts Bericht über seine Moskauer Erfahrungen vgl. das nachfolgende Kapitel „Das sowjetische und das geistige Russland“ in dieser Arbeit

### Eichendorffische Impressionen

Am 24. Juni war es endlich so weit. Der Zug fuhr von Berlin in langsamer, aber pünktlicher Fahrt durch die okkupierten Gebiete des „Landes Ober Ost“ zur Demarkationslinie bei Orscha (hinter Minsk), dem einzigen legalen Übergang ins bolschewistische Russland. Beim Hineinfahren in dieses historische Niemandsland überkam Paquet eine feierliche Neugier. Wie er im Vorwort des Buches später schrieb, fühlte er „sich gleichsam als ein Auserwählter auf dem inneren Schlachtfeld Russlands“.<sup>545</sup>

Dem entsprach der Ton, den er gleich in seinem ersten Kapitel „Annäherung“ anschlug – so als bewege er sich im Handlungsflusse eines Geschichtsromans von tragischer Phantastik, der sich unter seinen Augen ereignete. Freilich war dieses Kapitel – ebenso wie das Schlusskapitel – seinem Buche „Im kommunistischen Russland“ später beigefügt worden. Aber es beruhte, wie sein Notizbuch mit den fliegenden, seitenlangen Einträgen zeigt, doch auf authentischen Erinnerungen an starke erste Eindrücke. So, als er inmitten des Gewühls demobilisierter Soldaten und rückkehrender Kriegsgefangener auf dem Grenzbahnhof die ersten Vertreter der neuen, roten Macht erblickte:

„Männer wie Motorradfahrer, von Kopf bis Fuß in schwarzes Leder gekleidet, lederne Mütze, lederne Jacke, lederne Hosen und Gamaschen. Es sind die leibhaftigen Menschen des Thomas Morus ... Soldaten Trotzki's, und diese tragen auf der Brust oder auch an der Mütze einen fünfzackigen Stern aus roter Emaille, der in roher Arbeit einen Pflug und ein Beil als Emblem aufweist.“<sup>546</sup>

Die Nachkriegslandschaft, durch die Zug langsam fuhr, mit ihren verwilderten Feldern, endlos dahinwandernden Menschenscharen und stillstehenden Fabriken, gewann unter dem staunenden Blick Paquets „etwas Eichendorffisches“, beinahe Transzendentes. „Wir dachten einmal, dass Europa erst in fünfhundert Jahren, wenn die Menschen sich mit Pillen nähren und in Federkleidern unter dem Himmel fliegen, diesen ein wenig sich selbst überlassenen Eindruck machen werde.“<sup>547</sup>

Dieser Oberton einer unbestimmten „futuristischen“ Verzauberung legte sich wie ein kontrapunktisches Gegenmotiv über viele seiner veröffentlichten Texte und privaten Notizen, oft unvermittelt auch dort, wo sie einen entschlossen antibolschewistischen Ton anschlugen. Vor allem die Tagebuch-Aufzeichnungen, die Paquet in Moskau fast täglich machte und die ihm nicht nur als Grundlage seiner Zeitungs-Korrespondenzen dienten, sondern auch das Material künftiger Romane oder Erzählungen abgeben sollten, verdeutlichen seine innere Spaltung eindrucksvoll. Eine – ihm selbst oft unerklärliche – literarische Hochgestimmtheit steht vielfach im Konflikt nicht nur mit seinem politischen Urteil, sondern auch mit den Erfahrungen des Terrors und Schreckens, die er in seiner nächsten Umgebung, bei seinen bürgerlichen Gastgebern und Bekannten, zu spüren bekam.

#### Terror, Schocks und Attentate

Schon der erste Eindruck von Moskau war nach den bukolischen Eindrücken der Fahrt der blanke Schock. Es herrschte Belagerungszustand. In den frühen Morgenstunden, aber auch mitten am Tage waren Schüsse, Gewehrsalven, auch Maschinengewehrfeuer zu hören – ohne dass die Menschen nur den Kopf hoben. Die alte Hauptstadt, die nach Paquets elegischen Reiseerinnerungen „einmal die Stadt der appetitlichsten Bäckereien, Delikatessengeschäfte, Tee- und Kaffeeläden, der köstlichsten Schokoladenhandlungen“ war, hatte kaum noch offene Lokale und Geschäfte. „Das Bürgertum ist in einem kläglichen Zustand“, stellte er fest. Allenthalben wurden Möbel, Spiegel, Betten requiriert und davongeschleppt. „In den raschen Automobilen aber fahren junge Rotgardisten in Sportmützen und tief ausgeschnittenen Matrosenblusen, strotzend vor Lebensfreude.“<sup>548</sup>

Die Mitarbeiter der gerade erst eröffneten Botschaft waren durchweg der Meinung, dass ein Stoß von außen das Regime mit Sicherheit stürzen werde. Wer immer als Befreier komme, der werde willkommen sein. Paquet schien das nicht so sicher. In seinem Notizbuch notierte er Befürchtungen, die seine Artikel

einstweilen verschwiegen: „Mag sein, dass das eines Tages wie ein roter Spuk vergeht, aber der Löwe hat Blut geleckt. Das wird wiederkommen. Wie aber, wenn diese Feuer nicht gelöscht werden können und auf das westliche Europa übergreifen?“<sup>549</sup>

Nicht das Treiben der Machthaber allein entsetzte ihn; viel mehr beunruhigte ihn „die Durchsäuerung der Masse mit nationalistischem und sozialistischem Agitationsstoff ohne gleichen“. Auch er fühlte massive konterrevolutionäre Impulse: Entweder steige das Unglück bis zu einem Grade, dass auch der einfachste Mensch sehe, „dass er unter dieser Lehre verloren ist – oder man kann nicht früh genug dieses furchtbare Chaos niederschlagen“.<sup>550</sup>

Zwei Tage später, am 6. Juli, folgte das Attentat der linken Sozialrevolutionäre auf den deutschen Gesandten Graf Mirbach, mit dem Paquet sich Stunden vorher erst bekannt gemacht hatte. Kurt Riezler, der mit Mirbach gekommen war und als zweiter Mann und graue Eminenz der Gesandtschaft fungierte, war den Schüssen knapp entkommen. Gewiss, die gesamte Führung der Bolschewiki eilte herbei, Lenin persönlich, Trotzki, Tschitscherin sowie die alten Stockholmer Bekannten Worowski und Radek – der letztere „mit einer Kiste Handgranaten im Automobil“. Sie versprachen die alsbaldige Ergreifung und sofortige Erschießung der Täter sowie jegliche Satisfaktion. Aber Paquet, in größter patriotischer Rage, vermutete, dass sie ein doppeltes Spiel spielten. Er selbst formulierte mit Riezler den Text eines Telegramms nach Berlin, in dem gefordert wurde, das Attentat entschlossen auszunutzen, um die Räteregierung ultimativ zu einem regulären Kriegsbündnis gegen die Entente zu zwingen. Wenn aber nicht – dann müsse man auf irgendeine Weise, notfalls mit bewaffneten Kriegsgefangenen oder regulären Truppen, dem roten Spuk ein Ende zu setzen.<sup>551</sup> Dazu entwarf Paquet eigene kleine Putschszenarien: „Die Entscheidung *muss* jetzt fallen. Wir müssen zunächst eine zuverlässige Gesandtschaftswache haben, sie muss in der Nähe der Mission einquartiert werden ... Eventuelle Handstreichs (unter russischer Firma), Besetzung des Tel[egraphen]amts, – später der Banken“.<sup>552</sup>

In die Vielzahl konspirativer Gespräche und Kontakte, die von Riezler wie von den Militärs an der Botschaft mit Vertretern bürgerlicher und monarchistischer

Gruppen und Parteien geführt wurden, dürfte Paquet kaum in vollem Umfang eingeweiht gewesen sein. Was er umso deutlicher mitbekam, war die Verworfenheit der deutschen Politik, die auf der einen Seite das Regime der Bolschewiki nicht nur mit erheblichen finanziellen Zuwendungen stützte, sondern in weitreichende Verhandlungen über wirtschaftliche und politische „Zusatzverträge“ eintrat und sogar militärische Absprachen gegen die alliierten Interventionen traf (die allerdings kaum noch wirksam wurden) – während sie zur selben Zeit die besetzten Gebiete im Baltikum, in der Ukraine und Südrussland zu Stützpunkten einer „weißen“ Gegenrevolution ausbaute und auch innerhalb Sowjetrusslands verschiedene, freilich ganz heterogene antibolschewistische Kräfte unterstützte oder zumindest kontaktierte.<sup>(\*)</sup>

Zum Teil handelte es sich dabei um eine (vermeintlich raffinierte) Doppelstrategie. In der Hauptsache war es aber nur ein schlechter Kompromiss zwischen widerstreitenden Strategien, die sich im Grunde ausschlossen. Dabei ging der Dissens über die einzuschlagende Politik gegenüber Russland und den Bolschewiki quer durch alle Instanzen und Institutionen des Reiches. Am schwankendsten erwiesen sich die obersten Entscheidungsträger, der Kaiser und (entgegen vielen späteren Legenden) auch Ludendorff.

Im Tagebuch Riezlers, der erst Wochen nach dem Mirbach-Mord wieder dazu kam, Aufzeichnungen zu machen, fasste sich das erbitterte Hin und Her zwischen den Botschaftsangehörigen in Moskau und dem Auswärtigen Amt in Berlin in dem matten Resultat zusammen: „Noch unter Mirbach Drängen nach konkreterer Verständigung mit bürgerlichen [Kräften], Augenblick gekommen, Bolschewiki

---

<sup>(\*)</sup> Wie orientierungslos und reaktiv die deutsche Politik gegenüber Russland in dieser Zeit bereits geworden war, zeigt schlagend eine – von Trautmann verfasste – Notiz vom 5. Juni 1918 für Staatssekretär Kühlmann zur Besprechung mit dem Chef des Reichsschatzamt Graf Rödern. Darin heißt es: „Während der Herrschaft der Bolschewiki werden wir trotz der großen Belastungen ... versuchen müssen, alles daran zu setzen, die Bolschewiken vor einer anderen politischen Orientierung zu bewahren. Das kostet Geld, wahrscheinlich viel Geld. Andererseits dürfen wir ... unsere Beziehungen zu den übrigen politischen Parteien nicht abbrechen ... Auch das wird viel Geld kosten.“ Graf Mirbach habe die monatlichen Ausgaben auf 3 Millionen beziffert. „Es sei aber anzunehmen, dass bei einem Umschwunge unter Umständen das Doppelte nötig sein wird.“ Da der bisherige „Fonds für Acquisitionen in Russland“ erschöpft sei, müsse ein neuer Fonds aufgelegt werden, der nicht unter 40 Millionen betragen dürfte. (PAA, Deutschland Nr. 131 Geh., Bd. 18, Bl. 149) Am 17. Juni erfolgte die Bereitstellung der 40 Millionen Mark. Das war eine größere Summe als alle seit 1914 zur Revolutionierung Russlands aufgewendeten Gelder insgesamt, also eine erhebliche Steigerung des Einsatzes.

aufzugeben, um sich mit kommendem Russland verständigen zu können. Antwort, Bolschewiki weiter stützen und lediglich 'Fühlungnahme' mit den anderen.<sup>553</sup>

Paquet empörte sich sogar darüber, wie die deutsche Presse nach dem Attentat „einstimmig alle Schuld von den Bolschewiki abwälzt“.<sup>554</sup> In seinen ersten Berichten an die „Frankfurter Zeitung“ unterstellte er der bolschewistischen Regierung eine bewusst zweideutige Politik: Während sie mit ihren von der Entente geförderten Gegnern tatsächlich in einem Kampf auf Leben und Tod liege, zeige sie sich betont passiv, soweit deren Kampf (wie im Falle der Attentäter, der linken Sozialrevolutionäre) sich gegen die deutsche Besetzung der Ukraine und überhaupt die deutsche Politik in Russland richte.<sup>555</sup>

Gefühle der eigenen physischen Bedrohung (man rechnete mit weiteren Attentaten gegen die deutsche Gesandtschaft) trugen zur Nervosität bei. Riezler notierte: „Stimmung in der Gesandtschaft bei allen Majoren etc. ... wie erlöst, als ich mitteilte, ich würde die Ermächtigung zur Abreise erbitten“.<sup>556</sup> Unmittelbar nach der Ankunft des neuen Botschafters Helfferich kam es dann am 6. August tatsächlich zur Abreise eines Großteils des Gesandtschaftspersonals zuerst nach Petersburg, dann nach Pskow in unmittelbarer Nähe der deutschen Frontlinien. Auch Riezler reiste Ende August ab und gab das Spiel auf.

Paquet dagegen zählte zu denen, die blieben. Und das war mehr als eine pragmatische Entscheidung. Es lag auf der Linie seiner gesamten bisherigen Interessen und Perspektiven. Ob mit oder ohne Bolschewiki, entschied sich für ihn in Russland das Schicksal Deutschlands.

#### Helphands letzter „Großer Plan“

In den späten Juli- und ersten Augusttagen 1918 führte Paquet die entscheidenden Gespräche über das Projekt der Parvusschen transkontinentalen Nachrichtenorganisation, das auf den illusionären Versuch einer politisch-informationellen Übernahme Russlands von innen hinauslief.

Für die phantastische Summe von 200 Millionen Mark, die Helphand Anfang Juni 1918 in Berlin beantragte, wollte er „das gesamte russische Zeitungswesen unter unsere Kontrolle bringen“. Zu diesem Zweck sollten nicht weniger als 200 Tageszeitungen in ganz Russland neu- oder wiedergegründet werden, verbunden einen Nachrichten- und Telegrafendienst, der mit „etwa 1000 Agenturen“ über das ganze Mitteleuropa und frühere Russische Reich bis nach China, Japan, Afghanistan und Persien tätig werden sollte. Gesteuert werden sollte dieses kontinentale Presseimperium, – das, wie Parvus in seinem Memorandum an die Reichsregierung versicherte, „weit über das von Lord Northcliff und anderen Erreichte hinausgehen wird“ – von einer „Zentrale in Berlin“ aus.

Nach einer Seite hin scheinen diese Pressepläne des Jahres 1918 an die früheren Übernahmeprojekte anzuschließen.<sup>(\*)</sup> Entsprechende Initiativen wurden im übrigen zur gleichen Zeit auch noch von anderen Akteuren ergriffen. So ging im Juli 1918 beim Berliner Generalstab ein Angebot des früheren Redakteurs der Petersburger Zeitung von Kugelgen ein, der vorschlug, gegen Handgelder von einer halben Million Rubel insgesamt den früheren Duma-Abgeordneten Chwoschtschinsky zum Vorsitzenden des Aufsichtsrates der konservativen „Nowoje Wremja“ wählen zu lassen und so den Entente-Agenten Jaroschinsky auszusteichen, der die Majorität der Aktien erworben habe, aber ohne Aufsichtsrat „einst-

---

<sup>(\*)</sup> Ein Hinweis darauf ist die Tatsache, dass der ehemalige Sekretär des russischen Finanzministers Witte, der Journalist und Geschäftsmann Josef Kolyschko, der bereits in den Verhandlungen mit Stinnes und dem AA-Vertrauten Bockelmann 1915/16 eine Schlüsselrolle gespielt hatte und im Frühjahr 1917 (nach Verhandlungen mit Erzberger über mögliche Friedensbedingungen nach Petersburg zurückgekehrt war, um dort wieder in das Finanzministerium einzutreten, im Sommer 1917 unter der direkten Beschuldigung verhaftet wurde, deutsche Gelder für den Kauf russischer Zeitungen erhalten zu haben. Neben anderen Beweisstücken wurden dabei auch Telegrammwechsel zitiert, aus denen hervorging, dass Kolyschko auch geschäftliche Kontakte mit dem Kopenhagener Kontor von Parvus-Helphand und Fürstenberg-Hanecki unterhalten hatte. Anscheinend hätte Kolyschko im Herbst 1917 zusammen mit den Führern der Bolschewiki als „deutscher Agent“ vor Gericht gestellt werden sollen, wurde dann allerdings wie die anderen Beschuldigten gegen Kautionsfreigelassen. (Vgl. Lyandres, *The Bolsheviks 'German Gold' revisited*, S. 15, 116) – Einer Mitteilung des beauftragten Bockelmann zufolge, die Botschafter Lucius am 2. Januar 1918 nach Berlin weitergab, war „der überwiesene Markbetrag nach wie vor unangetastet“. Nur ließen die sich überstürzenden Szenenwechsel in Russland es bis dahin „nicht ratsam erscheinen, größere Geldbeträge, selbst à fonds perdu in Unternehmungen zu stecken, die im nächsten Augenblick durch vollständigen Szenen- und Personenwechsel gewünschten und besprochenen Zwecken nicht mehr hätten dienen können“. Alle geknüpften Verbindungen beständen aber „zum großen Teile weiter“. (PAA, Deutschland Nr. 131 geh., Bd. 18, R 2062, Bl. 133)

weilen nichts ausrichten“ könne. Über Chwoschtschinsky werde es auch möglich sein, den Mittdirektor der „Russkoje Slowo“ Rumanoff, der „noch schwankt und als Jude in Russland besonders vorsichtig sein zu müssen glaubt, immer mehr für uns zu gewinnen“ und seine mehr deutschorientierten Ansichten zur Geltung zu bringen.<sup>557</sup>

Parvus' Projekt war freilich ganz anders angelegt. Als erster Schritt sollte ein Verkaufs- und Verteilernetz für den Absatz von einer Million russischer Hauskalender geschaffen werden, „das Stück für 3 Rbl., zur Aufklärung der Arbeiter u. Bauern“, wie Parvus noch in Stockholm Paquet erklärt hatte. Auch Schulbücher und Schreibhefte sollten in großem Stil geliefert werden.<sup>558</sup> Dieses Projekt kann man als eine späte Kopie der Verlagskarriere Iwan Sytins sehen, der sich vor und nach der Jahrhundertwende von einem Verkäufer volkstümlicher Bilderbogen (Luboks) und Hauskalender zu einem der bedeutendsten Verleger Russlands entwickelt hatte und neben seinen Buch- und Kalenderverlagen mit der „Russkoje Slowo“ auch die größte Tageszeitung des Landes geschaffen hatte.<sup>(\*)</sup>

Womöglich schwebte Parvus vor, dieses noch immer bestehende, nach der Revolution unter staatlicher Aufsicht mühsam wiederbelebte Verlagsimperium Iwan Sytins unmittelbar zu beerben. Der Name Sytins (fälschlich als Sytkin bezeichnet) taucht jedenfalls im Moskauer Notizbuch Paquets als Inhaber der Zeitung auf, mit dem Vermerk: „Gut vor einem Monat noch 3 Mill. Rubel ...“ (das anschließende Wort ist unleserlich).<sup>559</sup> Tatsächlich waren 900.000 bereits gedruckte Kalender Sytins für das Jahr 1918 nach der bolschewistischen Machtergreifung als „Kalender der alten Zeitrechnung“ eingezogen und eingestampft worden.<sup>560</sup>

In seiner Denkschrift an das Auswärtige Amt ging Parvus von einem potentiellen Bedarf von mehreren Millionen Kalendern aus: „Wir müssen in die Lücke treten und die Kalender liefern ... Denn für den russischen Bauern folgt der

---

(\*) Der Vertrieb von Hauskalendern war ein ursprünglich der Akademie der Wissenschaften aufgetragenes Mittel der elementaren Volksaufklärung im Russland des 19. Jahrhunderts gewesen. Sytins Verlag hatte in den 70er und 80er Jahren begonnen, Luboks und Hauskalender in moderner Form und billiger Massenaufgabe herzustellen. Tatsächlich benutzte auch die von Majakowski und anderen Künstlern im Auftrag der Räteregierung aufgezugene ROSTA-Agentur mit ihren Plakaten, Handzetteln und Wandzeitungen Stil und Sprache der traditionellen volkstümlichen Bilderbogen. (Vgl. Karl Schlögel, *Jenseits des Großen Oktober*, S. 199-233)

Hauskalender unmittelbar hinter der Bibel.“ In diesen Hauskalendern mit Texten und Bildern werde man „ausgiebigste Propaganda treiben“ können, vor allem für ein deutsch-russisches Zusammenwirken und gegen England. Über den Vertrieb der Kalender aber – das war Clou seines Gedankens – könne eine landesweite Verlags- und Vertriebsorganisation aufgebaut werden, die „einen parteilosen Charakter trägt“. Darüber hinaus werde es auch ohne Probleme gelingen, aus dem Heer der brotlos gewordenen Journalisten „die Cadres für den projektierten Aufbau der Presse“ zu bilden. Parvus rechnete mit 1000 festangestellten Redakteuren, Übersetzern usw. sowie einem Gesamtpersonal von 10.000 Kolporteurs, Kommissionären, Agenten usw. Man müsse sich klarmachen, dass es sich „um die Erfassung einer ganzen Industrie, eben der Kalenderindustrie“, handle. Wenn eine Million Exemplare à 4 Mark von deutscher Seite vorfinanziert würden, könnten die weiteren Auslagen durch den Verkauf „ganz oder zum größten Teil“ gedeckt werden. (\*\*)<sup>561</sup>

Im Zuge dessen sollte Helphands Berliner „Verlag für Sozialwissenschaften“ zu einem riesigen „Verlagshaus für Russland und den Orient“ ausgebaut werden. Die deutsche Reichsregierung sollte den Druck der Kalender vorfinanzieren – und aus deren Verkauf würde dann das ganze Unternehmen aufgezogen werden, das bereits auf den phantasievollen Namen „Russagen“ getauft war.

Das gigantische Projekt endete als Farce, und deshalb wird es in den Geschichtsbüchern nur als Fußnote behandelt.<sup>562</sup> Aber es verrät eine Menge über die Vorstellungen nicht nur Parvus-Helphands, sondern auch der deutschen Politik

---

(\*\*) In welchem Umfang für dieses Unternehmen noch Gelder geflossen sind, ist unklar. Scharlau/Zeman gingen irrtümlich davon aus, dass die von Rödern am 17. Juni 1918 bereit gestellten 40 Millionen Mark im wesentlichen für diesen Zweck bestimmt gewesen seien. (Freibeuter der Revolution, S. 311) Tatsächlich wurden sie aber, wie beschrieben, auf Antrag Mirbachs genehmigt. Die erste Rate von 3 Millionen wurde im Juli über die Deutsche Bank „an Konto der deutschen Hauptkommission“ zu Händen Riezlers in Moskau überwiesen. (Deutschland Nr. 131, Geh., Bd. 19, unnummeriert, Dok. A 29400) Immerhin legt die unmittelbar aufeinander folgende Nummerierung der Aktenstücke nahe, dass zumindest ein Teil der Summe tatsächlich für diesen Zweck geflossen ist. So erhielt der einschlägig bekannte Georg Sklarz mit Datum des 19.7.1918 vom AAA einen Ausweis, der ihn als Bevollmächtigten des „Verlags für Sozialwissenschaften“ auswies, welcher beauftragt sei, „einen Volkskalender für Russland in einer ganz ungewöhnlich großen Auflage“ zu produzieren, welcher „unbedingt bis zum Herbst fertig gestellt“ sein müsse. (Ebenda, Dok. A 30688)

gegenüber Russland im Sommer 1918. Es führt in den Bereich jenes Schattengefechtes von gegenseitiger Subversion bei gleichzeitiger Kollaboration, das die Beziehungen zwischen der deutschen Reichsregierung und der bolschewistischen Räteregierung in dieser Phase kennzeichnete. Während die Bolschewiki (zu Recht) davon ausgingen, dass die kaiserliche Regierung über kurz oder lang stürzen und den Weg für eine revolutionäre Neugestaltung Deutschlands und Mitteleuropas freimachen werde, ging die deutsche Seite im Sommer 1918 (zu Unrecht) davon aus, dass die Bolschewiki in Kürze würden abtreten müssen und kaum in der Lage sein würden, das Ganze des rapide zerfallenden Russischen Reiches wieder unter ihre Kontrolle zu bekommen. Und in ganz erstaunlichem Maße war es dabei beiden Seiten möglich, auf dem Terrain der jeweils anderen Seite halb legal, halb illegal zu operieren. Die lebhaften Umtriebe der sowjet-russischen Botschaft unter Adolf Joffe in Berlin und die der kaiserlich-deutschen Gesandtschaft in Moskau dürften einander wenig nachgestanden haben. Und sie waren im einen wie im anderen Falle ja nur die Spitze eines Eisberges.

#### Das Projekt der „Russagen“

Die Schilderung, die Alfons Paquet in seinem unvollendeten Roman „Von November bis November“ über die Konstituierung der „Russagen“ (alias „Wossap“) im Juli 1918 in Moskau gegeben hat – und die sich nach dem kompetenten Urteil Winfried Baumgarts von der Realität möglicherweise nur durch die geänderten Namen unterschieden habe – deutet die Spannbreite der Aktivitäten an, in die Paquet in Moskau verstrickt war. Im Roman heißt es (im Stil eines authentischen Dokuments)<sup>563</sup>:

„Vor dem Unterzeichneten erschien heute der Direktor der Gesellschaft ‚Wossap‘, Herr C.F. Pimenow zum Zwecke der Besprechung eines Vertrages mit der Deutschen Telegraphen-Agentur. Infolge einer angeblich telefonisch aus Petersburg erhaltenen Nachricht beabsichtigt Herr Pimenow sich Ende dieser Woche nach Kiew zu begeben, um von dort aus zwecks weiteren Verhandlungen nach Berlin zu reisen.“

„Nach dem vorliegenden Statut der Gesellschaft ‚Wossap‘ beträgt das Kapital der Gesellschaft 20 Millionen Rubel, wovon 5 Millionen bereits eingetragen sind. Zweck der Gesellschaft ist Nachrichtenübermittlung, Bau und Betrieb von eigenen Telegraphen- und Telefonlinien, Herausgabe und Vertrieb von Zeitungen, Inseratenagentur, sowie Betrieb aller möglichen, mit diesen Zwecken im Zusammenhang stehenden industriellen Unternehmungen. Die Grundlage des Unternehmens ist eine von der russischen Regierung des Fürsten Lwow am 6. Juni 1917 erteilte Konzession für den Bau und Betrieb eigener Telegraf- und Telefonlinien.“

„Das ganze Unternehmen scheint in großem Stile angelegt, es befindet sich aber noch im Stadium der Organisation. Zu den technischen Mitarbeitern gehören die besten russischen Fachleute der Schwachstromtechnik. ‚Wossap‘ verfügt über das gesamte Personal der alten Petersburger T.A. [= Telegraphen-Agentur]. Zu der Presse hat ‚Wossap‘ intime Beziehungen. Pimenow selbst, früherer Chefredakteur einer Tageszeitung, ist jetzt Direktor des Pressedienstes. Ingenieur-Generalmajor Lebedew-Ralkin ist mit hohem Gehalt zum Chef des Chiffrierdienstes gemacht worden. Mit Buschketer von ‚Wjek‘ schweben Verhandlungen wegen seines Eintrittes in die ‚Wossap‘. Die Gesellschaft verfügt über einen großen Stab von Provinz-Korrespondenten. Angeblich verfügt die Gruppe über 50% des Kapitals der Zeitung ‚Russkoje Slowo‘, ferner über 55% des Kapitals der ‚Neuen Börsennachrichten‘. [...]

Gegenwärtig erscheinen in Petersburg noch vier Zeitungen, und sieben in der Provinz, welche durch ihre Verträge mit der ‚Wossap‘ genötigt wären, deren Agenturtelegramme zu veröffentlichen, sodass in diesen Blättern die Nachrichten der deutschen T.A. erscheinen würden, sobald sie ihnen übermittelt werden.“

„Um den Betrieb der ‚Wossap‘ aufzunehmen, bedarf es nach Aussage von Pimenow der von ihr erstrebten internationalen Abmachungen. Der Vertrag mit der deutschen T.A. sei die notwendige Grundlage aller späteren Verträge. Die Möglichkeit, deutsche Pressemitteilungen über Petersburg zu verbreiten, sei auch für die Beeinflussung der öffentlichen Meinung in den besetzten Gebieten von größter Wichtigkeit. Vor einigen Tagen sei die Tochtergesellschaft der ‚Wossap‘ in der Ukraine, ‚Ukap‘ [= Ukragen], die Konzession erteilt worden. Im Don-Gebiet besteht unter dem Namen ‚Donap‘ ebenfalls eine Tochtergesellschaft.“<sup>564</sup>

Im Moskauer Tagebuch Paquets lauteten die entsprechenden Einträge folgendermaßen: „Sonntag, 28. Juli (...) Abends 8 Uhr im Elite das grandiose Gespräch über die Pläne, Rechte etc. der Gesellschaft `Russagen` mit dem Direktor Friedlieb (einem jüdischen Langbein). Wichtiges über die Organisation eines internationalen Nachrichtenwesens dieser privilegierten und sehr einflussreichen Gesellschaft, die über Redakteure, den Stab der alten PTA [Petersburger Telegraphen-Agentur], Zeitungen, Papierfabriken, Ingenieure und 20 Millionen Kapital verfügt. [...] Abkommen (mit WTB und Transozean) wichtig, besonders im Hinblick auf die besetzten Gebiete und Nachrichtenverbreitung in unserem Sinne in Russland.“<sup>565</sup>

### Revolution / Konterrevolution

Es war nicht bloße dichterische Verfremdung, wenn in Paquets Tagebüchern revolutionäre und gegenrevolutionäre Perspektiven ineinander verschwammen: „Die Sachlage ist ganz *futuristisch* ... Die Perspektive Friedliebs, die ein Netz von Telegraphen- und Telefondrähten, berichtenden Agenten darstellt ... – und die Perspektive Radeks von einem Westeuropa ohne jene tragische Binnengrenze, die seit einem Jahrtausend Gallien und Germanien scheidet. Vermittelnder Faktor: die niederrheinische 8 Millionenstadt, die vielleicht die Weltstadt Europas wird.“<sup>566</sup>

In Wirklichkeit waren das aber seine (Paquets) eigene „Perspektiven“ gewesen, wie er sie drei Tage vorher in einem Gespräch mit Radek entwickelt hatte. Dieses Gespräch hatte (ausweislich des Notizbuchs) von der Bedeutung Friedrich Lists für die Entwicklung des Sozialismus gehandelt, und vor allem vom „Kampf zwischen Kontinent u. England“. Durch ein geeintes Mitteleuropa könne die europäische Kleinstaaterei überwunden und der Niederrhein zum Herz Europas werden: „Die Achtmillionenstadt, ungeachtet der holländischen und belgischen Grenzen, die wegfallen. Ebenso die Grenze zwischen dem deutsch-französischen Lotharingen! Das wird das Ende Englands sein.“<sup>567</sup>

Und wie es schien, hatte ihm Radek darin so weit zugestimmt, dass Paquet ihm drei Tage später diese Perspektive selbst in den Mund legte. Aber auch er hatte sich seinem Partner angenähert. So notierte er etwa: „Europa [braucht] entweder Ruhe u. völlige Erschöpfung, oder die Gemeinsamkeit des Sozialismus ... Die enormen Perspektiven des befreiten Europa sind vielleicht den Preis des Sozialismus wert.“<sup>568</sup>

Zu Radek, der im Stil eines revolutionären Bohemiens im früheren Luxushotel „Metropol“ hauste, ging Paquet ausweislich seines Notiz- und Tagebuches ab jetzt immer öfter und bald nahezu täglich, mal zum Tee, mal zum Abendbrot, und stets auf einen mehr oder weniger langen Disput. Paquet verglich sich ganz direkt mit ihm: „Merkwürdig: R[iezler], P[aquet], Radek, Vorovskij – vier politische Schriftsteller.“<sup>569</sup> Allerdings schien Radek hier in Moskau über diese Rolle weit hinausgewachsen. Jetzt sah Paquet ihn bereits als eine Figur ganz anderen Kalibers: ein „proletarischer jüdischer Napoleon“.<sup>570</sup>

Das war mehr als ein flüchtiges Aperçu. Paquet sah in Radek immer mehr einen *homme providentiel*, etwa den möglichen Führer einer künftigen mitteleuropäischen Revolution, eines von Anglo-Amerika „befreiten Europa“. Das Napoleoni-sche verhiess eine kontinentale Perspektive, die offen nach Asien war. „Radek meint, wir wollten über den Kaukasus nach Indien ... Wir sollten es offen sagen, uns aussprechen“.<sup>571</sup> Alles schien verhandelbar, alles weit offen. „Radek verspricht dem deutschen Kapital riesige Beteiligung in Turkestan, bei Bewässerungsprojekten dort.“ Es war die Zeit der Berliner Verhandlungen über eine umfassende wirtschaftliche Zusammenarbeit – und selbst eine begrenzte militärische Kooperation erschien nicht mehr ausgeschlossen: „Radek meint, dass das imperialistische Deutschland und das sozialistische Russland sehr gut nebeneinander existieren können.“<sup>572</sup>

Auch das Attribut des „Jüdischen“ war von weiter gehender Bedeutung. Wie in den Stockholmer, finden sich in den Moskauer Aufzeichnungen Paquets Passagen über die historische Rolle und Funktion der Juden, die merkwürdiger Weise nicht in die gedruckte Fassung des Tagebuchs übernommen worden sind – so eine philosophisch-religiöse Betrachtung zur „Mystik des Weltkrieges“, die in

die Bemerkung mündet: „Die eigentümliche Rolle (Triumph, Scheitern, Untergang) des Judentums: seine Sünde, seine Bestrafung; in Russland ihre Herrschaft ...“ Und gleich darauf: „Ich erkundige mich bei A.A. [Paquets Moskauer Gastgeber, G.K.] über ein Buch. Es soll vor Jahren erschienen sein & heißt: ‚An der Pforte‘ von Nilus.“ Es gehe darin um das „Baseler Zionist. Programm“, wonach die Juden mit Hilfe der Freimaurer „gezielt Krieg & Revolution in allen Ländern hervorgerufen & dann eine starke Weltmonarchie zu errichten“ bestrebt seien.<sup>(\*)</sup>

573

Auf Paquet wirkte diese Vorstellung einer „jüdischen Herrschaft“ anscheinend nicht abschreckend, im Gegenteil, sie gehörte mit zur Faszination des bolschewistischen Führungszirkels, in dessen Bannkreis er immer stärker eintauchte. Radek nahm ihn immer häufiger nun im Auto zu Rätekongressen oder öffentlichen Veranstaltungen mit, auf denen Lenin, Trotzki oder Radek selbst sprachen. Und wusste Paquet seinerseits etwas Interessantes zu berichten, griff Radek zum Hörer, um es gleich Lenin im Kreml mitzuteilen. Am 22. August schrieb Paquet seiner Frau, er gehöre jetzt in Moskau „durch meine Beziehungen usw. zu den mächtigen Leuten“; seine Artikel würden gelesen und zitiert, und man komme fast täglich mit Bittgesuchen und Anliegen zu ihm.<sup>574</sup>

### Moskauer Metamorphosen

Die Metamorphosen, die der „romantische europäische Imperialist“ Alfons Paquet in diesem Sommer 1918 gedanklich und psychologisch durchlief, waren paradox, aber durchaus nachvollziehbar. Im Westen hatten die deutschen Armeen

---

<sup>(\*)</sup> Gemeint ist die russische Ausgabe der „Protokolle der Weisen von Zion“, die 1911 als Teil der apokalyptisch-theologischen Abhandlung des Priesters Sergej Nilus unter dem Titel „Bliz grjadušij antichrist i carstvo diavola na zemle“ (Sergiev Possad) in einer Auflage von 10.000 Exemplaren veröffentlicht worden war. Im Januar 1917 erschien eine „überarbeitete und durch jüngste Untersuchungen und Beobachtungen bedeutend ergänzte“ Neuauflage unter dem von Paquet zitierten Titel: „Bliz est' pri derevech. O tom, čemu ne žalajut verit' i čto tak blizko“ in 5000 Exemplaren. Dies waren die meist verbreiteten und – mitsamt den Deutungen von Nilus – maßgeblichen russischen Ausgaben der „Protokolle“. Insgesamt scheint es von 1903 bis 1917 mehr als ein Dutzend Ausgaben gegeben zu haben. (Vgl. Michael Hagemeyer: Wer war Sergej Nilus. Versuch einer bio-bibliographischen Skizze. In: Ostkirchliche Studien, H. 1, 1991, S. 49-63; hier S. 59 f.; sowie Ders.: Sergej Nilus und die „Protokolle der Weisen von Zion. In: Jahrbuch für Antisemitismusforschung, S. 127-147; hier S. 142, Anm. 31)

am 8. August ihren „schwarzen Tag“ erlitten. Der Einbruch englischer Tankverbände in ihre Linien, der zu einem fluchtartigen Rückzug führte, hatte alle Aussichten auf einen Sieg im Westen mit einem Schlag begraben. Umso mehr köderte Radek ihn jetzt mit Vorstellungen einer deutsch-russischen Allianz. Bei einem seiner Gegenbesuche bei Paquet am 18. August verkündete Radek sogar, während sie die „letzte Flasche guten alten Chateau Badette“ leerten:

„[Würde] man ihn [Radek] nach Berlin senden ..., würde er eine andere Politik treiben als der ‘meschuggene Jud’ Ioffe; er würde mit der Deutschen Kriegspartei (er hat für das deutsche Militär eine ungeheure Hochachtung) arbeiten (so wie jetzt mit Obost<sup>(\*)</sup> im kleinen), ihnen Kriegsbedarf liefern, klare Reden führen. Er glaubt an Englands Niedergang (geistig und politisch), an zwei aufsteigende Mächte: *Deutschland* (seine Kriegspartei, sein Militarismus nur der Ausdruck seiner in den Dienst des politischen Aufstiegs gestellten Wissenschaftlichkeit) und Amerika. Würde, wenn er nicht auf der Seite des internationalen Proletariats stände, für die deutsche Sache kämpfen.“<sup>575</sup>

Ob Radek dieses erstaunliche Bekenntnis wirklich gemacht hat, ist nicht sicher; aber auch nicht ausgeschlossen. Jedenfalls hat Paquet es so gehört und aufgezeichnet. Noch gaben seine Moskauer Korrespondenzen die osmotischen Austauschprozesse, die zwischen ihnen stattfanden, nur in feinen Dosen preis. Sie schilderten, zuweilen drastisch, den sozialen und wirtschaftlichen Zerfall und den sich immer weiter verschärfenden Bürgerkrieg und Terror. Da die „Frankfurter Zeitung“ als ein (laut Lenin) „Blatt der Börsianer“ in der Moskauer Führung besonders aufmerksam gelesen wurde, trug Radek mit Paquet auch eine regelrechte Pressefehde aus.

So vermerkte er am 27. August, Radek habe in der „Iswestija“ unter dem Titel „Die Nase im Wind“ einen Artikel gegen ihn geschrieben, „worin er mich als nahen Freund Riezlers, bürgerlichen Offiziösen und talentvollen Schriftsteller bezeichnet, der aber von Russland nichts verstehe“. Trotzdem, fügte er hinzu, „gehen wir zusammen ins Café; mir ist’s völlig erwünscht“. Der geschmeichelte

---

<sup>(\*)</sup> Gemeint ist „Ober Ost“, mit dem die Sowjetrepublik einen lebhaften und, wie Radek mehrfach betonte, vorbildlichen „kleinen Grenzverkehr“ pflegte.

Unterton war nicht zu überhören. Denn schließlich „kann Radek von mir nicht erwarten, dass ich zum Apologeten der Sowjetrepublik werde, noch mehr als ich es bereits bin, indem ich das Bestreben bekunde, die Dinge ungefärbt, nicht regierungsoffiziell ... darzustellen.“<sup>576</sup>

In einem wenig später verfassten Artikel „Die Gewissensfrage“ machte sich Paquet die Argumente Radeks gegen die Widersprüchlichkeiten der deutschen Politik großteils selbst zu eigen, wenn auch in der vorsichtigen Form eines Referats. Einesteils verhandele man in Berlin mit den Vertretern der Räteregierung über Zusatzabkommen zum Brester Vertrag – Abkommen, die, „auch nach der Auslegung der Sowjetregierung, die Grundlage für eine künftige tätige Mitarbeit des deutschen Unternehmungsgeistes am wirtschaftlichen Aufbau Russlands in sich tragen“. Zugleich aber verhandele man auch mit den Vertretern der „weißen“ Kosakenrepubliken am Don und Kuban und entfalte gegenüber dem ganzen Russland nachgerade in einen Hyper-Imperialismus. „Im Grunde stehe Deutschland aus dieser Sicht Sowjet-Russland nicht anders gegenüber als die Entente-mächte, nur dass man auf einen eigenen aktiven Angriff verzichtet, solange Russland gegen die Entente kämpft“. Im Endergebnis verstricke man sich immer tiefer in den Krieg, statt den Knoten zu lösen. Umso eher könne es dahin kommen, dass „die elementaren historischen Vorgänge, die sich gegenwärtig in Russland abspielen“, auch auf Deutschland übergriffen und der Krieg sich gemäß Lenins Vorhersage in einen europäischen Bürgerkrieg verwandele. – Es verwundert nicht, dass dies der einzige Artikel Paquets war, der von der deutschen Militärensensur gerade in diesen Passagen gestrichen wurde.<sup>577</sup>

Die widersprüchliche Identifikation mit den bolschewistischen Führern erfuhr eine abermalige Steigerung mit dem Attentat auf Lenin (und der gleichzeitigen Ermordung Uritzki in Petrograd). Paquet eilte sofort zu Radek, der bereits mit dem verwundeten Lenin gesprochen hat. Dieser sei „bei Bewusstsein, sehr ruhig“ und „eher nach Scherz gestimmt“ gewesen. So habe er (Radek) ihn gefragt, ob seine Attentäterin wenigstens hübsch gewesen sei. Lenin habe geantwortet, darauf achte man in einem solchen Moment leider nicht. Anschließend wandte sich das Gespräch zwischen Radek und Paquet den Problemen der Übertragung von

Goethes Achilleis und seinen Hexametern ins Russische zu. Und spät nachts sinnierten beide einträchtig, was aus der russischen Revolution ohne Lenin würde. Auch Uritzki, berichtete Radek, sei ein feiner, gebildeter Mensch gewesen. Paquet kam in exaltierter Stimmung nachhause und notierte sich: „Alles kann man über die russische Revolution sagen, nur nicht, dass sie monoton wäre. Alles kann man über die Russen sagen, nur nicht, dass sie Philister seien. Ein tolles Volk!“<sup>578</sup>

### Terror als Katharsis

Die Entfesselung des „roten Terrors“, der nach dem Attentat losbrach, warf Paquets Stimmung für einen Moment noch einmal ins andere Extrem. Die Repressalien richteten sich erklärtermaßen gegen „die Bourgeoisie als Klasse“. Und gerade Radek war es, der in einem Leitartikel verkündete, dass man den Bürgern nicht nur Geld und Schmuck, sondern auch die Pelze, die Kleider und das Brennholz für den nächsten Winter wegnehmen werde. Berichte über sadistische Hinrichtungen machten die Runde. In Paquets Moskauer Bekanntenkreis gab es willkürliche Verhaftungen. Er selbst wurde angegangen, sich für das Leben der Geiseln einzusetzen. „Zustand ekelt mich derart, dass ich’s der ‚Frankfurter Zeitung‘ schreibe.“<sup>579</sup>

Der Artikel „Terror“, der allerdings erst drei Wochen später gedruckt wurde, begann mit den gemessenen Sätzen: „Wäre die Welt nicht so zerrissen, dass keiner ihrer Teile mehr Gewicht in seinen Worten hat, so wäre es jetzt an der Zeit, feierlichen Protest einzulegen ... Der Augenblick wäre gekommen, die Menschheit aufzurufen gegen das Grässliche, das jetzt in allen Städten Russlands vor sich geht: die planmäßige Vernichtung einer ganzen Gesellschaftsklasse, die Zerstörung unzähliger Menschenleben ...“<sup>580</sup>

Der Konjunktiv der Sätze war kein Zufall. Denn die „Menschheit“, die es aufzurufen gälte, war eben jetzt in ihre Teile zerrissen, existierte nicht. So endete Paquets Protestartikel „Terror“ auch nur mit einer milden Kritik der deutschen Presse und der recht unbestimmten Forderung: „Um den Namen Deutschlands

vor der übrigen Welt rein zu halten, ist es unumgänglich, nicht nur gegen den leichtsinnigen Gebrauch der Worte 'Frieden und Freundschaft' in bezug auf das gegenwärtige Russland Einspruch zu erheben, sondern eines Tages im Namen der Menschlichkeit auch das deutliche und kurze Wort 'Genug!' auszusprechen.<sup>581</sup>

Freilich, noch am selben Abend des 10. September, an dem er diesen Artikel signierte und abschickte, fand er sich wieder bei Radek ein. Von feierlichem Protest war keine Rede. Radek riss stattdessen auf Kosten des gerade anwesenden roten Admirals Altfater Witze über die Juden, die nun auch noch die Flotte in Gang setzen sollten. Paquet notierte sich: „Radek will die Juden ausrotten, nach dem Heineschen Wort ist ihm das Judentum eine Krankheit. Aber seine ganze Umgebung, er selbst ist Jude.“ Bei der Verabschiedung sagt ihm Radek, als kenne er den eben abgeschickten Artikel schon: „Danken Sie Gott, dass Sie kein Russe sind. Ich würde Sie sonst wegen Ihrer Artikel erschießen lassen. Todsi-cher.“<sup>582</sup> Ob das im Tone eines kameradschaftlichen Scherzes oder als ernste Warnung am Rande aufzufassen war, blieb offen. Es gehörte zum Stil und zur spezifischen Wirkung Radeks, mit dem Entsetzen Scherz zu treiben.

Paquets widersprüchliche Empfindungen und Eindrücke trieben in diesem September einem kathartischen Höhepunkt zu. In einem Brief an seine Frau vom 15. September äußerte er die dringende Hoffnung auf einen baldigen großen Frieden: „Es sieht schon bolschewistisch genug in der Welt aus und darf nicht noch schlimmer werden. Und wie gehetzt die Menschen, die Familien unserer Klasse jetzt in Russland leben, ihres Lebens nicht mehr sicher, teilweise schon ihres Eigentums beraubt und gewärtig, durch Banden bewaffneter Arbeiter auf die Straße geworfen zu werden, das ist in der menschlichen Geschichte ohne Beispiel.“<sup>583</sup>

Aber alle diese Meldungen nach Hause, die Briefe an seine Frau ebenso wie die Artikel, hatten auch etwas von Camouflage. Mitte August hatte Paquet nach einem Gespräch mit Riezler über die Schwierigkeiten, sich zu orientieren, die kryptischen Sätze notiert: „... unwillkürlich stehen die *Eindrücke* im Vordergrund, die Berichte wenden sich innerlich gegen den Zustand. Der Verstand folgt

erst langsamer der historischen Bedeutung des hier vorgefundenen Prozesses

„584

...

Die tiefsten Eindrücke empfing er, als er am 20. September nach Petrograd fuhr, um sich als Botschaftsangehöriger um inhaftierte „deutsche Schutzgenossen“ zu kümmern. Dank seiner Beziehungen durfte er sie in der Peter-und-Pauls-Festung besuchen – als „einer der ersten, der die Peter-Pauls-Festung nicht als Gefangener betrat“. Das Bild, das sich ihm im Innern dieses legendären, jetzt hoffnungslos überfüllten Gefängnisses bot, schien eines Dante würdig: „Aus jeder Luke ein schräger, armseliger Kopf herausgestreckt, kranke Hände reichen Zettel ... Jetzt in der Zelle, wo 10-20 Mann liegen, kauern, sitzen ... überall Klosettgestank ... Rechte S.R., Engländer, Franzosen, Juden-Spekulanten; Unschuldige; Balten, deutsche Schutzgenossen, Ukrainer, Polen, die mir Zettel reichen. Vieles schreibe ich auf ... Tiefer Eindruck des Elends selbst auf die Rotgardisten, die nicht recht wissen, was sie aus uns machen sollen.“<sup>585</sup>

Paquet kam mit Fieber aus Petersburg zurück und legte sich für einige Tage ins Bett. Ein Punkt der Ruhe – den er aber nicht mit einer Reflexion der eben gemachten Erfahrungen füllte, sondern mit der Lektüre einiger Marx-Schriften sowie der Berichte seiner Moskauer Fellows Morgan Price und Arthur Ransome, die sich als Korrespondenten großer britischer Zeitungen beide zu Parteigängern und Propagandisten der Bolschewiki entwickelt hatten und in einer Reihe von (international verbreiteten) Broschüren als Augenzeugen der revolutionären Erweckung Russlands und Kronzeugen gegen den Entente-Imperialismus auftraten. Kaum genesen, eilte Paquet wieder zum „Thee bei Radek“, der sich „erfreut über mein Wiedererscheinen, beinahe freundschaftlich“ zeigte und mit den jüngsten Nachrichten über den Eintritt der Sozialdemokraten in die deutsche Reichsregierung aufwartete.

Dann steht, ohne Übergang, im Tagebuch diese Passage: „Ich denke langsam, erhalte die sinnlichen Eindrücke, fülle sie erst nachträglich mit dem sickernen Blut der Gedanken, die schließlich in der Gestaltung wieder Leben geben. Mir scheint, ich bin in diesen Tagen der Krankheit und der Ruhe dem Grunde näher gekommen und im Begriffe, Sozialdemokrat zu werden. Dann wäre manches klar

vor mir, einerlei, ob schwer oder leicht. Ich denke an die goldene Spitze des Reichstagsgebäudes.“<sup>586</sup>

Es wäre zu einfach, daraus ein klassisches Damaskus-Erlebnis zu lesen. Der Prozess, worin sich „die sinnlichen Eindrücke ... erst nachträglich mit dem sickenden Blut des Gedankens“ füllten, setzte sich noch für einige Zeit fort. Auch hieß „Sozialdemokrat“ nicht „Bolschewik“. Paquet definierte sich in deutschen Kategorien, und wenn er an „die goldene Spitze des Reichstagsgebäudes“ dachte, dann weil dort jetzt die Würfel für eine neue Regierung und (das war sicherlich seine Hoffnung) für eine neue Politik nach Innen und Außen fielen.<sup>(\*)</sup>

### Front gegen Anglo-Amerika

Tage später, als ihm Radek wieder die neuesten Telegramme aus Berlin zu lesen gab, registrierte Paquet bei sich selbst: „Große Versuchung, hervorzutreten ... Fühle Schmerz über das Schicksal des Landes, aber zugleich wie Befreiung, dass endlich der Stein ins Rollen kommt.“ Aber wohin rollte der Stein? „Radek meinte heute, er sehe schon, wie einst die deutschen und russischen Arbeiter zusammen eine Front gegen den Angloamerikanischen Imperialismus bilden werden. Er legt es auf Zusammengehen mit uns an.“<sup>587</sup>

Am folgenden Tag, „da ich Radek einen Zettel herein schicke“, durfte Paquet an einer Sitzung des formell höchsten Machtgremiums, des Zentralen Exekutivkomitees, teilnehmen. Immer wieder, immer öfter, zog es ihn in dieses Zentrum einer Gegenmacht. Er saß neben Price, mit dem er sich befreundet hatte, und hörte einen optimistischen Bericht Trotzki über die militärische Lage. Der erste „Orden der roten Fahne“ (man hatte wieder Orden und Achselstücke eingeführt) wurde dem Genossen Blücher verliehen, dem späteren Marschall der Sowjetunion. Und Paquet hatte wieder eine jähe Eingebung mit weitem assoziativem Hori-

---

<sup>(\*)</sup> Die „goldenen Spitzen des Kreml“ hatte Paquet, seinem Tagebuch zufolge, in Moskau täglich vor Augen – und konnte sich an ihnen nicht satt sehen. Aber auch die Peter-und-Pauls-Festung in Petrograd hatte eine goldene Spitze! Sie schienen für ihn jetzt eine magische Bedeutung zu haben – die sich irgendwie auch auf den Deutschen Reichstag übertrug.

zont: „Merkwürdig: wieder ein unrußischer Name: Bljucher, Smilga, Vacetis, Trockij ff. ... die *neuen Waräger* in Rußland“.<sup>588</sup>

Trotz der Hiobsbotschaften von allen Fronten des Krieges geriet er in eine Art hyperboräische Hochstimmung. Die Dinge schienen sich endlich in so gewaltigen Zügen und Linien zu entwickeln, wie er das in seinen Kriegs- und Vorkriegs-Essays (wenn auch anders) vorausgedacht hatte. „Und in diesem Augenblick, wo in Rußland der Weg nach allen Seiten zur Politik frei ist – bis nach Japan hin – aber auch zum ernsthaften Gespräch mit den Bolschewiki – fehlt hier ein verantwortlicher Gesandter, überhaupt ein politischer Mensch.“<sup>589</sup>

Er selbst schien tatsächlich bereit, sich diese Konsuln-Toga, wenigstens für den historischen Augenblick, anzulegen: „Merkwürdig, ich bin gefasst, wie unberührt; voll heiliger Spannung und einem tiefen Vertrauen, dass nun die Wende kommt ... Es ist gut und vorbestimmt, dass ich jetzt, und gerade jetzt, heim reise. Werde noch einmal wiederkommen. Dann nochmals vielleicht hinausgeschickt werden ... Und endlich wieder Ruhe, Arbeit, Heimat.“<sup>(\*) 590</sup>

Ausgerechnet jetzt erging er sich in grandioseren Prospekten denn je: „Deutschland fängt jetzt mitten im äußeren Zusammenbruch erst an, moralisch zu siegen, – sich alles zurückzuerobern, was es durch feindliche Propaganda verloren hat im Ansehen der Welt.“ Über diesen Gedanken führte er am 1. Oktober ein Gespräch mit Radek und Tschitscherin, in dessen Aufzeichnung vollends verschwimmt, wer von ihnen was sagte oder meinte. Tschitscherin jedenfalls soll gesagt haben, wenn „Deutschland ein paar Monate Stand halten und bei sich Anfang mache“ (mit der Revolution), werde Frankreich sich anschließen, und das werde „die

---

(\*) Das war eine direkte Paraphrase dessen, was ihm seine Moskauer Wahrsagerin Lydia Petrowna bei einem Besuch am Vortag gesagt hatte: dass man ihm nach seiner Rückkehr einen „politischen Posten“ anbieten werde. Zugleich ist es auch eine merkwürdige Antizipation dessen, was sie ihm beim Abschied am 8.11. sagen würde: dass er wegen einer besonderen „Sendung“ noch einmal nach Rußland zurückkehren werde, um nach Jahren der Unterbrechung wieder zum Schreiben zu finden ... (Auslassung auf S. 219 der gedruckten Fassung; in der maschinenschriftl. Abschrift des Tagebuchs VI, S. 506 f.) – Leider hat Winfried Baumgart alle Passagen des Tagebuchs, die von Paquets Moskauer Wahrsagerin handeln, herausgelassen, obwohl deren Weissagungen für sein Weltgefühl von unübersehbarer Bedeutung waren. Paquet sah in ihr die „Seherin“ und zugleich das „Germanenweib“: „Ihr Gesicht ... zeigt beinahe Ausdruck der sagenhaften Nixe der schwedischen Erzählung“ (Auslassung Baumgart, S. 166; maschinenschriftl. Fassung, Tagebuch V, S. 417) Möglicher Weise lieferte jene Lydia Petrowna das *eine* Vorbild seiner späteren Romanheldin Rune Lewenclau in „Prophezeiungen“ (1923).

große Einigung contra Amerika bringen“. Deutschland aber (so offenbar immer noch Tschitscherin) sei „*schon längst auf dem Gebiet der Technik und Organisation das revolutionäre Volk*“. Und daher (meinte das nur Paquet – oder meinten das auch Radek und Tschitscherin?) sei „*Deutschland einst berufen, das führende, revolutionärste, Ordnung schaffende Volk zu sein*“. Denn: „Um wieder aufzubauen, was der Krieg zerstört hat, bedarf es organisatorischer Genies, wie es die Deutschen sind.“ Gewaltige Perspektiven taten sich auf, und die Führung kam zunächst den Warägern der Revolution zu: „Möglich, dass Radek in den nächsten Tagen nach Berlin fährt, – *nicht um zu agitieren, sondern um von Regierung zu Regierung zu verhandeln.*“<sup>591</sup>

Die Linie des künftigen Bündnisses sah Paquet jetzt klar vorgezeichnet: „Die Sowjetrepublik unsere Wacht im Osten, wir deren Wacht im Westen ... Gegenseitige Unterstützung mit Perspektive des Anschlusses der romanischen Länder.“ Nur den entschlossensten revolutionären Willen brauche es dazu: „Wir müssen jetzt radikal an die Spitze der freien Völker treten, und werden die Massen Frankreichs, Rumäniens, Österreichs, (der) slawischen Länder gewinnen. Größte Eroberungen – ohne Annexionen!“<sup>592</sup>

Das freilich ähnelte verblüffend den Prospekten, die er in seinen Kriegsschriften 1914/15 entwickelt hatte. Er selbst scheute diesen Rückbezug keineswegs, im Gegenteil, er sucht sämtliche „Ideen von 1914“ noch zu übertrumpfen: „Kein ‘Mitteleuropa’ wird entstehen, aber dennoch ein auf Deutschland gestütztes Europa – vom Kanal bis zum Ural, vom Nordkap bis Sizilien ...“<sup>593</sup>

### Revolutionäre Mobilmachung

Paquet fühlte sich jetzt beflügelt von den Plänen und Losungen einer revolutionären Mobilmachung, die die führenden Bolschewiki angesichts des sich abzeichnenden Sieges der Entente-Mächte im Westen ausgegeben hatten. So hörte er am 3. Oktober im Büro Radeks von einer „historischen“ nächtlichen Sitzung des samtrussischen Zentralexekutiv-Komitees und der Räte der Hauptstadt. Dort sei ein Brief Lenins verlesen worden, in dem dieser – noch vom Krankenbett aus –

die Kommunisten Russlands aufgefordert habe, bis zum Frühjahr eine Rote Armee von drei Millionen Mann aufzustellen sowie Lebensmittelreserven anzulegen: „1) um verstärkten Angriff der Entente gegen Russland abzuwehren, 2) um bereit zu sein, der deutschen Arbeiter-Revolution zu Hilfe zu eilen, falls sie vom anglo-amerikanischen Imperialismus bedroht werden sollte ...“ In seiner Mobilmachungs-Ordre habe Lenin schließlich gesagt: „Die reichen Hilfsquellen und Menschenmengen Russlands und das organisatorische Talent der deutschen Arbeiterklasse werden die aus den Angeln gehobene Welt wieder einrenken.“<sup>594</sup>

Wieder erscheint fraglich, ob Lenin das wortwörtlich so gesagt hat. In der späteren, redigierten und gedruckten Fassung seiner Rede taucht diese Formulierung nicht auf; hier geht es „nur“ um die Vorbereitung auf brüderliche Hilfe, falls die deutschen Arbeiter „bei ihrem Kampf für die Befreiung von den imperialistischen Bestien und Ungeheuern in eine schwierige Lage geraten“<sup>595</sup>. Aber offenbar hatte Radek die Rede Lenins so referiert. Und Paquet nahm das, jenseits aller diplomatischen Vorsicht, für bare Münze und ließ die angebliche Botschaft Lenins auch sofort nach Berlin kabeln: „Werden Forderungen des deutschen Proletariats erfüllt, so ist Russland bereit, sich mit Deutschland gemeinsam gegen Amerika, England und Frankreich zu stellen.“<sup>596</sup>

In dieser agitierten Stimmung fuhr Paquet nach Deutschland, um direkten Einfluss zu nehmen. Umso niederschmetternder waren die Eindrücke, die er erhielt. In Berlin, wo er am 9. Oktober eintraf, fand er eine „Stimmung des Zusammenbruchs“. Bei einem Gespräch im Militäramt erklärte ihm Herwarth, der völlig aufgelöst und pessimistisch wirkte: „lever en masse? Haben wir seit 1914 ...“<sup>597</sup> Die Vorschläge einer Generalmobilmachung zur Erzwingung eines maßvollen Friedens, die der kurzzeitige Reichskanzler Prinz Max von Baden, aber auch Walther Rathenau und andere, in diesen Tagen öffentlich vorgetragen hatten, waren ins Leere gegangen.

Daheim in Frankfurt entwickelte Paquet am 12. Oktober vor der Redaktionskonferenz der „Frankfurter Zeitung“ noch einmal seine Vorstellungen über eine gemeinsame revolutionäre Politik mit Russland. „Verlese Lenins Brief. Schildere Haltung der Sowjetregierung, trage meine Alternative vor. Heiße Stimmung.“<sup>598</sup>

Die politische „Alternative“, die er hier wie in Gesprächen mit zahlreichen anderen Gesprächspartner vor seiner Rückreise nach Moskau entwickelt, war deutlich nationalbolschewistisch gefärbt: „Wenn wir nicht – zusammen mit den Russen – das revolutionärste Volk der Erde werden und ganz Europa sozialisieren, bis in die Südspitze Apuliens und bis zu den Lappen am Nordkap –, dann wird aus uns nichts werden. Dazu bedarf es im deutschen Volk eines gewaltigen Umbildungsprozesses.“<sup>599</sup>

Den allerdings sah er mit grimmigem Zweifel dahingestellt: „Entwickele. *Wir stehen schon in der Revolution*; der Deutsche ist aber nicht revolutionär, auch der deutsche Arbeiter nicht ... (Woher sollen wir's auch sein: hatten zwar Marx und Lassalle, aber nur einen Herwegh; die Russen aber eine ganze revolutionäre Literatur mit Dostojewski und Tolstoi und Mereschkowski ... Russen haben immer ihr Leben hergegeben, sind vor Kugeln und Galgen nicht erschrocken. Wo ist solcher Mut bei uns?)“<sup>600</sup>

In seinen privaten Aufzeichnungen ließ er sich mit immer größerer Rage über das vormals vergötterte deutsche Volk aus, „das es nicht besser verdient hat, als jetzt am Ende eines mit wahnsinnigen Opfern geführten Krieges als ein Bettler dazustehen; denn es war dumm, beschränkt, schlimmer als führerlos ... Unaufrichtiges, schielendes Gesindel! Sklavenmasse! Dickköpfe! ... Und unsere ‘Helden` wollen einen Krieg gegen die ganze Welt gewinnen ohne Genie, nur mit roher Kraft. Hol sie der Teufel. Ich kann dies öde, tragische Feldgrau, diese müden, erschütterten Männergesichter nicht mehr sehen.“<sup>601</sup>

Zurück in Berlin, steigerte die „Bankrott-Stimmung“, die er überall antraf, seine Wut und kalte Verachtung, die sich nun auch gegen die Insignien der preußisch-deutschen Reichsherrlichkeit richtete: „Sonntag, 20. Oktober ... – mit Rudnitzky durch den feuchten, herbstlichen Tiergarten: durch die Siegesallee, die Physiognomien stolz, kalt, bourgeoishaft-anmaßend, ein wahrer Maskenball von auftrumpfenden Exemplaren, und vor der Siegessäule: der eiserne Hindenburg steht da, erschreckend geschmacklos, in verwitterten Trophäen, wie ein Götzenbild; barsch, grob, plump, wie ein hässlicher Fleck in der herbstlichen Umgebung

...<sup>602</sup>

Alles lief verkehrt. So hörte er, „dass eine ‚Front von Westarp bis Scheidemann‘ gegen den Bolschewismus in Bildung sei“. Er konnte es kaum glauben: „Das fehlte noch! Einige sprechen davon, Joffe auszuquartieren ... Verbohrtheit, Verworrenheit, Hilflosigkeit! Nirgends ein klarer Blick und fester Wille.“<sup>603</sup> Alles wirkte wie ein furchtbares Dementi seiner früheren Kaiserideen und Weltordnungsprospekte: „Das alte deutsche Kaisertum geht jetzt wirklich unter: das preußische wie das österreichische. Jetzt erst erfüllt sich 1806 ... Abenddämmerung über dem westlichen Europa. Neue Völker im Osten und im fernen Osten, wie im fernen Westen. Pax americana.“<sup>604</sup>

Um diese Pax americana in letzter Minute abzuwenden, setzte Paquet umso mehr auf das „neue Volk“ im Osten. Als ihn ein Beamter des Militäramts fragte, „ob es noch einen Zweck habe, in Russland zu wirken“, antwortete ihm Paquet, „dass man die jetzige Wendung dort ausmünzen und den Gedanken an ein Bündnis bewegen müsse“.<sup>605</sup> Dazu wollte er selbst wieder nach Moskau zurück. Von der Russischen Botschaft aus führte er ein telegraphisches Gespräch mit Radek, der ihn unverblümt über militärische Einzelheiten ausfragte („Stimmt Nachricht von deutscher Offensive? ... Wer hält die Dardanellen, Deutsche oder Türken?“). Dann, schon im Stile einer ideellen Waffenbrüderschaft: „Radek: Wann sind Sie wieder in Moskau? – Am 30. – Kommen Sie bald wieder: am 5. XI. beginnt der große allrussische Rätekongress. – Bringen Sie einen nicht zu dummen Vertreter mit. – Paquet: Ich arbeite dafür: werde einen mitbringen. Do Swidanija.“<sup>606</sup>

### In Erwartung der Weltrevolution

Zurück in Moskau, fuhr Paquet, „wie ich da bin, im Auto zu Radek, der sich freut“. Dort fand er auch „Dr. Marchlewskij, der als Sowjetgesandter nach Warschau bestimmt ist“. Es war die Zeit frappanter Geständnisse. Marchlewski sagte ihm, „wenn er nicht Bolschewist wäre, wünschte er sich am liebsten preußischer Offizier zu sein. Er könne sich nicht denken, dass (der) preußische Offiziersstand sich mit einem Frieden, wie er jetzt in Aussicht stehe, zufrieden geben könne. Der Krieg werde weiterdauern.“<sup>607</sup>

Ganz umgekehrte Erwartungen traf Paquet freilich unter seinen bürgerlichen Bekannten in Moskau: Hier hoffte man genau umgekehrt auf einen Friedensschluss „wegen gemeinsamem Vorgehen (der Deutschen) gegen die Bolschewiki mit der Entente“. Diese Gedanken, die er selbst keine drei Monate zuvor noch gehegt hatte, schienen ihm jetzt unendlich fern und weltfremd: „Man erwartet hier immer noch die Deutschen!“<sup>608</sup>

Alles floss in einem Katarakt von Eindrücken und Empfindungen zusammen. Die ganze Stadt rüstete auf die Vorbereitungen zum ersten Revolutionsfeiertag, während aus Berlin, Wien und Budapest immer dramatischere Meldungen eintrafen. Zwischendrin erfuhr Paquet von Wosnessenski, einem Vertreter der linken SR im Rat der Volkskommissare, sein „Terror“-Artikel sei in der Entente-Presse nachgedruckt worden, „mit dem Zusatz, der berühmte Korrespondent der ‘Frankfurter Zeitung’ Paquet, ein Freund der Bolschewiki, schreibt dieses“. Paquet rechtfertigte sich lahm damit, „dass ich es für meine Menschenpflicht gehalten habe zu protestieren, zumal viele Unschuldige mitgelitten haben“.<sup>609</sup>

Eben an diesem Tage begann Paquet einen von der „Frankfurter Zeitung“ bestellten Artikel über die Tscheka – zunächst „ohne den rechten Auftrieb“, wie er vermerkte. Die Ereignisse und Eindrücke stürzten auf ihn ein. „Treffen Radek in eleganterer Kleidung als je, während ich seit 3 Monaten meine Haare nicht mehr habe schneiden lassen -; wissen Sie das Neueste: in Budapest die sozialistische Republik, in Wien Soldatenräte ..., der Kaiser aus Wien ... geflohen ... In Berlin Run auf die Banken, Panik ... Radek telefoniert an Wladimir Iljitsch in den Kreml ... Radek in großer begeisterter Erregung ... *Die Welt dröhnt* ... Gewaltige heroische Stimmung in diesem Zusammenbruch der alten Welt.“<sup>610</sup>

Spät nachts, nun offenbar doch mit dem rechten Auftrieb, beendete Paquet seinen Tscheka-Artikel „Die Außerordentliche“. Die Aura des Schreckens, die um diese Organisation und ihr Hauptquartier, die Lubjanka, lag, wirkte nun bereits ins Übergeschichtliche, fast Mythische entrückt. Im Zentrum des Artikels stand ein Portrait Dzierzynskis, das Radek ihm zwei Monate zuvor einmal gezeichnet hatte.<sup>611</sup> Dass Paquet die Gestalt des Großinquisitors noch ein wenig mehr ins düstere Zwielficht tauchte, erhöhte dessen Nimbus nur.

Dzierzynski, aus litauischem Kleinadel, sei ein Revolutionär „von Beruf und Erfahrung“, „ein Fanatiker wie Saint-Just ...; ein Mann, der, was viel sagen will, in Russland höchstwahrscheinlich mehr Todesurteile unterzeichnet hat, vor Flüchen und Tränen unerbittlicher geblieben ist als irgendein Sterblicher vor ihm; ... ehemaliger politischer Sträfling, durch die Jahre der Einsamkeit in der Zelle in Weltbeglückungsideen von typisch slawischem Mystizismus ... eingesponnen; und der geborene Polizeichef, kaltblütig, wachsam und listig, ein Spezialist in der Kunst, eine Großstadt wie Moskau durch seine Strategie der Häuser und Stadtviertel ..., durch eine geschickte Verwendung seiner Häscher und Lauscher, durch Verbreitung angsterregender Gerüchte dauernd in Respekt zu halten und diese Stadt auch faktisch zu beherrschen ...“ Natürlich wisse „die Räteregierung den Wert dieses scharfen und raschen Instruments in ihren Händen sehr zu schätzen“, da „jede Regierung in Russland ... noch auf lange Zeit hinaus eine despotische sein“ werde: „Der Charakter der russischen Massen zwingt sie dazu.“ Im übrigen habe man dem unkontrollierten Wüten von Dzierzynskis Organisation mittlerweile Zügel angelegt und „eine straffere Organisation dieser eigentümlichen, in schwarzen Lederanzügen auftretenden Inquisitionstruppe“ durchgesetzt.<sup>612</sup>

Der Eindruck dieser schwarzen Ledermonturen durchzog Paquets Moskauer Texte und Aufzeichnungen wie ein Leitmotiv – seit er beim Überschreiten der Grenze die „Menschen des Thomas Morus“ zum ersten Mal darin erblickt hatte. Jetzt lieferte dieses Leder für ihn den spezifischen „Juchtengeruch“ der Revolution, den er tief einatmete. Er registrierte, dass immer mehr seiner Moskauer Bekannten in schwarzer Lederkluft daherkamen und nahm dies als Zeichen der revolutionären Mobilmachung. Unter den jungen Leute, die sich im Außenkommissariat drängten, um in alle Himmelsrichtungen, auch nach Deutschland, auszuschwärmen, („alle, um zu schüren“), hatte er Tage später eine lebhaft romantisch-erotische Vision: „Eine junge deutsche Dame, reisefertig, mit neuer braun- gelblederner Umhängetasche ... Giebt ihren Vornamen für den Pass: Irmentraut Petrow ... Rosig wie ein Borsdorfer Apfel, echt deutsch. Fährt nach Deutschland

... Sie trägt, eine Art Gudrun, unter dem Reisemantel des schwarze Lederkostüm der Außerordentlichen Kommission, dunkel mit roter Rosette geschmückt.“

Gut möglich, dass jene Irmentraut Gellrich-Petrow <sup>(\*)</sup> (neben der „nordischen Seherin“ Lydia Petrowna) das andere Vorbild für die Fantasy-Revolutionärin Rune Lewenclau in Paquets utopischen Revolutionsroman „Prophezeiungen“ (1923) und noch einmal in seinem Revolutionsdrama „Sturmflut“ (1926) abgegeben hat – eine schwedische Adelstochter, die als Amazone in Soldatenkleidern nach Russland zieht und im Fernen Osten eine revolutionäre Warägerrepublik errichtet, um sie schließlich mit der anarchistischen Waldrepublik (der „Nordkommune“) des Matrosen Granka Umnitsch im freien Liebesbund zu vereinen.

### Im Machtorden der Revolutionäre

Paquets Bindung an Russland war nicht zuletzt eine Bindung an den verschworenen („warägischen“) Macht-Orden der Bolschewiki, in dem er sich vorwiegend bewegte. „Ich habe Angst um die Revolution hier ... Warum dieses Interesse? Bin ich nicht Bourgeois und bin es immer gewesen? Stamme ich aber in Wirklichkeit nicht doch von Handwerkern, kleinen Leuten, aus dem Arbeitervolk und bilde mir nur ein, dass es anders sei! ... Gehöre ich nicht selbst zu den Zurückge-

---

(\*) Irmentraut (Irma) Gellrich stammte aus Breslau und war ursprünglich Mitglied der USPD, laut Baumgart eine „Freundin Liebknechts“. Sie hatte zunächst in Petrograd, dann in Moskau unter Anleitung Karl Radeks und in enger Kooperation mit Ernst Reuter (der dann jedoch an die Wolga entsandt wurde) sowie mit Bela Kun in einem „Kriegsgefangenenbüro“ gearbeitet, das ab April 1918 als „Exekutivkomitee der ausländischen Arbeiter und Bauern“ firmierte und sich mit der Propaganda und Rekrutierung unter den deutschen, österreich-ungarischen und anderen Kriegsgefangenen in Russland befasste. Irma Gellrichs Hauptaufgabe war die Redaktion der Zeitschrift „Völkerfriede“, die im April in „Welt-Revolution“ umgetauft wurde und von der „Deutschen Gruppe in der KP Russlands (Bolschewiki)“ herausgegeben wurde. Unter dem Datum des 14. November 1918 findet sich der Antrag an das Deutsche Konsulat in Moskau, nunmehr bereits vertreten durch den das Konsulat besetzenden „Arbeiter- und Soldatenrat“, Irmentraut Gellrich „einen amtlichen Pass auszustellen“. (RZChIDNI, Fonds 549, op. 4, d. 2, Bl. 93) Ob Irma Gellrich damals tatsächlich nach Deutschland gegangen ist, bleibt unklar. Verheiratet war sie mit F.N. Petrow, der in der Zeit des Brester Friedens einer der Verhandlungsführer war und dann Leiter der Personalabteilung im Volkskommissariat für Nationalitätenfragen wurde. 1924 firmieren allerdings „Irma und Peter Petroff“ als Mitglieder der Sowjetischen Handelsmission in Berlin und Herausgeber einer amtlichen Publikation („Der wirtschaftliche Aufbau Sowjet-Russlands“, Berlin 1924).

stoßen und Beleidigten? ... Warum mitschuldig werden? Warum nicht lieber leiden, als nicht die Wahrheit bekennen?“<sup>613</sup>

Die „Wahrheit bekennen“ hieß dem ganzen Kontext nach, vom „Geist der russischen Revolution“ Zeugnis abzulegen und dafür notfalls mit dem eigenen Milieu zu brechen. „Die Schmückung der Stadt macht Fortschritte. Es war schwer, heute bei Tisch mit den biedereren Landsleuten nicht in Zank auszubrechen über die Frage, ob das alles schön oder scheußlich sei ... Sie ... hacken auf mir muffig herum, weil ich wage, es weder sinnlos noch hässlich zu finden, sondern schön, witzig, talentvoll, amüsant im höchsten Maße.“<sup>614</sup>

Mitten in die tagelangen Aufmärsche und Festlichkeiten hinein, die von den Nachrichten über die Revolution in Wien und Budapest und von beginnenden Streiks, Demonstrationen und Soldatenmeutereien in Berlin und ganz Deutschland triumphal befeuert wurden, platzte die Nachricht vom Abbruch der diplomatischen Beziehungen und von der Ausweisung Joffes und seines gesamten Personals aus Berlin. Radek erklärte daraufhin, das deutsche Botschaftspersonal werde das Land nicht eher und „nicht lebend verlassen“, bis Joffe in Sicherheit sei. Die Botschaft wurde umstellt; dem Generalkonsul Hauschild drohte Radek mit Tscheka-Haft. Paquet, der zu vermitteln suchte, war durch einen Propusk Radeks von diesen Restriktionen ausgenommen und konnte sich frei bewegen.

Er nützte dieses Privileg weidlich aus: Bei den tagelangen Revolutionsaufmärschen und Militärparaden saß er auf der Tribüne der Ehrenbesucher. Er ließ sich wie im Rausch zu den Sitzungen des Rätekongresses, den Denkmalsenthüllungen, Banketts, Theateraufführungen mitschleppen, sich vom Triumphalismus dieser Veranstaltungen und ihrer Teilnehmer mit- und davontragen. Er hörte und sah Lenin zweimal reden und trieb physiognomische Studien über den Mann, der „ruhig, sicher, gut ausgeruht“ spricht, als käme er eben aus Marienbad, während er den Ausbruch der Weltrevolution verkündete. Und er wohnte einer öffentlichen Vereidigung von Offiziersschülern durch Trotzki bei, „wo alte Obersten mit gesenktem Degen, das Georgsbändchen an der Brust, vor ihre Truppen dem jüdischen Kriegskommissar im Zeremonialmarsch vorbeidefiliierten“. Trotzki selber „stand, in langem, erdbraunem Soldatenmantel, mit schwarzer Ledermütze und

hohen Stiefeln, aufrecht und gebietend da wie ein General, hinter ihm die roten Fahnen.“<sup>615</sup>

In seinem Artikel „Die Rote Armee“ in der „Frankfurter Zeitung“ berichtete Paquet, wie Trotzki unter großem Jubel erklärt habe: „Während die deutsche Armee täglich schlechter wird, wird die Rote Armee ... täglich besser.“ Diese Rote Armee, „die Hoffnung der von der Entente Unterdrückten“, werde nicht zögern, den revolutionären Kräften außerhalb Russlands zu Hilfe zu kommen „und endlich am Rhein oder auch am Ärmelkanal, in den Alpen oder auch am Mittelmeer, mit den von einer kosakischen Diktatur des Proletariats überzogenen Ländern hinter sich, den Heeren des Weltkapitalismus die Zähne zeigen.“<sup>616</sup>

Wieder fragt man sich, ob das tatsächlich der Wortlaut der Rede Trotzkis war. Aber jedenfalls war es ihr Tenor, so wie Paquet ihn aufgefasst hatte. Als es am 10. November aussah, als habe auch in Deutschland die Räterevolution gesiegt, bat er Radek (nachdem der Konsul Hauschild den Raum verlassen hatte), nach Berlin „mitzuteilen, dass ich mich dem deutschen Arbeiter-und-Soldaten-Rat zur Verfügung stelle“. Daraufhin gab es „Glückwünsche von allen Seiten“ (die Szene spielte in Radeks Büro). Und gemeinsam fuhren die Insassen des Metropol zu einer weiteren Denkmalsenthüllung mit Truppenparade und Festbankett.<sup>617</sup>

Die gleichzeitige Besetzung der Moskauer Botschaft durch ehemalige deutsche Kriegsgefangene und „Internationalisten“ stürzte Paquet allerdings wieder in schwere Loyalitätskonflikte – zumal durch ihre vandalische Form und angesichts der Durchsuchung deutscher Botschaftsakten durch russische Geheimpolizisten. „Von nahem besehen und am eigenen Leibe erfahren nimmt sich die Revolution doch garstig aus ... Im Nu ist das ganze Haus, ich weiß nicht wie, proletarisiert ... Deutschland ist keine russische Provinz. – Errege mich ziemlich über die Einmischung der Fremden in die inneren deutschen Sachen.“<sup>618</sup>

Mehrfach trat Paquet scharf gegen die Botschaftsbesetzer auf, da sich die Lage in Berlin sehr schnell klärte. Die neue Regierung dort war „keine bolschewistische“, und somit war die „Palastrevolution“ in der Moskauer Botschaft „einfach grober Unsinn“. Es kam zu einigen heftigen Zusammenstößen, namentlich mit

Ernst Reuter<sup>(\*)</sup>, „der mich als Intellektuellen für einen prädestinierten Konterrevolutionär erklärt“. Das alles war für Paquet kein Grund, seine persönliche Parteinarbeit zu ändern, im Gegenteil: „Trotz der Heftigkeit der Auseinandersetzungen und der gegenseitigen Angriffe fühle ich über den heutigen Abend große Freude. Es ist ein Erwachen, ein Zu-sich-kommen! ... Wann – selten – habe ich mit Bürgerlichen solche Auseinandersetzungen gehabt, die witterten stets in mir den Revolutionär, – und diese nun das Gegenteil.“<sup>619</sup>

In Moskau herrschte Aufbruchstimmung: „Radek fordert mich auf, morgen früh mit ihm nach Berlin zu fahren. Lehne ab, da ich nicht ‚als Kombattant‘ fahren will.“<sup>620</sup> Immerhin, so weit war man sich nahe gekommen. Paquet hatte sich mit der Frage offenbar schon länger beschäftigt, so als er am 1. Oktober vermerkte: „Radek möchte nach Berlin. Wer weiß, ob er nicht noch einmal (eine) Rolle bei uns spielen wird.“<sup>621</sup>

Radek reiste auch diesmal noch nicht ab, eben weil in Deutschland die Dinge anders gingen wie gedacht. Nach einem Gespräch mit dem Mitglied des neuen Rates der Volksbeauftragten, Haase, der sich nicht bereit zeigte, die Ausweisung Joffes zu widerrufen, erging Radek sich in dunklen Drohungen und Andeutungen. Die Rote Armee werde auf eigene Faust in die nach dem Brester Frieden besetzten Gebiete einmarschieren, verkündete er. Die Deutschen sollten sich hüten: Jeden Augenblick könne dort eine Bartholomäusnacht gegen die Offiziere losgehen. Man habe schon Tausende von Agitatoren losgeschickt.

---

(\*) Ernst Reuter hatte sich als Kriegsgefangener 1917 den Bolschewiki angeschlossen und mit Irma Gellrich, Bela Kun und anderen das „Kriegsgefangenenkomitee“ gegründet. Im April 1918 war er als bevollmächtigter Kommissar zur Gründung einer autonomen Sowjetrepublik der Wolgadeutschen nach Saratow gegangen, um Ende Oktober als Delegierter zum allgemeinen Sowjetkongress nach Moskau zurückzukehren. Hier hatten ihn die Nachrichten vom Ausbruch der Revolution in Deutschland erreicht. Die rein informelle, aber führende Rolle, die er bei der Besetzung des Moskauer Generalkonsulats spielte, erklärte sich offensichtlich bereits daraus, dass Reuter (der im Folgenden nur unter dem Parteinamen Ernst Friesland auftrat) designiert war, zusammen mit Karl Radek die Bolschewiki auf dem bevorstehenden Rätekongress in Berlin zu vertreten und selbst in einer deutschen Räteregierung und zu gründenden Kommunistischen Partei eine führende Rolle zu spielen. Als der reguläre Grenzübergang nicht klappte, schlugen sie sich beide im Dezember mit falschen Papieren in österreichischen Soldatenuniformen nach Berlin durch. Als „Ernst Friesland“ wurde Reuter später für kurze Zeit Vorsitzender der KPD, bevor er mit der Partei und zugleich mit den Bolschewiki brach. (Vgl. Willy Brandt / Richard Löwenthal: Ernst Reuter. Ein Leben für die Freiheit. Eine politische Biographie, München 1957; sowie die biographischen Einführungen zu den Kapiteln in: Ernst Reuter – Schriften. Reden, Erster Band, Berlin 1972)

„Gedanken von dämonischer Unglücksbedeutung“, wie Paquet jetzt empfand. Augenzeugenberichte aus dem russischen Bürgerkrieg, die er hörte (etwa von Blumberg, einem ehemaligen Redakteur des Berliner „Börsen-Couriers“, der sich eine Zeitlang der Roten Armee angeschlossen hatte), passten in dieses verdüsterte Bild. Man hörte von „Volksgerichten“ auf dem Land, die vor sich gingen „wie die Gerichte der mittelalterlichen Fehme, mit Hexenverbrennungen“. Auch dass die Revolutionsfeiern die anti-bolschewistische Stimmung unter der Mehrzahl der Moskauer nur kurzfristig übertönt hatten, entging Paquet nicht: „Gehobene Stimmung in der Stadt über die Nähe der Franzosen und Engländer ... Man erwartet sie in 3, 4 Wochen.“<sup>622</sup> Aber immer wieder verstand er es, alle diese widersprüchlichen Eindrücke ins Literarische zu entrücken: „Das Leben hier in Moskau ist ein Balzacscher Wälzer ... ein Dickformat-Roman, wo ein Kapitel das andere übertrumpft ... Der Osten in seiner Wildheit, die Schönheit an der Gurgel gepackt, ihr Gewand abgerissen.“<sup>623</sup>

Hier schloss sich der Kreis zur Faszination, die vom „napoleonischen“ Aktivismus der Weltrevolutionäre ausging, in deren Zirkeln er sich für einige Wochen und Monate bewegt hatte. Ein letztes Mal stand er mit der Radek vor der Karte, um „die schlimme Lage der deutschen Truppen in der Ukraine“ oder die Gefahr einer britischen Truppenlandung an der baltischen Küste erörtern. Radek gab Paquet eine Reihe konkreter Punkte mit auf den Weg, deren Erfüllung die Sowjetregierung von der neuen deutschen Regierung mindestens erwarte. Er übergab ihm auch „an Liebknecht eine Karte“ sowie 3000 Zarenrubel für seinen eigenen Sohn Witold in Zürich. Ein letztes Mal rauchte man eine gute Zigarre miteinander und schwelgte in großen Perspektiven: „Passen Sie auf, in Berlin wird einmal der (europäische) Zentralsowjet sein. – Berühre meine Idee des ‘europäischen Amts’, der Synthese aller übrigen ‘auswärtigen Ämter’.“ Radek prahlte im Scherz (oder im Ernst?), wenn Paquet nach 8 Tagen Zugfahrt in Berlin ankäme, solle er sich umschauchen: „Vielleicht werde er uns dort begrüßen: via Petersburg mit einem U-Boot könne er in 2/3 Tagen dort sein ...“<sup>624</sup>

Dann brachte Radek ihn im Wagen zum Bahnhof, von dem die Karawane der Botschaft mit 40 Waggons sich in Bewegung setzte. Die Eindrücke ähnelten de-

nen der Hinfahrt, ohne die „Eichendorffische“ Heiterkeit allerdings: „Stationen mit Mobilmachung. Heulende Bauernweiber. Gefangene Bauern. Abgesperrte Bahnhöfe.“ Und auf der anderen Seite der Demarkationslinie, wo sich deutsche Truppen in voller Demobilisierung befanden, genau dasselbe Bild: „Kampierende Flüchtlinge. Wandernde Kriegsgefangene ... in Scharen, wie in Heringschwärmen“. Nach fünf Tagen der Fahrt endlich: Berlin.

Und ernüchtertes Aufwachen am nächsten Morgen: „Dienstag, 26. November. Das soll Revolution sein: Die Stadt zeigt das gewohnte ordentliche Bild, wenig rote Fahnen ... Von innen betrachtet, sieht Berlin doch toll aus. Und ich fürchte, es wird in einem halben Jahre hier nicht anders zugehen und aussehen wie in Petersburg.“<sup>625</sup>

### „Der Geist der russischen Revolution“

In Berlin, aber eher wohl schon auf der Fahrt zurück, hatte Paquet für seine „Briefe aus Moskau“ einen Epilog unter dem eigentümlichen Titel „Die gefesselte Stadt“ verfasst – eine Apotheose des revolutionär verwilderten Moskau. Man könnte ihn den Grundtext aller vieldeutigen deutschen Faszinationen an der bolschewistischen Revolution in Russland nennen:

„Einige zehntausend Fensterputzer und Glaser, Tischler und Gärtner wären wohl nötig, um jenes alte Moskau wiederherzustellen, das wir vor dem Kriege kannten, Stadt mit leicht gebogenen hügeligen Straßen voll von Waren hinter glänzenden Scheiben, Plätze mit wuchtigen Denkmälern, Parks in eisernen Zäunen. Zehntausend Schneider, Schuster und Friseure hätten wohl alle Hände voll zu tun, um dem Volk dieser Stadt jenes wohlleibige Aussehen wiederzugeben, das es einst mit den Bewohnern aller Städte des guten, alten Europa gemein hatte. [...]

Jetzt sind diese Straßen ein wenig öde geworden trotz ihrer vielen Fußgänger auf den Bürgersteigen. Hoftore stehen offen und zeigen verwilderte Gärten. [...] Mit Arabesken überhangene Paläste, scharfkantige neue Steingebäude, fünf Stockwerke hoch, sind pockennarbig geworden von den Spuren der Straßenkämpfe. [...]

Noch hängen die Firmentafeln an den Läden; sie zeigen gemalte Zuckerhüte, Käse und Geflügel, aber die Gewölbe sind mit Brettern zugemacht. Verhärmte Frauen verkaufen Zeitungen, klägliche Männer Gurken und Äpfel an der Straßenecke. [...] In den Wohnungen isst man das mit Sand und Stroh vermischte Brot der Armut, dünne Kartoffelsuppen und rohe Rüben. [...]

Oft aber jagen Reiter mit dem Säbel an der Seite und Flinte auf dem Rücken mit stiebenden Hufen über das harte Pflaster; Motorräder stürmen unbekümmert daher, und in rasender Fahrt die Automobile der Revolution; Kraftwagen des Feldheeres oder enteignete Fahrzeuge geflüchteter Millionäre, auch Lastautomobile, hochbeladen mit requirierten Mehlsäcken oder Kohlköpfen, oder ledernen Stiefeln, Soldaten obendrauf, deren Gewehre wie aus einem Nadelkissen herausragen. [...]

Aber ist Moskau jemals so schön gewesen wie in dieser Verwilderung? Es ist, als kehre alles zum Naturzustand zurück, als sei mit einem Male eine ungeheure Ebbe jenes anmaßenden menschlichen Verstandes eingetreten, der einst den Dingen ihren Rang anwies. [...]

Jetzt lagern unter festlich strahlenden Kronleuchtern in einstigen Adelshäuser, vor kostbaren Bildern [...], mitten in der drückenden Pracht schwergetäfelter Billardzimmer proletarische Lebensmittelkomitees und schreiben hieroglyphische Befehle. In vermauerten, aufgebrochenen Kellern ergötzen sich ungetreue Hausverwalter, wildgewordene, einst mohammedanische Kaukasier, närrische Rotgardisten mit Handgranaten im Gürtel, an schwerflüssigem uraltem Benediktiner, an Mouton Rothschild, an gelbem Burgunder, an rosinfarbenem Sekt, der einst der Stolz auf den Tischen zarischer Minister war. Noch arbeiten in den modernen Mietshäusern die mechanischen Aufzüge, aber in den höchsten Stockwerken [...] hausen Soldaten. Der Minenwerfer steht auf dem Balkon gleich neben der zierlichen Teemaschine [...] Der Kamerad, die braune Sportsmütze auf dem Kopf, schreitet da unten über die grabbewachsenen Ruinen der alten Zivilisation, mit der Flinte auf dem Rücken wie der Jäger, der seine Nahrung sucht. [...]

Diese gefesselte Stadt, die keinen Handel mehr treibt, die müßig geht und sich entvölkert, hat kaum noch anderes zu sein als eine Sonnenuhr der Jahreszeiten. Sie ist schön im Sommer mit seiner frühen starken Morgensonne, mit seinen tiefgoldenen Abenden, mit dem Dschungel aus Laub und ungemähem Grase vor den Mauern des Kreml. [...] Vor dir, nicht fern, auf sanften Hügel hingebaut, leuchten

bunte Spielzeugpaläste mit dem weißen, breiten, gekrönten Schloss in der Mitte.  
[...]

In diesem stolzen Schloss liegt *Lenin* auf dem Krankenbett, aus dem Tumult des Fabrikhofes hierhergetragen. Du sahest ihn oft auf dichtbevölkerter Bühne, den kleingewachsenen Mann mit dem lächelnd nüchternen, beredten Munde, die Hände in den Hosentaschen, die listigen Augen in die Ferne gerichtet, den Tamerlan des neuen Weltgerichts. Seine Getreuen hausen um ihn her in den Wohnungen der einstigen Kavaliere und der Hofbeamten; sie sitzen vielleicht in diesem Augenblick, schmutzig, übernünftig, in ihren schwarzen Lederkleidern, mit Pistolen im Gürtel, in heißer Beratung an den silbernen Tischen, vor kristallinen Spiegeln. Es wird Nacht, draußen um das Schloss beginnen die Bogenlampen zu knistern und aufzustrahlen. Dekrete werden fertig, die am nächsten Morgen in den Zeitungen stehen und mit einem Schlage diese sommerliche Stadt noch stiller machen. [...]

Mit einem Male gehen die Menschen durch herbe Morgennebel, in dicken Mänteln und ausgetretenen Galoschen, schwerfälliger. Aber die Stadt feiert nun, mit gründlicher Ironie gegen den grauen Himmel, das *Jahresfest der Revolution*. Großen Leinwänden sind liegende Gestalten aufgemalt in rubensscher Fülle, mit Fruchtzweigen überschattet, mit Ähre, Sichel und Hammer in der muskeligen Hand. [...] Allegorien von grünlicher Zersettheit sind futuristisch in Säulenhallen aufgehängt. [...] Häuserwände sind freimaurerisch mit neuen, uralten Symbolen, mit Schwarz, mit Dunkelblau, mit Siebengestirnen, mit aufgehenden Sonnen verhängen. Mitten auf den Plätzen stehen Tribünen, verkleidet in Pierrotstoffen, in ekstatischen Blättermustern. [...] Von allen Fenstersimsen hängt in ewiger Wiederholung das unheraldische Wappen der wildesten Republik: die von der Sichel gefasste Ähre auf runden, mennigroten, karmesinfarbenen und weißen Skythenschildern. [...]

Und am siebenten November, dem Hochzeitstag der Idee und des Chaos, marschieren die Massen auf den historischen Roten Platz vor dem Kreml. Sie kommen aus allen Gegenden der Stadt in roher Ordnung [...] mit gestickten Bannern aus dunkelrotem Sammet, mit hölzernen Tafeln, mit papierenen Emblemen. [...] Frauenvereine und Fabrikpersonale marschieren, dazwischen Truppen mit ihren erdbraunen Mänteln, mit zottigen Pudelmützen und blinkenden Bajonetten. Panzerautos [...] in braungrüner Kriegsbemalung, violette Maschinengewehre. Singend strömen die Massen zusammen; der immerwährende Posaunenton der Mu-

sikkapellen von allen Seiten klebt in die Ohren die Melodie der Internationale, feierlicher Liebesgesang [...] Ozeanisches Murmeln der Zehntausende, die sich zum Hunderttausend vereinen. [...] Masse, über der plötzlich mit rauschenden Motoren weiße Flugzeuge erscheinen, die tief herniedertauchen und jäh in das türkisfarbene Blau zurückstreben. [...] In schmalen Zügen kommen Matrosen daher in schwarzen Uniformen, mit goldenen Namen verlorener Schiffe auf der Mütze, kommen die Mannschaften und die Weiber der gefürchteten Außerordentlichen Kommission in neuen Paradeanzügen aus schwarzglänzendem Leder, begleitet von Automobilen, die zu Booten umgebaut und mit buntem Musikantenvolk besetzt sind. [...] Zu Füßen der Mauer liegt, von Stacheldrähten eingefasst, ein schmales Rasenbeet, das Massengrab der Revolutionsopfer vor einem Jahre. [...]

Man hat die steinernen Throne vor dem Kreml [...] von ihren ehern sitzenden Zaren leergemacht. Aber eine Schar von Genien und Verbrechern hat diese Stadt erobert; ihr plötzliches Dasein durchzittert die Atmosphäre. Die hagere Greisengestalt Tolstois erhebt sich über den herbstlichen Gärten, das durchfurchte Antlitz Dostojewskis [...], das kalkweiße Zwillingsdenkmal von Marx und Engels. Robespierre [...] steht dozierend zwischen Bäumen vor den alten Wehrmauern des Kreml. [...] Bürger machen feindselige Umwege um die vom Triumph der Plebejer erfüllten Straßen. Alle Läden sind geschlossen.

In diesen Nächten sind die Theater freigegeben. Sie spielen dem Volk phantastische Auführszenen Verhaerenscher Gedichte, spielen, jäh aus dem Dunkel mit hysterischen Schreien und wildem Tücherschwenken gespenstischer Amouretten ins grelle Licht gezaubert, [...] Momente der französischen Revolution. Barfußtänzerinnen, zwischen Kübelpalmen hervorhuschend, gaukeln einem Parkett von proletarisch in wollenes Wams und Lederjacke gekleideten Männern ihre magere slawische Grazie vor zu den Tönen Chopinscher Musik, zu Wiener Walzerklängen.

Stiller Heimgang durch die Straßen der tiefen Nacht, durch den Park, wo Dohenschwärme laut krächzend vor dir her von Wipfel zu Wipfel flüchten. [...] Vielleicht beginnt der große, erste Karneval der Weltgeschichte, vielleicht der letzte. Jubel des Unterganges [...], anarchische Geburt eines neuen Wesens. [...] Aber das Leben, fragwürdig in jedem Schritt, ist wieder ein Dasein geworden! Das verhasste Zeitalter der Geschäfte ist wahrhaftig hingemordet, das alte, feige Philisterium [...] ist von seinen eigenen Knechten erschlagen worden. Roh und gespenstisch

bauen sich größte Entwürfe, unsichtbare Türme eines entfesselten idealen Willens in das geräumige Nichts. [...] Aus sausenden Automobilen grüßen Hände gen Himmel: auch der alte Herr da oben ist Bolschewik geworden. [...]

Du nimmst Abschied an einem Abend, wo der erste schwere Schnee diese Stadt mit weißem Pelz bedeckt. Die Fahrt zum Bahnhof wirst du nicht vergessen, den Händedruck eines jener Männer, die dort im Osten bleich lächelnd wie Mond-süchtige den Kampf Europas um sich selbst entfesselt haben, diesen Händedruck des Mannes, der derb und warm ist wie der Händedruck seines Kameraden, des Chauffeurs. Der Zug steht noch ohne Maschine in dem vom feuchten Nachtwind durchheulten Bahnhof; er gleitet erst am nächsten Morgen durch graue Landschaften, die von Schüssen widerhallen. Er kommt auf halb verlassene Stationen und wagt nicht zu halten, aus Angst, von den bei ihren Feuern im kalten Winterwetter lagernden Männern gestürmt zu werden. Es sind einstige Soldaten, die gewohnt sind, in Erdhöhlen zu leben, Männer, die [...] unter starken Generalen in Reih und Glied einst auszogen und nun in Schwärmen Tag und Nacht zu dieser Stadt hinstreben in endloser, sehnsüchtiger Wanderung.<sup>626</sup>

### Metamorphosen eines romantischen Imperialisten

Aus der Geschichte Paquets in Moskau lassen sich einige zentrale Motive herauspräparieren, die von allgemeinerer Bedeutung sind.

Am offenkundigsten ist der Zusammenhang mit dem Verlauf des Weltkriegs. Paquets Attachement an das bolschewistische Russland wuchs in genau dem Maße, in dem der Stern der deutschen Armeen im Westen sank. Über alle bloßen militärisch-politischen Kalküls hinaus ging es dabei schon um eine neue Weltteilung, in der die „alten“ bürgerlich-kapitalistischen Mächte des Westens einem Block der „jungen“ Mächte gegenüber stehen würden. Natürlich fanden sich viele Motive der Paquetschen Kriegsschriften in dieser neuen Perspektive wieder – aber doch in spezifischer Verwandlung. Denn es war klar, dass der Krieg, wenn, dann mit ganz neuartigen, eben revolutionären Methoden weitergeführt werden musste; und dass auch nach einer militärischen Niederlage neue Wege der „ideologischen“ und politischen Unterminierung gefunden werden mussten. Darin lag

auch die eigentliche Suggestion der in Lederkluft gekleideten „Agitatoren“, die in aller Herren Länder ausschwärmen, „um zu schüren“; und von denen Radek wiederholt prahlte, dass ein Dutzend von ihnen eine ganze Armee aufwiegen könnten.

Zugleich war Paquet sich aufgrund vieler vertraulicher, aber auch öffentlicher Äußerungen der bolschewistischen Führer sicher, dass ihre Fixierung auf die deutsche Revolution mehr war als ein bloßes aktuelles Kalkül; dass sich darin vielmehr eine tiefer gehende historisch-kulturelle Orientierung auf Deutschland ausdrückte. Alle seine früheren kulturimperialen Vorstellungen über eine Befruchtung des weiten Ostens mit deutschem Organisations-, Ingenieurs- und Pioniergeist fanden darin ihre vermeintliche Bestätigung. Das wies über den Teller- rand der Gegenwart weit hinaus. Hier wuchs unter Blut, Schweiß und Tränen zusammen, was zusammen gehörte. An dieser Perspektive hielt Paquet auch fest, als sein revolutionärer Eifer sich abgekühlt hatte.

Dazu passte Paquets Vorstellung von den Bolschewiki als den „neuen Warägern“, das hieß, einem verschworenen politisch-militärischen Machtorden mit Zügen einer neuen Aristokratie, der einen Staat neuen Typs auf einem Territorium mit heterogener Bevölkerung gründete. Anziehend daran war nicht zuletzt die Vorstellung, überall auf der Welt operieren zu können. Hatte er in seinen Vorkriegsschriften von einem „Sendlingswesen großen Stils“ als Medium deutscher Weltpolitik geträumt, einem „deutschen Weltorden“, der „nach den alten Regeln des Gehorsams, der Armut und Reinheit“ leben sollte<sup>627</sup> – hier schien dieser Weltorden Tat zu werden.

Mit neidloser Bewunderung (wenn auch nicht ohne Eifersucht) verfolgte Paquet das Wirken der jüdischen Revolutionäre als „proletarischer Napoleons“. Insoweit trat sein Attachement an die Bolschewiki zunächst in die Fußstapfen seiner früheren Parteinahmen für den Zionismus und für eine bewusste Stützung deutscher Ostpläne auf das jüdische Element. Allerdings hatte Paquet ein waches Sensorium für die heftigen antisemitischen Affekte, die sich in der letzten Kriegs- und Revolutionsphase an der prominente Rolle jüdischer Politiker, von

den Bolschewiki über die Sozialdemokraten bis zu den Liberalen, aber auch in der Wirtschaft, Kunst und Kultur entzündeten.

So finden sich unter dem Datum der deutschen Revolution, dem 8. November 1918, im Tagebuch skizzenhafte „Gedanken zum jüdischen Problem“. Darin heißt es: „Die Juden sind Kriegsgewinnler 1) im materiellen Sinne ... 2) im ideellen Sinne (Radek).“ Im globalen Überblick stellte er fest: „Herrschende Stellung im russ. Kommunismus. Neue starke Etappe in Rumänien, Türkei, Österreich, Ungarn, Polen, Scheidung in kapitalistisch mächtig gewordene neue Gruppen und nationalisierte Gruppen in Deutschland.“ Aber auch die Zionisten stünden nun im „Zwielicht“, da sie nur „teilweise nationale Festlegung des Judentums“ betrieben, mithin (so wäre der Gedanke wohl zu interpolieren) ebenfalls globale Ambitionen hegten. Beispiele der „Herrschaft jüdischer Elemente“ gebe es darüber hinaus auch in Frankreich, England, Holland, den skandinavischen Ländern“. Und natürlich „Amerika – klar was das bedeutet: Wohin führt es? Zum Pogrom? Das Nili[u]s-Buch in Russland.“

Es ist deutlich, dass die Heftigkeit der antisemitischen Affekte und Argumente Paquet nicht unbeeindruckt lässt. Freilich, es erinnert ihn nur an den „schweini-schen Hass“, auf den auch die Deutschen im Weltkrieg getroffen sind. Und so fügt sich für ihn alles wieder zum Bild einer deutsch-jüdischen Wahlverwandtschaft: „Verwandtschaft deutscher und jüdischer Elemente: beide Nationalitäten sind *Individualitäten*.“<sup>628</sup>

Paquets Vorstellungen von den Russen als multipler Gesamtnation veränderten sich unter dem Eindruck der revolutionären Umwälzungen allerdings deutlich. Waren die „Großrussen“ in seinen Kriegsschriften noch als konservativ, unbeweglich und als passive Träger einer überkommenden Despotie charakterisiert, so im Lichte der Revolution nun ganz umgekehrt: „Man kann Russland und den Russen viel Gutes und viel Böses nachsagen, nur Philister sind sie nicht. Der Deutsche aber ist selbst heute noch in erster Linie Philister.“<sup>629</sup> So Paquet 1919 in einer Antwort auf eine Umfrage Heinrich von Gleichens. Ganz ähnlich hatte es in seinem Moskauer Tagebuch gestanden. Kurzum, im Vergleich zu den Nicht-Russen und selbst zu den Deutschen erschienen die Russen ihm jetzt als das un-

gleich revolutionärere, leidenschaftlichere, aktivistischere Volk, das sich über alle kleinen, spießhaften Eigeninteressen zu erheben vermochte, wo es um größere Menschheitsdinge ging.

Die Abschiedsszene vom roten Moskau in seiner „Schönheit der Verwilderung“ berührte ein weiteres Motiv: das der *tabula rasa*, der Rückkehr zum „Naturzustand“, des radikalen Neuanfangs: „Jubel des Unterganges [...], anarchische Geburt des neuen Wesens. [...] Aber das Leben, fragwürdig in jedem Schritt, ist wieder ein Dasein geworden! Das verhasste Zeitalter der Geschäfte ist wahrhaftig hingemordet, das alte feige Philisterium [...]. Roh und gespenstig bauen sich größte Entwürfe, unsichtbare Türme eines entfesselten idealen Willens in das geräumige Nichts.“<sup>630</sup> Geschrieben war das auf der Rückfahrt in ein besiegt Land. Die Niederlage erschien als Weltende, das hypertrophe Zukunftsträume gebar.

Es blieb der Terror, der Paquet in seinen Moskauer Tagen immer wieder zu einem „feierlichen Protest“ genötigt hatte, den er auch in seinen nachfolgenden Schriften stets mit Würde verwarf. Überhaupt galt der Paquet der Weimarer Jahre ja als „Pazifist“, der an vielen Friedenskundgebungen teilnahm und sich religiös zum Quäkertum bekannte. Aber der Protest gegen den Terror war das eine; die Anziehungskraft derer, die ihn ausübten, etwas anderes. Deutete nicht die Unbedingtheit, mit der diese Leute ihre Pläne verfolgten, und die Bereitschaft, dafür ihre Hände notfalls in Blut zu tauchen, auf die Größe ihrer Ziele und die Stärke ihrer Motivationen hin? Heiligten nicht womöglich gerade die Mittel den Zweck? War der Terror also nicht sogar ein Ausweis moralischer Überlegenheit und Größe?

Man wird bei Paquet keine direkten Äußerungen dieser Art finden (wie kurze Zeit später bei einigen der ersten Reisenden ins „neue Russland“ wie Arthur Holtscher und Alfons Goldschmidt, oder auch bei Autoren wie Maxim Gorki, Romain Rolland oder Thomas Mann). Aber ein Unterton der Bewunderung war in Paquets Beschwörungen der „Tragik“ der russischen Revolution stets spürbar. An den Deutschen sei es, so seine Botschaft, diese noch ganz rohe, ungestüme, aber tiefgründige historische Bewegung aufzunehmen, sie zu vergeistigen und

damit auch zu mildern. Was wieder ein Stück neuer deutscher Weltmission war – fast im Sinne des früheren „Kaisergedankens“.

## „ZWEI KÜKEN UNTER EINER SCHALE“

### Deutschland und die bolschewistische Weltrevolution

So ziellos und überspannt die deutsche Ostpolitik im Jahr 1918 war, so fest hatten die Bolschewiki Deutschland im Blick. Lenin war insoweit traditioneller Marxist, als er eine sozialistische Revolution in Russland allein (noch) für undenkbar hielt. Die Machteroberung in den Hauptstädten und Kerngebieten des zerfallenden Reiches sollte die Initialzündung für das größere Unternehmen der Verwandlung des Weltkrieges in eine Weltrevolution abgeben. Und das erste, nächstliegende Ziel eines Ausbruchs aus dem roten „Moskowien“, auf das Räterussland zurückgeworfen war, bildete im Zuge der Rückgewinnung der faktisch abgefallenen oder abgetrennten Gebiete des früheren Zarenreichs genau jenes „Mitteleuropa“, das in den deutschen Kriegszielprogrammen eine zentrale Stellung einnahm. Wo deutsche Politiker, Wirtschaftsführer und Militärs von der „Durchdringung“ und „Organisierung“ Russlands sprachen, dachten die Führer der Bolschewiki an die „Revolutionierung“ und „Sowjetisierung“ Deutschlands – als den Angelpunkt einer sozialistischen „Weltrevolution“, die wie ein direktes Gegenstück zum Phantasma einer deutschen „Weltpolitik“ wirkte.

#### Verhandlungen in Brest-Litowsk

Die über mehrere Wochen und fast 70 Sitzungen sich hinziehenden Brester Friedensverhandlungen, die sich binnen kurzem an der Frage des „Selbstbestimmungsrechts“ festfraßen, wurden in einer Atmosphäre des doppelten Realitätsverlustes geführt. Die deutsche Seite, die nach Kühlmanns späterem Bekenntnis darauf ausging, „was wir an territorialen Zugeständnissen durchaus brauchten, uns durch das Selbstbestimmungsrecht der Völker hereinzuholen“<sup>631</sup>, war überzeugt, die politische Neuregelung der besetzten oder von Russland abgefallenen

Gebieten entweder diktieren oder nach Gusto beeinflussen zu können. Andererseits war sie an einer raschen friedensvertraglichen Regelung mit der (noch immer von ihnen subventionierten) bolschewistischen Räteregierung dringend interessiert: erstens, weil die Militärs für die Schlussoffensive im Westen auf „Klarheit“ drängten, und zweitens, weil das Deutsche Reich im Jahre 1918 – zumal nach der Verkündung der „14 Punkte“ durch Wilson – nicht als eine blank annexionistische Macht dastehen durfte. Auch das verbündete Österreich-Ungarn bestand aus eigenen Interessen auf dem Abschluss eines regulären Vertrags.

Die Petrograder Räteregierung brauchte ihrerseits einen Friedensschluss, um nach dem von Lenin immer wieder verwendeten Schlüsselwort eine „Atempause“ zur Konsolidierung der eigenen Macht zu gewinnen. Es ist bezeichnend, dass Lenin seine „Thesen über den sofortigen Abschluss eines annexionistischen Separatfriedens“ bereits zwei Tage nach dem zweiten und entscheidenden Verfassungsputsch, der gewaltsamen Auflösung der „Konstituierenden Versammlung“ am 5. (18.) Januar, in geschlossener Versammlung vortrug. Den Kerngedanken führte er in einer Serie von internen Stellungnahmen und (unter Pseudonym veröffentlichten) Beiträgen in der „Prawda“ weiter aus – gegen eine Mehrheit der eigenen Parteiführung.

Seine Argumentation war einfach und brachial: Es brauche „eine gewisse Zeitspanne, mindestens einige Monate, ... in der die sozialistische Regierung völlig freie Hand haben muss für den Sieg über die Bourgeoisie“ und zur Errichtung einer uneingeschränkten „Diktatur des Proletariats“. Mit einem Separatfrieden „befreien wir uns im höchsten für den gegenwärtigen Augenblick möglichen Grade von beiden einander bekämpfenden imperialistischen Gruppen, nutzen ihre Feindschaft und ihren Krieg“, der es ihnen (vorläufig) verunmögliche, „ein Abkommen gegen uns zu treffen“. Sich in einen „revolutionären Verteidigungskrieg“ gegen die Deutschen hineinhetzen zu lassen, hieße dagegen, „in eine Falle gehen, die uns die Imperialisten gestellt haben, um ... die junge Sowjetrepublik auf möglichst billigem Wege niederzumachen“. Diejenigen, die das verträten, ob Sozialrevolutionäre, Menschewiki oder „linke Kommunisten“ (wie Bucharin und

andere), seien entweder bewusste Lakaien oder unbewusste Helfershelfer des Imperialismus und der bürgerlichen Konterrevolution.<sup>632</sup>

Überspielt wurde diese kalt realpolitische Position Lenins allerdings zunächst von den Vorstellungen Trotzki's und anderer, die forderten, die Verhandlungen in Brest möglichst hinzuziehen und die Dinge unterdessen in revolutionärem Sinne voranzutreiben. In Finnland, im Baltikum, in der Ukraine und in den kaukasischen Gebieten griffen rote Bürgerkriegsfraktionen nach der Macht; und in Berlin und Wien selbst gab es im Januar 1918 zum ersten Mal größere Streiks und Demonstrationen, in denen sich die linksrevolutionären Absplitterungen der sozialdemokratischen Parteien sichtbar zu Wort meldeten. Auch Lenin war im Januar für einen kurzen Moment bereit anzunehmen, „dass die Revolution in Deutschland begonnen hat“<sup>633</sup>, korrigierte diese Einschätzung aber rasch und ging davon aus, dass die deutsche Revolution sich „verspäten“ werde – womöglich auch auf längere Zeit.

Trozkis Brester Florettgefechte mit Kühlmann über den Begriff des Selbstbestimmungsrechts (auf die beide sich später viel zugute hielten) waren keinen Moment von Rücksichten auf demokratische Mehrheiten bestimmt. Wo die deutschen Besatzungsbehörden mit den von ihnen geförderten provisorischen Machtstrukturen und aus Notabeln gebildeten Landesvertretungen die jeweiligen nationalen Ambitionen für erfüllt erklärten, da gingen die Bolschewiki von der imperativen Feststellung aus, dass die „Massen“ in den von Russland abgefallenen oder abgetrennten Gebieten und Republiken ebenfalls eine „Sowjetregierung“ wünschten und nur auf dieser Basis das „Selbstbestimmungsrecht“ realisiert werden könne. Darin steckte schon der erste Schritt einer revisionistischen Politik der gewaltsamen Wiederangliederung der abgefallenen Gebiet des alten Russischen Reiches und ihrer Eingliederung in eine Union Sozialistischer Sowjetrepubliken (um deren Schaffung es sich der Sache nach vom ersten Moment an handelte). Die zeitweise Proklamation von Sowjetregierungen in Kiew, Riga, Helsingfors oder Baku im Winter 1917/18 und der exzessive „soziale Terror“, mit dem sie sich durchzusetzen versuchten, waren der sichtbare Ausdruck dieser Entschlossenheit.

Die scheinbar so glänzende Taktik Trotzki's von „Weder Krieg noch Frieden“ brach zusammen, als die deutschen Truppen Mitte Februar auf eigene Faust den Vormarsch im Baltikum und in Galizien wieder aufnahmen, ohne – trotz kurzzeitiger Aufrufe der Sowjetregierung – auf nennenswerten Widerstand zu treffen. Im Vorfeld dessen gab es auch innerhalb der Reichsleitung (vor allem auf der zitierten Kronratssitzung am 13. Februar) neue, scharfe Auseinandersetzungen darüber, ob in Brest überhaupt weiterverhandelt oder nicht besser Petersburg eingenommen werden sollte, um dort eine Gegenregierung zu installieren.

So abwegig und reaktionär diese Pläne im Nachhinein erscheinen, so nahe lag der Gedanke im gegebenen Moment – und gewann mit der Zeit sogar noch an Plausibilität. Möglicherweise hätten sich erhebliche Teile des russischen Bürgertums und – da die Deutschen nah und die Entente fern war – auch prominente Vertreter der Mehrheitsparteien in ihrer Verzweiflung über das immer willkürlichere und terroristischere Regime der Bolschewiki zur Verfügung gestellt.<sup>(\*)</sup> Was diese Eventualität für die Geschichte Russlands, Deutschlands, Europas und der Welt bedeutet hätte, gehört in den Bereich einer virtuellen Historie.

Jedenfalls war es Lenin, der das klarste Bewusstsein hatte, an welchem seidenen Faden seine Macht hing. Deshalb bestand er gegenüber seinen meuternden Genossen auf einer förmlichen Unterzeichnung des Brester „Friedens“ – im sicheren Gefühl, dass dieses Schauspiel einer unter Protest und bei vorgehaltener Waffe diktierten Unterschrift ihnen sofort eine moralisch erhöhte Position verschafte.

---

<sup>(\*)</sup> Es waren keineswegs unrepräsentative Teile der früheren Dumaparteien, die den Kontakt mit der deutschen Seite suchten und teilweise in informelle Verhandlungen eintraten. Dazu gehörte etwa ein 1917 neu gebildeter „Block“ konstitutioneller Monarchisten um den ehemaligen Landwirtschaftsminister Kriwoschein mit Teilen der Kadetten und Oktobristen sowie Vertretern der hauptstädtischen Industrie- und Finanzkreise, in den auch der Patriarch Tichon in Moskau einbezogen sei. Auch der unter Pseudonym in Kiew lebende Kadettenführer Miljukow, eine Reihe nicht fraktionell festgelegter SR, Menschewiki und Bundisten sowie Teile der demobilisierten oder nach dem Süden oder Osten geflohenen Militärs wären für eine taktische Allianz mit den Mittelmächten zur Errichtung einer nicht-bolschewistischen Koalitionsregierung in Moskau oder Petrograd eventuell zu haben gewesen – stets allerdings unter der Voraussetzung einer Revision der Brester Verträge. Auch hier schien aber ein Kompromiss denkbar: Den Deutschen sollte es überlassen bleiben, Polen und das Baltikum in ihrem Sinne zu „organisieren“, wenn nur die Ukraine und die südrussisch-kaukasische Gebiete mit einem künftigen Russland föderiert blieben. (Vgl. die von Winfried Baumgart: Die Mission des Grafen Mirbach in Moskau April-Juni 1918. In Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, H. 1, 1968, S. 66-96; insbesondere die Berichte 9-15, S. 87 ff.)

fen würde, während die Deutschen nicht nur blamiert dastanden, sondern ihr Hauptziel (eine Entlastung im Osten) nicht erreicht hatten. Die Hunderttausende von Soldaten, die sie bei ihren erratischen Vormärschen bis an den Don, das Kaspische Meer und den Kaukasus einsetzen mussten, um sich mit Gewalt zu holen, was sie regulär nicht geliefert bekamen, fehlten ihnen im Frühjahr und Sommer bei den entscheidenden Schlachten im Westen. Brest war im militärischen wie im politischen, moralischen und selbst im ökonomischen Sinne ein Pyrrhus-Sieg.

### Ein „Tilsiter Frieden“

Von einer „Atempause“ für die Bolschewiki konnte allerdings keine Rede sein. Die deutsch-österreichischen Interventionstruppen vertrieben die roten Garden, die sich in einer kurzen Orgie terroristischer Gewalt Kiews bemächtigt hatten, und errichteten nach einer kurzen Phase der Zusammenarbeit mit der (halbwegs demokratisch legitimierten) Ukrainischen Rada eine weiße Diktatur unter dem General Schkoropadski, die erkennbar als Sammelpunkt der monarchischen und bürgerlichen Opposition Gesamtrusslands dienen sollte. Auch in Finnland und im Baltikum intervenierten deutsche Truppen zugunsten der „Weißen“ und unterstellten sie entweder zunächst der Militärverwaltung „Ober Ost“ oder halfen ihnen als selbstständigen Verbündeten zur Macht, wie in Helsingfors dem General Mannerheim.

Dennoch war dies nur die eine Seite jener „doppelgleisigen“ Politik, die in steter interner Rivalität zwischen OHL und Regierung vorangetrieben wurde und bis in den Herbst 1918 auf „eine unklare Verbindung von Intervention und Kollaboration“ (so Theodor Schieder) hinauslief.<sup>634</sup> Die Linie der Kollaboration, die vor allem vom Außenamt vertreten wurde, war der Versuch, eine halbwegs reguläre Arbeitsbeziehung mit der Moskauer Räteregierung und mit den Führern der Bolschewiki aufzubauen. In ihren Zielen war diese Politik freilich kaum gemäßigter als die der OHL. Einer Denkschrift des Außenministers vom Mai zufolge handelte es sich darum, in den abgespaltenen Gebieten den deutschen Einfluss

„fest zu verankern“, in Russland selbst dagegen „die zersetzenden Kräfte zu fördern und das Land noch auf lange hinaus schwach zu erhalten“. Gerade das könne es ermöglichen, das Verkehrswesen, die Industrie und die gesamte Volkswirtschaft in deutsche Hand zu bekommen. „Dort sind die Zinsen für unsere Kriegsanleihen zu holen.“<sup>635</sup> Mit anderen Worten: die zur Macht gekommenen Bolschewiki blieben, was sie zuvor schon in den Augen ihrer deutschen Förderer gewesen waren: Ein (vermeintliches) Instrument der Dekomposition und inneren Schwächung Russlands, um es insgesamt reif für eine wirtschaftliche „Durchdringung“ von Deutschland aus zu machen.

Unter diesen Vorzeichen kam es Ende April zum Austausch provisorischer, doch regulärer Gesandtschaften zwischen Berlin und Moskau. Auch diesen letzten Schritt hatte Lenin gegen schwere innere Widerstände durchgesetzt – trotz und in bewusstem Gegensatz zur Welle patriotischer Empörung, die nach der Unterzeichnung des Brester Diktates auch die linken SR, die letzten Verbündeten der Bolschewiki, erfasst hatte. Auch Lenin verfolgte eine „doppelgleisige“ Politik, die einem scheinbar kohärenten, tatsächlich kaum weniger illusionären strategischen Kalkül folgte – das sich in den stets zitierten taktischen Defensivzielen einer „Atempause“ oder eines Tauschs von „Raum gegen Zeit“ keineswegs erschöpfte. Eher handelte es sich um eine kühne Vorwärtsstrategie, deren eigentliche Ratio womöglich noch kaum ganz entziffert ist.

Nach innen hin gab der latente Kriegszustand dem Regime der Bolschewiki Gelegenheit, unter der Losung „Das sozialistische Vaterland ist in Gefahr“ erste Bataillone einer neuen Roten Armee aufzustellen – und den nach kurzer Betäubung erwachenden Widerstand gegen ihre Diktatur (in Gestalt von Streiks, Boykotten, zivilem Ungehorsam oder militärischen Meutereien) durch eine erste Welle des noch unorganisierten, „wilden“ Terrors niederzuhalten, im Zuge dessen sich auch der Apparat der Tscheka auffüllte und ausformte.<sup>636</sup> Gerade weil die Sowjetrepublik nicht bereit und nicht in der Lage war, einen revolutionären Verteidigungskrieg zu führen, forderte Lenin, das gesamte Land auf Kriegsfuß zu stellen. Arbeitsfähige „Bourgeois“, Männer und Frauen, konnten von heute auf morgen in Arbeitsbataillone eingezogen, Eisenbahner zwangsverpflichtet, nicht-

konforme Zeitungen und Druckschriften verboten werden. „Feindliche Agenten, Spekulanten, Plünderer, Rowdys, konterrevolutionäre Agitatoren und deutsche Spione sind am Tatort zu erschießen.“<sup>637</sup> Offenkundig genug lieferten die „deutschen Spione“ die Deckung für eine weit ausdehnbare Liste von Sozialfeinden.

Darüber hinaus aber gab Lenin der ganzen Situation eine eigentümliche, offensive Wendung, die über jedes Krisenmanagement weit hinauswies, so wenn er verkündete: „Wir sind in die Epoche einer Reihe von Kriegen eingetreten. Wir gehen einem neuen vaterländischen Krieg entgegen.“<sup>638</sup> Das war eine radikale Änderung des Tones, der eben noch in den stärksten Wendungen die Erschöpfung und Kriegsmüdigkeit der Massen als Argument für einen „annexionistischen Separatfrieden“ beschworen hatte.

In einer kurzen, volkstümlichen Broschüre, die im März 1918 unter dem Titel „Die Hauptaufgabe unserer Tage“ erschien, versuchte Lenin, die patriotischen Impulse gegen das Brester Diktat in einer dostojewskihaft anmutenden Argumentationsfigur auf die eigenen Mühlen umzulenken: „Wir waren gezwungen, einen ‘Tilsiter’ Frieden zu unterzeichnen ... Wir müssen den ganzen Abgrund der Niederlage, der Zerstückelung, der Versklavung, der Erniedrigung, in den man uns gestoßen hat, restlos, bis auf den Grund durchmessen. Je klarer wir das verstehen, desto fester, härter und stählerner wird unser Wille zur Befreiung sein ...“.

Der „Tilsiter Frieden“, von dem Lenin hier sprach, meinte nicht die Teilung Europas, die der Zar 1807 mit Napoleon Bonaparte vereinbarte, sondern das Friedensdiktat, das dieser ein Jahr zuvor Preußen auferlegt hatte. „Der Tilsiter Frieden war die größte Erniedrigung Deutschlands und gleichzeitig eine Wendung zu einem gewaltigen nationalen Aufschwung. Damals bot die historische Situation diesem Aufschwung keinen anderen Ausweg als den zum *bürgerlichen* Staat ... Wenn Russland jetzt - woran nicht gezweifelt werden kann - vom ‘Tilsiter’ Frieden einem nationalen Aufschwung, einem großen vaterländischen Krieg entgegengeht, so ist der Ausweg für diesen Aufschwung ... der Ausweg zur internationalen sozialistischen Revolution.“

### „Lerne beim Deutschen“

Das war ein listiges Quid pro Quo. Denn die Spitze dieses „großen vaterländischen Krieges“ sollte sich eben nicht, wie es die Opponenten in der Partei und in der Regierung verlangten, gegen die deutschen Okkupanten richten, im Gegenteil: „Hass gegen die Deutschen, schlage den Deutschen!“ - das war und ist die Losung des gewöhnlichen, d.h. bürgerlichen Patriotismus. Wir aber sagen: ‘Hass gegen den imperialistischen Räuber ...’ und gleichzeitig: ‘Lerne beim Deutschen! ...’ Jawohl, lerne beim Deutschen! ... Es ist so gekommen, dass gerade jetzt der Deutsche nicht nur den bestialischen Imperialismus, sondern auch das Prinzip der Disziplin, der Organisation, des harmonischen Zusammenwirkens auf dem Boden der modernsten maschinellen Industrie, der strengsten Rechnungsführung und Kontrolle verkörpert.“ Und genau das sei es, was die Russische Föderative Sowjetrepublik jetzt dringender als alles andere brauche, damit sie aufhöre, nach den Versen Nekrassows, die Lenin seiner Schrift vorangestellt hatte, „armselig und reich, mächtig und ohnmächtig zugleich“ zu sein – sondern „unwiderruflich reich und mächtig werde“.<sup>639</sup>

Im April vertiefte Lenin in einer Serie weiterer Artikel diese, vor allem auf den eigenen Aktivkader gezielte Agitation und fasste sie im Mai 1918 in einer Broschüre „Über ‘linke’ Kinderei und Kleinbürgerlichkeit“ zusammen. Darin gewann sein strategischer Zentralgedanke überaus plastische Gestalt. Hauptobjekt seiner ätzenden Polemik war noch einmal die (längst abgeschlagene) Parteilinke um Bucharin und ihre Feststellung, dass der Brester Friede „bereits zu einer Verschärfung des Ringens zwischen den imperialistischen Staaten geführt“ habe und der absehbare „Zusammenbruch des imperialistischen Systems ... im Falle eines Sieges des deutschen Imperialismus“ hinausgezögert werde. Lenin drückte sich so klar und schroff wie möglich aus: Solange die internationale sozialistische Revolution nicht in der Lage sei, den Imperialismus insgesamt zu besiegen, gelte es in der Tat „abzuwarten, bis das Ringen der Imperialisten gegeneinander diese *noch mehr* schwächt“.<sup>640</sup> Das besagte im konkreten Kontext – der unter mörderischen Verlustziffern rollenden deutschen Frühjahrsoffensive im Westen – nichts

anderes, als dass es im Interesse der russischen Revolution liege, den Krieg weiter hinzuziehen. Denn, so die fixe Idee, die Lenin seinem neuen Staatskader wieder und wieder einschärfte: ein „imperialistischer Friede“ werde automatisch den Übergang zur gemeinsamen militärischen Erdrosselung Räterusslands bedeuten.

Diese kriegstaktischen Überlegungen waren aber nur die Eröffnung einer anderen, noch weiterreichenden gedanklichen Operation. Denn Lenin verband die Einschätzung der äußeren Situation des bolschewistischen Russland unmittelbar mit der inneren. Wer oder was sei denn der Hauptfeind der Revolution, nachdem sie die alten herrschenden Klassen gestürzt habe? Die „kleinbürgerliche Anarchie“! „Gestern war es der Angelpunkt der gegebenen Lage, möglichst entschieden zu nationalisieren, zu konfiszieren, die Bourgeoisie zu schlagen und zu vernichten, die Sabotage zu brechen. Heute sehen nur Blinde nicht, dass wir *mehr* nationalisiert, konfisziert, zerschlagen und zerbrochen haben, *als wir zu erfassen vermochten*.“ Und darum könne das von den Linken an die Wand gemalte Gespenst einer „Evolution zum Staatskapitalismus“ nur das homerische Gelächter aller wahren Revolutionäre hervorrufen. Denn gerade die Errichtung eines Staatskapitalismus sei der notwendige nächste Schritt zum Sozialismus in Russland.<sup>641</sup>

„Um die Frage noch klarer zu machen, wollen wir zunächst ein ganz konkretes Beispiel des Staatskapitalismus anführen. Alle wissen, was für ein Beispiel das ist: Deutschland. Hier haben wir das ‘letzte Wort’ moderner großkapitalistischer Technik und planmäßiger Organisation ... (Man) setze an die Stelle des militärischen, junkerlichen, bürgerlichen, imperialistischen Staates *ebenfalls einen Staat*, aber einen Staat von anderem sozialen Typus, mit anderem Klasseninhalt, den *Sowjetstaat*, das heißt einen proletarischen Staat, und man wird die *ganze* Summe der Bedingungen erhalten, die den Sozialismus ergibt.“<sup>642</sup>

Wohlgedenkt: „die *ganze* Summe“! Wenn das aber so war, d.h. wenn in einer drastisch vereinfachten Gleichung „Staatskapitalismus + proletarischer Staat = Sozialismus“ war, und wenn Deutschland für den Staatskapitalismus, Russland für den proletarischen Staat stand, dann musste das für die äußere Politik Sowjetrusslands noch weiterreichende Folgen haben.

In einprägsamer Wendung beschrieb Lenin das Panorama seiner Zeit und seine weltrevolutionären Perspektiven so, dass es auch der einfache Parteikader verstehen konnte: „(Die) Geschichte ... nahm einen so eigenartigen Verlauf, dass sie im Jahre 1918 zwei getrennte Hälften des Sozialismus *gebar*, eine neben der anderen, wie zwei Kücken unter der einen Schale des internationalen Imperialismus. *Deutschland und Russland* verkörpern 1918 am anschaulichsten die materielle Entwicklung einerseits der ökonomischen, produktionstechnischen, sozialwirtschaftlichen und andererseits der politischen Bedingungen für den Sozialismus.“<sup>643</sup>

Die Hervorhebungen machen deutlich, dass Lenin nicht im allgemeinen, sondern über die aktuelle historische Situation sprach: Das Jahr 1918 „gebar“ zwei getrennte Hälften des Sozialismus, „*Deutschland und Russland*“, die zusammen „die *ganze* Summe“ des künftigen Sozialismus repräsentierten ... – und die „wie zwei Kücken“ die Aufgabe hatten, die Schale des Imperialismus zu zerbrechen. Diese Naturmetapher war überdeutlich.

Die erste Schlussfolgerung betraf das sowjetische Russland selbst: „Solange in Deutschland die Revolution noch mit ihrer ‘Geburt’ säumt, ist es unsere Aufgabe, vom Staatskapitalismus der Deutschen zu lernen, ihn *mit aller Kraft* zu übernehmen, keine *diktatorischen* Methoden zu scheuen, um diese Übernahme noch stärker zu beschleunigen, als Peter die Übernahme der westlichen Kultur durch das barbarische Russland beschleunigte, ohne dabei vor barbarischen Methoden des Kampfes gegen die Barbarei zurückzuschrecken.“<sup>644</sup> Das hieß also: Es galt Russland mit „deutschen“ (Petrinischen) Methoden grundlegend zu erneuern und zu reformieren, gleich wie barbarisch sie sein mochten.

Aber da Deutschland nun einmal tief nach Russland eingedrungen war und die beiden Länder „wie zwei Kücken unter der einen Schale des internationalen Imperialismus“ eingeschlossen waren, lag es in der Logik des Leninschen Argumentes, diese Verflechtung, die so oder so auf der Linie des historischen Fortschritts lag, noch weiter zu steigern – in einer ähnlich unklaren, ganz reziproken, allerdings sehr viel zielstrebigeren Verbindung von „Kollaboration und Subversion“.

### Kollaboration und Subversion

Dass die Berliner Botschaft unter Joffe und Menschinski ein noch lebhafteres Zentrum der Subversion war als die Moskauer Gesandtschaft unter Mirbach und Riezler, ist durch viele Beschreibungen belegt.<sup>645</sup> Das große Gebäudekomplex schwirrte bald wie ein Bienenkorb von Personal, das Georgi Solomon, der als dritter Mann an die Botschaft kam, für ebenso überbesetzt wie inkompetent hielt. Hinzu kamen einige Dutzend deutsche Beschäftigte, die – wie Rosa Luxemburgs treue Sekretärin Mathilde Jacob in ihren Aufzeichnungen bitter vermerkte – „teils von den hohen Gehältern, die die Russen zahlten, teils durch ihre Machtpositionen angelockt“ gewesen seien.<sup>646</sup> Dabei erscheint es durchaus möglich, dass einige der noch 1918 an die Bolschewiki geflossenen deutschen Gelder hier wieder auftauchten.<sup>(\*)</sup>

Fast zur gleichen Zeit (Anfang Juni 1918), zu der Helphand in Berlin seinen letzten großen Plan für die Errichtung einer transkontinentalen Presseagentur vorstellte und dafür offenbar auch Gelder erhielt, auf deren Basis dann Paquet seine „futuristischen“ Moskauer Verhandlungen führte, schickte Tobias Akselrod, der Leiter des Pressebüros beim Zentralen Exekutivbüro, an Lenin eine Denkschrift über das Projekt der „Organisierung von Aufklärungs- und Propagandabüros in Westeuropa“. Demnach sollten zunächst in Zürich, dann in Kopenhagen und Stockholm, Wien und Berlin, Kiew und Konstantinopel, und wenn möglich „sogar in Paris und London“ eigene sowjetische Pressebüros organisiert werden, die den lügenhaften Behauptungen über die Lage in Sowjetrußland entgegenzutreten sowie eigene Informationen über die Lage in den Ländern Westeuropas sammeln sollten.

---

<sup>(\*)</sup> Der Kassenwart der Botschaft, ein finnischer Genosse namens Sairio, zeigte Solomon in einem Geldschrank „in verschiedenen Geldarten ungefähr drei bis vier Millionen deutsche Mark“, die er auf Basis handschriftlicher Anweisungen und Quittungen in Form von Notizzetteln ausgab. Das Ansinnen, ein Kassenbuch zu führen, lehnte er als Beweis des Misstrauens empört ab. (Solomon, *Unter den roten Machthabern*, S. 37 ff.)

Neben dem offiziellen sollte jedoch ein zweites, inoffizielles Büro eingerichtet werden, das den Charakter eines privaten kapitalistischen Unternehmens tragen sollte. Dieses könne, so Akselrod, Informationen anbieten, die sich von den offiziellen sowjetischen Verlautbarungen natürlich unterscheiden müssten. „Es könnte in einigen Fällen nicht ganz korrekte und vollständige Auskünfte erteilen (wie sich versteht, aus unernsten Anlässen), welche durch das offizielle Büro dann korrigiert werden.“ Andererseits könnte „das offizielle Büro dem ‚privaten‘ Büro sensationelle Meldungen übergeben, die es dann offiziell unterstützen und ergänzen kann“. Erforderlich seien dafür eine Reihe ausländischer Genossen mit internationalistischer Überzeugung, die die Verbindungen herstellten. An der Spitze müssten natürlich erfahrene, mit dem russischen Leben vertraute Genossen stehen. Es müsste auch eine telegraphische Verbindung mit Moskau hergestellt werden. Außerdem bedürfe es eines Stabs von Kurieren. Die Kosten bezifferte Akselrod für den Anfang auf 3000 SFr monatlich plus der Sachinvestitionen.<sup>647</sup>

In einem weiteren Schreiben Akselrods vom 15. August 1918 aus Berlin erschien das Projekt schon sehr viel weiter gediehen und fest mit der Arbeit der Berliner Botschaft verknüpft.<sup>648</sup> Zur selben Zeit erhielt Bersin, der Bevollmächtigte Sowjetrusslands in der Schweiz, einen Brief Lenins, in dem es heißt: „Ich danke Ihnen aus ganzem Herzen für die Publikationen: sparen Sie kein *Geld* und keine Anstrengung für Publikationen in drei (oder vier) Sprachen und ihre Verbreitung. Die Berliner werden ihnen mehr Geld schicken: wenn diese Schufte sich verspäten, beschweren sie sich *formell* bei mir.“<sup>(\*)649</sup> In einem weiteren

---

(\*) Richard Pipes hält diesen Brief – irrtümlich – „für das einzige bekannte Dokument, in dem Lenin sich explizit auf die Finanzierung der bolschewistischen Aktivitäten in 1918 durch die deutsche Regierung bezieht“. (Pipes, *The Unknown Lenin*, S. 50) Davon kann keine Rede sein. Vielmehr geht es ganz deutlich um eigene, über Berlin (d.h. die Berliner Sowjetbotschaft) verteilte, allenfalls aus deutschen Subventionen „recycelte“ Gelder zur Finanzierung der Auslandspropaganda. Diese zielte natürlich auch auf Deutschland und Österreich. So wurden 1918 z.B. über den „Promachos“-Verlag in Bern/Belp Reden und Dokumente der Führer der sowjetischen Regierung als Broschüren in deutscher Sprache vertrieben. Immer stärker rückte aber die Agitation in Frankreich und England in das Zentrum, um dort die Positionen eines „revolutionären Defaitismus“ gegen die alliierte Intervention in Russland zu stärken.

Dass Pipes über den von Tobias Akselrod aufgezogenen Publikationsapparat nicht im Bilde ist, zeigt auch die recht abwegige biographische Anmerkung zu einem anderen Brief Lenins vom 18. Oktober 1918, worin dieser den erkrankten Bersin auffordert, in der sich zuspitzenden

Brief von Ende Oktober schreibt Lenin an Bersin: „Sparen Sie keine Millionen für illegale Beziehungen nach Frankreich und Agitation unter den Franzosen und Engländern.“<sup>650</sup> Faktisch handelte es sich bereits um die Vorläuferstrukturen des ein Jahr später gegründeten „Westeuropäischen Büros“ der Komintern, dessen spiritus rector dann der zuvor in der Schweiz Jakob Reich tätige wurde. (\*)

### Intervention und Bürgerkrieg

Drei Tage nach der Unterzeichnung des Brester Friedens begann die Landung zunächst kleiner, dann rasch wachsender alliierter Truppenkontingente in Murmansk, wenig später in Archangelsk, noch später auch in Wladiwostok – jenen Häfen also, die die Hauptanlauf- und Stapelplätze der alliierten Hilfslieferungen für Russland gewesen waren. Wie bereits George Kennan und sein Schüler Richard Ullmann nachgewiesen haben, waren diese Truppenlandungen primär von der Furcht diktiert, die deutschen Kriegsgegner könnten sich nach ihren weiträumigen Vormärschen und ihrer Intervention in den finnischen Bürgerkrieg dieser

---

politischen Krisensituation „verantwortliche Personen“ für die Verbreitung der bolschewistischen Agitation und Propaganda von der Schweiz aus zu ernennen. In diesem Zusammenhang nennt Lenin auch Akselrod („Hat Akselrod sie noch nicht aufgesucht? Man müsste ihn durchprügeln!“). Pipes identifiziert den Genannten als „Pawel Akselrod“, also den führenden Menschewiken. (Ebd., S. 59 f.) Das wäre in diesem Kontext völlig widersinnig: Pawel Akselrod fungierte zu dieser Zeit in Stockholm als Mitglied der gemeinsamen Auslandsdelegation der Menschewiki und Sozialrevolutionäre und gab (in deutscher Sprache) die „Stimmen aus Russland“ heraus, in denen – gerade für eine deutsche sozialdemokratische Öffentlichkeit – leidenschaftlicher Protest gegen die Unterdrückung der russischen Sozialisten durch das Regime der Bolschewiki und gegen das Brester Diktat erhoben wurde. (Vgl. Stimmen aus Russland, Stockholm. Heft 1-7, Juni-Oktober 1918)

(\*) Die Figur des Jakob Reich könnte die zuvor angestellten Betrachtungen über die hervorgehobene Mittlerstellung der polnisch-jüdischen Sozialisten im Leninschen Apparat sehr eindrucksvoll ergänzen. Er stammte aus Lemberg, hatte als jugendlicher Berufsrevolutionär in Warschau 1904/05 in einer Kampforganisation gekämpft, war über Deutschland in die Schweiz emigriert, wo er Pädagogik studiert hatte und Mitglied der sozialistischen Jugend geworden war. 1915 kam Reich mit Walecki, Sinowjew und Radek in Kontakt. 1918 stellte er sich der Berner Vertretung der Bolschewiki unter Bersin zur Verfügung und wurde mit der Herausgabe der „Russischen Nachrichten“ sowie der Gründung des „Promachos“-Verlags in Bern-Belp betraut. 1919 dann wurde er – ausgestattet mit 1 Million Rubel in deutscher und schwedischer Valuta sowie einer Masse Preziosen aus dem Reptilienfonds von Hanecki – zum Aufbau des (konspirativen) „Westeuropäischen Büros“ der Komintern nach Berlin geschickt, wo er als enigmatischer „Genosse Thomas“ bald eine führende Rolle spielte. (Vgl. Markus Wehner, „Genosse Thomas“, sowie Boris Nicolaevsky, *Le récit du ‚camarade Thomas‘*, s. Literaturliste)

Waffen und Kriegsmaterialien bemächtigen. Gewiss ging es auch um eine ernste Warnung an die herrschenden Bolschewiki (mit denen man allerdings immer noch Kontakte unterhielt und informell verhandelte) und um eine demonstrative Ermutigung ihrer inneren Gegner. Aber jedenfalls handelte es sich nicht um das, was Lenin sofort darin sah: eine breit angelegte und konzertierte „antibolschewistische Intervention“ zum Sturz seines Regimes.

Selbst die Landung größerer Truppenmassen im Laufe des Sommers und die Besetzung der Eisenbahnen im Norden und später in Sibirien blieb in erster Linie von dem Wunsch bestimmt, die Mittelmächte mit der Wiedererrichtung einer neuen Ostfront zu bedrohen.<sup>651</sup> Dahinter steckte eine reale, wenn auch unbegründete Panik. So hieß es in einer Denkschrift des britischen Generalstabs vom Mai 1918, dass Deutschland, falls der Krieg bis 1919 fort dauere, in der Lage sein werde, zwei Millionen Wehr- und Arbeitsfähige aus den besetzten Provinzen Russlands zu rekrutieren und damit, wie einst das Römische Reich, „aus Fremdvölkern gedungene Legionäre ... und Sklaven im Mutterland“ für sich kämpfen und arbeiten lassen werde.<sup>652</sup> Eine weitere Denkschrift des War Office vom 20. Juni 1918 stellte sogar fest: „Wenn nicht in kurzer Frist eine alliierte Intervention (in Russland) ... erfolgt, bleibt keine Hoffnung auf den Endsieg, wir werden vielmehr ernsthaft Gefahr laufen, geschlagen zu werden.“<sup>653</sup>

Diese vielfältigen Interventionen (im Sommer kamen noch die Japaner, dann die Amerikaner in Sibirien hinzu) fielen mit einer weiteren Zuspitzung der Lage in den von den Bolschewiki beherrschten Gebieten Russlands zusammen, vor allem durch den völlige Verfall der Währung und der industriellen Produktion sowie die Weigerung der Bauern, trotz Strafdrohungen die noch vorhandenen Nahrungsmittel für das wertlos gewordene Geld abzuliefern. Im Mai proklamierte Lenin einen „Kreuzzug für das Getreide“. Dahinter stand die paranoide Vorstellung, „dass die Bourgeoisie und alle Reichen ... der Sowjetmacht in der wichtigsten und brennendsten Frage, der Frage des Brotes, das entscheidende, letzte Gefecht liefern“.<sup>654</sup> Tage später wurde per Dekret der „Kriegszustand“ verhängt und ein regelrechter „militärische(r) Feldzug“ mit drakonischen Maßregeln zur zwangsweisen Einbringung des Getreides entworfen.<sup>655</sup>

Anfang Juni gab die Gesamtlage Lenin keine Zweifel mehr auf. Auf der Sitzung des Gesamtrussischen Zentral Exekutivkomitees sagte er: „Wenn wir sehen, wie auf dem Boden der Hungersnot einerseits Aufstände und Revolten ... ausbrechen und andererseits sich wie eine Lauffeuer von einem Ende Russlands zum anderen konterrevolutionäre Aufstände ausbreiten, die bekanntermaßen geschürt werden sowohl mit dem Geld der französischen und englischen Imperialisten als auch durch die Anstrengungen der rechten Sozialrevolutionäre und der Menschewiki (Beifall), dann sagen wir uns: Das Bild ist klar, wer Lust hat, mag fortfahren, von irgendwelchen Einheitsfronten zu schwärmen.“<sup>656</sup> Gemeint waren Einheitsfronten mit den anderen sozialistischen Parteien, den Menschewiki und Sozialrevolutionären, die noch immer (trotz harscher Repressionen) einen erheblichen Teil der gewählten Sowjets dominierten.<sup>657</sup>

Tatsächlich war es aber nicht die bloße Parallelität und rasche Folge der Ereignisse – die alliierten Interventionen im Norden und Fernen Osten, der Aufstand der tschechoslowakischen Kriegsgefangenen entlang der sibirischen Bahnlinie, die Proklamation einer von geflohenen Abgeordneten der Konstituante gebildeten Gegenregierung in Samara, die Formierung der „Freiwilligenarmee“ Alexejews im Süden, wo bereits die Kosaken unter Krasnow eine autonome Gegenmacht errichtet hatten, und schließlich der Aufstand der linken Sozialrevolutionäre in Moskau selbst und die Ermordung des Grafen Mirbach –, die Lenin zu dieser Einschätzung führte. Sondern dahinter steckte zugleich ein (quasi) theoretisch-systematischer Gedanke: dass die „kleinbürgerliche Anarchie“ als der verbliebene soziale Hauptfeind der Revolution sich mit dem Freihandelskapitalismus des Westens verbunden habe und von dort geschürt oder sogar organisiert werde.

Die Bolschewiki selbst eröffneten damit in offensiver Form den allgemeinen Bürgerkrieg, ohne ihn freilich primär als solchen anzuerkennen. Alle inneren Gegner waren nichts als bewusste oder unbewusste Werkzeuge und Agenturen der imperialistischen Aggression, während sie selbst, in Trotzki's betont nationaler Terminologie, ihre Rundumverteidigung in einen neuen Krieg zur „Samm- lung der russischen Erde“ überführten.<sup>658</sup>

### Berliner Zusatzverträge

Ähnlich systematische und strategische Gesichtspunkte dürften im Gegenzug die Verhandlungen über die „Zusatzverträge“ (oder „Ausführungsverträge“) zum Brester Frieden bestimmt haben, die von Juni bis August in Berlin geführt wurden. Wieder war es Lenin, der sie offensiv vorantrieb und detailliert verfolgte. Sie zielten – mitten im Weltkrieg – auf einen Ausbau der Wirtschaftsbeziehungen, der über einen reinen Notbehelf weit hinausging, und das von beiden Seiten.

Dabei konnte der Moskauer Seite kaum verborgen geblieben sein, dass auf einer Sitzung des Berliner „Reichswirtschaftsrates“ am 5. Juni die Bildung eines Russland-Syndikats beschlossen worden war, an dem die Vertreter der größten Industriekonzerne (Stinnes, Krupp, MAN, AEG, Siemens usw.) beteiligt waren, ebenso Banken und Verkehrsgesellschaften. Dem Sitzungsprotokoll zufolge ging es um „die Einflussnahme auf die Verkehrsunternehmen (auch die großen Anschlusslinien nach dem Osten, Wasserstraßen und Silos)“, ferner um „eine Beteiligung an Bergwerks-, Industrie- und Baumwollunternehmungen“ sowie um „die wirtschaftliche Durchdringung der Rohstoffgebiete“. Als einzusetzendes Kapital waren für den Anfang 100 Millionen Mark vorgesehen.<sup>659</sup>

Da Außenminister Tschitscherin und Botschafter Joffe die Verhandlungen nicht „geschäftsmäßig“ genug angingen, beorderte Lenin zeitweise Hanecki, mittlerweile Chef der Nationalbank, sowie den in unklarer Mission oder Stellung in Stockholm lebenden Leonid Krassin nach Berlin. Auch Worowski, der weiterhin als Botschafter in Stockholm wirkte, wurde miteinbezogen. Radek als der für „Westeuropa“ Zuständige beim Zentralen Exekutivkomitee war ohnehin involviert. Das war der Kern des informellen Leninschen Apparats der Kriegsjahre, der von jeher auch für die Kontakte zur deutschen Seite zuständig war.

Krassin kann im übrigen als Prototyp des in dieser Generation dominierenden Typus russischer Sozialisten gelten, für die die Hinwendung zum Marxismus auch einen emphatischen Bezug zur deutschen Sprache und Kultur bedeutete, und besonders zur modernen technischen und wissenschaftlichen Kultur, in der

Deutschland zu Jahrhundertbeginn mit an der Spitze stand und die ein starke Anziehungskraft ausübte.

Eine kurze biographische Skizze mag das verdeutlichen: Leonid Krassin, einer sibirischen Adelsfamilie entstammend, hatte in den frühen neunziger Jahren als Mitglied eines sozialistischen Zirkels seine Militärzeit genutzt, um Deutsch zu lernen, sowohl um Marx und Engels im Original lesen zu können, wie auch, um die deutsche technische Literatur zu studieren. Auch eine spätere Gefängniszeit hatte er überwiegend mit dem Studium klassisch philosophischer und modern sozialwissenschaftlicher deutscher Literatur verbracht. Er selbst übersetzte im Gefängnis „Der Großbetrieb“ von Schulze-Gaevernitz. Während seiner Arbeit als Ingenieur beim Bau von Elektrizitätswerken in Baku in den Jahren 1900-1904 trat er in engen Kontakt mit den deutschen Lieferanten. Eine Dienstreise nach Berlin nutzte er, um beim „Vorwärts“ die neueste Drucktechnik zu studieren, eine moderne Augsburger Druckmaschine zu kaufen und nach Russland zu schmuggeln, mittels derer eine von ihm eingerichtete, illegale Druckerei in Baku bald daran ging, einen großen Teil der Parteiliteratur im Lande selbst zu drucken und zu verteilen..

Ab 1904 hatte Krassin als Berufsrevolutionär im Rahmen der fraktionellen Organisation der Bolschewiki zu arbeiten begonnen, deren Zentralkomitee er von 1903 bis 1908 angehörte, während er gleichzeitig für ein Petersburger Tochterunternehmen von Siemens tätig war. Wie schon beschrieben, organisierte er den Druck und Vertrieb illegaler Literatur über die Schweiz und Deutschland und war gleichzeitig einer der für die Geldbeschaffung Zuständigen, einschließlich der notorischen „Expropriationen“ (Banküberfälle). 1907 besorgte er in Berlin eine größere Menge Spezialpapier zum Druck gefälschter Rubelnoten und benutzte die Expedition des „Vorwärts“, um es nach Russland zu transportieren. Dabei trat er, einem deutschen Polizeibericht zufolge, als „der würdige Vertreter der AEG“ auf, mit der er offenbar in geschäftlicher Verbindung geblieben war.

Bei der Rückkehr nach Russland wurde Krassin verhaftet, konnte aber alsbald fliehen und setzte sich nach Berlin ab, wohin auch seine Familie nachkam. Dort trat er in die Dienste der AEG, die ihn allerdings entließ, als die Fälschungsaffäre ruchbar wurde. Krassin fand umgehend eine neue Stellung bei Siemens-Schuckert. Er arbeitete vor allem für das Russlandgeschäft und übersetzte zunächst technische Hand- und Wörterbü-

cher ins Russische – obwohl er sich zeitweise überfordert fühlte: „Aber es gab wirklich etwas zu lernen, denn das war gerade die Zeit des Aufschwunges der deutschen Technik, der kommerziellen Initiative und Unternehmungslust vor dem Kriege, die Deutschland die Welthegemonie versprach.“ (So in einer 1928 herausgegebenen Textsammlung „Gody popol’ja“, hrsg. von M.N. Ljadov, S.M. Pozener, Moskau 1928)<sup>660</sup>

Krassin kam in diesen letzten Vorkriegsjahren in ganz Europa herum und wurde ein hochqualifizierter Kenner der Anwendungsmöglichkeiten der Elektroindustrie, von deren Möglichkeiten für Russland er vor Freunden oft in breitesten Perspektiven schwelgte. Die „Elektrifizierung“ hatte für ihn wie viele andere, die später am großen Plan der „Elektrifizierung Russlands“ teilnahmen, Lenin selbst an erster Stelle, eine fast magische Bedeutung – einem mesmeristischen Experiment vergleichbar. Dabei ist zu bedenken, dass die Anwendung der Elektrizität als universelle Quelle von Energie noch durchaus umstritten war. So war es wohl auch ein Stück Geistesverwandtschaft, dass nicht wenige russische Sozialisten bei den führenden deutschen Elektrofirmaen Unterschlupf fanden – während diese ihrerseits in kontinentalen Bahnen dachten und im Russlandgeschäft die größten Entwicklungsmöglichkeiten sahen.

Über Krassins Tätigkeit während des Krieges schweigen sich die offiziellen sowjetischen Quellen, wie schon beschrieben, aus. Demnach soll er lediglich als Ingenieur und Direktor tätig gewesen sein – bis er sich „auf den ersten Anruf der bolschewistischen Partei im Moment der Revolution wieder zur Verfügung stellte“. (So die offiziöse Enzyklopädie „Granat“ 1926)

Dass Lenin gerade Krassin zum Verhandlungsführer machte, zeigt die Reichweite seiner Pläne. Als Krassin in Berlin Anfang Juni 1918 ankam, wurde er „vom alten Siemens selbst und einem ganzen Regiment von Direktoren seiner Firma empfangen“. Ähnlich enge Verbindungen unterhielt er zum AEG-Direktor Felix Deutsch. In Begleitung eines Siemens-Direktors fuhr er zu Ludendorff an die Westfront, der ihm versicherte, an einen Vorstoß deutscher Truppen nach Petersburg oder Moskau nie gedacht zu haben und in Aussicht stellte, bei großzügiger Belieferung mit kriegswichtigen Rohstoffen die deutschen Armeen aus Teilen Südrusslands zurückzuziehen.<sup>661</sup>

Krassin führte die Verhandlungen seinerseits in „großem Stil“. Die Durchdringungspläne des „Russland-Konsortiums“ der deutschen Industrie bildeten in gewisser Weise die Folie der eigenen Politik, die auf eine enge, zentral kontrollierte wirtschaftliche Verflechtung beider Länder hinauslief. Die im Juni verkündete Nationalisierung der gesamten russischen Industrie (im Sinne der Leninschen Formel „Staatskapitalismus plus Sowjetmacht“) beeinträchtigte zwar auch deutsche Interessen. Aber de facto waren die deutschen Firmen bereits 1914 durch die zaristische Regierung und nicht erst 1917/18 durch die Sowjetregierung enteignet worden. Und für den großen Wirtschaftskrieg mit Anglo-Amerika, der auch im Falle eines siegreichen Kriegsendes mit Sicherheit erwartet wurde, mochte eine exklusive, staatlich abgesicherte Verflechtung mit den Ressourcen und Märkten Russlands genau das Richtige sein.

Die in diesen Verhandlungen bereits Aussicht gestellten „Konzessionen“ für ganze Sektoren und Regionen sowie die vereinbarten 6 Milliarden Mark Entschädigung (in Gold und Rubeln) waren hypothetisch ein machtvoll Instrument des Einstiegs in die russische Fertigungs- und Rohstoffindustrie oder in das Verkehrswesen, das allein Deutschland (so schien es) wieder würde in Gang setzen können. Krassin nährte solche Vorstellungen, etwa wenn er in einem langen Gespräch mit Stresemann darlegte, „dass der Staatssozialismus in Russland ... sich auch praktisch schließlich nur in einer stärkeren Betonung der Arbeiterinteressen von dem Staatssozialismus in Deutschland unterscheidet“.<sup>662</sup>

Gustav Stresemann, der Führer der Nationalliberalen, übernahm unter den zahlreichen konkurrierenden Verhandlungsführern auf deutscher Seite – die jeweils ihre Ministerien, den Reichskanzler, die OHL, die Industrie, Parteien und Verbände vertraten – zusammen mit dem aus Russland stammenden Kommerzienrat Litwin schließlich eine Vermittlerrolle, die einer Federführung nahe kam. Von einer Position aus, die zeitweise fast den Alldeutschen nahe gestanden hatte und den Bolschewiki alles andere als freundlich gesonnen war, fasste Stresemann seine langen Gespräche mit Krassin, Joffe und anderen sowjetischen Unterhändlern schließlich in dem Eindruck zusammen, dass „der Gedanke einer deutsch-russischen Verständigung ... in der Luft zu liegen“ schein.<sup>663</sup>

So hatten Krassin und Joffe ihm kategorisch erklärt, „dass für die Sowjetregierung jede Verständigung mit der Entente ausgeschlossen sei“, während es nur an der einseitigen und gewaltsamen Politik des Reiches gegenüber Russland liege, dass die „Grundlagen für ein Bündnis mit Deutschland“, die „beim Friedensschluss gegeben gewesen“ seien, vorläufig zerstört worden seien.<sup>664</sup> Die Aussicht auf „eine intimere Anlehnung Russlands an Deutschland“, bei der man in einzelnen Fragen auch „über den Brester Frieden hinausgehen“ könne, bis schließlich „auch öffentlich ein deutsch-russisches Bündnis proklamiert werden könnte“, wurde von den sowjetischen Unterhändlern absichtsvoll ins Spiel gebracht.<sup>665</sup> Nach dem erfolgreichen Abschluss und der Ratifizierung der Verträge Ende August 1918 sinnierte Stresemann: „Vielleicht wendet sich das ganze Gesicht Deutschlands in Zukunft etwas mehr dem Osten zu, und wir finden dort einigen Ersatz für das, was auf dem Gebiete des überseeischen Wettbewerbs vorläufig für uns nicht zu erlangen ist.“<sup>666</sup>

#### Pläne militärischer Kooperationen

Nichts ist hier wörtlich zu nehmen. Sicherlich dachte Stresemann nach wie vor in Kategorien von Annexionen und imperialistischen Durchdringungen, die – zumal angesichts der einbrechenden Fronten im Westen – reichlich unreal waren, während seine Gesprächspartner auf die früher oder später ausbrechende deutsche Revolution setzten. Joffe berichtete an Tschitscherin sarkastisch über die geführten Gespräche, ein großer Teil der deutschen Bourgeoisie sei ernsthaft an einer „friedlichen Ausweidung“ Russlands interessiert, wobei jeder sich wie Shylock „sein Pfund Fleisch“ sichere.<sup>667</sup>

Aber auch darin lag ein wenig Verstellung. Dieser Ton prononcierter revolutionärer Illusionslosigkeit war der (von Lenin geprägte) übliche Stil der internen Kommunikation. Tatsächlich wollte Joffe mitteilen, dass es gelungen sei, die deutsche Großindustrie gegen die Ludendorffsche „Kriegspartei“ auszuspielen, die hartnäckig für einen Sturz der Bolschewiki optierte, ohne jedoch die Mittel dazu zu haben. Beide Seiten kalkulierten kaltblütig die Zwangslage der jeweils

anderen Seite – ein Spiel gegenseitiger Erpressungen, dass die gesamte Fläche Eurasiens als imperiales Spielfeld hatte. Und die Bolschewiki spielten dieses Spiel mit – teils aus der nackten Not des Selbsterhalts an der Macht, teils im spekulativen Vorgriff auf die so oder so kommenden Umwälzungen der politischen Systeme und Neufassung der Landkarte des Kontinents. In gewisser Weise ritten sie den Tiger des deutschen Imperialismus, so wie sie im Jahre 1917 die „sozialen Elementargewalten“ geritten hatten.

Joffe kalkulierte schon im Juni (als der offizielle deutsche Siegesoptimismus auf dem Höhepunkt stand) nüchtern, „dass Deutschland im besten Falle Frankreich aus der Front herausbrechen kann, aber sich auf einen mehrjährigen Krieg mit England einrichtet“. Deshalb, meinte er, „ist ihnen [den Deutschen] der Kaukasus wichtig, ebenso wie der Weg nach Turkestan und von dort nach Indien“. So trafen sie bereits Vorkehrungen „für den Fall, dass sie gezwungen sind, sich auf unserem Territorium mit den Engländern zu schlagen“. Auf Basis dieser Sachlage könnte Tschitscherin, so schlug Joffe vor, vielleicht „eine ernsthafte Intrige mit England spinnen“, indem er den Briten zeige, „dass es ganz unsinnig ist, uns zu schwächen oder mit uns zu kämpfen“, weil „wir uns sonst tatsächlich aus Verzweiflung in die Umarmung der Deutschen werfen und ihnen den Weg nach Turkestan freigeben könnten“.<sup>668</sup>

Das Dokument gehört in das Vorfeld der halb geheim, halb (demonstrativ) öffentlich geführten Verhandlungen über eine eventuelle militärische Kooperation der Deutschen und der Roten Armee gegen die gelandeten alliierten Interventionsstruppen, und womöglich auch gegen deren engste Verbündete, d.h. die Bürgerkriegsgegner der Bolschewiki. Diese Verhandlungen begannen die über die wirtschaftlichen Zusatzverträge immer mehr zu überlagern und führten vollends in ein Gestrüpp gegenseitiger Kollaboration, Subversion und Intervention, das hier nicht einmal in Umrissen nachgezeichnet werden kann.

Im Kern ging es um eine gemeinsame Militäraktion gegen die Engländer, die sich nach Murmansk und Archangelsk inzwischen auch der Ölfelder Bakus bemächtigt hatten. In zwei geheimen Ergänzungsprotokollen zu den Zusatzverträgen vom 27. August wurde diese militärische Kooperation sogar vertraglich fi-

xiert.<sup>669</sup> Winfried Baumgart hat diese „Operation Schlusstein“ (wie sie in den Planungen der OHL hieß) schon vor Jahren eingehend untersucht. Demzufolge ist sie wesentlich daran gescheitert, dass ein Durchzug deutscher Truppen aus dem Baltikum in Richtung Murmansk technisch nur über Petrograd möglich war. Dieser stellte die deutsche Heeresleitung immer von Neuem vor die Gretchenfrage, ob sie eine Besetzung der Stadt und einen für diesen Fall sicher erwarteten oder jedenfalls für möglich gehaltenen antibolschewistischen Umschwung anstreben sollte. In diesem Falle war anzunehmen, dass das von allen Seiten von Aufständen bedrängte Regime der Bolschewiki fallen würde – was das Risiko beinhaltete, eine Regierung ans Ruder zu bringen, die sich entweder direkt mit der Entente verbünden oder mindestens die Annullierung des Brester Friedens fordern würde.

Der prononcierteste Verfechter eines Marsches nach Petersburg war keineswegs Ludendorff, sondern der Chef von Ober Ost, General Hoffmann – der diese Forderung immer nachdrücklicher erhob, weil er den immer katastrophischeren Verfall Russlands vor Augen hatte und alle wirtschaftlichen Abmachungen mit Moskau ohnehin für Makulatur hielt. Aufgrund vielfältiger Kontakte zur bürgerlichen und monarchistischen Opposition war er überzeugt, dass durch die Bindung an das immer blutigere Bürgerkriegsregime der Bolschewiki das Prestige Deutschlands für Generationen geschädigt werde<sup>670</sup> – während der Weg zu einem Ausgleich mit den westlichen Kriegsgegnern vollends verbaut werde. Das letztere stand allerdings nicht in den Denkschriften, sondern lässt sich nur aus den späteren Positionen Hoffmanns extrapolieren, der eine sehr viel aufgeklärtere und demokratischere Figur als Ludendorff war und in der Weimarer Zeit für eine gemeinsame antisowjetische Politik mit den Westmächten eintrat, die aus der Isolation des Reiches und der Klemme von Versailles hätte herausführen sollen.<sup>671</sup>

### Lenins Strategie der offensiven Verstrickung

Die Bolschewiki waren über die Kontakte deutscher Stellen mit ihren Opponenten und über die Eventualpläne der als „Kriegspartei“ bezeichneten Militärs für

einen Marsch nach Petrograd oder auch nach Moskau durchaus im Bilde. Im allgemeinen wird davon ausgegangen, dass es sich bei ihren Verhandlungen über eine gemeinsame Militäraktion gegen Murmansk und Baku um den riskanten Versuch gehandelt habe, das eine imperialistische Lager gegen das andere auszuspielen. Auch die offizielle sowjetische Geschichtsschreibung hat dies so dargestellt; und viele Zitate in den sorgsam redigierten Lenin-Werken stützen durchaus diese Ansicht. Sie ist auch nicht falsch; nur bleiben wesentliche Komponenten dieser Politik ausgeklammert.

Schon auf einer Rede vor der Kommunistischen Fraktion des Sowjetkongresses (auf dem der endgültige Zusammenstoß mit den linken Sozialrevolutionären bevorstand) hatte Lenin in größtmöglicher brutaler Offenheit erklärt, „dass ein Sieg der deutschen Waffen Friedensabmachungen zwischen den imperialistischen Ländern unmöglich mache“. Da durch die jüngsten deutschen Offensiven „ein gewisses Gleichgewicht der Kräfte entstanden“ sei und „die deutschen Bajonette somit keine direkte Gefahr“ für die Sowjetmacht mehr darstellten, liege in der „Ausweglosigkeit“ des imperialistischen Krieges, der aus sich heraus nicht mehr enden könne, „die Gewähr dafür, dass für unsere sozialistische Revolution wesentliche Voraussetzungen gegeben sind, sich bis zu dem Augenblick zu halten, da die Weltrevolution ausbricht“.<sup>672</sup> Somit war ein momentaner „Sieg der deutschen Waffen“ im Westen durchaus erwünscht, während die Sozialrevolutionäre als Parteigänger der Entente sich gegen „unsere sozialistische Revolution“ stellten.

Von einer Politik des „Gleichgewichts“ konnte endgültig keine Rede mehr sein, als Lenin Ende Juli feststellte, das „jetzt der englisch-französische Imperialismus, der nun schon seit vier Jahren um der Weltherrschaft willen die ganze Erde mit Strömen von Blut überschwemmt, ... unmittelbar an Russland herangerückt (ist), um die Sowjetrepublik zu erdrosseln“: Der „Bürgerkrieg ist jetzt mit dem Krieg gegen die äußeren Feinde zu einem untrennbaren Ganzen verschmolzen“. Deutschland habe „alle von uns ... durchgeführten Nationalisierungen anerkannt“ – im Gegensatz zu den westlichen Mächten. Somit stehe Russland wieder „im Krieg“, nämlich gegen den „englisch-französischen Imperialismus“, und „der

Ausgang der Revolution hängt jetzt völlig davon ab, wer in diesem Krieg siegen wird“.<sup>673</sup>

In seinem Aufruf „zum letzten, entscheidenden Kampf“, einer faktischen Generalmobilmachung von Anfang August, stellte Lenin kategorisch fest: „Der äußere Feind der Russischen Sozialistischen Sowjetrepublik, das ist gegenwärtig der englisch-französische und der japanisch-amerikanische Imperialismus ... Dieser Feind geht gegen das friedliche Russland mit der gleichen Brutalität und Raubgier vor, wie die Deutschen im Februar vorgegangen sind“ – mit dem entscheidenden Unterschied jedoch, dass dieser Feind „auch die Sowjetmacht stürzen (will), um ‚die Front wiederherzustellen‘, d.h. um Russland erneut in den imperialistischen Krieg ... hineinzuziehen“. Im Bündnis mit diesem äußeren Feind und nach einem lang vorbereiteten, klar erkennbaren Plan breite sich eine „Welle von Kulakenaufständen ... über Russland aus“. Diese Kulaken aber seien „die bestialischsten, rohesten und brutalsten Ausbeuter“ und zugleich „die letzte und zahlreichste *Ausbeuter*klasse unseres Landes“. Deshalb „nennen wir den Kampf gegen die Kulaken den *letzten*, entscheidenden Kampf“, in dem es kein Pardon geben könne. „Schonungsloser Krieg diesen Kulaken! Tod den Kulaken! Hass und Verachtung den Parteien, die sie verteidigen: den rechten Sozialrevolutionären, den Menschewiki und den heutigen linken Sozialrevolutionären!“<sup>674</sup>

Man darf es wohl einen Aufruf zum totalen Krieg nennen – erst recht, wenn man die mittlerweile bekannten, blutrünstigen und herostratischen Anweisungen Lenins an seine Frontkommissare in Betracht zieht, die sie etwa aufforderten, angesichts der parallel vorrückenden Türken und Briten „*alle* Vorbereitungen zu treffen, um Baku vollständig *niederzubrennen*“<sup>675</sup>; oder angesichts eines neuen Bauernaufstands im Pensaer Gebiet auf der Stelle, und zwar „so, dass das Volk es sieht ..., nicht weniger als hundert notorische Kulaken, Reiche, Blutsäufer aufzuhängen“, weitere „Geiseln zu nehmen“ und den aufständischen Dörfern „*alles* Brot“ wegzunehmen.<sup>676</sup>

In seinem „Brief an die amerikanischen Arbeiter“ vom 20. August 1918 – parallel zur Ratifizierung der „Zusatzverträge“ mit Deutschland – ging Lenin einen entscheidenden Schritt weiter. Er beschuldigte nicht nur „die amerikani-

schen Milliardäre, diese modernen Sklavenhalter“, die den „stärksten Imperialismus, der noch frisch ist“, verträten, hinter dem „Feldzug der englischen und japanischen Räuber“ zu stehen, dessen Ziel es sei, „die erste sozialistische Republik zu erwürgen“. Sondern „gerade die englische, französische und amerikanische Bourgeoisie“ sei es auch gewesen, die das Friedensangebot der Sowjetregierung vom Oktober 1917 „nicht angenommen“ habe: „*Sie* war es, die Verrat an den Interessen der Völker übte, die das imperialistische Gemetzel in die Länge zog!“ Mit anderen Worten: Die Verantwortung für die Fortdauer des Weltkrieges lag bei den Westmächten.

Dennoch habe er nicht gezögert, als die deutschen imperialistischen Räuber sich im Februar auf das wehrlose Russland warfen, französische Offiziere für die Sprengung von Eisenbahnlinien zu konsultieren und so die Widersprüche der imperialistischen Mächte für die Sowjetmacht auszunutzen. Nun, da die westlichen Imperialisten Russland angriffen, würde er „keine Sekunde schwanken, ein ebensolches ‚Übereinkommen‘ mit den Räubern des deutschen Imperialismus zu schließen“. Und er sei sicher, dass die klassenbewussten Arbeiter Amerikas und der ganzen Welt „meine Taktik billigen“ würden – solange sie noch ihre Kräfte sammelten, um der „belagerten Festung“ der Sowjetrepublik aktiv zur Hilfe zu kommen.<sup>677</sup>

### Politisch-militärisches Zusammenspiel

Geschrieben war das im Moment, da sich abzeichnete, dass die mörderische deutsche Offensivtaktik im Westen endgültig gescheitert war und die Verbündeten, voran Österreich, daran gingen, sich abzusetzen. Die Schale neigte sich erkennbar zugunsten der Westmächte – zur selben Zeit, da sie im Begriff schienen, eine Front auf russischem Boden zu errichten, und das Regime der Bolschewiki in seinem Rundumkrieg gegen den inneren und äußeren Feind am Rande des Zusammenbruchs stand.

Genau in dieser Situation also steigerte Lenin den Einsatz noch einmal. Er drängte auf den sofortigen Abschluss der Berliner „Zusatzverträge“, ähnlich wie

er auf den „annexionistischen Sonderfrieden“ im Januar/Februar gedrängt hatte, trotz des entschiedenen Widerspruchs aller seiner Verhandlungsführer, von Joffe über Krassin bis Worowski, die die Vertragstexte (samt den militärischen Zusatzvereinbarungen) in der Form nicht zu unterzeichnen rieten. Worowski etwa beschwor am 13. August Lenin, doch das „systematische Doppelspiel“ der deutschen Seite nicht zu negieren. Mithilfe der Deutschen die Sowjetmacht zu retten, bedeute „unsere moralische und politische Vernichtung“. Ziel seines Briefes sei es zu verhindern, „dass unter der gegenwärtigen Kopflosigkeit und Panik einige Leute oder Gruppen jetzt plötzlich einen offenen Hilferuf an die Deutschen oder ein Kriegsbündnis mit Deutschland vorschlagen“.<sup>(\*)678</sup>

Lenin antwortete ihm schroff: „Niemand hat bei den Deutschen um ‚Hilfe‘ gebeten, sondern wir sind überein gekommen, *wann und wie* sie, die Deutschen, *ihren* Plan eines Feldzugs gegen Murmansk und gegen [die Freiwilligenarmee des Generals] Alexejew verwirklichen. Das bedeutet Übereinstimmung der Interessen. Wir wären Idioten, das nicht auszunützen.“<sup>679</sup>

In diesen Tagen machte sich in Moskau Karl Radek bereit, die Geschäfte in Berlin zu übernehmen. Er reiste anscheinend auch los (sicher mit der Zustimmung Lenins) und konferierte in der Grenzstation Orscha mit Joffe, der ihn jedoch überzeugte, gemeinsam zurück nach Moskau zu fahren.<sup>680</sup> Vor diesem Hintergrund ist das Gespräch mit Paquet (im Beisein von Hans Vorst vom „Berliner Tagblatt“) am 18. August zu verstehen, in dem Radek seine deutschen Gesprächspartner mit der Aussicht köderte, wenn man ihn nur liebe, in Berlin „eine andere Politik (zu) treiben, als der ‚meschuggene Jud‘ Joffe“. Man „müsse den Stier bei den Hörnern packen, er würde mit der deutschen Kriegspartei (er hat für das deutsche Militär eine ungeheure Hochachtung) arbeiten ..., ihnen Kriegsbedarf liefern, klare Reden führen.“ Denn tatsächlich sei der deutsche Militarismus

---

(\*) In einem weiteren Brief vom 16. August aus Berlin, wo er parallele Verhandlungen mit und über das unabhängige Finnland führte, beschwerte Worowski sich noch einmal bei Lenin, dass der „Hilferuf“ der Sowjetregierung an die Deutschen hier schon als Tatsache behandelt werde. So jedenfalls der Kommerzienrat Litwin, „der Leibjude des Außenministeriums, der gewöhnlich zwischen Joffe und den hiesigen Mächtigen vermittelt“. Auch sei in Gesprächen mit Solomon allen Ernstes schon über den Durchmarsch der deutschen Truppen via Petrograd gesprochen worden! Dies alles seien fatale Signale der Schwäche, die die Deutschen sich gut merken würden. (RZChiDNI, f. 5, op. 1, d. 2165, ll. 30-31)

„nur der Ausdruck seiner in den Dienst des politischen Aufstiegs gestellten Wissenschaftlichkeit“, und insofern jedenfalls fortschrittlicher als das geistig und politisch niedergehende England. Er (Radek) würde, „wenn er nicht auf der Seite des internationalen Proletariats stände, für die deutsche Sache kämpfen“.<sup>681</sup>

Auch wenn man das Taktische solcher Äußerungen gegenüber den deutschen Korrespondenten in Rechnung stellt – um welche Taktik handelte es sich? Radek sagte am 3. September in einer öffentlichen Rede, Siege werde es nach den Niederlagen im Westen für den deutschen Imperialismus nicht mehr geben. Aber der Krieg könne, wenn er nicht durch den allgemeinen Völkeraufstand beendet werde, noch zwei, drei Jahre weitergehen. Mit den „Zusatzverträgen“ habe die Berliner Regierung der Räteregierung „gegen ein Lösegeld von 6 Millionen Mark“ freie Hand bei ihrer Politik der Nationalisierung gegeben. Von einem „Bündnis“ könne natürlich keine Rede sein. Es genüge, dass beide Länder keinen Krieg mehr gegeneinander führten und normale Wirtschaftsbeziehungen zueinander aufnahmen – im Unterschied und in gemeinsamer Gegnerschaft zur Entente, die mit Hilfe der russischen Bourgeoisie „nach unserem Blute lechzt“.<sup>682</sup>

Das bedeutete, dass der Zusatzvertrag notfalls auch für eine längere Dauer des Krieges („zwei, drei Jahre“) abgeschlossen war. Er erlaubte es den Bolschewiki jedenfalls, in der aktuellen Bedrohungssituation fast alle verfügbaren Truppen an die Ostfront gegen die Tschechoslowaken und die Freiwilligen Alexejews zu werfen und die Westfront vollkommen von Truppen zu entblößen. Und er bildete eine entscheidende Rückendeckung, als am 30. August nach den Attentaten auf Lenin in Moskau und Uritzki in Petrograd durch zwei sozialrevolutionäre Attentäter (ganz in der Tradition der „Narodnaja Wolja“) von der bolschewistischen Räteregierung der „Rote Terror“ offiziell propagiert und mit demonstrativen Geiselnahmen und Massenerschießungen exekutiert wurde.

Obwohl die deutsche Regierung, wie Konsul Breiter aus Petrograd meldete, „mit Interventionsbitten überschüttet“ wurde und sogar mit den Führern der als Prätorianergarde agierenden lettischen Regimenter, darunter dem Oberkommandierenden der Ostfront Wazetis, Kontakte hergestellt hatte<sup>683</sup>, herrschte auf deutscher Seite eine immer wachsende Konfusion. Der Kondolenzbesuch des Staats-

sekretärs von Hintze beim sowjetischen Botschafter Joffe am 3. September wirkte unter den bürgerlichen Kreisen Russlands „wie eine von mephitischen Gasen gefüllte Bombe“ (so in der Aufzeichnung eines russischen Gelehrten aus Peterhof, die dem AA zuzug<sup>684</sup>), und jedenfalls als Demonstration einer „entschiedenen Nichteinmischung“.

General Hoffmann reiste persönlich noch einmal nach Berlin, um eine Entscheidung für eine Intervention zu erreichen, zumindest für die Besetzung Petersburgs, da der Zusammenbruch des Regimes der Bolschewiki unmittelbar bevorstehe und Deutschland – wenn es nicht in letzter Minute als Ordnungsstifter eingreife, sondern dies der Entente überlasse – für „mehrere Menschenalter“ vom Osten abgeschnitten sein werde. Während Hoffmann glaubte, Zustimmung gefunden zu haben, war Hintze überzeugt, den General ohne Mühe „von der Ausichtslosigkeit dieses Abenteuers“ überzeugt zu haben.<sup>685</sup>

Stattdessen wurden – mit der Zustimmung Ludendorffs! – noch im September Vereinbarungen getroffen, wonach Deutschland eine größere Menge an Kohlen nach Petrograd verschifft, die im Oktober gleich in die noch arbeitenden Rüstungsbetriebe ging. Als Vermittler dieses Geschäftes war im übrigen kein anderer als Parvus-Helphand eingeschaltet worden<sup>686</sup> – der zur selben Zeit an seinem großen Hauskalender-Projekt arbeitete. Noch bizarrer: die deutsche Armee verpflichtete sich, die Rote Armee mit Zehntausenden (in Russland selbst erbeuteten) Gewehren samt Munition auszurüsten. Dies, obwohl Ludendorff die wachsende sowjetische Agitation in Deutschland beklagte und befürchtete, die Waffen könnten anschließend in der Ukraine oder sogar gegen die Mittelmächte direkt verwendet werden. Und obwohl Ludendorff sich zur selben Zeit gerade wieder für die Interventionspläne Hoffmanns stark machte und scheinbar in letzter Minute sogar die Leitung des Außenamtes überzeugt hatte ... Aber als eine entsprechende Aufzeichnung Nadolnys am 29. September zur Vorlage kam, schrieb Hintze an den Rand: „OHL hat mir geantwortet, die Sache sei überholt.“<sup>687</sup>

Ludendorff hatte am selben Tag in einem jähen Schwenk die Regierung aufgefordert, ein sofortiges Waffenstillstandsangebot an Wilson abzuschicken und das politische System Deutschlands zu parlamentarisieren. Diese Eröffnungen, die

selbst für seine engsten Mitarbeiter vollkommen überraschend kamen, waren von deutlicher Revolutionsfurcht diktiert, wie aus den Aufzeichnungen des Obersten im Generalstab von Thaer hervorgeht. Demnach hatte Ludendorff am 1. Oktober seinen Mitarbeitern in einer Besprechung eröffnet, bei einem Durchbruch der Westalliierten durch die (für die Defensive eingerichtete) „Siegfriedstellung“ werde das deutsche „Westheer den letzten Halt verlieren und in voller Auflösung zurückfluten über den Rhein und werde die Revolution nach Deutschland tragen“. Um diese Katastrophe zu vermeiden, habe er gefordert, dass „ohne jeden Verzug“ ein Waffenstillstand geschlossen werde. Zugleich habe er den Kaiser „gebeten, jetzt auch diejenigen Kreise an die Regierung zu bringen, denen wir es in der Hauptsache zu verdanken hätten, dass wir so weit gekommen sind“. Gemeint waren die Sozialdemokraten und die parlamentarischen Mehrheitsparteien: „Die sollten nun den Frieden schließen, der jetzt geschlossen werden müsse. Sie sollten die Suppe jetzt essen, die sie uns einbrockt hätten ...“ (\*<sup>688</sup>)

### Die „Schlacht am Rhein“

In dieser Situation des sich ankündigenden Zusammenbruchs der Mittelmächte begannen die Bolschewiki eine Politik der „revolutionären Umarmung“, die eine nochmalige offensive Wendung bedeutete. Dabei nahmen sie auf die Diskussionen über eine „levée en masse“ Bezug, wie sie von Rathenau und anderen angestoßen worden waren, die – ganz ähnlich wie seinerzeit Kerenski, oder auch spiegelbildlich zu den zitierten Motiven der Ludendorffschen Schlusspanik – davon ausgingen, dass das Reich in einer letzten Anstrengung den Ansturm seiner Fein-

---

(\*) Die "Diktatur Ludendorffs" 1917/18 erwies sich eher als ein populärer Rettungsraum im sich hinziehenden Weltkrieg denn als politische Realität. Tatsächlich lief das komplexe Beziehungsgeflecht, das sich zwischen Kaiser, Reichsleitung, Oberster Heeresleitung, Frontkommandos, Auswärtigem Amt, Reichstag und dem von der Mehrheit gebildeten "Interfraktionellen Ausschuss", dem Herrenhaus und den Bundesfürsten, den Industriellen-Verbänden, den Parteivorständen und schließlich den Exponenten der "öffentlichen Meinung" spannte - dieses unüberschaubare Durcheinander von Konferenzen, Memoranden, Intrigen und öffentlichen Appellen oder Attacken – auf das schiere Gegenteil eines entscheidungsstarken, autokratischen Regimes hinaus. Die Tatsache, dass nichts mehr an der OHL vorbeilief, führte am Ende zur Selbstblockade der Reichspolitik auf allerhöchster Ebene. Die "Diktatur Ludendorffs" endete noch früher und noch sang- und klangloser als das Wilhelminische Kaisertum.

de zurückschlagen müsse, um einem absehbaren Friedensdiktat und zugleich dem Revanchismus der eigenen, demobilisierten Soldaten zu entgehen.

Alfons Paquets Aufzeichnungen liefern einen – durch eigene Erwartungen gewiss überzeichneten, aber auch sonst dokumentarisch belegbaren – Eindruck dieser merkwürdigen Revolutionsperspektiven, in denen die gemeinsame „Schlacht am Rhein“ bereits zur fixen Idee und Chiffre wurde, Monate bevor Radek sie auf dem Gründungsparteitag der Kommunistischen Partei Deutschlands Ende Dezember noch einmal öffentlichkeitswirksam evozierte.

Deutschland, so wiederholten die Führer der Bolschewiki jetzt eins ums andere Mal, gehe einem alliierten Diktat entgegen, das noch drückender und brutaler sein werde, als es der „Brester Friede“ für Russland war. In dieser Situation, so hieß es in dem dramatisch gehaltenen Aufruf Lenins vom 3. Oktober, sei es die Aufgabe des russischen Proletariats, „alle Kraft anzuspannen, *um den deutschen Arbeitern zu helfen*, denen schwerste Prüfungen ... und der hartnäckigste *Kampf sowohl gegen den eigenen als auch gegen den englischen Imperialismus* bevorstehen“. Räterussland müsse seine Anstrengungen „verzehnfachen“, um eine Rote Armee von drei Millionen Soldaten sowie eine große Getreidereserve anzulegen, „damit wir den deutschen Arbeitern helfen können, wenn sie ... bei ihrem Kampf für die Befreiung von den imperialistischen Bestien und Ungeheuern in eine schwierige Lage geraten“.<sup>689</sup>

In dieser Botschaft also sollte Lenin, wie die deutschen Beobachter eilig nachhause telegraphierten, gesagt haben, dass die „reichen Hilfsquellen und Menschenmengen Russlands und das organisatorische Talent der deutschen Arbeiterklasse ... die aus den Angeln gehobene Welt wieder einrenken“ würden.<sup>690</sup> Falls diese Formulierung sich tatsächlich nicht im Originaltext findet (in den Lenin-Werken ist hier wie so oft nur die redigierte Fassung aus der „Prawda“ vom folgenden Tag wiedergegeben), könnte es auch eine Formulierung Radeks gewesen sein, der gleich im Anschluss an die Verlesung der Botschaft Lenins sprach. Es hätte jedenfalls dem Tenor der Äußerungen entsprochen, die Radek allen deutschen Vertretern gegenüber machte, die es hören wollten.

So hatte er dem Generalkonsul Hauschild bereits am Tag zuvor die Einschätzung geliefert, dass Deutschland „den Krieg insoweit verloren (habe), als es jetzt für den status quo ante kämpfen müsse, wobei er jedoch militärisch kraftvolles Deutschland auch jetzt noch keineswegs gering einschätze“. Die einzige innere Lösung seien nun Radikalmittel wie „Diktatur und Belagerungszustand“ (so wie die Bolschewiki sie schließlich auch praktizierten). Eine europäische Revolution könne natürlich „je nach nationalem Charakter“ andere Formen annehmen als in Russland. „Er (Radek) hatte gestern wieder zweistündige Konferenz mit Lenin ... Auch dieser sieht, wie ich erfahre, ... die Vorbereitung des bolschewistischen Blocks, der sich einheitlich gegen amerikanischen Kapitalismus richten wird.“ Kurzum, Hauschild ging mit dem Eindruck fort, dass bei dem einflussreichen Radek der „Gedanke deutsch-russischer Interessengemeinschaft starke Stütze findet“.<sup>691</sup> In einem Telegramm vom 3. Oktober übermittelte Hauschild als faktisches, inoffizielles Angebot der russischen an die eben in Bildung begriffene neue deutsche Regierung: „Werden Forderungen des deutschen Proletariats erfüllt, so ist Russland bereit, sich mit Deutschland gemeinsam gegen Amerika, England und Frankreich zu stellen.“ Wenn aber nicht, so die offene Drohung, dann werde die Rote Armee sich „zur Unterstützung revolutionierender österreichischer und bulgarischer Volksmassen zur Verfügung“ stellen.<sup>(\*) 692</sup>

Sicherlich war in diesen Vorstellungen Lenins oder Radeks eine revolutionäre Umwälzung in Deutschland vorausgesetzt. Aber unbestreitbar ist auch, dass sich diese Politik – jedenfalls aus der Perspektive der deutschen Spartakisten – sowohl von ihrer eigenen, früheren Linie des „revolutionären Defaitismus“ im

---

(\*) Noch expliziter drückte Radek sich 14 Tage später gegenüber dem deutschen Kriegswirtschafts-Kommissionär, früheren Petersburger Fabrikanten und ständigen Konfidenten Erzbergers, Hermann Goldberg, aus, der nach Berlin berichtete: „Radek, dieser noch junge, außerordentlich energische Mensch, sagt: Deutschland und Russland sollten sich zusammentun, Deutschland mit dem Kaiser Wilhelm bilden kein Hindernis für Russland, denn der Umschwung in Deutschland werde sich von selbst vollziehen ... niemand passe besser zusammen als diese beiden Länder: Deutschland organisiert, Russland produziert.“ Wenn Deutschland den von Wilson aufgezwungenen Frieden zurückweise, „dann werden die Heere des freien Russland im Bund mit dem deutschen Volke ihm helfen, seinen Rhein zu schützen“. Wenn in dieser Weise ein „Bündnis mit Deutschland“ zustande komme und „der Krieg fort dauern sollte“, sei eventuell auch eine „Abschwenkung vom Terror“ in Sowjetrußland möglich. (Bericht Goldbergs an Erzberger vom 21. Oktober 1918; von diesem am 2. November an Nadolny überreicht)

Weltkrieg wie auch von der Linie einer „Atempause“ beim Brester Frieden manifest unterschied. Sie zielte stattdessen auf eine zugleich sozial- und nationalrevolutionäre Mobilisierung in einem Deutschland, das sich Schulter an Schulter mit Sowjetrußland den westlichen Alliierten am Rhein wie am Ural entgegenstellen sollte. Die Impulse nationaler Selbstbehauptung würden der sozialen Umwälzung in Deutschland (und natürlich erst recht in Österreich-Ungarn) zusätzlich Momentum verleihen, während umgekehrt die soziale Umwälzung die Basis einer nationalen Selbstbehauptung gegen eine drohende „Pax Americana“ abgeben würde.

Es war genau diese Perspektive, die Alfons Paquet in diesen Herbsttagen 1918 so elektrisierte, als verschwimmendes Echo seiner deliranten Gespräche mit Radek und Tschitscherin: „Wenn Deutschland noch ein paar Monate Stand halte und bei sich Anfang mache – (*keine englische* Revolution!! Gottseidank, sondern *die* europäische, die die große Einigung contra Amerika bringen wird), dann werde es auch in Frankreich losgehen. *Deutschland aber schon längst auf dem Gebiet der Technik und Organisation, das revolutionäre Volk ... Die Sowjetrepublik unsere Wacht im Osten, wir deren Wacht im Westen*“.<sup>693(\*)</sup>

Um diese Perspektive zu forcieren, fuhr Paquet – wie beschrieben – nachhause, nur um von der ganz unrevolutionär „defaitistischen“ Stimmung daheim tief enttäuscht Ende Oktober zurückzukehren. Als er nach der Ankunft wieder zu Radek fuhr, traf er dort auf Marchlewski, der sich schon bereitmachte, als „Sowjetgesandter nach Warschau“ zu gehen und ihm sofort sagte: „Er *könne* sich nicht denken, dass [der] preußische Offiziersstand sich mit einem Frieden, wie er jetzt in Aussicht stehe, zufrieden geben könne. Der Krieg werde weiterdau-

---

(\*) Das war ein direktes Echo des Artikels von Radek („Neue Zeiten, neue Lieder“) in der *Iswestija* vom 5. Oktober, in dem es u.a. hieß: „Die Arbeiter Deutschlands sollen dessen sicher sein, dass ihnen im Osten ein zuverlässiger Wächter entstehen wird, wenn sie das schwere Erbe des imperialistischen Krieges in ihre eigenen Hände nehmen. Mit unserem Leibe werden wir dem Entente-Imperialismus den Weg nach dem roten Berlin versperren, und nicht nur an der Wolga, nicht nur am Dnjepr, nein auch am Rhein werden die jungen Regimenter unserer Roten Armee ... für die deutsche Revolution und gegen das Kapital kämpfen.“ (Wieder abgedruckt bei Winfried Baumgart: *Vor fünfzig Jahren – Oktober 1918. Eine Dokumentation*. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 43/1968, S. 22/23)

ern.<sup>694</sup> Dem gesamten Kontext nach ist klar, dass das eher eine hoffnungsvolle als eine bedrohliche Perspektive war.

### Deutscher revolutionärer Defaitismus

Eine trennscharfe Gegenperspektive zur bolschewistischen Revolutionierungspolitik mit und gegenüber Deutschland 1918 ergibt sich, wenn man sie mit den Auffassungen der deutschen Emigranten in der Schweiz vergleicht, die sich um die Berner „Freie Tribüne“ scharten. Hier wurde in reinster Form jene Politik des „revolutionären Defaitismus“ und der Niederlage des eigenen Imperialismus vertreten, die doch scheinbar ganz der früheren Politik Lenins entsprach. Überzeugt von der deutschen Kriegsschuld und von der Notwendigkeit, den „preußischen Militarismus“ mit den Waffen der Entente zu zerschlagen, waren diese deutschen linkssozialistischen und pazifistischen deutschen Emigranten stattdessen in einen immer schärferen Widerspruch zur „Zimmerwalder Linken“ geraten, und erst recht dann 1917/18 angesichts des Zusammenspiels der bolschewistischen Führer mit dem preußisch-deutschen Imperialismus.

Die schärfste literarische Klinge in der „Freien Tribüne“ führte, unter verschiedenen Pseudonymen, der junge Ernst Bloch, der die Argumentation Lenins (oder auch Parvus-Helphands) beinahe spiegelbildlich umkehrte.<sup>(\*)</sup> In seinem Artikel „Was schadet und was nützt Deutschland ein feindlicher Sieg“ vom 31. Oktober 1917 wandte er sich kategorisch gegen die unterschiedslose Gleichsetzung der demokratischen Länder des Westens mit dem deutschen Kaiserreich, von Wilson und Ludendorff: „Preußen ist schlechthin der Untergang, Unterdrückung jeder Demokratie ..., während die Entente mindestens das kleinere Übel, ja sogar eine Leiter ist, wie sich denn überhaupt der ganze Marx'sche Gesellschaftsbegriff englisch-liberaler darstellt, als es gemäß der Verschleierung durch den allerdings

---

<sup>(\*)</sup> Diese Artikel aus den Jahren 1917-1919 erschienen Bloch später so anstößig, dass er sie noch 1970 nicht in die Gesamtausgabe seiner Werke hatte aufnehmen wollen. Vgl. dazu das Vorwort von Martin Korol in: Ernst Bloch: Kampf, nicht Krieg. Politische Schriften 1917-1919, Frankfurt/M. 1985

in Preußens Geist denkbaren sogenannten Staatssozialismus den Anschein hat.“ Unter diesen Umständen, so Bloch, „wäre es eine Torheit, die Hilfe von dorthin zu verschmähen“. Es bedeute „*keinen Verrat* am Sozialismus und noch weniger *an der deutschen Nation*, auch den *Sieg der Entente*, diese Kehrseite preußischer Niederlage zu *wünschen*, der unter allen Umständen dem Sieg des geliebten Deutschland, des Reichs der Tiefe, näher steht als der Triumph Preußens, und der, wie die Dinge liegen, die unerlässliche Voraussetzung zu einer *Reformatio Germaniae in capite et membris* bildet“. <sup>695</sup>

Da der Frieden von Brest-Litowsk „die giftigsten Blümenträume der Alldeutschen“ erfüllt hatte, wurde Blochs Urteil über das Regime der Bolschewiki noch schroffer. Im August 1918 stellte er fest, dass ihre „Atempause“, die nur eine „von Preußens Gnaden“ gewesen sei, zu Ende gehe. Im Fallen schlugen sie immer wilder um sich: „Lenin lässt einsperren und schickt drohende Noten an Englands und Amerikas Adresse, weil einige Kontingente in Archangelsk und Wladiwostok gegen die dortigen deutschen Umtriebe gelandet sind.“ Er sehe „in den ententophilen Sozialisten überall nur Sozialpatrioten: als ob die ganze Welt nicht allmählich etwas anderes als das ‚Vaterland‘ geworden wäre ... Dagegen die Deutschen wurden nicht behelligt. Man tauscht mit den Erwürgern Russlands Besuche; und je toller sie es trieben ..., desto demütiger und freundschaftlicher gaben sich die Bolschewiki. Der Unterschied ist zu auffällig, um nicht kurz vor dem Abgang der Maximalisten ... dem ganzen bolschewistischen Abenteuer den letzten Anschein prinzipieller Neutralität zu entziehen.“ <sup>696</sup>

Anfang November vertiefte Bloch seine Sicht dieser unheiligen Allianz durch eine theoretische Erwägung, die abermals wie eine direkte Replik auf Lenins Lob des deutschen Staatskapitalismus klingt. Bloch nannte es (erstmalig unter eigenem Namen) eine Tatsache, dass „das junkerlich-militärische Zwangs- und Obrigkeitswesen auch im marxistischen, totalen Fabriksystem weiter bestehen bleibt“, um pointiert zu schließen: „Sozialismus ohne weitgehende Auflockerung der Verbände, ohne weitestgehende Demokratie auch des Einzellebens ist lediglich ein Preußentum anderer Ordnung.“ Die mit dem Zusammenbruch des kaiserlich-preußischen Staates „neu zu gewinnende Freiheit, Freiheit vom Wirtschaftlichen,

wird die großen Ideale der *bürgerlichen* Demokratie begeistert bewahren, wird sie nicht brechen, bespeien und in bolschewistischer Sozialdiktatur untergehen lassen“.<sup>697</sup>

### Rosa Luxemburg und die „Beki“

Als sie im Frühjahr 1917 in ihrer Festungs-Haftzelle vom Ausbruch der ersehnten Februarrevolution erfuhr, hatte Rosa Luxemburg davon geträumt, nach Russland zu gehen. Sie sah im Sturz des Zarentums und der Wiederkehr der Kampf- und Verbrüderungsszenen von 1905 eine wahre „Heilsbotschaft“ und schärfte ihren Genossen ein, „dass es unsere eigene Sache ist, die dort siegt“. Sie war überzeugt, „das wird auf die ganze Welt erlösend wirken, das muss ausstrahlen nach ganz Europa“.<sup>698</sup> Im Sommer 1917 schien sich im Rahmen eines Gefangenaustauschs auch tatsächlich eine Möglichkeit der Rückkehr aufzutun. Wie Julian Marchlewski, der noch russischer Staatsbürger war, beantragte sie, repatriert zu werden – was sich in ihrem Falle, anders als bei Marchlewski (der im Juli 1918 tatsächlich nach Sowjetrußland entlassen wurde), jedoch als aussichtslos erwies.

Die konspirative Tätigkeit des „Spartakusbundes“, dessen Mitgliederbestand durch Einberufungen und Verhaftungen auf ein paar Dutzend Aktive geschmolzen war, wurde seit Mitte 1916 (nach der Verhaftung Liebkechts, dann Ernst Meyers) von Luxemburgs altem Freund und Gefährten Leo Jogiches geleitet – der diese Aufgabe klaglos übernommen hatte, obwohl er bis dahin niemals in die Debatten und Aktivitäten der deutschen Arbeiterbewegung involviert gewesen war. Selbst von seiner illegalen Existenz als russisch-polnischer Emigrant, der unter falschem Namen in Berlin lebte, „wusste kein deutscher Sozialdemokrat“ – so Mathilde Jacob, die jetzt ihm (statt Rosa Luxemburg) zuarbeitete.<sup>699</sup>

Dass sich für die Organisation der Untergrundagitation dieses äußersten linken, revolutionär-defaitistischen Flügels der deutschen Sozialdemokratie kein geeigneter deutscher Genosse fand, sprach schon Bände. Entsprechend „vernichtend“ fiel Jogiches Urteil „über die deutschen Parteigenossen, die ihm helfen sollten“,

aus. Über Mathilde Jacob gelang es ihm immerhin, Kontakt mit der inhaftierten Rosa Luxemburg aufzunehmen. Ihren Antrag auf Rückkehr nach Russland verurteilte er scharf, weil „man entweder Deutsche oder Russin ist, nicht je nachdem“. Die Lage in Russland und die Politik der Bolschewiki, fand Jogiches (ähnlich wie Luxemburg) im Sommer 1917 bereits höchst „besorgniserregend, besonders die Leninschen Idiotismen, die populär sind und m.E. geeignet, die Bewegung zu kompromittieren ... und Deutschland aus der Patsche zu helfen“.<sup>700</sup>

Diese Sorge, dass die Bolschewiki durch einen Sonderfrieden dem Kaiserreich „aus der Patsche helfen“ oder ihm gar den Endsieg verschaffen könnten, nahm in der Zeit des Waffenstillstands und dann des Friedens von Brest-Litowsk akute Form an und verband sich mit einer spontanen Abscheu vor dem Terror, in dessen Zentrum nun ihr gemeinsamer Freund Józef Dzierzynski stand. In ihren Briefen aus den Gefängnis sprach Rosa Luxemburg in einer beinahe literarisch verfremdeten Form von den Bolschewiki nur als den „Beki“ – was sicherlich mehr den Gefühlen der eigenen Fremdheit als irgendeiner (leicht durchschaubaren) Regel der Konspiration gehorchte.

„Man möchte die Beki mächtig beschimpfen“, schrieb sie im August 1918 an Julian Marchlewski, der bereits nach Sowjetrußland zurückgekehrt war, „aber natürlich die Rücksichten erlauben das nicht“. (Nicht nur, aber vielleicht auch, weil der Brief über die Berliner Botschaft der RSFSR lief.) Immerhin äußerte sie ihre Hauptsorge klar genug: „Das Gespenst einer ‚Allianz‘ mit dem ‚Reich der Mitte‘ [dem Deutschen Kaiserreich] scheint immer drohender zu werden, und das wäre schon die letzte Sauerei, [dann schon] wirklich besser den Strick um den Hals.“<sup>701</sup> Das war möglicherweise sogar eine für die unbefugten Leser und Zwischenträger bestimmte Aussage.

In einem anderen Brief an einen polnischen Freund in Moskau sah sie die bolschewistische Regierung „schwimmen im allgemeinen Strom, den andere lenken, aber eigentlich lenkt – das Fatum nach der einmal in Brest eingeschlagenen Richtung“. Leider müsse man „ständig auf die fatale Lage der ganzen Geschichte bei ihnen da Rücksicht nehmen, und das beeinträchtigt die Kritik s[ehr]. Doch wie Sie sicherlich in Kürze selbst sehen werden, ganz zu schweigen ist unmög-

lich.“<sup>702</sup> Das war bereits die Ankündigung ihrer Arbeit über „Die russische Revolution“, die sie im Frühherbst 1918 im Gefängnis schrieb.

In einem letzten Brief an Marchlewski Ende September wurde sie noch deutlicher. Dass der Sozialismus und die Diktatur des Proletariats unter den Bedingungen des imperialistisch umklammerten Sowjetrusslands allenfalls „eine Karikatur beider“ sein konnte, schien ihr „klar“. Drohungen, wie Radek sie nach dem Attentat auf Lenin ausgestoßen hatte, „die Bourgeoisie abzuschlachten“, nannte sie „eine Idiotie summo grado“. Aber „ein regelrechter Skandal“ waren für sie die offiziellen Erklärungen zum Berliner „Ergänzungsvertrag“, die zeigten, „in welcher schiefen Lage die Regierung der Beki seit Brest gedrängt wurde“. Diese „grenzenlose Willfährigkeit gegenüber den Scheußlichkeiten der einen Seite und das große Geschrei wegen der Fatzkereien der andern Seite – untergräbt jegliche moralische Autorität der Politik und macht aus ihr nolens volens ein Werkzeug eines der beiden Lager“. Sie verkenne die „komplette militärische Hilflosigkeit“ der „bekischen“ Regierung nicht. Aber „wenn man sich schon unbedingt für eine Seite entscheiden muss, dann wenigstens nicht für die falsche!“<sup>703</sup> Das stand Bloch jedenfalls näher als Lenin.

### Furcht und Faszination des Bolschewismus

Rosa Luxemburgs Kritik der russischen Revolution, tatsächlich des Leninschen Bolschewismus, die erst Jahre nach ihrem Tod von dem mittlerweile abtrünnigen Paul Levi publiziert wurde, muss hier nicht im einzelnen rekapituliert werden. Sie ging darin alle alten Differenzen noch einmal durch, von der Parteikonzeption über die Fragen der Massenstreiks, des Selbstbestimmungsrechts der Nationen und des Imperialismus im Weltmaßstab. Es ist eine höchst doktrinäre Fernanalyse, schwankend zwischen historischer Emphase, Beschwörung mythischer proletarischer Massen und einer stets wachen Angst vor dem Untergang in Barbarei. Letztlich sollten die Bolschewiki durch ihre alten Fehler – die Unterschätzung der „revolutionären Spontaneität“ des Proletariats – der Reaktion in die Hände

gespielt haben und „dem internationalen Proletariat als warnendes Exempel dienen“. Denn aus ihren Fehlern folgte zunächst „die Diktatur Deutschlands“.<sup>704</sup>

Erst nachdem sie dies gesagt hatte, wurde Luxemburgs fragmentarische Kritik an der Lenin-Trotzkischen Vorstellung von der „proletarischen Diktatur“ als Gegensatz zur Demokratie und Freiheit und am „Erdrücken des politischen Lebens“ in Sowjetrußland durch die Ausschaltung jeder Opposition grundsätzlicher, geißelte sie die „Diktatur einer Handvoll Politiker“, die „Cliquenwirtschaft“ und die pogromhafte „Verwilderung des öffentlichen Lebens“.<sup>705</sup> Aber ihre Schlussreflexion kam auf das eine, nämliche Thema zurück: Dass „alles, was in Rußland vorgeht, ... eine unvermeidliche Kette von Ursachen und Wirkungen (ist), deren Ausgangspunkte und Schlussteine: das Versagen des deutschen Proletariats und die Okkupation Rußlands durch den deutschen Imperialismus“ seien.

Das eigentlich Gefährliche liege allerdings darin, dass Lenin und seine Genossen „ihre von diesen fatalen Bedingungen aufgezwungene Taktik nunmehr theoretisch in allen Stücken fixieren und dem internationalen Proletariat ... zur Nachahmung empfehlen“. Wenn die deutschen Regierungssozialisten schrieen, dass der russische Bolschewismus ein Zerrbild des Sozialismus sei, dann nur, weil die bolschewistische Parteidiktatur „ein Produkt der Haltung des deutschen Proletariats war“. Lenin und seine Genossen dürften für sich das unvergängliche historische Verdienst des „Ich hab's gewagt!“ in Anspruch nehmen, nämlich das praktische Problem der Verwirklichung des Sozialismus erstmals auf die Tagesordnung der Geschichte gesetzt zu haben. Aber: „In Rußland konnte das Problem nur gestellt werden. Es konnte nicht in Rußland gelöst werden.“<sup>706</sup>

Darin steckte das prinzipielle Primat einer deutschen Revolution gegenüber der russischen, freilich in der aporetischen Figur eines historischen Versagens des deutschen Proletariats, das den Bolschewismus als „Zerrbild des Sozialismus“ überhaupt erst hervorgetrieben habe. Umso verzweifelter beschwor sie in ihrer Programmrede auf dem Gründungsparteitag der KPD (Spartakus) den künftigen Sozialismus als die einzige Rettungsperspektive der Menschheit angesichts des imperialistischen Zusammenbruchs und der kapitalistischen Anarchie. Sie forderte, den Kampf dorthin zurückzutragen, wo die Proletarier „an die Kette des Kapi-

tals geschmiedet sind“: in die Produktionsstätten und Fabriken, und weiter in die Sphäre einer umfassenden, die Massen politisch schulenden und sozial aufrüttelnden demokratischen Öffentlichkeit. Es gelte, „Schritt um Schritt, Brust an Brust zu kämpfen, in jedem Staat, in jeder Stadt, in jedem Dorf, in jeder Gemeinde, um alle Machtmittel des Staates, die der Bourgeoisie Stück um Stück entrissen werden müssen, den Arbeiter- und Soldatenräten zu übertragen“.<sup>707</sup>

Das war eine „überschwänglich revolutionär-massendemokratische Konfession“ (so Helmut Fleischer), die schon in ihrer forcierten Universalität uneinlösbar war.<sup>708</sup> Aber in der gegebenen Situation war es auch der Versuch, die noch kaum existierende Partei, die auf dem eben stattgefundenen Allgemeinen Rätekongress praktisch nicht vertreten gewesen war und in der „die putschistische Strömung ... erschreckend in die Erscheinung“ trat, wie Mathilde Jacob beobachtete<sup>709</sup>, auf einen langwierigen Prozess und einen Weg einzuschwören, der sich von dem der Bolschewiki deutlich unterschied.

An eine offene Distanzierung war in der Situation der ersten Revolutionswochen freilich nicht zu denken – zumal selbst die verfolgten Menschewiki-Internationalisten um Martow (denen Luxemburg in mancher Hinsicht nahe stand) sich noch immer vom Ausbruch der deutschen Revolution eine demokratische Evolution des Bolschewismus sowie die Verlagerung des Fokus der Revolution von Moskau nach Berlin erhofften.<sup>710</sup>

Dennoch: Wer hören und lesen wollte, konnte die indirekte Polemik der Passage des von Rosa Luxemburg verfassten Programms des Spartakusbundes kaum übersehen, in der es hieß: „Die proletarische Revolution bedarf für ihre Ziele keines Terrors, sie hasst und verabscheut den Menschenmord ... Sie ist kein verzweifelter Versuch einer Minderheit, die Welt mit Gewalt nach ihrem Ideal zu modeln, sondern die Aktion der großen Millionenmasse des Volkes, die berufen ist, die geschichtliche Mission zu erfüllen und die geschichtliche Notwendigkeit in Wirklichkeit umzusetzen.“

Aber dem Determinismus dieses Denkens in geschichtlichen Missionen und Notwendigkeiten entsprach es auch, dass der finale Kampf um die Alternative „Sozialismus oder Barbarei“ als „der gewaltigste Bürgerkrieg, den die Weltge-

schichte gesehen“, gezeichnet wurde, entfesselt natürlich von der Bourgeoisie. Weshalb es imperativ war, dass das Proletariat „sich für diesen Bürgerkrieg das nötige Rüstzeug bereiten“ und lernen musste, „es zu gebrauchen“. <sup>711</sup> Auch eine entschiedene Humanistin wie Rosa Luxemburg konnte sich der Tatsache nicht verschließen, dass die Revolution in Wirklichkeit nicht das Produkt einer sozialen Umwälzung, sondern eines Weltkrieges war.

„In *diesem* Sinne“ – nämlich dass in den „entscheidenden Endkämpfen“ nach dem imperialistischen Zusammenbruch die „Tatkraft der Massen, der Wille zur Macht des Sozialismus“ gefordert sein werde, – „gehört die Zukunft überall dem ‚Bolschewismus‘“. <sup>712</sup> Dieser Schluss-Satz ihrer Schrift zur Russischen Revolution kann auch wie eine (beinahe resignierte) Anerkennung der Tatsache gelesen werden, dass die deutsche und die russische Revolution in einem unentrinnbaren Zwangszusammenhang standen: von Niederlage und Zusammenbruch.

#### „Bolschewismus“ als Globalmedizin

Die Haltung der Moskauer Führung zur deutschen Revolution schwankte zwischen Triumph und Apokalypse. Wurden die ersten Meldungen über den Sturz der Monarchen und die Bildung von Arbeiterräten in Wien und Budapest, dann in Berlin unvermittelt als Beginn einer Revolution nach bolschewistischem Vorbild begrüßt, so wurden die Waffenstillstandsverhandlungen mit den Westalliierten mit unverhohlener Enttäuschung und schärfstem Misstrauen verfolgt. Die Ausweisung Joffes am 6. November (mit Zustimmung der Sozialdemokraten) hatte in der Interpretation Lenins einen klaren Sinn: „Deutschland kapituliert vor der Entente und bietet ihr seine Dienste im Kampf gegen die russische Revolution an. Das ist des Rätsels Lösung.“ <sup>713</sup>

Lenin zufolge hatte sich die Situation für Sowjetrußland damit abermals „völlig verändert“. Denn jetzt, so schien es, gab es nur noch die „Siegergruppe“ der westlichen Mächte, die „ihre Hauptaufgabe darin (sieht), den Weltbolschewismus zu erwürgen“. Den im Baltikum und in der Ukraine stehenden deutschen Truppen sollte offenkundig die Aufgabe zukommen, die Welt „wie durch eine

Quarantäne vor der Pest, vor dem Bolschewismus zu schützen“. Das war kein reines Hirngespinnst: Tatsächlich wollten auf deutscher Seite maßgebliche Kräfte – darunter auch Führer der Mehrheitssozialdemokratie - durch das Schüren der alliierten Furcht vor einem Übergreifen des Bolschewismus nach Mitteleuropa und das Angebot aktiver Abwehr eine Milderung der Waffenstillstandsbedingungen erreichen. Natürlich vergeblich, so Lenin, der biologisch-naturhafte Metaphern durchaus schätzte: „der Bazillus des Bolschewismus (wird) auch durch diese Mauer hindurchdringen und die Arbeiter aller Länder anstecken“.<sup>714</sup>

Die Hoffnungen auf eine sozialistische Revolution in Deutschland nach bolschewistischem Vorbild erhielten nach der kurzen Euphorie des 9. November („Wir sind nicht mehr allein!“) einen ersten, schweren Dämpfer, als auch die Unabhängigen im Berliner Rat der Volksbeauftragten sich keineswegs für eine umgehende Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen und ein Bündnis mit Sowjetrußland aussprachen, sondern eine abwartende Haltung einnahmen. Ein langes telegraphisches Gespräch am 14. November zwischen Cohn und Haase am einen Ende, Radek und Tschitscherin am anderen Ende der Leitung machte für die Letztern die Lage bereits „völlig klar“. Bizzarrer Weise war es vor allem Haases Ablehnung des Angebots der Bolschewiki, „Brot zu senden“, die Radek bewies, dass in Berlin die Dinge falsch liefen.

Dieser Vorschlag war nicht einfach propagandistisch, sondern realpolitisch zu verstehen. Er knüpfte (das eben war das Bizarre) direkt an den Verhandlungen mit der deutschen Reichsführung im Rahmen der „Zusatzverträge“ und geheimen Militärabkommen an, in deren Rahmen die bolschewistische Führung mehrfach vorgeschlagen hatte, in einer gemeinsamen Aktion der Roten Armee und der deutsch-österreichischen Besatzungstruppen das frisch geerntete Getreide in der Ukraine und dem Dongebiet zu requirieren und die Beute zu teilen. Es war die deutsche Seite, die den Versicherungen, es gebe dort „genug Brot für alle“, nicht getraut und die Vorschläge abgewiesen hatte.<sup>715</sup>

Jetzt sollte die Sache revolutionär gewendet werden: Deutsche, österreichische und ungarische Truppen, die allenthalben Garnisonsräte bildeten, würden zusammen mit den bolschewistischen Einheiten unter Niederschlagung der rebellie-

renden „Kulaken“ und Kosaken die Ernte für die hungernde Revolution in Russland wie in Mitteleuropa beschlagnahmen. Im Zuge dessen würden sie sich in Abteilungen einer deutsch-österreich-ungarischen Revolutionsarmee verwandeln, die gegebenenfalls auch gegen die Truppen der Entente „am Rhein oder am Ural“ eingesetzt werden konnte – so wie die aus Kriegsgefangenen gebildeten Kontingente der Roten Armee. So hatte Radek den Plan Paquet und anderen erläutert.<sup>716</sup>

Haases Bitte, „das Brot, das Sie der deutschen Revolution opfern wollen, den Hungernden in Russland zukommen zu lassen“, erwies die wahre Klassennatur der sozialdemokratischen Volksbeauftragten. „Judas Ischariot hat ein zweites Mal nach dem 4. August Verrat geübt“, rief Radek noch in seinen späteren Erinnerungen aus.<sup>717</sup> Nicht nur die Terminologie des „Judas“, die auf einen „Heiland“ verwies, war bezeichnend, sondern auch die Parallele zum August 1914, die den Sozialverrat unmittelbar mit einem neuen Krieg (diesmal der Westmächte gegen die Sowjetrevolution) verknüpfte.

Die ganze Welt begann sich in Lenins Perspektive in zwei Lager zu teilen, die nur noch zwei Wege der Entwicklung offen ließen: „*entweder* siegt in allen fortgeschrittenen Ländern der Welt die Sowjetmacht, *oder* es siegt der reaktionärste, der brutalste englisch-amerikanische Imperialismus, der alle kleinen und schwachen Völker erdrosselt, in der ganzen Welt die Reaktion wiederherstellt und der ausgezeichnet gelernt hat, die Form der demokratischen Republik auszunutzen“.<sup>718</sup> Dementsprechend war auch „der Bolschewismus ... zum *Weltbolschewismus* geworden“ und hatte „die Idee der ‚Diktatur des Proletariats‘ in der ganzen Welt popularisiert“.<sup>719</sup>

### Bolschewistisch-Spartakistische Differenzen

Die These vom Bolschewismus als universellem Modell führte dazu, dass die Entwicklungen in Deutschland und Mitteleuropa weitgehend nach russischen Maßstäben gemessen wurden – was an sich programmwidrig war, da axiomatisch feststand, dass mit der Ausbreitung der sozialistischen Revolution nach Westen

sich auch das Zentrum des „Weltbolschewismus“ verlagern müsse, in erster Linie (so die fixe Vorstellung) nach Berlin. Aber wenn sich die Alternativen auf „Sowjetmacht“ oder „Reaktion“ zuspitzten, dann lieferte die Machtergreifung der Bolschewiki mit ihren verschiedenen Etappen ein universelles Modell. Lenin fasste die Differenz der Situationen in die nun immer wiederholte Formel, dass die sozialistische Revolution in Russland es leichter hatte, die Macht zu ergreifen, aber schwerer, sich durchzusetzen – während sie in Deutschland und den demokratischen Ländern des Westens es schwerer hatte, die politische Macht zu erobern, aber es dafür leichter haben werde, sich sozialökonomisch durchzusetzen.

So wurde nach der deutschen Novemberrevolution und dem „Verrat“ der Sozialdemokratie die Uhren einfach von „Oktober“ auf „Februar“ zurückgestellt. In einer Kette schlichter Analogien war die Rede von einer „deutschen Doppelherrschaft“, war Ebert der „deutsche Kerenski“ und Liebknecht der „deutsche Lenin“, während Noske zum „deutschen Koltshak“ mutierte.<sup>720</sup> Die „Prawda“ schrieb es auch geradezu: „Die Geschichte wiederholt sich. Und es ist sehr gut, dass sie sich wiederholt. Dies macht es möglich, aus Fehlern zu lernen ... Wir müssen nur in der Lage sein, die Lektionen der Geschichte zu lernen.“<sup>721</sup>

Als Karl Radek am 19. Dezember – mit den illegal beschafften Papieren eines österreichischen Soldaten – in Berlin eintraf, begegneten ihm Rosa Luxemburg und Leo Jogiches „mit einer gewissen Spannung“, wie es in den literarisch geglätteten, 1926 publizierten Erinnerungen Radeks heißt. „Seit der Spaltung in der polnischen Sozialdemokratie im Jahr 1912 hatten wir nicht mehr miteinander gesprochen.“ Das war stark untertrieben. Nur ein paar Jahre zuvor (1912) hatten Luxemburg und Jogiches ihren einstigen Schüler Radek nach einem demütigenden Disziplinarverfahren voller ehrenrühriger Anschuldigungen aus der polnischen Partei hinausgesäubert und auch in der deutschen Partei in das randständige Eckchen der „Bremer Linksradiكالen“ verwiesen. Danach galt er als „erledigt“.

Nun betrat Radek als bolschewistischer Kommissar und mit dem klaren Anspruch, die informelle Führung der deutschen Revolution zu übernehmen, wieder die Bühne. Rosa Luxemburg reagierte mit heftiger, fast allergischer Abwehr.

Nach dem Zeugnis Paul Levis habe er intervenieren müssen, um „wenigstens einen ‚korrekten‘ Empfang zu ermöglichen“. Dabei soll sie gesagt haben: „Wir brauchen keinen Kommissar für Bolschewismus, die Bolschewiki mögen mit ihrer Taktik zu Hause bleiben“.<sup>722</sup> Tatsächlich ging es nicht um bloße Statuskämpfe, sondern um die einzuschlagende Politik. Die Differenzen lagen klar zutage.

Radek hatte vor seinem Auftauchen in der Bremer Zeitung „Kommunist“ in einer Serie programmatischer Artikel „Die Entwicklung des Sozialismus von der Wissenschaft zur Tat“ und „Die Lehren der russischen Revolution“ verkündet. Diese Ausführungen waren in vieler Hinsicht eine Antithese zu dem, was Rosa Luxemburg soeben in ihrem Programmtext „Was will der Spartakusbund?“ verkündet hatte. Hieß es dort: „Der Spartakusbund wird nie anders die Regierungsgewalt übernehmen als durch den klaren, unzweideutigen Willen der großen Mehrheit der proletarischen Masse in Deutschland“ – so hatte Radek erklärt, dass die Revolution niemals und nirgends „als Tat der Mehrheit der Bevölkerung beginnen“ werde, und darüber hinaus postuliert, dass die Diktatur des Proletariats überhaupt die Diktatur einer Minderheit bedeute. Wäre es anders, dann müsste sie nach Kautskys Lehre in Russland schädlich – und in Deutschland unnötig sein.<sup>723</sup>

Der Hinweis auf Kautsky – den Lenin soeben in einer Broschüre als Renegaten abgefertigt hatte – zielte auf das Gros der Unabhängigen Sozialdemokraten, von denen sich der Spartakusbund noch immer nicht organisatorisch gelöst hatte. Radek machte die Stellung zum russischen Bolschewismus zur Gretchenfrage der sozialistischen Revolution überhaupt: „Die sozialistische Arbeiterrevolution Russlands zeigt dem europäischen Proletariat den Weg, der zur Macht führt“, so „wie sie uns überhaupt die typischen Züge der Arbeiterrevolution zeigt“. Um schroff hinzuzufügen: „Wen dieses Gesicht erschreckt, wer sich davon abwendet wie von einem Medusenhaupt, der wird sich von der proletarischen Revolution überhaupt, der wird sich vom Sozialismus abwenden.“<sup>724</sup>

In seinen späteren, weichgezeichneten Erinnerungen lesen sich diese Differenzen so: „Der Streit ging in erster Linie um den Terror. Rosa tat es weh, dass

Dzierżyński das Haupt der Tscheka war. Man hat uns doch mit Terror nicht kleingekriegt. Wie kann man auf den Terror setzen?“ Er habe ihr erklärt, dass Terror durchaus nütze, wenn es darum gehe, „einige Jahre Zeit“ für die Weltrevolution zu gewinnen. Im übrigen sei die Bourgeoisie „von der Geschichte zum Tode verurteilt“ und ihr Widerstand daher mit Gewalt viel wirksamer zu brechen als der des aufsteigenden Proletariats. „Liebknecht unterstützte mich warm. Rosa sagte: ‚Vielleicht haben Sie recht. Aber wie kann Józef so grausam sein?‘ Tyszka [Jogiches] lachte und sagte: ‚Wenn es nötig ist, kannst auch du es sein.‘“<sup>725</sup>

Radeks Referat ist jedenfalls bezeichnend für die posthum zugewiesene Position der drei Märtyrer der deutschen Revolution. Rosa Luxemburg wurde zur (etwas lebensfremden) Säulenheiligen entrückt. Jogiches-Tyszka („wie immer streng konspirativ“) war der Praktiker, mit dem man durchaus hätte arbeiten können. Karl Liebknecht dagegen erwies sich als der (lernfähige) Führer der deutschen Revolution, als welcher er in der Moskauer „Prawda“ Mitte November bereits proklamiert worden war. Im übrigen war er der einzige gebürtige Deutsche und Nicht-Jude im engeren und älteren Führungskreis des Spartakusbundes.

#### Liebknecht, der „deutsche Lenin“

Liebknecht schien zeitweise durchaus bereit, sich von der ihm zugeschriebenen historischen Rolle eines „deutschen Lenin“ davontragen zu lassen. Dabei war die Bezeichnung ideologisch wie charakterologisch völlig absurd. Liebknecht war ein entschiedener Anti-Materialist, der seine Gefängniszeit mit „Studien über die Bewegungsgesetze menschlicher Entwicklung“ verbracht hatte, die auf den Versuch einer expliziten Widerlegung der geschichtsphilosophischen wie politökonomischen Grundannahmen des Marxismus hinausliefen. In marxistischen Kategorien gesprochen, war Liebknecht ein „utopischer Sozialist“ par excellence, mehr proletarischer Erweckungsprediger als revolutionärer Machtpolitiker, für den die Höherentwicklung des Menschengeschlechts im „Greifen nach dem Unmöglichen“ lag.<sup>726</sup> Gerade das war Teil seiner charismatischen Wirkung und seines Nimbus unter den kriegsmüden und verbitterten „Massen“ – obwohl oder

weil er in den theoretischen und politischen Debatten der deutschen Sozialdemokratie vor dem Krieg nie eine Rolle gespielt und selbst als Sohn Wilhelm Liebknechts, einer historischen Gründerfigur, stets ein Außenseiter und Einzelgänger in der Partei geblieben war.

Wie Rosa Luxemburg, die in ihrer Gefängniszeit die russischen Klassiker wiedergelesen und in einem Vorwort zu Korolenkos „Geschichte meines Zeitgenossen“ (auch in Gestalt des politischen Reaktionärs Dostojewski) „weitherzigste Menschenliebe und tiefstes Verantwortungsgefühl für soziales Unrecht“ als „die Eigenart und künstlerische Größe der russischen Literatur“ und als eine Vorform „der nahenden revolutionären Sturmflut“ gerühmt hatte<sup>727</sup>, war auch Liebknecht ein schwärmerischer Russophiler – und ein ebenso wütender Prussophober. In der Vorkriegszeit hatte er als Verteidiger russischer Emigranten wie als Präzeptor der antimilitaristischen deutschen Jugend unermüdlich und bis zur fixen Idee gesteigert die angebliche Komplizenschaft des russischen Zarentums und des preussischen Kaisertums angeprangert. Noch immer war für ihn Frankreich das Mutterland der Revolution; aber auch Amerika hatte ihn stark interessiert. Diese Weltoffenheit und sein entschiedenes Republikanertum hatten es ihm 1914 ermöglicht, sich als erster aus dem Bann der sozialdemokratischen Legitimationsideologien vom „Kampf gegen die zaristische Autokratie“ zu lösen.

Die Nachrichten von der Errichtung der russischen Räterepublik hatte er in seiner Zuchthauszelle – so erzählte er den Delegierten des Gründungsparteitages im Dezember 1918 – empfangen, „als ob eine Fülle von Licht in meine Zelle drang“. Und es war ihm „wie eine Erlösung zu hören, wie dieses zurückgebliebenste Volk der Welt diese gewaltige Tat verrichten könnte“.<sup>728</sup> Das entsprach seinem idealistisch-halbreligiösen Bild vom Proletariat überhaupt: Die Letzten würden die ersten sein! Das Licht kam aus dem Osten! Und es würde die Aufgabe des deutschen Proletariats sein, dieses prometheische Feuer nach Westen zu tragen. An seine Frau Sophie hatte er im Juli 1918 geschrieben: „Die welthistorische Größe der auf allen Gebieten begonnenen Aufräumungs- und Neuschöpfungsarbeiten [der Sowjetregierung, G.K.] erkennt und bewundert niemand mehr als ich, wenn mir auch bisher nur ihre schattenhaften Umrisse gezeigt wurden.“<sup>729</sup>

Zwar war er gegenüber der Sonderfriedens-Politik der Bolschewiki kaum weniger kritisch gestimmt als Rosa Luxemburg oder Leo Jogiches, da dieser Frieden „zu einer rettenden Tat für den deutschen Imperialismus“ geworden schien, wenngleich (wie er glaubte) „ganz gegen den Willen der russischen Freunde“.<sup>730</sup> Aber anders als Rosa Luxemburg, die sich viel besser auskannte, hatte sich Liebknecht jeder Andeutung einer öffentlichen Kritik an den Bolschewiki enthalten, von deren tatsächlichem Handeln er nur die „schattenhaften Umrisse“ sah – und vielleicht auch nur sehen wollte. Brest-Litowsk rangierte für ihn nur unter den vielen „Sünden, die Deutschland ..., die das deutsche Proletariat auf sich geladen hat“ – Sünden, die allein durch die „Tat“ getilgt werden konnten: eben durch den Sturz des preußisch-deutschen Militarismus und die Errichtung einer „sozialen Republik“.<sup>731</sup>

Die Sollbruchstelle zur Realpolitik der Bolschewiki war eben diese wütende, zuweilen manische Opposition gegen den „preußischen Militarismus“, die auch die Stellung zur nationalen und internationalen Situation im Ganzen prägen musste. Zwar hatte Liebknecht in seinen sechs Bedingungen für einen Regierungseintritt im November die Errichtung einer umfassenden („legislativen, exekutiven und jurisdiktionellen“ ) Rätewahl genannt, die für die MSPD vollkommen unakzeptabel war. Aber immerhin: er hatte darüber verhandelt. Und es bedurfte noch einiger dramatischer Enttäuschungen und Zuspitzungen – vor allem in der „Blutweihnacht“ 1918, bei den Kämpfen um den Marstall und die besetzten Zeitungsredaktionen in Berlin –, damit die Führer des Spartakusbundes und mit ihnen die Delegierten der zu einer „Reichskonferenz“ eingeladenen USPD-Dissidenten sich am Jahresende 1918 über Nacht zur Gründung einer „Kommunistischen Partei Deutschlands“ (mit dem Zusatz „Spartakus“) entschlossen. Das freilich war von vornherein das Ziel der Berliner Mission Karl Radeks gewesen.<sup>732</sup>

### Weltrevolutionskriegs-Szenarien

Dass Radek den „Spartakusbund“ mit seinen recht unbolschewistischen Theoremen und Führergestalten zum Ausgangspunkt der Gründung einer Kommunistischen Partei nahm – und nicht die Bremer Linksradiكالen, die sich als „Internationale Kommunisten Deutschlands“ konstituiert hatten und als die wahren Parteigänger der russischen Bolschewiki präsentierten –, war sicherlich ein Stück realpolitischer Opportunismus. Aber es entsprach auch dem beweglichen Geist Radeks, der in Berlin im wesentlichen auf eigene Rechnung agieren musste und sofort begriff, dass der akute, gewaltbereite Straßenradikalismus wenig mehr war als der politisch und sozial unspezifische Ausdruck einer tiefen Enttäuschung und Verbitterung am Ausgang eines sinnlosen und erfolglosen Weltkriegs. Was in Russland auf Basis der rasenden Involution des Jahres 1917 und des Vakuums, das der Zarismus hinterlassen hatte, möglich war, würde in Deutschland mit seiner dichter gefügten, konsolidierteren Gesellschaft und seinen im Kern noch immer intakten staatlichen Institutionen nicht so im Handstreich durchgehen.

Noch im Oktober hatte er geglaubt, „mit mathematischer Präzision voraussagen“ zu können, dass in Deutschland eine sozialistische Revolution bevorstehe, in der „Millionen und Abermillionen Liebknecht folgen werden“. Die Rechnung, die er damals aufmachte, war von arithmetischer Schlichtheit: Hunderttausende Soldaten verlangten, zu ihren Familien zurückzukehren – und würden die Massenarbeitslosigkeit ins Unerträgliche steigern. Somit habe Deutschland nur die Wahl zwischen einem Aufstand der Soldaten und einem der Arbeitslosen. „Es gibt keinen dritten Ausweg.“ Wahrscheinlich würden Frankreich und Italien sich alsbald anschließen. Dann würden die angelsächsischen Siegermächte versuchen, die deutsche Revolution zu ersticken und die alte Ordnung in Europa wiederherzustellen. In einer solchen Situation werde es die Pflicht der russischen Arbeiter sein, „jedes Risiko, selbst das Risiko einer zeitweisen Unterdrückung der russischen Revolution, auf sich zu nehmen, um ihren Brüdern am Rhein und an der Seine zu Hilfe zu eilen. Denn Russland alleine werde den Sozialismus nicht aufbauen und die Folgen des Krieges nicht überwinden können. „Die deutschen Ar-

beiter, die Arbeiter Europas werden uns helfen, unsere Arbeit zu vollenden. Ohne sie können wir nicht triumphieren, mit ihnen können wir triumphieren. Und unsere Pflicht wird es sein, ihnen siegen zu helfen.“<sup>733</sup>

Das klang beinahe nach einer programmatischen Verlagerung der bolschewistischen Hauptkräfte und des revolutionären Kampftheaters nach Mitteleuropa (und gleichzeitig, so die stets verfolgte Paralleloption, über „Turkestan“ als Drehscheibe nach Indien und Kleinasien). Dem dänischen Botschafter gegenüber brüstete Radek sich in dieser Zeit: „Ich habe 400 Agitatoren in Berlin, und in zwei Monaten wird die Stadt uns gehören.“<sup>734</sup> Das Zitat wie die Reden, die er mit Paquet vor der großen Weltkarte im Oktober/November führte, machen deutlich, dass Radek sich tatsächlich als kommender Führer einer deutschen und mitteleuropäischen Revolution und als einer der „Napoleons des Sozialismus“ fühlte.

Schon auf der Fahrt nach Berlin Mitte Dezember, bei den ersten Kontakten mit dem deutschen Soldatenrat in Dünaburg, der der Sowjet-Delegation (die außer Radek aus Bucharin, Joffe, Rakowski und Ignatow bestand) den Weg zum Kongress der Arbeiter-und-Soldaten-Räte Deutschlands versperrte, war ihm aber klar geworden, dass es nicht so schnell gehen würde mit der deutschen Revolution. Lenin hatte ihn vor seiner Abreise instruiert (so jedenfalls referierte Radek es Jahre später), dass in Wahrheit nun „ein ernster Augenblick“ beginne: „Deutschland ist zerschlagen. Der Weg der Entente nach Russland ist frei ... Denken Sie daran, dass Sie im Rücken des Feindes arbeiten. Die Intervention ist unausbleiblich, und vieles wird von der Lage in Deutschland abhängen.“ Radeks Aufgabe in Berlin sei es daher nicht, „die Ereignisse (zu) forcieren“, sondern „sich nach den inneren Gesetzen der deutschen Revolution entwickeln“ zu lassen.<sup>735</sup>

Radeks berühmt gewordene Rede auf dem Gründungsparteitag der KPD war denn auch eine komplizierte Gratwanderung, die er meisterhaft absolvierte. Einerseits musste er auf den doktrinären „Antimilitarismus“ seiner deutschen Genossen Rücksicht nehmen. Aber in einer Reihe verklausulierter Wendungen, in denen er geschickt an die Solidaritätsgefühle der deutschen Genossen gegenüber den „russischen Arbeitern“ appellierte, versuchte er, sie auf die Aufgaben auszu-

richten, die sich aus der internationalen Situation und vor allem dem erwarteten Friedensdiktat der Alliierten ergeben würden.

So erklärte er ihnen die tiefe Überzeugung (und Hoffnung!) der Bolschewiki, „dass der Weg, den ihr geht, .... nicht die Wehrlosmachung des deutschen Volkes, sondern die Wehrhaftmachung des deutschen Volkes bedeutet“. Der vormals angebotene „Waffenbund“ beider Länder sollte allerdings für die Ebert und Scheidemann nicht mehr gelten, da sie „für uns nicht bündnisfähig“ sind. „Euch aber brauchen wir kein Bündnis anzubieten. Wir stehen im Bündnis seit den ersten Tagen des Krieges, seit dem Tage, wo Liebknecht sein ‚Ich klage an!‘ von der Tribüne des deutschen Reichstages in die Welt geschleudert hat.“

### Die Schlacht am Rhein

Das alles waren jedoch nur Präliminarien für die eigentliche Botschaft, deren berühmte Formulierung lautete: „In dem Moment aber, wo ihr zur Macht kommt, wird sich der Ring schließen, in dem Moment werden die deutschen und die russischen Arbeiter Arm in Arm kämpfen. Nichts ruft einen solchen Enthusiasmus bei den russischen Arbeitern hervor, als wenn wir ihnen sagen, es kann die Zeit kommen, wo die deutschen Arbeiter euch zu Hilfe rufen und wo ihr zusammen mit ihnen am Rhein kämpfen müsst, wie sie an unserer Seite am Ural kämpfen werden.“ Auch wenn niemand das Tempo der Entwicklung berechnen könne, gingen sie fest davon aus, „dass die Weltrevolution im Eilschritt gehen wird ..., dass der internationale Bürgerkrieg uns befreien wird vom Kampfe der Völker“. An dieser festen, gemeinsamen Kampffront würden auch „die Pläne des Entente-kapitalismus, die deutsche und die russische Revolution zu erdrosseln“, unfehlbar scheitern. „Aber solange das nicht der Fall ist, seid sicher, wir stehen mit den Gewehren in der Hand und werden den Boden, den wir erobert haben, uns nicht entreißen lassen. Und wir sind überzeugt, dass ihr inzwischen die Wacht der deutschen Revolution bildet. Und dass wir zusammen den Tag erleben werden, wo hier in Berlin der internationale Arbeiterrat tagen wird ...“ – als der prädesti-

nierte Ort, so war hier in erster Andeutung zu hören, an dem sich eine neue (dritte) „Internationale“ konstituieren werde.<sup>736</sup>

Liebknachts ebenso überschwängliche wie unverbindliche Replik, wonach er leider der Auffassung sei, „dass das deutsche Proletariat bis zum heutigen Tage noch nicht bündnisfähig ist für das russische Proletariat“, und dass auch die neue Partei „noch nicht bündnisfähig“ sei, während erst ein in sozialistischer Umgestaltung begriffenes Deutschland „Bündnisfähigkeit bekommen“ werde<sup>737</sup>, dürfte Radek bewiesen haben, dass er es mit einer Partei und Führung zu tun hatte, die von den realen politischen Aufgaben und Gefahren noch wenig begriffen hatte. „Ich fühlte nicht, dass hier schon eine Partei vor mir war.“<sup>738</sup>

In der Tat. Nur Tage später hatte Liebknacht durch den ebenso eigenmächtigen wie dilettantischen Versuch, sich nach bewaffneten Demonstrationen (gegen die Absetzung des linken Polizeipräsidenten Eichhorn) an die Spitze eines dreiköpfigen „Revolutionsausschusses“ zu setzen, die Lage über alle Maß- und Kräfteverhältnisse hinaus zugespitzt. Per Flugblatt hatte dieser „Revolutionsausschuss“ am 6. Januar die Regierung Ebert–Scheidemann „für abgesetzt erklärt“ und „die Regierungsgeschäfte vorläufig übernommen“. Radeks Versuch, die Führer der eben gegründeten Partei durch einen eindringlichen brieflichen Appell zum Rückzug zu bewegen, da in der gegebenen Situation nichts zu gewinnen und alles zu verlieren war, blieb vergeblich. Rosa Luxemburg, die Liebknachts Verhalten scharf missbilligt hatte, ließ Radek durch Levi ausrichten, sie könnten nun nicht die Rolle derer auf sich nehmen, die die in den Kampf getretenen Massen zum Rückzug bliesen. So blieben die Spartakus-Führer Gefangene ihrer spontaneistischen Doktrinen – und kurz darauf Gefangene und Opfer einer „antibolschewistischen“ Konterrevolution, deren Mordbereitschaft sich ihrerseits aus sehr heterogenen Motiven und Quellen speiste.

Radek hatte sich (schon um seiner Ausweisung zu entgehen) bereits seit Anfang Januar verborgen gehalten. Mit Hilfe in Berlin anwesender russischer Genossen und ehemaliger Kriegsgefangener hatte er versucht, einen „Nachrichtendienst“ zu organisieren, um den Aufmarsch des Militärs in und um Berlin zu verfolgen. Sachs-Gladnew war mittlerweile nach Berlin gekommen, ebenso Bronski

und Marchlewski, der im Ruhrgebiet tätig werden sollte. Die Führung der Partei fiel nach dem Tod von Liebknecht und Luxemburg wieder an Leo Jogiches, bevor er im März ebenfalls gefangen genommen und ermordet wurde.

So waren es führende Aktivisten der alten Polnisch-Litauischen Sozialdemokratie und des informellen Leninschen Weltkriegskaders, die in diesen scheinbar entscheidenden Wochen an der Spitze der abortiven deutschen Revolution standen. So lächerlich alle daran geknüpften Spekulationen waren und sind, so interessant ist die kultursoziologische Tatsache als solche.

## DAS ROTE UND DAS „GEISTIGE“ RUSSLAND

### Frühe Augenzeugen und Interpreten der Russischen Revolution

Jenseits aller kriegsstrategischen Erwägungen hatten gerade die Jahre des Weltkrieges eine abermalige intensive Hinwendung zu jenem „geistigen Russland“ gebracht, das man seit der Jahrhundertwende begonnen hatte zu entdecken. Eine breite Literatur bemühte sich, das offizielle, zaristische, und bald auch das bürgerliche, verwestlichte Russland von dem eigentlichen, dem volkstümlichen und zugleich geistigen Russland kategorisch zu trennen.

So eröffnete Herman Kranold im Mai 1917 einen Überblick über die vorhandene Sachliteratur zu Russland mit der Klage, die Ereignisse des Krieges und der Revolution hätten wohl „auch dem Skeptiker dargetan, dass unsere deutsche Unkenntnis von den russischen Angelegenheiten noch viel katastrophaler ist, als man bisher geglaubt hat“; nur um seinen Durchgang durch die (an sich recht stattliche) Liste der vorhandenen Sachliteratur mit der beinahe obligaten Bemerkung zu schließen: „Wenn er (der Laie) dann tiefer eindringen will und sich vollsaugen mit der eigenartigen Schönheit des russischen Lebens und russischen Ringens, dann lasse er all die gelehrten Bücher beiseite, dann sperre er all die Scharteken in einen feuersicheren Schrank und gehe hin und lese die großen russischen Dichter, von Puschkin und Gogol über Dostojewski und Tolstoi bis zu dem Giganten Turgenjew“.<sup>739</sup>

In dieser Formel steckten eine Vielzahl fixer Assoziationen: dass man Russland mit dem Verstande nicht fassen könne, sondern mit der Seele suchen müsse; dass alles Wissen über Politik, Ökonomie oder Soziales nur eine Oberfläche sei, unter der das eigentliche, religiöse, ursprüngliche, allein von seinen Dichtern beschriebene und beschreibbare Russland lebte und weste; und dass man eben durch

Vermittlung seiner großen Geister mit diesem Land und Volk in eine lebendige und bereichernde Beziehung treten könne.

Thomas Mann entwarf in seinen „Betrachtungen eines Unpolitischen“ das Panorama einer großen deutsch-russischen „Wahlverwandtschaft“, die gerade in diesem Kriege ihre zukunftsweisende Bedeutung entfalte: „Welche Verwandtschaft in dem Verhältnis der beiden nationalen Seelen zu ‘Europa’, zum ‘Westen’, zur ‘Zivilisation’, zur Politik, zur Demokratie!“<sup>740</sup> Er schloss daraus unmittelbar auf die Notwendigkeit eines politischen Zusammengehens: „Nein! Wenn Seelisches, Geistiges überhaupt als Grundlage und Rechtfertigung machtpolitischer Bündnisse dienen soll und kann, so gehören Russland und Deutschland zusammen: ihre Verständigung für jetzt, ihre Verbindung für die Zukunft ist seit den Anfängen des Krieges der Wunsch und Traum meines Herzens, und mehr als eine Wünschbarkeit: eine weltpolitische Notwendigkeit wird diese Verständigung und Verbindung sein, falls ... der Zusammenschluss des Angelsachsentums sich als dauerhaft erweisen sollte.“<sup>741</sup>

Dass dieser Kampf die existenziellste aller Prüfungen sei, ein Krieg, worin sich das „unpolitische“ Wesen Deutschlands gegen seine endgültige Vernichtung durch die triumphierende Demokratie, Literatur, Zivilisation und Politik des Westens auf Leben und Tod zur Wehr setze, davon handelten die „Betrachtungen“ ja insgesamt. Thomas Mann beendete das Buch am Tage des Waffenstillstands mit der bolschewistischen Räteregierung. Er schloss mit dem Schlachtruf: „Friede mit Russland! Friede zuerst mit ihm! Und der Krieg, wenn er weitergeht, wird weitergehen gegen den Westen allein, gegen die ‘trois pays libres’, gegen die ‘Zivilisation’, die ‘Literatur’, die Politik, den rhetorischen Bourgeois.“<sup>742</sup>

Die Repräsentativität dieser Vorstellungen ergab sich weniger aus der konkreten Bündnisperspektive, die da politisch-unpolitisch beschworen wurde, als vielmehr aus dem Tenor des Textes. Über keinen anderen Kriegsgegner, außer über Russland und die Russen, wäre es überhaupt denkbar und erlaubt gewesen, so zu sprechen – weniger aus Gründen der Kriegszensur (die es freilich auch gab), als vielmehr im Sinne einer gesellschaftlichen Konvention. Dabei ging es um weit mehr als bloße Sympathien – es ging um Identifikationen und projektive Einver-

nahmen, für die man kaum irgendwelche Parallelen findet, außer in der deutschen Russlandliteratur selbst.

„Ist nicht der Russe der menschlichste Mensch? Ist seine Literatur nicht die menschlichste von allen – heilig vor Menschlichkeit?“<sup>743</sup> So wie Thomas Mann im Jahre 1917 über die Russen sprach, hätte sein feindlich-familiäres Alter Ego, der „Zivilisationsliterat“ und „demokratisch-republikanische Brandrhetor“ Heinrich Mann, über die Franzosen weder sprechen können noch wollen. Sein Ende 1915 erschienener Zola-Essay war eher eine Metapher, für die Eingeweihten deutlich genug, aber unter weitgehendem Verzicht auf geistig-politische Geständnisse und Proklamationen. Die Wutausbrüche Thomas Manns galten denn auch weniger dem Text als dem Subtext, worin Bruder Heinrich sich als Agent des Feindes zu erkennen gebe: Nachdem die „militärische Invasion der Zivilisationstruppen missglückte“, sei Deutschland Objekt einer geistigen Invasion und Subversion, „die möglicherweise bei weitem stärkste und überwältigendste *politische* Invasion des Westens, die je deutsches Schicksal geworden ist“.<sup>744</sup> Russland, auch und gerade das bolschewistische Russland, erschien demgegenüber nicht nur als potentieller politischer Verbündeter, sondern als ein weiter geistiger Raum, in dem das deutsche Wesen sich mit unverbrauchter, spiritueller Kraft und konservativ-revolutionärem Elan aufladen und bereichern konnte.

#### Der Bolschewismus und das „geistige Russland“

Auch ein Gutteil der frühen Interpretationen des Bolschewismus stand im Zeichen des bereits beschriebenen, zur deutschen Weltkriegsideologie gehörenden Versuchs, das „geistige Russland“ für das wahre Russland zu nehmen und in den Werken Tolstojs oder Dostojewskis den Schlüssel zu den Ereignissen der Gegenwart zu finden.

Einer der ersten und agilsten in der Zunft der deutschen „Russlandkenner“ war der aus Russland stammende Karl Nötzel, der, einem Rezensenten zufolge, dort „nicht nur in den Salons der Gesellschaft, sondern in den Hütten der ärmsten Bauern vollkommen zu Hause“ gewesen sei. Deshalb dürfe Nötzel „mit Recht

den Anspruch erheben, wertvoller und gründlicher in seinen Darbietungen zu sein als jeder andere Westeuropäer.<sup>745</sup> Und in einer Rezension von Nötzels 1916 erschienenem Buch „Vom einfachen russischen Volke“<sup>746</sup> war zu lesen: „(Es) zeigt uns das Leben eines Volkes auf seiner Erde und belehrt uns über seine tiefe Fremdheit, die uns auch dort eher erschreckt als hinreißt, wo wir sie bewundern, wo wir sie verehren müssen“.<sup>747</sup>

Darin war ein Erfolgsgeheimnis Nötzels und vieler „Russlandkenner“ seines Schlages ausgesprochen: das einer zeitgemäßen, höchst artifiziellen Verrätselung Russlands. Nötzel brachte in schneller Folge eine Reihe voluminöser Bücher heraus, die sich mit den „Grundlagen des geistigen Russlands“ (so der Titel seines bekanntesten Werkes) befassten.<sup>748</sup> Seine 1918 erschienene Arbeit „Tolstojs Meisterjahre. Einführung in das heutige Russland“ hatte er laut Vorwort schon vor Ausbruch des Krieges abgeschlossen und angeblich ohne inhaltliche Änderung in den Druck gegeben. „Nichts von dem, was sich inzwischen ereignete, einschließlich der russischen Revolution“, stehe im Widerspruch zu dem, was er darin „an Deutungsversuchen des russischen Wesens und russischer Kulturverhältnisse“ bereits unternommen habe. Im Schicksal und Charakter Tolstojs „als dem Vorleber, dem Vollender russischen Wesens“ seien die „Kulturgeschicke“ Russlands gültig vorgezeichnet gewesen.<sup>749</sup>

In späteren Büchern hat Nötzel diesen Gedankengang in immer neuen Variationen auf die Erfahrung des Bolschewismus angewandt. Der Grundgedanke seiner Deutungen des „geistigen Russland“ war ebenso schlicht wie vertrackt. Und zwar werde „die soziale Bewegung in Russland seit zwei Jahrhunderten von einer geistig einheitlichen, zwischenständischen Schicht, der sogenannten Intelligenz, geführt“. Diese habe in den langen Zeiten ihrer politischen Einflusslosigkeit „die russische Gesellschaftslehre“ geschaffen, die sich durch eine mythische Denkhaltung und eschatologische Heilserwartung auszeichne. Das verbinde sie aber in organischer Weise mit der „Denkart und Seelenrichtung“ des russischen Volkes im ganzen. Wenn „das Wesen des russischen Intelligenzen, als des Trägers der russischen Gesellschaftslehre“, in Tolstoj „seine wohl genialste bisherige Ver-

körperung gefunden“ habe, so müsse Dostojewski bereits „als der Erfüller und damit auch als Überwinder des russischen Intelligenztums zu gelten“.

Der Bolschewismus sei im Grunde nur „die Zusammenfassung und das notwendige Ergebnis der gesamten russischen Gesellschaftslehre“, die damit die Form des offenen „ideologischen Despotismus“ angenommen habe, so wie es der „russischen Wesensart“ eben entspreche. Mit dem Experiment des Bolschewismus komme die „Berufung der russischen Intelligenz“ zu ihrem letzten, tragischen Kulminationspunkt, ihrem Golgatha. Ihre Mission sei es nämlich, so Nötzel (frei nach Dostojewski), „die Kulturmenschheit über diesen Falschweg aufzuklären – indem sie ihn bis aufs letzte selber ausgeht“.<sup>750</sup>

Ganz ähnlich, aber viel geradliniger argumentierte der gleichfalls aus Russland stammende Elias Hurwicz. In der Einleitung der von ihm 1918 unter dem Titel „Russlands politische Seele“ herausgegebenen Aufsatzsammlung, die in Russland bereits 1909 unter dem Titel „Vechi“ („Wegzeichen“ – was Hurwicz mit „Grenzpfähle“ übersetzte) erschienen war, erklärte Hurwicz den politischen Zweck dieser nachträglichen Edition so: „Die politische Intelligenz ... ist die politische Seele Russlands. Sie hat, wie Bulgakow mit Recht sagt, der russischen Revolution ‘den ganzen Vorrat an Ideen, die ganze geistige Ausrüstung, alle Vorposten und Scharfschützen, Agitatoren und Propagandisten geliefert`.“

Daher, so Hurwicz, biete die Lektüre dieser Selbstkritik der russischen Intelligenz auch den Schlüssel zum Verständnis der revolutionären Entwicklungen in Russland. Die Autoren dieser „Russischen Bekenntnisse“ (so der Untertitel) hätten nicht nur die Diagnose des krankhaft übersteigerten Radikalismus der Intelligenz geliefert – sondern auch das Mittel der Heilung: „... die Notwendigkeit der Berufsauffassung des Lebens, der Selbstzucht, der Geduld und Mäßigung, ... Eigenschaften, die, wie unsere Autoren mit Recht betonen, dem westeuropäischen Menschen alltäglich eigen sind. Ganz besonders sind das Eigenschaften der deutschen Menschen ...“

In der Vermittlung dieser „objektiven Werte“, so deutete Hurwicz an, habe Deutschland, wie bisher, so auch in Zukunft eine kulturelle Mission gegenüber Russland zu erfüllen. Andererseits könne es selbst vom russischen Aktivismus,

Revolutionismus und Todesmut ein wenig lernen, als Gegenmittel gegen den „Mangel an Zivilmut und oppositioneller Tatkraft“, der die Deutschen leider von jeher auszeichne und sie bei der Überwindung „veralteter politischer Lebensformen“ behindere.<sup>751</sup>

Eine dritte Interpretation des russischen „Kulturschicksals“ lieferte schließlich Arthur Luther, der ebenfalls aus Russland stammte<sup>752</sup> und in den zwanziger Jahren einer der wichtigsten Vermittler und Übersetzer russischer Literatur in Deutschland werden sollte. Seinen als Broschüre gedruckten Vortrag „Die geistige und politische Vorstellungswelt der Bolschewiki“ hielt Luther im Juni 1918 auf der Hauptversammlung der von Hoetzsch und anderen 1913 gegründeten Deutschen Gesellschaft zum Studium Osteuropas, die nach dem Brester Frieden ihre Arbeit wieder aufnehmen können. Luther stellte die gängige Auffassung in Frage, dass die Herrschaft der Bolschewiki schon deshalb eine kurzlebige Affäre bleiben werde, weil ihre Führer in der Mehrzahl ja „keine Nationalrussen“ seien. In dieser, häufig antisemitisch gefärbten Sicht der Dinge lag Luther zufolge ein tiefer Irrtum: „Die Trotzki, Kamenew usw. sind trotz ihrer nicht-russischen Abstammung in ihrer Weltanschauung und ihren Bestrebungen doch rechte Russen, sie sind es auch in ihrem Internationalismus.“

Man verkenne in Deutschland nämlich „die suggestive Macht des russischen Geistes ..., der aber gerade auf die feinfühligsten Fremden oft unwiderstehlich wirkt“. Es sei eine Tatsache, dass „gerade die besten Elemente unter den Fremdvölkern oft ... ganz in der Ideologie der russischen Revolution aufgehen“. Schließlich erscheine selbst „unser ganzes westeuropäisches Leben ... eng und klein gegenüber dem uferlosen russischen Idealismus“.<sup>753</sup>

Mit der großen Bindungskraft der „russischen Ideen- und Empfindungswelt“ sei es denn auch zu erklären, so Luther, „dass der russische Staat zum großen Teil von Nichtrussen geschaffen und nun auch wieder von Nichtrussen vernichtet worden ist ...“ Auch der Bolschewismus gehe „vielfach auf weit ältere Strömungen im russischen Geistesleben zurück“. Sobald man hinter den Spiegel seines orthodoxen Marxismus schaue, „treten die spezifisch-russischen Eigentümlichkeiten des Bolschewismus zutage“. Schon Thomas Masaryk habe festgestellt,

dass der Marxismus für die Russen keine bloße Doktrin oder Lehre, sondern „schlechterdings Religion, Gegenstand des Glaubens“, sei.<sup>(\*)754</sup> Dazu gehöre auch, dass man das einmal erkannte Heil gleich der ganzen Menschheit vermitteln wolle. Wie Tschernyschewski oder Bakunin, „redete auch Tolstoi immer zu allen Menschen aller Völker“; und Gorkis Zeitung habe schon 1905 den Beginn der Weltrevolution verkündet. Die Bolschewiki, so Luther, führten diese Tradition eines russischen Messianismus nur fort – mitsamt seiner despotischen Implikation, „dass jede abweichende Anschauung vom russischen Standpunkt aus als böser Wille, Heuchelei und nur im günstigsten Falle als mangelnde Einsicht angesehen wird“.<sup>755</sup>

Allerdings: „Die Wirklichkeit hat sowohl die Erwartungen Tolstojs als die des Bolschewismus Lügen gestraft.“ Ökonomisch und sozial befinde sich Sowjetrussland in einer ausweglosen Sackgasse. Man glaube „im heutigen Russland, schon im Jahre 2000 zu leben, während man tatsächlich noch nicht einmal bei 1789 angelangt ist“, sondern „mitten drin steckt in den Tagen Thomas Münzers und Jans van Leyden“ – eines mittelalterlichen Bauernkrieges und Ketzerwesens also.<sup>756</sup>

#### Hans Vorst und „Das bolschewistische Russland“

Einen Kontrapunkt zu derart spekulativen Bewertungen, aber auch zu Paquets „Briefen aus Moskau“, bildeten die Berichte des Korrespondenten des „Berliner Tageblatt“, Hans Vorst, die dieser unter dem Titel „Das bolschewistische Russland“ Anfang 1919 ebenfalls in Buchform herausbrachte.<sup>757</sup> Vorst (dessen wirklicher Name Karl Johann von Voss war) hatte wie Paquet von Stockholm aus die Entwicklungen in Russland verfolgt und war Mitte Juli 1918 (sehr zu Paquets Ärger) in Moskau aufgetaucht, ohne sich jedoch ähnlich eng an das Pressebüro der Botschaft anzuschließen. Als Baltendeutscher sprach Vorst Russisch als zweite Muttersprache, was ihm größere Bewegungsfreiheit verlieh.

---

(\*) Das angesprochene Werk von Masaryk waren seine viel zitierten „Soziologischen Skizzen zur russischen Geschichts- und Religionsphilosophie“, die 1913 unter dem Titel „Russland und Europa“ in Jena (bei Diederichs) in deutscher Übersetzung erschienen waren.

In Vorsts Berichten war von vornherein das Bestreben spürbar, sich eine möglichst nüchterne Auffassung von den Entwicklungen zu verschaffen. Dabei war auch er nicht unempfänglich für die Suggestion eines revolutionär erweckten Volkes. Und die Russen erschienen dafür wie geschaffen. Zwar wirke ihre „orientalische Geduld“, ihre „Liebenswürdigkeit und Vertraulichkeit im Verkehr“ und ihre „natürliche Höflichkeit und weitgehende Hilfsbereitschaft jedem Mitreisenden, jedem Mitmenschen gegenüber“ auf den ersten Blick ganz unrevolutionär. „Aber sobald man näher hinzuhört, so dringt einem von unten her die tiefe Grundüberzeugung von der Gleichheit der Menschenrechte entgegen, die im russischen Volke liegt.“<sup>758</sup>

Im täglichen Kontakt mit Kaufleuten, Arbeitern, Intellektuellen und selbst Sowjetfunktionären erfuhr Vorst jedoch schnell genug, „dass die soziale Basis der Sowjetregierung schon in bedrohlicher Weise zusammengeschrumpft ist“. Er selbst war bereit, den Bolschewiki jegliche Gerechtigkeit widerfahren zu lassen: „Bei objektiver Würdigung kann man nicht verkennen, dass die Regierung auf vielen Gebieten eine gewaltige organisatorische Arbeit leistet.“<sup>759</sup> Aber die negativen Eindrücke überwogen bei weitem. Vorst stellte fest, dass alle noch so energischen Organisationsbemühungen immer wieder konterkariert wurden durch den beständigen Kampf gegen die „burshuis“, während sich schon eine neue Kluft auftat zwischen denen, die zur bewaffneten Aristokratie der Sowjets dazugehörten, und allen, die nicht dazugehörten. Er registrierte auch die nationale Demütigung, die der Brester Frieden für breiteste Kreise bedeutete, und die Enttäuschung und Erbitterung darüber, dass der Frieden nach außen nur um den Preis eines Bürgerkrieges im Inneren hergestellt worden sei. Die Ermordung des Zaren und seiner Familie (die Vorst recht gutgläubig einer Kurzschlusshandlung der lokalen Behörden zuschrieb) bewies ihm jedenfalls eine wachsende Nervosität der Sowjetkreise. Und wenn der Zar für die Massen des russischen Volkes auch längst tot gewesen sei, so habe die Nachricht seiner Ermordung die Menschen doch bewegt. „Denn das russische Volk hat ein Herz und ein sehr empfindliches Gerechtigkeitsgefühl.“<sup>760</sup>

Die Einschätzungen Vorsts resümierten sich schließlich in dem paradoxen Befund, dass die objektive Lage der Bolschewiki – durch die wirtschaftliche Zerrüttung, den Verfall der industriellen Produktion, den Ruin des Handels und die unüberbrückbare Kluft zwischen Stadt und Land – völlig unhaltbar geworden sei; dass aber keine Kraft erkennbar sei, die ihr Regime stürzen und ersetzen könne. Der ungeheuerliche Massenterror sei womöglich nur eine Inszenierung, um den eigenen, aktiven Kern in der nötigen Kriegsstimmung zu halten und unter den verlumpten Massen zumindest eine Pogromstimmung gegen die vormals Besitzenden zu entfachen. Das Ende des Bolschewismus, glaubte Vorst, werde ebenso unerwartet und plötzlich kommen wie das des Zarismus: „Auch vor dem Ausbruch der ersten Revolution waren im Grunde genommen keine organisatorischen Kräfte vorhanden, die fähig und entschlossen gewesen wären, den Zarismus zu stürzen. Und doch wurde er gestürzt ...“<sup>761</sup>

Eine tröstliche Perspektive war das keineswegs. „Wenn von außen keine Einmischung erfolgt und das russische Bürgertum sich nicht aufrafft“, dann sei „eine völlige anarchische Auflösung, ein trauriger, rettungsloser Niedergang Russlands unvermeidlich“.<sup>762</sup>

In einer dem Buche angefügten Schlussbetrachtung ging Vorst noch einmal auf die gegen seine Berichte aus Moskau erhobenen Einwände ein. Die Verweise auf den zumindest kulturell produktiven Charakter des bolschewistischen Regimes beantwortete er mit der Frage: „Ist es möglich, die Kulturtaten eines Systems zu rühmen, das den Massenmord in einem solchen Grade zum regulären Mittel der inneren Politik erhoben hat? ... Die Kraft des Bolschewismus liegt im Negativen ... Und gerade darauf beruht die suggestive Gewalt, die er zeitweilig auf die Massen ... auszuüben vermag.“<sup>763</sup>

Am Ende bemühte Vorst (fast schon wie einen Gemeinplatz) den großen „Menschenkünder und Herzendeuter“ Dostojewski, der ein für allemal festgestellt habe: „Die russische Seele ist ein Rätsel“. Im gleichen Sinne habe der Patriarch Tichon ihm einmal gesagt, „der Bolschewismus habe in Russland den Sieg davontragen können, weil er in gewissem Grade im russischen Nationalcharakter liege“. Der russischen Seele sei „ein Hang zur Maßlosigkeit eigen“. Und auch „in

der theoretischen Spekulation neige der Russe dazu, rücksichtslos bis zum Äußersten zu gehen“. Gerade in diesem Sinne sei Lenin ein echter Russe.<sup>764</sup>

Dostojewski habe aber auch den Ausweg aus diesen Wirrnissen bereits angedeutet, als er sagte, „mit derselben Kraft, mit demselben Ungestüm“, mit dem er sich an den Rand des Verderbens bringe, rette der russische Mensch sich am Ende doch, „wenn er bis an die äußerste Grenze gegangen ist, das heißt, wenn darüber hinauszugehen schon kein Raum mehr blieb.“ Diese „äußerste Grenze“, glaubte Vorst, müsse bald erreicht sein. Ein Neuaufbau Russlands nach dem Sturz der Bolschewiki werde deshalb auch keine bloße Restauration sein. Ganz im Gegenteil: „Vielleicht wird dann ... aus der Saat, die der Bolschewismus gestreut hat, das ewig schöpferische Leben noch gute Keime sprießen lassen. Der Bolschewismus ist ein zerstörender Protest gegen die soziale Ungerechtigkeit der alten Welt und gegen den blutigen Wahnsinn des Weltkrieges. Dieser Protest ... wird nicht wirkungslos verhallen.“<sup>765</sup>

### Die frühen Erlebnis- und Augenzeugenberichte

Berichte über die russische Revolution und den Bürgerkrieg, worin die Authentizität eines unmittelbaren Augenzeugen sich mit der Haltung eines bewussten, um ein sachliches Urteil bemühten Beobachters verbunden hätte, gab es außer den bisher behandelten Korrespondenzen von Paquet und Vorst kaum.<sup>(\*)</sup> Stattdessen gab es eine Fülle von Erlebnisberichten höchst unfreiwilliger Augenzeugen – von entlaufenen Kriegsgefangenen, von Russlanddeutschen, die sich den Wirren der Revolution und des Bürgerkrieges hatten entziehen können, oder von Baltendeutschen, die vor den Turbulenzen der baltischen Staatsgründungen und der Kämpfe zwischen „Rot und Weiß“ geflüchtet waren. Alles in allem waren es Hunderttau-

---

<sup>(\*)</sup> Ein drittes, gleichrangiges, allerdings unter anderen Umständen zustande gekommenes Zeugnis bilden die „Briefe aus Sowjetrußland“ des aus Rußland stammenden Sozialdemokraten Paul Olberg, die in Stuttgart 1919 erschienen. Vornehmlich für den „sozialistischen Leser“ bestimmt, gehören sie eher in den (hier nicht behandelten) Kontext der Auseinandersetzung zwischen den russischen Sozialisten verschiedener Richtungen, die in einer vielfältigen, zum Teil auch deutschsprachigen Broschüren- und Zeitschriftenliteratur ausgefochten wurde. (Vgl. die Literaturliste im Anhang dieses Bandes.)

sende, die in diesen Jahren, trotz der unterbrochenen Verkehrsverbindungen, aus dem riesigen russischen Raum „heim ins Reich“ kehrten – manche nach einer kurzen, wirren Odyssee, die sie nicht selten bis ins tiefe Sibirien und an die Ufer des Pazifik und wieder zurück geführt hatte. Andere sahen sich herausgerissen aus bürgerlichen Verhältnissen oder bäuerlichen Siedlungen, in denen sie und ihre Familien über Jahrzehnte oder Jahrhunderte gelebt und gewohnt hatten und die sie nun schweren oder leichten Herzens aufgaben.

So viele Schicksale, so viele Geschichten waren es. Dass alle diese Rückkehrer aus Russland einen starken Mitteilungsdrang über ihre Erlebnisse und Erfahrungen in Krieg und Revolution hatten, verstand sich von selbst. Ihre – natürlich höchst subjektiven und „einseitigen“ – Berichte füllten über drei, vier Jahre hinweg zu einem guten Teil die Lücke, die durch den Ausfall aller regulären Nachrichten und Presseberichte entstanden war.

Dazu kamen in wachsendem Umfang die Berichte und Memoiren der Gegner oder Opfer der Bolschewiki, die aus den Zonen des Terrors und Bürgerkrieges nach Deutschland flüchteten. Viele dieser Emigranten wollten nicht nur berichten und anklagen, sondern wie jede frühere Opposition ihren Kampf aus dem Exil weiterführen. Andere wollten vor allem die russische Kultur in der Emigration bewahren und entwickeln. Sie gründeten Verlage, Zeitungen und kulturelle Einrichtungen verschiedenster Art. Nicht wenige der in russischer Sprache verfassten Berichte, Analysen, Memoiren oder Erzählungen wurden parallel auch in deutscher Sprache publiziert, wenngleich sie oft nur ein sehr begrenztes Publikum erreichten.

Die Hauptwelle dieser Flüchtlings- und Emigranten-Literatur setzte allerdings erst nach Kriegsende ein. Die Jahre 1919/20 brachten den absoluten Höhepunkt; aber bis weit in die zwanziger Jahre hinein wurden Berichte und Memoiren aus der russischen Revolution verfasst und gelesen. Allerdings wurden die Elemente persönlichen Erlebens je länger, umso mehr historisch-politisch interpretiert oder romanhaft überformt. Erst dann erreichten sie ein deutsches Massenpublikum.<sup>(\*)</sup>

---

<sup>(\*)</sup> In dieser Hinsicht verhielt es sich mit den Verarbeitungen der Revolution nicht anders als mit denen des Weltkrieges. Sie alle bedurften eines gewissen zeitlichen Abstandes. Man kann Erich

Nur wenige der Berichtenden verstanden es, im Strudel der sie selbst unmittelbar betreffenden Ereignisse einen halbwegs nüchternen oder interessierten Blick zu bewahren. Ein Gutteil der Zeitungsartikel, Bücher und Broschüren der ersten Stunde entstand denn auch als Teil des letzten, trüben Aufgebots einer Kampf- und Propagandaliteratur, die sich seit 1914 nicht zuletzt aus „Erlebnisberichten“ über die Gräuelp, Brutalität und Primitivität der Kriegsgegner genährt hatte, deren Tatsachengehalt natürlich stets zweifelhaft war. Aber auch nach dem Ende des Krieges und Bürgerkrieges gab es eine aus Kolportagen und Trivialromanen bestehende Literatur, die das Sujet der Bolschewisten- und / oder „Russengräuel“ zu ihrer Spezialität gemacht hatte.

Trotzdem wäre es falsch, damit eine ganze Kategorie von historischen Zeugnissen abzutun. Es gab in dieser Literatur Schilderungen von großem Ernst und unbestreitbarer Wahrhaftigkeit, die gelegentlich eine intuitive Scharfsicht für die Ereignisse und die handelnden Charaktere an den Tag legen. Nicht wenige waren mehr von Trauer als etwa von Hass und Anklage bestimmt. Aber auch von Zorn oder Spott geprägte Berichte konnten auf ihre Weise sehr treffend und aussagekräftig sein. Alles in allem wird man sie als einen authentischen, ernstzunehmenden Teil der historischen Quellen dieser Jahre gelten lassen müssen. Die persönlichen Erlebnisse, die die Grundlage bildeten, und die vielfach tragischen Schicksale, die dahinter standen, die aufgewühlten Emotionen, die sich darin Luft machen – das alles war nun einmal ein untrennbarer Teil dieser Geschichte und selbst einer ihrer Faktoren.

---

Maria Remarques Weltkriegsroman „Im Westen nichts Neues“ und Erich Edwin Dwingers Revolutions-Epopöe „Zwischen Weiß und Rot“ (beide 1928) insoweit durchaus nebeneinander stellen. Andere populäre Adaptionen russischer Revolutionserlebnisse waren die Romane des Kosaken-Generals Petr Krasnow, vor allem „Vom Zarenadler zur roten Fahne“, oder die Trilogie der (fiktiven) „Tagebücher“ Alexandra Rachmanowas, vor allem „Studenten, Liebe, Tschecha, Tod“. Alle diese Bestseller traten ihre Weltkarriere Ende der 20er, Anfangs der 30er Jahre von deutschem Boden aus an.

### Erlebnisse deutscher Rückwanderer aus Russland

Einige Beispiele aus dem breiten Strom der Erinnerungs- und Erlebnisberichte dieser frühen Kriegs- und Revolutionsjahre seien im folgenden angeführt.

So lieferte der Redakteur der Kaukasischen Post in Tiflis, Alexander Mosler, 1918 unter dem Titel „In den Sturmtagen der russischen Revolution“ eine humoristisch-sentimentale Beschreibung seiner Verbannung als Zivilinternierter in den Ural, seiner Flucht nach Petersburg und Erlebnisse während der Revolutionswirren.<sup>766</sup> Der Umsturz des Zarenreiches und zumal die Machtergreifung durch die Bolschewiki erschien dem eingewanderten „Kaukasus-Deutschen“ als ein sinnfälliger und organischer Ausdruck des russischen Chaos im allgemeinen. Im Tenor ganz ähnlich, aber sehr viel genauer waren die feuilletonistischen Aufzeichnungen des Redakteurs der Petersburger Zeitung, Oskar Grosberg, die er im Herbst 1917 in Riga, nach der Einnahme durch deutsche Truppen, niederschrieb und unter dem Titel „Russische Schattenbilder aus Krieg und Revolution“ 1918 veröffentlichte.<sup>767</sup> Auch hier erschien die Revolution vor allem als Orgie plebejischer Zügellosigkeit, als „Zwingherrschaft des Pöbels“, zumal dessen im Soldatenrock. Die primäre Ursache dieser Entfesselung niedriger Masseninstinkte sah Grosberg allerdings beim alten Regime und dem von ihm angezettelten Krieg gegen Deutschland. Die Führer des Arbeiter- und Soldatenrats in Riga, jüngere Männer „vorzugsweise jüdischer Nationalität, die im Zivilverhältnis Juristen gewesen waren“<sup>768</sup>, erschienen in Grosbergs Bericht mehr als Getriebene denn Anstreiber und im Zweifelsfalle bemüht, die tobende Plebs im Zaume zu halten.

Zu den ersten authentischen Nachrichten über das Regime der Bolschewiki gehörten die im Frühjahr 1918 in einer Broschüre „Deutsche Rückwanderer über Russland und den Bolschewismus“ gesammelten Berichte, die offenbar in der Zeit der Brester Verhandlungen nach einem einheitlichem Muster erhoben worden waren.<sup>769</sup> Das Titelblatt zierte die primitive Zeichnung eines Kosaken mit Jakobinermütze und Lumpenfahne vor brennender Kirche. Die Einleitung war im Ton eines vordergründigen Mitleids mit Russland gehalten, die Tendenz schwankte zwischen Warnung und Triumph. Der Bolschewismus sei wie „eine

plötzlich ausbrechende Epidemie“ über das Moskowiterreich gekommen, welches nur noch ein „riesenhaftes Trümmerfeld“ darstelle. Nie könne daraus wieder entstehen, was man vor dem Kriege unter Russland verstanden habe, nämlich: „... den größten und vielleicht nach außen hin mächtigsten Großstaat Europas, dessen viele Millionen Einwohner im Frieden trotz der übertriebenen Klagen über Bedrückung und Knutenherrschaft des Zartums mit einer gewissen stumpfen Behaglichkeit dahinlebten, dessen latente Kraft bei ruhiger und steter Entwicklung eine gewaltige wirtschaftliche Konkurrenz für die älteren Kulturvölker Europas voraussagte, dessen Riesenheere im Kriege für Russlands Nachbarn stets eine Bedrohung waren!“<sup>770</sup>

Die Rückwanderer, durchweg Reichsangehörige, die während des Krieges interniert und verschickt worden waren, hätten trotz der Unterschiede ihrer Berufe „alle übereinstimmend dasselbe vernichtende Urteil über den Bolschewismus gefällt“ – der deutschen Heimat zur Warnung. Auch in diesen Berichten erschien die Machtübernahme der „Maximalisten“ eher als eine letzte Steigerung der sozialen Anarchie, nicht schon als eine Form totaler Diktatur.

Genauer über die Politik der Bolschewiki enthielten Berichte von Industriellen und Kaufleuten, die nach dem Vertrag von Brest-Litowsk im Frühsommer 1918 Gelegenheit hatten, nach Moskau oder Petersburg zu reisen, um alte oder neue Wirtschaftsbeziehungen anzuknüpfen. In der Regel handelte es sich um gedruckte Vorträge oder Zeitschriften-Aufsätze.<sup>771</sup> Ein ausführlicherer Bericht dieser Art stammte von dem Bremer Kaufmann Bernhardt Ehrhardt, der sich immerhin von Mai bis Oktober 1918 in beiden russischen Hauptstädten aufgehalten und durch die Kontakte mit seinen früheren russischen Geschäftspartnern mancherlei Einblicke ins Leben unter dem neuen Regime gewonnen hatte. Unter dem Eindruck der Revolutionswirren in Deutschland hatte er sich hingesezt, um mit gutbürgerlichem Ingrimm das deutsche Volk am Beispiel seines „sterbenden Nachbarn im Osten“ zu warnen. Im Frühjahr 1919 kam sein Bericht unter dem plakativen Titel „Der Bolschewismus als Totengräber“ im Scherl-Verlag als Buch heraus.<sup>772</sup>

„Erlebnisse einer deutschen Frau in Russland“

Einen Einblick aus erster Hand in die Triebkräfte und den anarchischen Verlauf der russischen Revolution der Jahre 1917/18, vor allem der agrarrevolutionären Umwälzungen im ländlichen Russland, vermittelte der epische Erlebnisbericht, den die Münchener Malerin Annemarie Kruse-von Jakimow nach ihrer Rückkehr im November 1918 verfasste. „Der Gutshof Jakimow. Erlebnisse einer deutschen Frau in Russland“ erschien 1919 im Ullstein Verlag.<sup>773</sup>

Nach ihrer Heirat mit dem russischen Maler Igor von Jakimow war die Autorin im Frühsommer 1914 auf dessen heimatliches Gut in der Provinz Rjasan gefahren und dort vom Kriegsausbruch überrascht worden. Während ihr Mann als russischer Offizier an die Front musste, versuchte sie, so gut es ging, das Gut zu bewirtschaften. Mit den Bauern des dazugehörigen Dorfes lebte sie bald in einem Zustande dumpfer Spannung: „... sie waren mir so fremd, kamen mir als der Deutschen so misstrauisch entgegen, dass ich den Weg zu ihren Herzen nicht zu finden vermochte“.<sup>774</sup>

Schon lange vor der Revolution nahmen kleinere Brandstiftungen, Diebstähle und Übergriffe zu. Im Herbst 1916 endete eine Festlichkeit für Freunde aus der Stadt, auf der ein Theaterstück aufgeführt wurde, ums Haar mit einem Sturm der Bauern auf das Gutsgebäude. Die „Staatsumwälzung“ im Februar/März rief dagegen, so schien es, allgemeine Begeisterung und Versöhnung hervor. „Die Stimmung in den ersten Tagen der Revolution war so ergreifend schön, dass sie der, der sie erlebt hat, nicht vergessen wird.“<sup>775</sup> Die Jugend steckte sich rote Schleifen an. Ihr auf Urlaub gekommener Mann hielt den Bauern „eine ergriffene Rede, in der er ihnen Glück wünschte und sie zum gemeinsamen Weiterarbeiten aufforderte. Die Bauern aber waren sehr still ...“ Nur als vom Land die Rede war, „das jetzt gerechter verteilt würde“, habe es eine kleine Bewegung gegeben – „sonst nichts“.<sup>776</sup> Als es aber an das Aufteilen ging, zwang die drohende Haltung der Bauern die Gutsherrin bereits, die Hälfte des fertig bestellten Gutslandes herauszugeben. „Dabei forderten ihre gierigen Augen bald noch mehr, man wollte mich ganz liquidieren sehen.“<sup>777</sup>

In diesen und vielen anderen Passagen vermittelte der Bericht gerade durch seine arglos ungeschminkte Erzählung etwas von der Unüberbrückbarkeit der sozialen Gegensätze auf dem Lande, die die eigentliche, blinde „Elementargewalt“ der Revolution von 1917 ausmachten. Ein Sommerfest der Jakimows im Juni erwies sich als der letzte Abgesang. Der Wagen, der ihren Mann wieder an die Front brachte, „war noch am Horizont zu sehen, als das ganze Dorf wieder auf meinem Hof erschien mit der Forderung, ihm alle Wiesen und das Land für die Winter-saat zu überlassen“.<sup>778</sup>

Das Fanal des Oktober waren dann schon die Brände, die ringsum nachts den Horizont rot erhellten. Unter den Augen der Autorin wurde auch das Gut der Jakimows geplündert. Mit nichts als ein paar persönlichen Habseligkeiten und ihrem Kind fuhr sie schließlich auf einer Fuhre davon, nachdem es erst hieß, die Bauern „hätten es sich anders überlegt und wollten mich nicht lebend davonlassen“. Aber dann gab es doch einen halbwegs friedlichen Abschied: „Die Frauen weinten sogar ... Sie sagten, ich solle es ihnen doch nicht übelnehmen, es wäre nun einmal solch eine Zeit gekommen, und ich solle sie bald einmal in Polotio-obnoje besuchen! – So fuhr ich ab, wortlos und tränenlos.“<sup>779</sup>

In der Kleinstadt, in der sie mit ihrem Mann – der sich von der Armee abgesetzt hatte und dadurch den Offiziersmorden in seiner finnischen Garnison knapp entgangen war – ein Jahr lang lebte, fing der Schrecken erst richtig an. Völlig mittellos, erwarteten sie täglich ihre Verhaftung. Die Autorin selbst versuchte auf mehreren verzweifelten Fahrten im Sommer 1918 nach Moskau eine Genehmigung zur Ausreise zu erwirken. In diesen Passagen gewinnt Annemarie Kruses naiv-empörter Bericht etwas vom Glanz einer metaphorisch verdichteten Realität:

„Beim spärlichen Licht einer kleinen Kerze erstand aus dem Menschenknäuel während der Fahrt im fensterlosen, doch verschlossenen Wagen ein Redner nach dem anderen, alles Leute, die in den Städten die zahllosen Vorträge und Meetings der Bolschewiki mit angehört und nun von Deismus und Atheismus, von Tolstoi und Schopenhauer und allem nur Erdenklichen redeten, wobei sie die Worte so verdrehten, den Sinn so verfälschten und doch dabei so fabelhaft ge-

schickt und beredt alles herausbrachten, dass man nicht wusste, sollte man lachen oder sie bewundern. Zum Schluss arteten die Reden und Gegenreden ... wie gewöhnlich in drohende Schimpfworte auf die 'Burjuis' aus, und ich, die durch meinen Hut als solche gekennzeichnet war, zog mich tiefer in die Dunkelheit zurück.<sup>780</sup>

Auf wunderbare Weise gelang es ihr, die Ausreise-Papiere zu besorgen. Freunde halfen, die letzten Sachen zu verkaufen, um Geld für die Fahrkarten zu Erlösen. Und in einem der letzten Züge, die noch nach Deutschland abfahren, erreichten die Jakimows am 10. November Berlin. Dass dort soeben die Revolution ausgebrochen war, konnte die Autorin nicht mehr anfechten. Der Schluss war durchaus versöhnlich: „Jetzt war ich bei den Meinen ... In einem Lande, das, wenn es auch in manchen Beziehungen denselben Entwicklungsweg wie Russland gehen sollte, doch andere Formen dafür finden wird. Unter einem Volke, das nicht wie das arme russische, in der Finsternis der Unbildung tappt, und darum nicht in die russischen Fehler verfallen wird.“<sup>781</sup>

### Augenzeugen des roten Terrors

Der Zusammenbruch des Kaiserreiches und die revolutionären Unruhen in Deutschland selbst bedeuteten eine Zäsur in den Berichten über Sowjetrussland. Vor allem die Ereignisse im Baltikum, wo sich zwischen November 1918 und Februar 1919 abermals bolschewistische Regierungen für kurze Zeit etablierten, trugen erheblich zur Unruhe in der bürgerlichen Öffentlichkeit bei. Wie schon ein Jahr zuvor, waren die Deutschbalten ein bevorzugtes Objekt sozialer und physischer Repressionen.

Die „Berichte, Erlebnisse, Bilder aus den Tagen der Räteregierung im Baltikum“, die Erich Koehrer im Frühjahr 1919 in zwei Broschüren mit den Titeln „Unter der Herrschaft des Bolschewismus“<sup>782</sup> und „Das wahre Gesicht des Bolschewismus!“<sup>783</sup> lieferte, konnten tatsächlich einige Authentizität beanspruchen. Der Autor, ein Mitarbeiter des Reichskommissars für Ostfragen, des Sozialdemokraten August Winnig, war nach dem Abzug der roten Truppen im Februar

1919 als Pressebeirat der deutschen Gesandtschaft bei den Regierungen Lettlands und Estlands tätig gewesen. In dieser Zeit, berichtete Koehrer, habe er zahllose Berichte und Photographien erhalten, die auf das vorhergegangene, im November 1918 errichtete Regime der Bolschewiki im Baltikum ein grelles Licht geworfen hätten. „Ich habe aus der Fülle dieses Materials eine ganz bescheidene Auslese getroffen und den Berichten glaubwürdiger Persönlichkeiten, die unter der bolschewistischen Herrschaft Wochen und Monate verlebt haben, eine Zusammenfassung meiner eigenen Eindrücke hinzugefügt, die ich in Riga gewonnen habe“.<sup>784</sup>

Koehrer sagte von sich, er habe „die idealen Grundlagen der bolschewistischen Ideen nie verkannt und verkenne sie auch heute nicht“. Umso mehr sei es nach allem Erfahrenen und Gesehenen seine Pflicht, „diese Eindrücke in die Welt hinauszurufen, um die noch lebende Heimat vor gleichem Geschick bewahren zu helfen“.<sup>785</sup>

Beide Broschüren erschienen in sozialdemokratischen Verlagen, die eine im Verlag für Sozialwissenschaft, die andere im Firn-Verlag. Ihr eigentliches dokumentarisches Gewicht erhielten sie durch beigefügte Photos, die nach der Vertreibung der roten Truppen an den geöffneten Massengräbern von Wesenberg, in denen 300 ermordete Geiseln lagen, sowie in den Erschießungsstätten in Mitau, Dorpat und Riga, die Schlachthäusern glichen, aufgenommen worden waren.

Das Publikum in Deutschland sei zu Recht misstrauisch gegen ungeprüfte Behauptungen oder amtliche Darstellungen, meinte Koehrer. „Aber wenn ein deutscher Sozialdemokrat und Journalist“, den es nur durch die revolutionären Ereignisse in eine offizielle Stellung verschlagen habe, „mit seiner Person und mit seinem Namen für einen aus amtlichen Quellen geschöpften Bericht eintritt“, dann dürfe er doch wohl fordern und erwarten, „dass hier auch nicht einen Augenblick lang der Gedanke an ein Frisieren der Tatsachen, an eine Fälschung oder Entstellung auftauchen kann“.<sup>786</sup>

Koehrer kam es vor allem darauf an herauszustellen, dass der rote Terror sich keineswegs nur gegen die „baltischen Barone“ gerichtet habe. Vielmehr seien ihm „Angehörige aller nichtbolschewistischen Kreise bis weit hinein in die sozi-

aldemokratischen Reihen zum Opfer gefallen“.<sup>787</sup> Weil der Bolschewismus nur zerstöre und nicht aufbaue, weil er die Sache einer Minderheit bleibe, schwemme er den verbrecherischen Untergrund der Gesellschaft nach oben. Der Ursprung dieser politischen Seuche aber liege noch jenseits von Russland: „Wie einst die Cholera aus Asien kam, so trägt die bolschewistische Pest, die sich drohend gen Westen wendet, durchaus asiatische Züge, und es ist gewiss kein Zufall, dass unter den Truppen, die die Sowjetregierung auf Europa loslässt, Tausende von Tataren und Chinesen sich befinden.“<sup>788</sup>

Die wohl größte Verbreitung unter den Texten dieses Genres fand ein Bericht von Franz Cleinow über seine „Erlebnisse im sterbenden Russland“.<sup>789</sup> Der Verlag Die Einheitsfront, in dem das Bändchen erschien, erklärte, für die „Versöhnung aller staaterhaltenden Volkskreise“ einzutreten und „den politischen Radikalismus“, die „Verhetzung in jeder Form“ sowie „den Terror in jeder Gestalt“ zu bekämpfen. Ein solcher Republikanismus der nationalen Mitte entsprach auch etwa der Position, die der Autor in seiner Schrift vertrat.

Cleinow, 1915 als junger Offizier in russische Gefangenschaft geraten, war 1918 frei gekommen und während der deutsch-österreichischen Okkupation der Ukraine als Wirtschaftsfachmann beim Oberkommando in Kiew tätig gewesen war. Als die letzten deutschen Truppen im Januar 1919 aus Kiew abzogen und die kurzlebige Regierung Petljura sich einrichtete, blieb Cleinow mit einer Reihe anderer deutscher Amtspersonen in Kiew zurück, „um die Liquidation verschiedener staatlicher bzw. privater Institutionen durchzuführen“.<sup>790</sup> Anfang Februar wurde die Stadt dann zum zweiten Mal von der Roten Armee eingenommen. Als im Juli in Berlin der Prozess gegen Radek beginnen sollte, wurden alle noch vorgefundenen Deutschen, soweit sie sich nicht dem deutschen Soldatenrat zur Verfügung gestellt hatten, als Geiseln verhaftet, darunter auch Cleinow.

Die weiße Armee Denikins war im Anmarsch, und in der Stadt raste der rote Terror. Hunderte von ehemaligen Aristokraten, Bürgern, Intellektuellen und etwaigen Opponenten waren ebenfalls als Geiseln genommen worden. Nacht für Nacht wurden Opfer aus den Zellen herausgerufen und zu einem „Verhör“ ohne Wiederkehr, tatsächlich (wie allen klar war) zur Hinrichtung abgeführt. Obwohl

Cleinow alle kolportagehaften Übertreibungen vermied, machte seine Darstellung deutlich, dass dieser Terror die Zwecke einer bloßen „Niederschlagung der Konterrevolution“ weit überschritt und Züge einer planmäßigen sozialen Vernichtung trug.

Als die Stadt geräumt werden musste, wurden alle noch lebenden 250 Insassen des Gefängnisses durch eine Kommission selektiert. „Die Kommission arbeitete nach dem Alphabet und ... so dauerte das ganze Verfahren etwa 10 Stunden, qualvolle Stunden ...“<sup>791</sup> Etwa einhundert erhielten den Vermerk „S“ (Swoboda) auf ihrer Karte eingetragen und wurde freigelassen. Dreißig (unter ihnen die deutschen Geiseln) wurden mit „M“ (Moskwa) für die Evakuierung, d.h. für die Mitführung als Geiseln, vorgesehen. Die übrigen 120 Gefangenen erhielten den Vermerk „R“ (für „Rastrelj“) und wurden noch in derselben Nacht umgebracht. Wie das vor sich ging, wussten alle im Gefängnis: „Sie wurden zu 7 herausgerufen, mussten sich ausziehen, auf den Leib legen und erhielten jeder einen Revolvergeschoss in den Hinterkopf.“<sup>792</sup> Da niemand erfuhr, welches Urteil die Kommission über ihn gefällt hatte, erlebte das ganze Gefängnis eine Nacht des unbeschreibbaren Terrors.

In Moskau wurden die Haftbedingungen dann allmählich leichter. Radek führte in Berlin-Moabit längst seinen berühmten „Salon“ und stand nur noch unter loser Schutzhaft. Der Austausch erfolgte jedoch erst im Januar 1920. Cleinow konnte sich am Ende in Moskau halbwegs frei bewegen und nutzte die Zeit, um seine Beobachtungen zu machen und sich über das ganze Phänomen des Bolschewismus im Klaren zu werden. So gebe es unter den Bolschewiki „gewiss Menschen von hohem idealem Schwung, die zu jeder Selbstaufopferung fähig sind“. Viel zahlreicher seien aber die bloß Unzufriedenen und die Opportunisten, die „immer bereit sind, zu der Partei überzugehen, die gerade zur Herrschaft gelangt“.<sup>793</sup> Im übrigen müssen man erklären, „warum man heute in allen hervorragenden Stellen der Revolution alle anderen Fremdvölker, aber nur wenig Russen findet“. Die Hauptrolle spielten Juden, dann Letten, Polen und andere. Cleinow glaubte, dass dies gerade mit der bevorzugten Stellung der Großrussen unter dem alten Regime zu tun habe: Sie hätten „gewissermaßen als die Herrenklasse unter den anderen

Völkern Russlands“ gelebt und seien „unter solchen Verhältnissen immer unfähiger zu wirklicher Arbeit“ geworden. Gerade umgekehrt habe es sich mit den Angehörigen der nationalen Minderheiten verhalten. Und unter diesen seien bekanntlich vor allem die Juden den schwersten Bedrückungen ausgesetzt gewesen:

„Das Judentum war daher immer darauf trainiert, die Gesetze zu umgehen und stellte zu alten Zeiten in Russland einen mit Revolutionsstoff überladenen Akkumulator dar, welcher bei der ersten Gelegenheit zur Entladung kommen musste. Als nun der Umsturz eintrat, waren die Juden die Hauptträger der Bewegung und fanden sich in ihrer großen Masse am schnellsten in der neuen Situation zurecht; ihnen waren alle Ausnahmegesetze der Bolschewiki bekannte Erscheinungen, die sie schon im Frieden zu umgehen gelernt hatten; so finden wir heute auch unter den wohlhabenden und verdienenden Klassen in erster Linie Juden.“<sup>794</sup>

Dass die Bolschewiki sich überhaupt halten konnten, erklärte Cleinow damit, dass die „große Masse der nicht bolschewistisch gesinnten Bewohner Russlands“ von der Entente enttäuscht sei oder sogar glaube, „dass sie absichtlich Russland in diesem Zustande des Marasmus lässt, um es später gänzlich vernichtet in die Hände zu bekommen“.<sup>795</sup> Jetzt sei Deutschland, so paradox das klinge, „der Hoffungsstern eines großen Teiles des russischen Volkes“. Ein deutscher Einmarsch, der die Einberufung einer gesamtrussischen Nationalversammlung, allgemeines Wahlrecht, Wiederherstellung des Besitzes mit Ausnahme des Großgrundbesitzes, freien Handel und soziale Reformen auf seine Fahnen schriebe, würde „den Bolschewismus heute im Handumdrehen fortfeigen“.<sup>796</sup> Natürlich war das 1920 eine rein hypothetische Überlegung.

Immerhin glaubte Cleinow, im Fehlexperiment des Bolschewismus einen verborgenen dialektischen Sinn zu erkennen. Und zwar stelle er jene mephistophelische Kraft dar, „der vom Schicksal die Rolle zugewiesen zu sein scheint, alles zu zertrümmern, was der großen Idee des ‘wirtschaftlich vereinten Europa’ entgegensteht“.<sup>797</sup>

### Erste Versuche einer Interpretation

Versuche, mit fliegender Feder eine „Geschichte der großen russischen Revolution“ zu schreiben, hatte es bereits in den Tagen Kerenskis im Sommer 1917 gegeben.<sup>798</sup> Die Ermordung der Zarenfamilie im Sommer 1918 lieferte dann den nächsten Anstoß, noch einmal über den „Umsturz des russischen Kaiserreiches“ zu schreiben.<sup>799</sup> Allerdings handelte es sich durchweg um rasch kompilierte Historien Gemälde ohne spezifischen Informationswert und tieferen Erkenntnisgehalt. Interessant an ihnen war allenfalls, dass die Revolution in Russland – ungeachtet des politischen Standpunktes der Autoren – stets als Nemesis des alten Regimes behandelt wurde, und zwar mit Argumenten, die großteils dem Arsenal der deutschen Kriegspropaganda seit 1914 entstammten. Dass Kerenski als „Verräter“ an den Friedenszielen der Revolution der Verachtung anheim fiel, verstand sich von selbst. Ungleich bedeutender erschienen allemal die Gestalten Lenins und Trotzki, auch wenn sie in das düsterste Zwielflicht getaucht wurden.

Am erstaunlichsten war jedoch, dass die Ermordung der Zarenfamilie bei aller konventionellen Entrüstung mit einem deutlichen Unterton der Genugtuung registriert wurde. Ja, die „Grausamkeit“ und „Ruchlosigkeit“ der bolschewistischen Exekutoren erschien als ein charakteristisches Produkt des Zarismus selbst: „Der heiße Drang nach Rache für die erbärmlichen Ungerechtigkeiten, die die russischen Behörden an den ‘Politischen’ verübten, für die Grausamkeit der Justiz, die vor keinem Mittel zurückschreckte, für die Nichtachtung des Lebens und die Unterdrückung der geistigen Regeksamkeit, hat sich nach Jahrzehnten todesmutiger Kämpfe endlich erfüllt ... Nikolaus II., der letzte ‘Zar’, der über Leben und Tod in seinem Reiche herrschte, der eine große Armee von Beamten zum Schutze seines eigenen Lebens unterhielt, fiel, jeden Schutzes beraubt, verlassen von allen bezahlten Knechten der Treue, mit seiner ganzen Familie der Wut seines Volkes zum Opfer.“<sup>800</sup>

Den ersten ernsthafteren Versuch einer Geschichte der russischen Revolution unternahm 1919 Axel Freiherrn von Freytagh-Loringhoven.<sup>801</sup> Der Breslauer Historiker war im Dezember 1918 durch eine Reihe scharf antibolschewistischer

Vorträge für die neugegründete Deutschnationale Volkspartei hervorgetreten, worin er hauptsächlich vor einem „deutschen Bolschewismus“ gewarnt hatte.<sup>802</sup> Danach erst befasste er sich eingehender mit der Geschichte Russlands und der russischen Revolution. Seine „Geschichte der russischen Revolution. Erster Teil“ endete mit dem Sieg der Bolschewiki. Ein zweiter Teil ist nie erschienen – und konnte in diesem Duktus auch nicht folgen, da das Regime der Bolschewiki andauerte und sich noch längst in keine irgendwie abschließende historische Betrachtung bringen ließ.

In gewisser Weise hatte sich Freytagh-Loringhoven selbst in diese Sackgasse manövriert. Denn trotz einer recht eingehenden Darstellung des Verlaufs und der treibenden Motive der Revolution des Jahres 1917 endete das Buch in einer massenpsychologisch überspitzten Aporie: „Immer deutlicher musste die Masse empfinden, dass Recht und Gesetz nicht mehr galten, dass keine feste Hand mehr über dem Lande waltete, dass die Entscheidung nun bei ihr selbst lag. Und da brach sie los. – Aber Lenin und Trotzki waren nicht ihre Führer, nicht ihre Beherrscher. Sie waren nur ihre Sprecher und ihres Willens Vollstrecker. Nicht Lenin und Trotzki kamen zur Herrschaft, sondern die Massen selbst, deren Seele stets von anarchischen Instinkten erfüllt gewesen ... Und nicht Männer waren es, nicht Helden und Führer, die das Banner der Revolution trugen, sondern Götzen, die die Menge sich nach ihrem Bilde geschaffen hatte.“<sup>803</sup>

Von einem kaum weniger konservativen Standpunkt, als ihn Freytagh-Loringhoven vertrat, kam Harald von Hoerschelmann in seiner Studie „Person und Gemeinschaft. Die Grundprobleme des Bolschewismus“<sup>804</sup> zu einer sehr viel positiveren Bewertung der bolschewistischen Revolution, die, „vom sarmatischen Becken her, ihren Siegeszug nach West und Ost zu vollenden scheint“. Offenbar handele es sich um mehr als eine bloße politische Bewegung: nämlich „um eine Umwälzung des innersten Willens und Glaubens der Menschen, um eine Umpflügung jenes den klaren Worten unzugänglichen Gefühlsbodens der menschlichen Seele“, und somit um nichts anderes als die Vollendung der von Nietzsche einstmals verkündeten „Umwertung aller Werte“. Wenn dies zunächst rein negativ und zerstörerisch geschehe, so wäre es doch „ohne Beispiel in der

Weltgeschichte, wenn eine Bewegung, die nicht im letzten Grunde von einer ethischen Idee getragen ist, solche Stoßkraft entwickeln und zu so gewaltigen Ausmaßen anwachsen könnte“.<sup>805</sup>

Diese zugrundeliegende „ethische Idee“ fand Hoerschelmann im russischen Streben nach „Allheit“, welches nur die stärkste Äußerung eines menschheitlichen „Urphänomens“, nämlich des „Gemeinschaftswillens“, sei. In dieser Perspektive ergäben sich viele Parallelitäten zwischen dem bolschewistischen Rätegedanken und einer christlich-korporativen Gesellschaftsverfassung. Denn die Räteidee laufe im Grunde ihrerseits auf den Aufbau einer neuen „Hierarchie von unten“ hinaus. „Zur ‘Demokratie’ steht dies alles freilich in unversöhnlichem Gegensatz, mit dem altkonservativen Ideal sind dagegen, wie wir sahen, seltsame Berührungspunkte vorhanden ... Vieles in den neuen Ideen entspricht uraltem germanischem Empfinden ...“

Nicht zufällig habe gerade die aus altkonservativem Geiste geborene, vorbildliche Sozialgesetzgebung in Deutschland, wo die „Klasse“ in gewissem Grade immer noch „Stand“ geblieben sei, den Hass der westlich-kapitalistischen Welt auf sich gezogen. Nun, da es den Siegermächten gelungen sei, Deutschland als das Bollwerk alten Gemeinsinnes zu zerbrechen und der Kapitalismus scheinbar „letzte Triumphe“ feiere – eben da entstehe zwischen dem geschlagenen Deutschland und dem niedergebroschenen Russland ein neuer genossenschaftlicher Gedanke, der sich der Herrschaft des ungezügelten Liberalismus entgegenstelle. „Und es ist vielleicht nicht ganz zufällig, und nicht *nur* parteitaktisch bedingt, dass heute die Radikalsten mit den Konservativsten sich auf der Bank der Opposition so oft zusammenfinden, dass bei den Wahlen die Anhänger des Spartakusbundes manchen Orts geschlossen für die Deutschnationale Partei stimmten ... Eine gewisse Verwandtschaft des Lebensgefühls ... ist vorhanden, trotz der anscheinend so unüberbrückbaren Kluft ... Es wäre nur zu wünschen, dass dies von beiden, namentlich von der rechten Seite, erkannt würde ...“<sup>806</sup>

Viel skeptischer sah das der Sozialhistoriker Werner Sombart, der Anfang 1919 in die „siebente, durchgesehene und vermehrte Auflage“ seines grundlegenden Werkes „Sozialismus und soziale Bewegung“ ein Kapitel über den Bolschewis-

mus einfügte.<sup>807</sup> Sombart zufolge waren gerade die Bolschewiki „die echten Kinder des kapitalistischen Zeitalters“, da dieses doch „das Streben um des Strebens, den Kampf um des Kampfes, das Neue um des Neuen willen zu Werten erhoben hat“. Dies aber sei der reine Geist der Negation – und die Bolschewisten seien seine konsequentesten Vertreter: „Der Bolschewist sagt zu allem, was Menschengestalt bis daher geboren hat, nein: er ist der Gegner schlechthin, der Anti-Mensch.“ Die Bolschewiken seien ja nicht bloß anti-kapitalistisch, sondern auch anti-religiös, anti-aristokratisch, anti-liberal, anti-parlamentarisch, anti-national, anti-pazifistisch, anti-moralisch usw. „Was sie bejahen, so kann man es ausdrücken, ist die absolute Negation; was sie lieben, ist die Idee der Zerstörung; wofür sie sich opfern, ist ‘die Revolution’, eben das Nicht-so-sein, der ewige ‘Fortschritt’ zu neuen Formen ...“<sup>808</sup>

Tatsächlich unterliege aber auch die bolschewistische Umwälzung dem Grundgesetz jeglicher Revolution: „Mit ergreifender Deutlichkeit hat die revolutionäre Bewegung der Bolschewiki wieder einmal offenbart, was die Revolution vermag, aber auch wo die Grenzen ihrer Macht liegen. Niemals, das zeigen die Vorgänge in Russland auch dem Blindesten, wird die Revolution, sei sie so groß wie sie will und die russische Revolution hat an Ausdehnung und innerer Kraft die große französische Revolution sicher übertroffen, niemals, sage ich, wird die Revolution imstande sein, ein neues Wirtschaftssystem zu schaffen oder auch nur in seiner Ausbreitung wesentlich zu fördern. Wie das Handwerk, wie der Kapitalismus unabhängig von jeder politischen Revolution ihre Bahnen gewandelt sind, so wird es auch der Sozialismus als Wirtschaftssystem tun: er wird wie jene organisch wachsen, der Pflanze gleich, und keine äußere Macht wird vermögen, seine Wachstums- und Reifezeit auch nur um Monate abzukürzen.“<sup>809</sup>

Vom subjektiven Faktor her sah Sombart die Sache freilich viel wohlwollender: Denn tatsächlich habe der Bolschewismus „die Sache des Sozialismus ganz wesentlich gefördert ..., wie es der Leidenschaftlichkeit, der Maßlosigkeit und dem Überschwang der russischen Seele entspricht.“ Erst durch ihre „Propaganda der Tat“ hätten die Bolschewiki den Sozialismus „zum Kernproblem der europäischen Kulturmenschheit“ gemacht. Auch sei es ihnen zu danken, dass nach ihren

fehlgeschlagenen Wirtschafts-Experimenten „wir in vielen Fragen der Sozialisierungstechnik klarer sehen, als wir es auf Grund rein theoretischer Erwägungen je vermocht hätten“. Ja, die Bolschewiki hätten die Ideenwelt des Sozialismus „geläutert“, indem sie ihn „zum entschlossenen Antikapitalismus“ umprägten und indem sie „die Sowjet-Verfassung – den wichtigsten Bestandteil ihres Programms – als einen Damm in die anschwellende Flut des mechanistischen Demokratismus und Parlamentarismus, diese Ausdrucksformen des amerikanisierten Bürgertums, hineinbauten“.<sup>810</sup>

Kurzum: Durch den Bolschewismus sei „die drohende Trennung zwischen Sozialismus und Heroismus vermieden“ und der Sozialismus davor bewahrt worden, vollends „zu einem miserabilistischen Suppenküchen- und Volksheim-Idealismus“ zu verflachen. „Vielleicht äußert sich hier, wie es manche wollen, die Eigenart der russischen Seele, die das Opfer um des Opfers willen ersehnt ...“ Sombart schien durchaus geneigt, dem beizustimmen. Nur trete in der bolschewistischen Unbedingtheit auch „die Unvollständigkeit der heutigen sozialistischen Ideenwelt voll zutage ...“<sup>811</sup> Die Bolschewiki waren demnach die Heroen einer Sozialordnung, die noch nicht herangereift war. Oder, in Sombarts Kriegsjargon: keine Händler, sondern Helden.

#### „Der Bolschewismus und die deutschen Intellektuellen“

Einen ersten Versuch, die Meinungen einer maßgeblichen deutschen Öffentlichkeit über den Bolschewismus einzuholen, bildete eine Umfrage, die der „Bund deutscher Gelehrter und Künstler“ unter seinem Sekretär Heinrich von Gleichen im Januar 1919 bei einem repräsentativen Kreis deutscher Intellektueller veranstaltete. Anfang 1920 erschien unter dem Titel „Der Bolschewismus und die deutschen Intellektuellen“ eine kommentierte Zusammenstellung der Antworten, ergänzt um Zitate aus weiteren, bis dahin erschienenen Büchern und Artikeln.<sup>812</sup>

Der „Bund deutscher Gelehrter und Künstler“ war von jenem Heinrich von Gleichen während des Krieges unter der direkten Patronage des Auswärtigen

Amtes und der Obersten Heeresleitung gegründet worden, als ein Instrument zur Heranziehung der Literaten für die deutsche Kriegspropaganda nach innen und außen. Er hatte immerhin an die 1000 Mitglieder besessen, darunter Sozialdemokraten und Nationalliberale ebenso wie Vertreter des deutsch-völkischen Spektrums.<sup>813</sup> Von Gleichen war Mitte 1919 dann der Organisator des „Juniclubs“ geworden, einer Vereinigung von „Jungkonservativen“, die zur Keimzelle der posthum zu einiger Berühmtheit gelangten Zirkel der „Konservativen Revolution“ wurde. Aber 1919 lagen solche Zuordnungen und Abgrenzungen noch mehr im Ungefähren. Jedenfalls gehörte es zum Anspruch des „Juni-Clubs“, Rechte und Linke, Literaten, Gelehrte, Gewerkschafter, jüngere Militärs und Vertreter der Parteien zur Diskussion über eine Neuorientierung der inneren und äußeren Politik nach dem Weltkrieg und „Versailles“ zusammenzuführen.<sup>814</sup>

Die Fragen über den Bolschewismus in dem Rundschreiben von Gleichens waren denn auch betont neutral gehalten, was sich im Januar 1919, dem Monat des sog. „Spartakusaufstandes“ und seiner blutigen Niederschlagung, nicht gerade von selbst verstand.<sup>815</sup> Noch bemerkenswerter war jedoch die Zusammenstellung und Kommentierung der eingegangenen Antworten durch die Herausgeber. Vorangestellt wurde dem Band – wie ein Leitmotiv – eine Äußerung Alfons Paquets aus seinem viel gelesenen Buch „Der Geist der russischen Revolution“, in dem es im Sinne eines Postulates hieß, „dass die Art, wie wir die russische Revolution verstehen, ein Prüfstein für uns selber ist“. Denn „was wir jetzt erleben“, sei „die Geburt der Idee einer neuen Menschheitsepoche“.<sup>816</sup>

Natürlich ergaben die Antworten in ihrer Gesamtheit eine ziemliche Kakophonie von Stimmen. Generell ging die Marge von Ablehnung und Zustimmung quer durch das Spektrum der politischen Richtungen. Sozialdemokraten erhoben feierlichen Protest gegen die Bolschewiki als „Marodeure der Revolution“ (Julius Kaliski)<sup>817</sup>, die „den Gedanken von der Diktatur des Proletariats russisch und barbarisch“ auslegten (Gustav Meyer)<sup>818</sup> und einen „Sozialismus asiaticus“ (Eugen Großmann)<sup>819</sup> eingeführt hätten. Formulierungen wie die letztere konnten

sich eng mit Stimmen aus dem völkisch-großdeutschen Lager berühren, die einen epochalen Durchbruch der Gesetzlosigkeit und Pöbelherrschaft diagnostizierten (wie Paul Rohrbach)<sup>820</sup>, oder den Bolschewismus geradezu als organisierte Herrschaft des Verbrechens und „geschworenen Feind der arischen Kultur“ brandmarkten – wogegen „nur Maschinengewehre, Kartätschen und ähnliche Vernunftmittel“ helfen könnten (Hans Bucherer)<sup>821</sup>.

Alles in allem machten diese letzteren Stimmen aber eine deutliche Minderheit der Zitierten aus – wie der Verweis auf die „Feinde der arischen Kultur“ auch die einzige Andeutung einer antisemitischen Interpretation des Bolschewismus blieb, zumindest in der Auswahl der Zitate. Die Mehrzahl der Befragten zeigte sich zwar ablehnend, was die Methoden, und skeptisch, was die Zukunftsaussichten des Bolschewismus anging. Vor allem wurde die Anwendbarkeit seiner Ideen und Praktiken auf Deutschland bestritten. Aber der Versuch als solcher, am Ausgange des Weltkrieges und im Widerspruch zum Kapitalismus des Westens eine rein proletarisch-sozialistische Ordnung zu errichten, wurde in erstaunlichem Maße gewürdigt. Und wäre es nur wie der Kritiker Alfred Kerr, der lakonisch feststellte: „Der Bolschewismus ist ein Irrtum. Doch dieser Irrtum war der einzige geniale Gedanke des versumpften Zeitalters.“<sup>822</sup>

Im übrigen sahen sich die „Choliker der Gewalt“ (d.h. der rein militärischen Konterrevolution) durch die Herausgeber spöttisch in eine Linie mit den bloßen „Realpolitikern“ und „Liberal-Optimisten“ gestellt: Allesamt betrachteten diese den Bolschewismus nämlich nur „als Produkt eines Ausnahmezustandes“, den die einen „durch die Peitsche von Gewaltmethoden“, die anderen dagegen „durch die sanften Überredungen ihrer Tugendmusik“ wieder ins Lot zu bringen hofften. Die einen wie die anderen übersähen jedoch, „dass diese Forderungen sich an das Herzinnerste der Menschheit richten“.<sup>823</sup>

Der Bolschewismus glaubt, die Befreiung von allem Mechanischen, Unlebendigen zu bringen; der Intellektuelle sucht dasselbe.<sup>824</sup> Dieses Zitat stammte von Alfons Goldschmidt, dem Herausgeber der USPD-nahen „Rätezeitung“, der im

Herbst 1920 einen der ersten, hymnischen Reiseberichte aus dem „neuen Russland“ liefern sollte.<sup>825</sup> Die Herausgeber des Bandes rechneten Goldschmidt offenkundig mit zu jener „vierten und letzten Gruppe“, die sie selbst ganz offenkundig favorisierten. Die Namen, die man dieser Position zuordnen könnte, bildeten allerdings eine ziemlich bemerkenswerte Mixtur.

Goldschmidt zum Beispiel fuhr fort: „Was ihn (den Intellektuellen) am Bolschewismus auch anzieht, ist, wie schon an anderer Stelle bemerkt, das Aristokratische, Führerhafte am Bolschewismus.“<sup>826</sup> Damit zitierte der Rätessozialist zustimmend einen der bekannteren neu-konservativen Ideologen der Zeit: Adolf Grabowsky. Dieser hatte die „riesige Agitationskraft“ des Bolschewismus in der Bloßstellung des „kleinbürgerlich-kapitalistischen“ Wesens der alten Sozialdemokratie gesehen. Aber, so Grabowsky, indem der Bolschewismus „dieses aktivistische und aristokratische, dieses antidemokratische Element hineinbringt, ist er auch nicht optimistisch, sondern er ist eigentlich, möchte ich sagen, konservativ-pessimistisch. Der Konservative ... will die Massen geführt haben, weil er nicht glaubt, dass die Massen von sich heraus eben alles Gute und Schöne selbst produzieren. Genau so denkt auch der Bolschewismus.“ Damit erweise der Bolschewismus sich „durchaus führerhaft, aktivistisch, aristokratisch“.<sup>827</sup>

Als die eigentlichen Kronzeugen jener vierten, von den Herausgebern favorisierten Position, deren Stellungnahmen sich wie ein roter Faden durch das Buch ziehen, firmierten jedoch gemeinsam Alfons Paquet mit seinen Deutungen und Weissagungen vom „Geist der russischen Revolution“ und Eduard Stadtler, der kurzzeitige Führer der „Antibolschewistischen Liga“.

Stadtler wies den Bolschewismus als Ausdruck der „Anarchie des 19. Jahrhunderts“, der „das Verneinen der bisherigen Form der Kultur“ bedeute, entschieden zurück.<sup>828</sup> Zugleich betonte er aber, dass sich in dieser historischen Bewegung auch ein tieferes Streben verberge – weshalb ihr nur „eine positiv gerichtete Kraft“ entgegentreten könne, „die fähig wäre, den Bolschewismus mit Idealen niederzuringen“. Diese Ideale aber ließen sich weder allein aus dem durch den

Krieg entleerten nationalen Gedanken beziehen, noch aus dem Sozialismus als bloßer Parteibewegung, schon gar nicht aus der formalen Demokratie, „wie sie jetzt ... in der Form des Ententeimperialismus siegt“.<sup>829</sup> Sondern, so Stadtlers explizite Konsequenz: „Wir kommen am Bolschewismus nur vorbei mit einem deutschen Bolschewismus, oder nennen Sie es deutschen Sozialismus“.<sup>830</sup>

Diesen zu schaffen, schien Stadtler eine historische Aufgabe der Intellektuellen: „Einige tausend Intellektuelle sind zu mobilisieren, die ... den Bolschewismus in seiner ganzen geistigen Größe erkannt haben, und nun, unbekümmert um Konservatismus und Sozialismus, einfach neue Lösungsformen aus dem Geschehen des Bolschewismus heraus suchen, die es ermöglichen, dieser bolschewistischen Gefahr durch Freimachung großer politischer Genialitäten Herr zu werden.“<sup>831</sup>

Nicht viel anders Alfons Paquet, der vor allem an die „Geistigen“ in Deutschland appellierte, die Revolution – anders als es die Mehrzahl der russischen Intellektuellen getan habe – auf keinen Fall im Stich zu lassen, sondern sie positiv zu gestalten: „Nur ein Deutschland, das solche Formen schafft, höhere soziale Formen, als sie Russland auszubilden vermochte, wird allen Eingriffen Trotz bieten. Ein solches Deutschland wird eine neue Bedeutung für die Welt gewinnen.“<sup>832</sup>

## „VOM GEIST DER RUSSISCHEN REVOLUTION“

### Paquets literarische Verarbeitungen der Moskauer Erfahrungen

Lydia Petrowna, die Moskauer Wahrsagerin Alfons Paquets, hatte ihm bei einer ihrer letzten Séancen geweissagt, er werde zuhause „eine Rolle spielen“, das hieß, eine politische Karriere machen, und später noch einmal nach Russland zurückkehren, „vielleicht in einem besonderen Auftrag“.<sup>833</sup>

Gleich nach der Ankunft in Berlin am 27. November wurde er tatsächlich in der Reichskanzlei empfangen und sprach mit dem Volksbeauftragten Philipp Scheidemann. Das Gespräch drehte sich um die „einzige ernsthafte Frage des Augenblicks: wer hat die Waffen“.<sup>834</sup> Ob sich das auf eine neue, spartakistische Revolution oder auf eine monarchistische Gegenrevolution bezog, bleibt unklar. Paquets eigene Impulse trieben ihn, vordergründig jedenfalls, immer weiter nach links. Unter dem Datum des 26. 12. notierte er sich: „Was in Deutschland geschieht, ist noch keine Revolution, sondern eine Panik. Noch immer gehen Leute fett und frech, in Zylinderhüten und sorgfältig ausgebürsteten schwarzen Überziehern mit Samtkragen über die Straße ... Die guten Alten jammern noch immer: O Schande der Niederlage, o unsre alten stolzen Preußenfahnen; o unser Kaiser.“

Seine eigenen Gefühle waren vollkommen entgegengesetzt: „Fluch diesem Hochverräter, Landesverräter, diesen Teufeln, die Deutschland stückweis verkaufen“, rief er dem Kaiser selbst und seiner Entourage hinterher. Auch der katholische Kaplan im Dom und der evangelische Pastor in der Lukaskirche, die die Revolution verleumdeten, ekelten ihn an: „Lügner, Schwindler sondergleichen! Eure Religion hat freilich recht viel mit der Konterrevolution zu tun! Nun wollt ihr das Volk irremachen und im Stich lassen!“<sup>835</sup>

### Die „Diktatur der Vernünftigen“

Bei einer Diskussion der neu gegründeten „Gesellschaft von 1918“ am 30. Dezember (parallel zum Gründungsparteitag der KPD-Spartakus) ging es um den Begriff der demokratischen Mehrheit als dem neuen Souverän der Verfassung. Paquet präsentierte sich seinen Notizen zufolge in dieser Diskussion als aristokratischer Provokateur und linker Antidemokrat, fast als intellektueller Bolschewist: „Ich lehne alles Diskutieren über Mehrheit und Wahlmodus ab und bezeichne alle Charakteristika der Mehrheit als unfreiwillige Argumente für die Diktatur. Diktatur der Vernünftigen nur durch die Diktatur des Proletariats.“<sup>836</sup>

Am 23. Januar 1919 schließlich erreichte ihn ein Telegramm Helphands aus dessen Schweizer Exil, in dem es – mit Bezug auf einen Brief von Cahén – zum Paquets Eintritt in das künftige Auswärtige Amt ging.<sup>837</sup> Parvus' Rolle in diesen Verhandlungen bleibt ebenso unklar wie seine Position in den Bürgerkriegswirren des Winter 1918/19 überhaupt.<sup>(\*)</sup> Bekannt ist, dass er nach wie vor mit den

---

(\*) Ende November 1918 war Parvus – nach dem Scheitern aller seiner Pläne – in das Schweizer Exil zurückgekehrt, von wo er eine Reihe „Briefe an die deutschen Arbeiter“ schickte, die auch als eine Replik auf Lenins Briefe an die Schweizer Arbeiter (Frühjahr 1917), an die amerikanischen Arbeiter (Sommer 1918) und abermals an die Arbeiter Europas und Amerikas (Januar 1919) betrachtet werden können. Parvus warnte jetzt vor einem von den Bolschewiki autokratisch beherrschten und militärisch erneuerten Russland, erklärte die Sowjets oder Arbeiterräte (deren Konzeption er selbst schließlich 1905 als erster formuliert habe) zu reinen Hilfsorganen, die die reiche parlamentarische und organisatorische Tradition der deutschen Arbeiterbewegung keinesfalls ersetzen könnten, und forderte einen organischen und konstruktiven Weg zur Überwindung des Kapitalismus, der auf der Höhe der technischen und wissenschaftlichen Kultur Europas sei. „Hat sich Europa in seiner Kultur bis zum elektrischen Licht durchgearbeitet, um am Ende moskowitzische Talglichter zu fressen?“ (Parvus: Der Arbeitersozialismus und die Weltrevolution. Briefe an die deutschen Arbeiter, Berlin 1919)

Ob Parvus sogar an der Niederschlagung des „Spartakusaufstands“ im Januar 1919 indirekt mitgewirkt hat, muss offen bleiben. Tatsache ist, dass nicht nur einige seiner engeren Weggefährten wie David, Haenisch und Heilmann bei der militärischen Gegenmobilisierung eine wesentliche Rolle gespielt haben. Sein Kompagnon Georg Sklarz, immer noch der Geschäftsführer des „Sozialwissenschaftlichen Verlags“, wurde im späteren Prozess um die Ermordung von Liebnecht und Luxemburg in einer Reihe von Dokumenten (auch durch das Zeugnis von Noske, der sich eine Zeitlang in seiner Villa aufgehalten hatte) als Finanzier und Lieferant des „Regiment Reichstag“ und anderer, von der Regierung aufgestellter Truppenteile bezeichnet. 1919/20 machte Maximilian Harden in seiner Zeitschrift „Zukunft“ Sklarz, Parvus und Scheidemann zu Objekten einer seiner langdauernden polemischen Kampagnen, die mit der Flucht der Mörder Rosa Luxemburgs und mit anderen Themen zu tun hatten.

Führern der Mehrheits-Sozialdemokratie, vor allem mit Philipp Scheidemann, in engem Kontakt stand. Und offenkundig pflegte er auch seine Verbindungen mit Brockdorff-Rantzau wie mit Cahén und Paquet weiter.

Unter dem 29. Januar spricht Paquet noch einmal von einem Brief von Cahén, „der mich aufforderte, zu Rantzau zu kommen, der mit mir die Frage der Reorganisation besprechen will“. Offenbar handelt es sich um die Reorganisation des Auswärtigen Amtes, an dessen Spitze Brockdorff-Rantzau mittlerweile berufen worden war. Paquet stellte jedoch fest, dass ihm für die von der Wahrsagerin vorhergesagte „Rolle“ oder „Position“ der rechte Ehrgeiz fehlte, vor allem da „die Verhältnisse nicht so radikale Änderungen erfahren, dass ich gerufen werden muss“ (eine recht hybride Vorstellung). Und nur „einer von den vielen Beamten zu sein“ und „in den großen Reigen der Bewerber in Berlin“ einzutreten, dafür war er sich zu schade: „[Ich] bin ja auch nicht einer von vielen Schriftstellern, sondern weiß was ich weiß, und was ich kann“. <sup>838</sup>

Am 8. Februar, zum Auftakt einer großen Vortragstournee durch die ganze Republik, fuhr Paquet nach Weimar. Eugen Diederichs, der die Moskauer Korrespondenzen Paquets unter dem Titel „Im kommunistischen Russland“ als Buch herausbringen wollte, holte ihn am Bahnhof ab, begleitet von „dem jüdischen jungen Intellektuellen“ Rudolf Leonhard, mit dem Paquet kurz darauf „eine kurze scharfe Aussprache über das jüdische Problem“ hatte. <sup>839</sup>

Am Rande der in Weimar tagenden Nationalversammlung kam es zum Treffen mit Brockdorff-Rantzau, der ihm anbot, „mit dem Range eines Vortragenden Rates ins Auswärtige Amt einzutreten“. Möglicherweise hat Paquet das Angebot als enttäuschend empfunden. Jedenfalls zeigte er sich wenig geneigt, nach Berlin

---

Einigermaßen absurd erscheinen die Spekulationen, die Ju. G. Felschtinski 1997 in drei Folgen in der Moskauer „Voprosy istorii“ verbreitete, in denen in denkbar spekulativer Weise die erwähnten Verwicklungen von Sklarz, die Haft von Radek, das Auftauchen Karl Moors in Berlin im März 1918 und der Mord an Liebknecht und Luxemburg in Verbindung gesetzt werden. Demnach hätte Lenin selbst – wegen seiner Verbindungen mit dem deutschen Imperialismus – eine Revolution in Deutschland verhindern wollen und hätte über Karl Radek die beiden Spartakusführer, die sich außerdem der Gründung der „Dritten Internationale“ widersetzt hätten, durch den Verrat ihres Verstecks ans Messer geliefert. Einen solchen Verdacht habe später auch der Bruder Liebknechts, Theodor Liebknecht, gegenüber Boris Nikolaevsky in Paris geäußert. (Ju. G. Fel'stinskij: Byl' li pričasten K. Radek k gibeli K. Libknechta i R. Ljuksemburg? In: Voprosy istorii, H. 9-11/1997)

überzusiedeln und im AA die Pressearbeit zu machen; lieber wollte er schon Gesandter werden: „[Ich] spreche von Prag, Jerusalem“. Das Gespräch endete ohne feste Vereinbarung. Immerhin, Rantzau „rechnet auf mich“. <sup>840</sup>

Umso heftiger ließ Paquet in seinen privaten Aufzeichnungen seinen Ressentiments gegen die Weimarer Verfassungsgeber freien Lauf: „Die Nationalversammlung enthält allein 87 Parteisekretäre. Sie ist ganz Vertretung der den Stimmzettel schwingenden Deutschlands. Interessenvertretung. Ein Kongress von Flachköpfen und Interessenjägern. Die Reden ohne Schwung, ohne neuen Zug. Ein Kongress von Gas- und Wasserfachleuten wäre mir lieber.“

Fast amüsiert registrierte er die „Schutzvorkehrungen gegen Putsche der Unabhängigen (Arbeiter)“, die man unter dem Eindruck des Spartakusaufstandes getroffen hatte: „Um die Nationalversammlung zu töten, braucht es aber nicht der Handgranaten und Sturmtrupps von Spartakus, es würde genügen, einen Satyriker nach Weimar zu schicken, der mit ein paar Strichen blutigen Hohnes das alles zeichnet.“ <sup>841</sup>

Neben seinem alten Kontaktmann Cahén führte er immerhin Gespräche mit Scheidemann und Ebert, David und Bauer, Riezler und Rauscher, Simons und Schlesinger. Und mitten im Gewühl erblickte er zu seiner „frohen Überraschung: Price aus Moskau“. <sup>842</sup> Die neue deutsche Republik war freilich so ziemlich das Gegenteil jener „Diktatur der Vernünftigen“, die Paquet seit Moskau vorschwebte: „Merkwürdig, dass jetzt das deutsche Reich von einer Gruppe Volksschulabsolventen regiert wird. So sehe ich also nun Ebert, Scheidemann, Baacke, David, die Männer von Stockholm, Frühjahr 1917 wieder.“ <sup>843</sup> Als Cahén ihm „den Entwurf zu Rantzaus großer Rede“ vor der Nationalversammlung vorlas, verwies Paquet „auf die Bedeutung der jetzigen internationalen Sozialistenkonferenz in Bern, die mir wichtiger scheint als die Nationalversammlung“. <sup>844</sup> Mit dieser Einschätzung verabschiedete er sich von der Weimarer Bühne.

Für fast drei Wochen ging Paquet von hier aus auf eine Vortragstournee, um vom „Geist der russischen Revolution“ zu künden. Seinen Vortrag in Stuttgart nannte das Stuttgarter Tageblatt „ein Ereignis“, während die „alldeutsche Süddeutsche Zeitung ... mich als von der Krankheit des Bolschewismus angesteckt“

bezeichnete.<sup>845</sup> Er selbst sah „in dem ganzen Komplex meiner Erlebnisse in der großen kriegerischen und revolutionären Auslandszeit ... etwas wie göttliche Vorsicht“ am Werk, und seine Erfahrungen der letzten Wochen erschienen ihm „wie Liquidation von Stockholm und Moskau – als ob der Ring sich schlösse“: „Ich habe mich in der Tat sehr in meiner Meinung geändert, sagen wir eher: vertieft, viel gelernt. Es war eine Epoche für sich.“<sup>846</sup>

### Weiter im Banne Radeks

Eingestreut in alle diese Tagebuch-Aufzeichnungen finden sich persönliche, fast intime Reflexionen und romanhaft verfremdete Entwürfe zu Person und Charakter Karl Radeks, seines Moskauer Mit- und Gegenspielers. Gleich nach der Ankunft in Frankfurt hatte Paquet sich, gestützt auf Gespräche mit seiner Frau, die auch die Handschrift Radeks graphologisch beurteilte, „Psychologisches über Radek“ notiert – von dem er zu Recht annahm, dass er auf dem Wege nach Deutschland war, um eine führende Rolle in der noch unabgeschlossenen deutschen Revolution zu übernehmen:

„Einer der besten Kenner des deutschen Parteilebens. Sentimental und brutal in einem. Voller Widerspruch. Machträusche. Sprunghaftigkeit. Verspricht, hält es nicht, aber nicht aus bösem Willen, sondern weil ihm Wichtigeres die Gefälligkeit verdrängt. Nicht der geringste ästhetische Sinn, keinen für Form, für Vasen, für Bilder. Für homerische und goethische Verse dagegen. Keine soliden Kenntnisse der Nationalökonomie, dafür stark, klare politische Instinkte: politisch fernsichtige Augen [...].“Radek nehme „große Dinge klein, kleine Dinge groß“. Aber immer schwimme er „mit dem Strom der Ereignisse“; heute begründe er die eine Politik, und wenn morgen eine andere gemacht werde, verteidige er die auch. „Dabei hilft ihm sein blinder Glaube an Lenin.“<sup>847</sup>

Am Neujahrstag 1919 notierte Paquet sich Stichworte für eine Reihe von Novellen, die er schreiben wollte, darunter auch eine „Stockholmer Novelle“ sowie ein „Petersburger Politischer Roman (Die Männer vom schwarzen Leder)“.<sup>848</sup> Vier Wochen später spürte er nach einem Theaterbesuch den heftigen Wunsch,

ein kurzes Stück von „hackender Sprache zu schreiben“, das er gleich skizzierte: „Drei Akte: Stockholm, Moskau, Berlin. Radek und ich. Als Journalisten, Literaten, Politiker, dasselbe zu bedeutsamster Aktualität gesteigert; zuletzt als Gegner – mit Maschinengewehren – und im tiefsten: Freunde. R. wird erschlagen. W. greift die Fahne auf.“

Geschrieben war das Ende Januar 1919 unter dem Eindruck der Morde an Liebknecht und Luxemburg, während allenthalben nach Radek gefahndet wurde, der sich versteckt hielt. Wer „W.“ ist, geht aus dem Kontext nicht hervor. Dass es nicht Worowski sein sollte, sondern eher schon ein literarisches alter ego des Autors selbst, geht aus der Skizze selbst<sup>(\*)</sup> sowie der abschließenden Inhaltsangabe hervor: „Das Wachsen eines Menschen, der im Anfang schwer zu erkennen war, aber echt ist.“<sup>849</sup>

Am 19. Februar, nach einem Wiederholungsvortrag in Stuttgart, wird Paquet von zwei revolutionären Sozialisten angesprochen, die sich als ehemalige Führer des Soldatenrates in Minsk vorstellen. Sehr schnell kommt das Gespräch auf „Radek, der seit dem 15. Februar in Moabit gefangen sitzt“. Beide „fürchten, er werde erschossen werden – was ich kaum glauben kann“. Man ist sich rasch einig „über das Bedeutende, Tüchtige, wenn auch Verzerrte, Sprunghafte und Gewaltsame in seinem Charakter“ und verabredet, „etwas für ihn zu tun“.<sup>850</sup>

Ob und was Paquet für den inhaftierten Radek womöglich getan hat, ist nicht ganz klar. In Cahéns Erinnerungen findet sich eine Passage, die die Sache – mit etwas irritierenden zeitlichen Zuordnungen – auf eine höhere Ebene verweist. Danach habe Rantzau ihn (Cahén) „gegen Ende Februar“ rufen lassen, da der verhaftete Radek sich an das Auswärtige Amt gewandt hatte. „Es war selbstver-

---

(\*) In Umrissen gleicht die Handlung der des späteren Romanentwurfs „Von November bis November“. Die Skizze lautet wie folgt:

„I 1) Radek im Kreise der internationalen Sozialisten. Mit W. (Mira) – 2) Wohnung. W. im Kreise der Politiker (alte Schule). Lucius, Riezler, Worowski. Radek zurück von Petersburg.

II 1) W. in Tutschkowo. Schatten Radeks. – 2) W.-Radek. Im Metropol. (Mira)

III 1) Radek-Liebknecht. Höhepunkt der Strassenkämpfe. Radek (Marshall) erschlagen. (Mira) – 2) W. im revolutionären Kontrast in der Umgebung der Leute (?) aus 8/I 1. (Mira)

(Im Geschäftszimmer von Löwe, Hansabund)“.

Mit „Mira“ dürfte Mira Getz (Götz) gemeint sein, die Sekretärin Radeks, die einer Tagebucheintragung Paquets zufolge „früher Soldat (bei Pskov) war, Medizinerin“ (S. 72), und mit der er bei seinen häufigen Besuchen im Metropol eine recht vertraute Beziehung pflegte.

ständig ausgeschlossen, dass ich ihn im Gefängnis aufsuchte ... Andererseits empfahl es sich, jemanden mit ihm sprechen zu lassen, dem er einiges Vertrauen entgegenbringen würde. Ich schlug also vor, Paquet, der ... durch seine Russlandreise vom dortigen Regime akzeptiert schien, nach Berlin kommen zu lassen. Paquet kam und Radek wurde kurz darauf zur Ausreise nach Russland entlassen“.<sup>(\*)851</sup>

Nach bisheriger Quellenlage war es aber zunächst Radek, der am 11. März einen langen Brief aus der Haft an Paquet schrieb, den dieser am 20. erhielt und am 24. März mit einem Begleitschreiben an Außenminister Brockdorff-Rantzau weiterreichte. Paquet schrieb, nach seinen Moskauer Eindrücken halte er Radek „für einen zwar sanguinischen, sprunghaften und rücksichtslosen Menschen, aber auch für eine Persönlichkeit von ungewöhnlicher politischer Kraft und einem bestimmten europäischen Ziel“. Radek sei einer der Männer, „die England in den Weg treten“ und dem deutschen Arbeiter und Auswanderer eine breite Bresche nach Russland schlagen könnten. Sollte durch die alliierte „Hungerblockade“ (so ein gängiges Stichwort der Zeit) und die ausstehenden Versailler Friedensbedingungen in Zukunft jedoch eine Massenauswanderung proletarisierter Deutscher nach Amerika erzwungen werden, dann sei Radek auch der richtige Mann, um „jene Bewegung im Westen zu stärken, die gegen Oligarchie in ihrer für die Freiheit der Alten Welt gefährlichen Form gerichtet ist“.<sup>852</sup>

Das war der Versuch, den zwischen Revolutionsfurcht und Widerstandswillen schwankenden Grafen, der Radek schließlich aus seiner Kopenhagener Zeit selbst kannte, für jene Art von Art von deutsch-russischem Zusammenschluss zu gewinnen, für die Radek selbst die deutsche Öffentlichkeit in dem an Paquet (und über ihn an den Außenminister) gerichteten Brief gewinnen wollte.

---

(\*) Tatsächlich wurde Radek aber erst Mitte 1919 aus der Haft und erst Anfang 1920 nach Russland entlassen. Die Erinnerungen Cahéns sind 1962 offenbar ohne Zuziehung der damals bereits zugänglichen Quellen verfasst worden.

„Der Geist der russischen Revolution“

Zur selben Zeit lieferte Alfons Paquet der deutschen Öffentlichkeit ein Deutungsmuster, das mit seiner Attitüde geschichtlicher Weissagung dem Geist der Zeit sehr entgegenkam. Schon im April 1919 gab er die Serie seiner viel besprochenen und besuchten Vorträge unter dem Titel „Der Geist der russischen Revolution“ als Buch heraus.<sup>853</sup>

Im Vorwort präsentierte er sich gleich eingangs als ein Bekehrter und Belehrter: „Es ist mir, ehe der Weltkrieg kam, nicht eingefallen, meine Ideen über die Zukunft ausschließlich von den Ideen bestimmen zu lassen, die heute auf die Fahnen des internationalen Proletariats geschrieben sind.“ Doch sei ihm mit dem Ausbruch der Revolution in Russland klargeworden, „dass also die Revolution und nicht der Friede an die Stelle des Krieges treten werde“.<sup>854</sup> Es sei eine Tatsache, dass die menschheitlichen Ideen in den Völkern wüchsen: „Die Idee des Völkerbundes, der Rätegedanke, der Sinn des Sozialismus beschäftigen die Herzen, und da die westlichen Formulierungen so schwach sind, fragt man ernsthaft nach den östlichen.“<sup>855</sup>

Noch sei diese geschichtliche Bewegung aber die Sache einer Minderheit. Noch komme „alles auf die wenigen an, welche die Bürde ihrer Zeit zu tragen haben“ – wie jener Mann, der ihn unlängst erst auf dem Bahnhof in Moskau mit festem Händedruck nach Deutschland entließ und der nun im Gefängnis in Moabit sitze, wo man ihn zu Unrecht für den Januarputsch der Spartakisten verantwortlich mache. Hier zitierte Paquet auszugsweise den Brief, den er von dem an Leib und Leben bedrohten Radek aus dessen Zelle in Moabit erhalten hatte und den er dem Buch nun wie ein Beglaubigungsschreiben voranstellte.

Radek erinnerte Paquet daran, „wie recht ich hatte, als ich Ihnen in Moskau immer wiederholte: der Bürgerkrieg wird in Deutschland viel, viel erbitterter, zerstörender sein, als in Russland“. Keine Macht der Erde werde den Sieg der Revolution jedoch verhindern können. Dann könnten sich die deutsche und die russische Arbeiterklasse endlich zusammenfinden: „Nicht zum gemeinsamen Krieg gegen die Entente, wie ich es noch im Oktober annahm, denn die Entente

kann schon keinen Krieg mehr führen, und die Revolution braucht ihn nicht.“ Der Zusammenschluss zwischen Sowjetrussland und Sowjetdeutschland werde im wesentlichen wirtschaftlicher Natur sein. Dann werde „nach allem blutig Grausigen, das wir erleben, die Zeit des schöpferischen Schaffens“ gekommen sein.<sup>856</sup>

Paquet gab Radek grundsätzlich recht. Er hielt jedoch dafür, dass die russische Revolution auch eine grelle Warnung vor „dem Unvermögen beider revolutionären Lager, des proletarischen und des intellektuellen, die Wege zueinander offen zu halten“, darstelle. Denn jede Revolution müsse eine „wesentlich geistige“ sein, wenn alles Blutvergießen nicht vergeblich sein solle. Im Interesse einer solchen Vergeistigung hielt Paquet eine deutsch-russische Revolutionsallianz allerdings für das Gebot der Zeit: „Um die gemeinsame neue Grundlage der Zusammenarbeit zweier so repräsentativer Nationen wie der deutschen und der russischen zu finden, halte ich die Annäherung in den entworfenen kommunistischen Formen für aller Mühe wert. Denn nur sie sind auf das Gefühl der Allheit gegründet, sie erscheinen als die einzigen, die das Misstrauen gegen sozialen Verrat und gegen den Rückfall in die älteren kapitalistisch-imperialistischen Formen ausschließen.“<sup>857</sup>

Eine solche Annäherung müsse jedoch von den ewigen religiösen Grundlagen der deutschen und der slawischen Kultur ihren Ausgang nehmen. Der prononcierte Materialismus und Machiavellismus der bolschewistischen Führer stand dem nicht entgegen. Ihr Werk hatte sich bereits transzendiert: „Denn die russische Revolution erscheint mir, trotz des Medusenantlitzes, das sie uns entgegenhebt, als das Urbild der Revolution. Sie greift an das Wesen der Dinge. Sie erscheint mir, trotz des Meeres von Tränen, Blut und Trümmern, das ihren Weg besudelt, als eines der gewaltigsten Geschehnisse der menschlichen Geschichte, gewaltig wie der Zusammenbruch der alten europäischen Zivilisation im Weltkrieg, dessen Rückschlag sie darstellt.“<sup>858</sup>

### Die Verfassung des Tausendjährigen Reiches

Mit solch wuchtigen Thesenanschlügen hatte Paquet seinen ersten Vortrag über den „Geist der russischen Revolution“ begonnen, den er am 13. Januar 1919 im Frankfurter Volksbildungsheim hielt, noch während in Berlin die Gefechte zwischen Spartakisten und Regierungstruppen tobten. Zwar handele es sich einstweilen um „Bolschewismus plus Russland“, sprich, den „Geist eines staatlichen, sozialen Utopismus, verbunden mit dem Geist einer orientalischen, rasenden Rachsucht“. Noch immer habe Russland zu kämpfen mit den „sozialen Folgeerscheinungen des Weltkrieges, die einen Bolschewismus von oben notwendig gemacht hätten, wenn er nicht von unten gekommen wäre“.

Der russische Bolschewismus sei jedoch die Eröffnung eines allgemeinen Krieges gegen den Mammonismus und darauf fußenden Imperialismus. Dieser Krieg richte sich vor allem gegen den englischen Hyperimperialismus – gegen den der bloß „nachahmende“ deutsche Imperialismus 1914 vergeblich angetreten sei: „Als Kampf gegen den außerordentlich mächtigen und selbstsicheren Imperialismus und Kapitalismus der Ententeländer war er (der Weltkrieg) also ein Kampf mit untauglichen Mitteln. Als die wichtigere Waffe, die diesen Baum einst fällen wird, ist der Geist des Kommunistischen Manifestes übriggeblieben ...“<sup>859</sup>

Die bolschewistische Weltrevolution erschien Paquet somit auch im April 1919 noch als die Fortführung des Weltkriegs mit neuen, tauglicheren Mitteln – die zugleich aber eine uralte, menschheitliche Bedeutung hatten. So seien die Räte oder Sowjets ja durchaus keine Erfindung der Bolschewiki, sondern schon in frühen geschichtlichen Bewegungen immer wieder von selbst erwachsen, wo es darum ging, die öffentlichen Angelegenheiten kollektiv in die Hand zu nehmen. Gab es nicht auch in den bürgerlichen Revolutionen Kollegien, Stadträte, Aufsichtsräte? Der Petersburger Arbeiterrat sei „alles auf einmal und noch viel mehr“.

Fürs erste ging es noch um harte, unversöhnliche Klassendiktatur, gewiss. Die „Deklaration der Rechte des werktätigen und ausgebeuteten Volkes“, die die Bolschewiki nach ihrer Machtergreifung verkündet hatten, sei noch voll der Po-

saunentöne des Klassenkriegs und weise „mit drohend erhobener Faust [...] in das Gesicht der ganzen bisherigen abendländischen Zivilisation“.<sup>860</sup> Ganz anders klinge schon der Verfassungstext der Russischen Sozialistischen Föderativen Sowjetrepublik, „entstanden aus der Beratung von Experten des Marxismus: des weitblickenden und odysseisch verschlagenen Lenin, des praktischen Rykow, des kultivierten Bontsch-Brujewitsch, des Juristen Reisner, des Historikers Pokrowski“. Dieser Text entwerfe ein elastisches und anpassungsfähiges System, „das so, wie es hier entworfen ist, über alle Welt gedacht ist, bis zu den Menschen Amerikas und Indiens“. Ja, dies sei in Umrisen bereits „die Verfassung des Tausendjährigen Reiches“: „Sie ist wie dazu geschaffen, eines Tages aus den dumpfen Formen der Massen- und Sklavendiktatur hinüberzuführen zu den Formen einer mit einem Minimum von Apparat arbeitenden Diktatur der Vernünftigen.“<sup>861</sup>

In der Vorstellung einer „Diktatur der Vernünftigen“ verknüpften sich alle Zukunftsperspektiven Paquets mit seinen Moskauer Erfahrungen im Kreise jener faszinierenden Machtmenschen von weltrevolutionärem Zuschnitt, die als politische Intellektuelle (vielfach jüdischer Herkunft) gleich „proletarischen Napoleons“ oder „neuen Warägern“ zu den Begründern eines Großstaates neuen, ganz eigenen Typs geworden waren. In ihnen lag der Geist, das Wesen der russischen Revolution beschlossen: „Nicht die Individuen übler Mitläufer sind typisch, sondern die Führer, die Männer der Idee“.<sup>862</sup>

Für Deutschland gebe es schlechterdings keine andere Wahl als die des Bündnisses mit der russischen Revolution. Denn deren Niederlage wäre gleichbedeutend mit einer Weltherrschaft des Kapitalismus und Imperialismus des Westens. Ein Frieden wie der, der sich in Versailles schon abzeichnete, werde, so Paquet, zwangsläufig zur Verallgemeinerung der Revolution führen, so wie der Gewaltfrieden von Brest-Litowsk letztlich zur Ausbreitung der Revolution nach Mitteleuropa geführt hatte. Ihn schreckte das nicht, auch wenn in den Straßen gekämpft wurde: „Mag es denn so kommen! [...] Umso früher sehen wir, vielleicht in Monaten schon, die Arbeiter von diesseits und jenseits des Rheins wieder vereinigt, unsere Grenzen im Osten wie im Süden wiederhergestellt.“<sup>863</sup>

Dann werde Deutschland an der Seite Russlands die Spitze dieser Weltrevolution gegen Versailles bilden. Und das werde zu einer Renaissance des Geistes von 1914 in neuer, revolutionär verwandelter Gestalt führen: „Der Geist der Augusttage von 1914 war nicht nur der wüste Machtrausch eines zur Weltherrschaft drängenden Volkes. In ihm ergriff uns noch mehr die Ahnung eines geistigen deutschen Schicksals, einer Bestimmung. Uns Deutschen ist die ungeheuere Aufgabe zugewiesen – ich werde nüchterne Worte gebrauchen –, ... zu tun, was der Mensch der russischen Revolution will und gewollt hat und was dieser wegen der Unzulänglichkeit und Plumpheit der Mittel vielleicht in den gewaltigen Anläufen seiner jetzigen Revolution noch nicht vollbringen können. Er setzte auf die Weltrevolution seine Hoffnung, roh und kosakisch. Auch wir setzen unsere Hoffnung, unsere einzige, große Hoffnung auf die Revolution der ganzen Menschheit, jene Revolution, die in Völkern und Kontinenten denkt wie die Verfassung der Räterepublik ...“<sup>864</sup>

Ein erneuertes „deutsches Weltbürgertum“ könne aber nur entstehen durch den Untergang des alten Bürgertums, das historisch versagt habe, und durch eine geistig-moralische Befruchtung mit dem „Geist der russischen Revolution“. Denn: „Das Problem des Kampfes gegen den Kapitalismus in seinen Formen des privaten und staatlichen Eigennutzes *unbedingt* und mit eherner Härte aufgestellt zu haben, das ist das unvergängliche Primat der russischen Revolution, das ist das Verdienst des geschmähten Bolschewismus, das ist sein Utopismus der Tat.“<sup>865</sup>

#### Fortsetzung des Weltkriegs mit revolutionären Mitteln

Paquet hielt es durchaus für möglich, dass eine solche revolutionäre Wendung, wenn sie nicht auch bei den Völkern der Entente selber zum Durchbruch käme, in eine neue globale Konfrontation münden könnte, in der dann „ein Bund mächtiger, bewaffneter, satter und hochmütiger Nationen einer Gruppe von verarmten Staaten“ gegenüber stünde, zu denen auch Deutschland gehörte: „Dann in der Tat ist das Problem des Weltkrieges, den die Russen auf ihre rohe Art in die Weltre-

volution zu verwandeln trachten, aufs neue aufgeworfen ... Aber dann dürfen wir voller Ruhe abwarten und sagen: wir wissen noch nicht, wer der Sieger im Weltkrieg ist.“<sup>866</sup>

Deutschlands Schicksal werde in jedem Falle von einer konstruktiven Politik gegenüber Russland abhängen. Denn selbst im Falle, dass die Bolschewiki gestürzt würden, würden wir „in Zukunft ein ganz anderes Russland vor uns haben, ein sehr wenig naives, ein sehr unternehmendes, ein mit Ideen beschäftigtes, national und menschheitlich hell erwachtes Russland“. Diesem Land gegenüber habe Deutschland eine gewaltige Verpflichtung, die aber auch seine größte Chance gegenüber dem englischen Hyperimperialismus sei: „Der englische Imperialismus kam nach Russland nur mit seinem Golde, mit den Tennisschlägern und der politischen Arbeit seiner Logen; der deutsche aber mit Menschen, mit seinen Werkmeistern, seinen Aktienbesitzern, seiner mittleren, kaufmännisch tüchtigen Intelligenz und mit dem Flottenverein.“

In diese Tradition gelte es jetzt, nach Weltkrieg und Revolution, erst recht einzutreten: „Das jetzige, herabgewirtschaftete Russland braucht intelligente Arbeitskräfte. Es hat Helfer, Werkmeister, Ingenieure in Menge nötig, um durch wirtschaftlichen Wiederaufbau das zu retten, was es durch seine Revolution erworben und zugleich aufs Spiel gesetzt hat ...“<sup>867</sup>

An Deutschland aber sei es, sich selbst zu reformieren. Dabei könne es auf das reiche Erbe der „Kaiseridee“ zurückgreifen – von der Paquet sich so fasziniert zeigte wie nur je. Das alte römische Reich deutscher Nation sei einst „ein wunderbarer Bau von kleinen Kreisen“ gewesen, „die durch selbstgewählte Führer vertreten waren, die wieder höheren Führern dienten, mit dem Gipfel des Kaisers, dessen Kraft im freien Volke wurzelte“. Diese alten Gestaltungsprinzipien in die moderne Form einer Föderation von Räten und Kommunen zu überführen, begründe für die geschlagene Nation eine neue weltgeschichtliche Aufgabe: „Nur ein Deutschland, das solche Formen schafft, höhere soziale Formen, als sie Russland auszubilden vermochte, wird allen Eingriffen Trotz bieten. Ein solches Deutschland wird eine neue Bedeutung für die Welt gewinnen.“<sup>868</sup>

Im Vorwort zur zweiten Auflage seines Buches vom Januar 1920 zeigte sich Paquet überzeugter denn je, dass der russische Bolschewismus kein transitorisches Phänomen bleiben werde: „Die Revolution in Russland hat ihren Aufbau behauptet, ihr Gesicht ist klarer geworden. Noch ist es nicht das Gesicht der Freiheit und der Freude; wie könnte es das sein? Es ist ein Gesicht von puritanischer Strenge und Nüchternheit ...: gereinigt in einer Leidenszeit sondergleichen, aber auch belebt von Gedanken, von organisatorischen und militärischen Triumphen, die letzten Endes Triumphe der Seelenkräfte sind ...“.<sup>869</sup>

Im übrigen sei „die russische Krisis ... nur ein Teil der europäischen, die russischen Fanatismen sind dieselben, die im übrigen Europa erwachen“. Mittlerweile gebe es „in der ganzen Welt viele Formen und Farben des Bolschewismus ..., von dem weißen Bolschewismus der Quäker, der Pflanzenesser und Friedensfreunde bis zu dem schwarzen und rachsüchtigen Bolschewismus derer, die gewohnt waren, Uniform zu tragen“.<sup>870</sup>

Hier müssten seine Leser eigentlich gestockt haben. Denn unter dem „schwarzen Bolschewismus“ der demobilisierten Uniformträger konnte Paquet Anfang 1920 kaum etwas anderes meinen als die Freikorps und Bürgerwehren, die sich kurz darauf am Kapp-Putsch beteiligen sollten – oder auch schon die faschistischen Schwarzhemden in Italien, die wiederum Reminiszenzen an die einstigen, noch stets zitierten „Schwarzhunderter“ in Russland selbst weckten. Selbst dieser „schwarze Bolschewismus“ zählte aber, folgte man Paquets Argument, zu jenen Fanatismen, die Jakob Burckhard zufolge „als echte Zeichen des Lebens zu betrachten“ seien – Formen des Protestes nämlich gegen eine „alte Welt“, die durch „eine schrankenlose, von Agiotage zerwühlte, nirgends mehr körperschaftlich zusammengeschlossene, der transozeanischen Raubgier ausgelieferte Wirtschaft“ sowie durch eine zerrissene, „in verantwortungsloser Subjektivität vegetierende Gesellschaft“ gekennzeichnet sei.<sup>871</sup>

„Rom oder Moskau“

Paquet selbst wandte sich, und bald auch in der Form eines religiösen Bekenntnisses, mehr und mehr dem „weißen Bolschewismus der Quäker“ zu. Gerade diese politisch und weltanschaulich nicht zurechenbare Sonderposition mag mit dazu beigetragen haben, dass er die ganzen zwanziger Jahre hindurch als einer der berufensten Kenner und Künder des Geistes der russischen Revolution galt. Die von ihm seit 1920 in einer Serie von Aufsätzen und schließlich in einem Buch dieses Titels aufgeworfene Formel „Rom oder Moskau“ beschäftigte einen Gutteil der intellektuellen Republik.

Gleich im Eingangs-Aufsatz über „Rhein und Donau“ entwickelte Paquet das Panorama einer eigentümlichen, zweitausendjährigen Geographie des Geistes, deren Angelpunkt für ihn der Rhein, sein heimatlicher Fluss, war: „Hier stehen sich die Gedanken des Westens und des Ostens gegenüber, römisches Recht der Staaten als Besitzer ... und natürliches Recht, das in lebenden Nöten und Zusammenhängen wurzelt“.<sup>872</sup> Und Paquet zögerte nicht, diese Antithese „Rom oder Moskau“ für die Gegenwart in aller Eindeutigkeit zu beantworten: „Auf dem Fundament von Rom haben die europäischen Völker nationales Leben bis zur höchsten Zwietracht ausgestaltet, unter den geistigen Einwirkungen des erwachenden Ostens ... bildet sich neue Sittlichkeit. [...] In Moskau sammelt sich der Geist aus den Weiten Asiens und vermählt sich der starken slawischen Seele. Er verspricht den Völkern ... das zu geben, was Rom vor zweitausend Jahren den Völkern am Rhein gegeben hat, den neuen Glauben ...“.<sup>873</sup>

Wie einst das Heilige Römische Reich deutscher Nation Hort und Träger des wahren christlichen Glaubens wurde, sei Deutschland nun auch berufen, der wahre Träger und Hort der neuen östlichen Lehre zu werden. Darin liege eine historische Tendenzwende von letzter, eschatologischer Bedeutung: „Etwas Endzeitliches liegt in der zum Gipfel drängenden Zuspitzung des sozialen Problems wie des nationalen ... Was das deutsche Volk angeht, so steht es dank seinem großen wunderbaren Unglück zum ersten Male in der Zeit an der Seite der östlichen Völker, nicht mehr der westlichen.“<sup>874</sup>

Diese östlichen Völker waren für Paquet jetzt, mehr als früher, die slawischen. Im Aufsatz „Das russische Gesicht“ entspringt der Geist der russischen Revolution unvermittelt dem panreligiösen Weltempfinden des Slawentums, der „in modernen Zeiten seinen stärksten Ausdruck in dem russischen Idealismus“, dem Gedanken der „Allmenschlichkeit“, gefunden habe und der nun in Gestalt der „Ideen des proletarischen Russland“ als die neue „Menschheitsidee“ auftrete.<sup>875</sup>

Paquet sieht darin Solowjews Lehre vom „Gottmenschentum“ wie den Tolstojischen „Schmerz des sozialen Gewissens“ am Werk. Aber zum „Prototypus des neuen Russland“ sei nun Maxim Gorki geworden, der „in dem heutigen Bilde der russischen Revolution ... den Kampf der Volkheit gegen den alles auflösenden Individualismus“ sieht. Sein „Kultus der Volksgewalt, des Fortschrittes und der Vernunft kennzeichnet den emporstrebenden Menschen des russischen Tages, der begonnen hat, sein Leid zu hassen, ohne ihm entfliehen zu können“. Und wenn Gorki das Unklare seines Volkes, seine Trägheit und seinen Byzantinismus, ablehnt, so „leuchtet ihm umso größer der Mythos des russischen Menschen entgegen“. Und darüber „steht der weite russische Himmel und der ewige Idealismus des gewittergleichen Kampfes, der auf der erdfarbenen Jüngermaske Dostojewskis Schatten (*sic*) leuchtet“.<sup>876</sup>

Mit Betrachtungen wie diesen bewegte Paquet sich im Feld eines ganzen, breiten Stroms von Deutungen, die im Bolschewismus vor allem einen elementaren Ausbruch des „russischen Geistes“ oder „russischen Gedankens“ sehen wollten. Diese Texte schlossen (wie in seinem Falle auch) unmittelbar an jener Weltkriegsliteratur an, in welcher, der historistischen deutschen Tradition folgend, Völker einen spezifischen, individuellen „Volksgeist“ verkörperten. Und wie schon beschrieben, war es – nach dem geflügelten Wort Thomas Manns – die „heilige russische Literatur“, die als der kondensierte und reinste Ausdruck dieses östlichen Volksgeistes galt.

Mitten im Weltkrieg hatte das deutsche Interesse an der russischen Literatur eine ganz neue Intensität und Bedeutung gewonnen, und vor allem das Werk und die Figur Dostojewskis war ins Zentrum eines geradezu schon frenetischen Interesses rückten.<sup>877</sup> Schon 1918 hatte Hermann Hesse es für außer jedem Zweifel

stehend gehalten, dass „die europäische Jugend, zumal die deutsche Jugend Dostojewski als ihren großen Schriftsteller empfindet, nicht Goethe, auch nicht einmal Nietzsche“.<sup>878</sup> Nicht zuletzt durch die ausführlichen Einleitungen, die Dmitri Mereschkowski und Arthur Moeller van den Bruck als Herausgeber der „Sämtlichen Werke“ den Piper-Bänden (in roten Einbänden mit Goldschnitt) voranstellten, wurde Dostojewski vom Schriftsteller und politisch-religiösen Essayisten zum Geschichtspropheten und modernen Apokalyptiker schlechthin erhoben, dessen Gesicht „vom ersten Strahl der furchtbaren Sonne erleuchtet“ sei, welche das „Ende der Weltgeschichte ankündige“ – so Mereschkowski.<sup>879</sup>

R. C. Williams hat in dieser Verschiebung des deutschen Dostojewski-Bildes eine allgemeinere Zeittendenz ausgemacht: „Das frühere Bild von Dostojewski als einem religiösen Denker, Psychologen und russischen Nationalisten machte während des Ersten Weltkriegs einer neuen Einstellung Platz. Dostojewski wurde nun der Heros des Kampfes der Intellektuellen gegen das ‚bourgeoise‘ Europa, der Prophet eines ‚Auswegs‘ aus dem europäischen Bezugsrahmen nach 1918 hinaus ‚nach Osten‘ ...“.<sup>880</sup>

#### Unter den „Freunden des neuen Russland“

Dieser Parteinahme für „den Osten“ blieb Paquet bis ans Ende der Republik treu. Er war einer der Mitgründer der Anfang 1923 ins Leben gerufenen „Gesellschaft der Freunde des neuen Russland“. Die Sozialdemokraten, denen er mit seinen sozialen Ideen durchaus hätte nahe stehen können, „erlagen der historischen Russenfeindschaft ihrer Gründer und helfen jenes gelähmte Russland erhalten, das heute ist“. Sie seien dafür mitverantwortlich, „dass die Ideologie der Weltrevolution zum alleinigen Eigentum der Russen, zum Instrument ihres ungebrochenen Staatsegoismus geworden“ sei – über den er sich durchaus keine Illusionen machte – statt zum Instrument einer universalen Weltreformation.

Immerhin, auch die Weltrevolution „unter dem Wort von Moskau“ richtete sich „gegen die guelfischen Ordnungen, die in allen westlichen Regierung wirksamen Maximen von Rom“<sup>881</sup>, welche den („ghibellinischen“) Gedanken des Kaiser-

tums zerstört hatten, ohne deshalb den Imperialismus aufzugeben, ganz im Gegenteil. Deutschland war ebenso wie das von Blockaden, Hungersnöten und Seuchen heimgesuchte Russland „Opfer jener Regierungen, deren Geilheit sich auf Welteroerbung richtet wie auf das ungeheure Abenteuer eines entzügelten Eros“ – der Regierungen des Westens also, die damit das Bestehen des Menschengeschlechts schlechthin bedrohten.<sup>882</sup>

Aber im Erwachen Russlands kündigte sich nur des neue Selbstgefühl der jungen östlichen Völker im ganzen an, auch der gelben Rasse, die um Mitbestimmung auf das Weltgeschehen kämpft. „In Moskau sammelt sich Geist aus den Weiten Asiens und vermählt sich der starken slawischen Seele“. Hinter dem revolutionären Russland erhob sich schon das revolutionäre China – Paquets alte, erste Liebe. „Und die Linie der kommenden Kämpfe wird durch Deutschland gehen.“<sup>883</sup> Deutschland hatte also zu wählen zwischen „Rom“ und „Moskau“ – und es hatte in Rapallo, so hoffte Paquet, richtig gewählt. „Das Drängen beider Völker auf Ausgleichung und Zusammenarbeit in einem neuen Werdeplan für die Zukunft der Welt ist elementar.“<sup>884</sup> Das in Deutschland bewahrte Erbe der 2000-jährigen, hoch entwickelten Zivilisation des germanisch-romanischen Europa würde sich mit der jungen Welt des Slawentums verbinden, das mittlerweile „einen selbständigen und kraftvollen geschichtlichen Typus“ ausgebildet habe.<sup>885</sup>

So nannte Paquet es in einer Besprechung eines Buches von Karl Nötzel (einem der professionellen Russlanddeuter dieser Jahre) keinen Zufall, „dass die Psyche der Russen ... so sehr verwandt ist mit der Psyche des Proletariers überhaupt“; und weiter, „dass gerade die am wenigsten im Bürgerlichen sich erschöpfenden Menschen der westlichen Welt, vor allem der Typus des Künstlers und der des Proletariers, so besonders stark von dem russischen Denken angezogen werden“.<sup>886</sup> In dieser Verbindung der „Geistigen“ mit den Proletariern sah er sein eigenes Ideal – das sich wiederum auf die Ebene der internationalen Beziehungen rückübertragen ließ.

Paquet beantwortete im Oktober 1924 die Anfrage der Kommunistischen Partei Deutschlands „bei ehrlichen, freiheitlich denkenden Vertretern der deutschen Geisteswelt“ über ihre Stellung zum Kommunismus denn auch mit den Sätzen:

„Die auf römischer Grundlage erbaute Zivilisation des heutigen Europa verdient die Kampfansage ... Ich setze meine Hoffnung auf eine große Erneuerung aller Verhältnisse in einer von besitzrechtlichen Fäulnisstoffen gereinigten Menschheit. Ich möchte dem Proletariat alle Waffen zu seiner Befreiung schaffen können: die Bundesgenossenschaft aller schöpferischen Herzen ... Ich fühle mich neben der kämpfenden Partei des Proletariats mitten in dem unversieglischen Strom des Widerspruchs, der durch die zweitausendjährige Geschichte Europas geht und sich in Reformationen und Revolutionen ausdrücken wird, bis wir den allmenschlichen Anschluss gefunden haben ...“<sup>887</sup>

### Revolutionstheater im „russischen Stil“

Seinen Ruf als Schriftsteller verdankte Paquet nicht zuletzt dem durchschlagenden Erfolg seiner beiden Revolutions-Dramen „Fahnen“ (1923/24) und „Sturmflut“ (1925/26). Unter der Regie von Erwin Piscator wurden sie an der Berliner Schaubühne nach allen Regeln des modernen, „russischen“ Aktions- und Agitations-Theaters inszeniert, mit Filmprojektionen und Massenszenen, Sprechchören und Lautsprechern.

„Fahnen“ war das lehrstückhafte Szenario eines fiktiven Arbeiter-Aufstandes in Chicago, mit vagen Bezügen zum historischen Vorbild des Haymarket-Attentats. Die USA erschienen darin als eine raffiniert-brutale Despotie des Kapitals, die inmitten ihres dekadenten Reichtums dem Untergang geweiht war. Allerdings gab es auch in den Klassenschlachten dieses Zeitalters, auf der Seite der Revolutionäre und der „Geistigen“, Anklänge an jene uramerikanische Tradition der puritanischen Gründerväter, auf die auch die Quäker-Tradition zurückging und der Paquet in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre, etwa in seinem Schauspiel „William Penn, Gründer von Pennsylvanien“ (1926), ein Denkmal setzte.

„Sturmflut“ dagegen war ein phantastisches Revolutionsmärchen aus Russland: Wie bemerkt, bildete seinen Kern die Liebesgeschichte einer adeligen Abenteurerin schwedischer Herkunft, Rune Lewenclau, die auf den Spuren der alten Waräger ein revolutionäres Steppenreich gründete, mit dem erzrussischen Bauern-

Matrosen Granka Umnitsch, der über eine anarchistisch-egalitäre Waldrepublik herrschte. Dann gab es noch den ebenso gerissenen wie zerrissenen Juden-Kapitalisten Isaak Gad (eine Shylock-Figur); den Verräter und Ex-Terroristen Ssawin (sprich Sawinkow); und viele andere. Draußen auf See lag die Flotte der britischen Imperialisten, während die alte Kaiserstadt Petersburg verwilderte und versank. Zur Rettung und Ausbreitung der Revolution war Umnitsch bereit, die Stadt vermitteltst des reichen Juden Gad als Konzession an das internationale Kapital zu verpachten. Aber dabei entfernte er sich von den Massen, und auch der Liebesbund mit der blonden Warägerin löste sich. Das Ende war offen.

In einem Vorwort zur Buchausgabe des Stückes hat Alfons Paquet die metaphorischen Zeitbezüge dementiert – und im gleichen Atemzug bestätigt: „*Sturmflut* [...] ist nicht die Geschichte einer Revolution. Keine Lebensbeschreibung Lenins. Keine Darstellung Sowjet-Russlands.“ Das Stück, eine Dramatisierung und Umarbeitung seines 1923 veröffentlichten revolutionären Fantasy-Romans „Prophezeiungen“, griff in der Tat viel höher: „Wer in die Gestalt des Matrosen Granka Umnitsch hineinhorcht, mag ja in ihr einen Grundzug entdecken, der an Lenin erinnert. Aber es ist nur der Grundzug, den Lenin mit dem einfachsten Arbeiter, Soldaten, Matrosen seiner Umgebung gemeinsam hatte: das Zugreifende, Umstürzende, Erdhafte. Granka ist nicht Lenin selber. Lenin ist niemals ‚in die Wälder‘ gegangen ... Lenin hat niemals Petersburg verkauft, er hat nur ... eine ‚neue ökonomische Politik‘ der Konzessionen eingeleitet. Lenin hat auch niemals einen Augenblick die Verbindung mit den Massen verloren, wenigstens nicht im Sinne einer tragischen Entfremdung. Lenin hat sich niemals ... von einer Liebesaffäre beeinflussen lassen. Lenin war groß als Sozialphilosoph und als Taktiker in einem, gelehrt und bauernklug. Er war niemals naturburschenhaft, war immer besonnen, nüchtern, monteurhaft ... Trägt er (Granka Umnitsch) dennoch einige Züge des späten, kranken, schweigsamen Lenin, so trägt er sie nicht, um Lenin zu verkleinern, sondern um die Liebe und die Furcht zu rechtfertigen, die noch heute vom Schatten Lenins auf die Massen ausgeht.“<sup>888</sup>

Offensichtlich unter dem Eindruck des Todes von Lenin geschrieben, handelte „*Sturmflut*“ tatsächlich nicht von dem wirklichen, sondern bereits von dem le-

gendisierten Lenin, der sich als „Umnitsch“<sup>(\*)</sup> in die Gestalt seines Volkes zurückverpuppt hatte, es buchstäblich „verkörperte“ und mit ihm eins geworden war. Das Stück war Teil seiner Apotheose. Aber zugleich evozierte es auch noch einmal viele Motive und Eindrücke der Moskauer Zeit Paquets – vor allem in Gestalt der Rune Lewenclau, die ihr Vorbild in jener nordischen Gudrun im Lederkostüm der Tscheka gehabt haben mochte, die Paquet in Moskau flüchtig kennenlernt hatte, bevor sie in weltrevolutionärer Mission nach Mitteleuropa abging.

„Nennt das Romantik, meinetwegen; sie ist das Recht der Dichtung. In solchen über das Private weit hinausgreifenden Gestalten dichte ich nach Formung der Antithesen, von denen wir heute alle irgendwie ergriffen und beunruhigt sind.“<sup>889</sup>

#### „Von November bis November“

Ein fast tragisch zu nennender Epilog zur Rolle Alfons Paquets als Zeitzeuge wie als Künstler ist die nochmalige Überformung seiner Russland-Erfahrungen in dem nachgelassenen Roman-Fragment „Von November bis November“. Eine „Reisespende“ seiner Freunde zu seinem 50. Geburtstag im Januar 1931 hatte er, statt für eine neue Fahrt, die ihn – wer weiß – vielleicht noch einmal auf die Spuren seiner ersten Reisen „nach Osten“ hätte führen sollen, stattdessen für die Arbeit an seinem Roman „Von November bis November“ verwendet. Gemeint ist die Zeit zwischen November 1917 und November 1918, der russischen und der deutschen Revolution, die ein prägendes Erlebnis seines Lebens geblieben war, auch wenn sich inzwischen andere Eindrücke und Passionen darüber geschoben hatten. Als Grundlage dienten ihm vor allem seine Tage- und Notizbücher aus dieser Zeit. Alle tragenden Personen kommen in wenig verklausulierter Form vor: Paquets alter Ego heißt „Jörgum“, Radek heißt „Sobosch“, Parvus „Walfisch“, Riezler „Vitznau“, Stadtler „Klütermann“, Price ist „Biddenden“ usw.

---

(\*) „Umnitsch“ war offenkundig ein Amalgam aus „Iljitsch“ (wie Lenin von seinen Genossen und angeblich auch von seinem Volke vertraulich gerufen wurde) mit dem Wort „umny“ (klug, vernünftig).

Aber wenn es ein Schlüsselroman werden sollte, so ist er in bemerkenswerter Weise misslungen. Dass das Buch nach 1933, als Paquet in der Nazipresse als „Salonbolschewist“ verschrien war, nicht mehr erscheinen konnte, ist sicher wahr. Aber der tiefere Grund des Scheiterns liegt wohl im definitiven Bruch seiner überstrapazierten Sympathien, für die er keine angemessene Ausdrucksform mehr fand, weder intellektuell noch schriftstellerisch.

Es ist kaum festzustellen, wann und worüber ihm diese Sympathien abhanden gekommen sind. Die Antworten, die Paquet noch im Oktober 1930 auf eine Umfrage der kommunistischen Literaturzeitschrift „Linkskurve“ gab (eine „Umfrage“, die in insinuiierende Feststellungen über die Krise der Weltwirtschaft, den drohenden faschistischen Putsch in Deutschland oder den kommenden Krieg der kapitalistischen Mächte gegen die Sowjetunion gefasst war), klangen noch halbwegs milieukonform, aber bereits ermüdet. Zwar würdigte Paquet die Errungenschaften des Stalinschen Fünfjahrplans (soweit „mir bekannt“) noch positiv, und „die kulturellen Aufstiegsmöglichkeiten in der Sowjetunion optimistisch“.<sup>890</sup>

Aber der Sieg der Stalinfraktion, der 1928/29 u.a. mit dem Selbstmord Joffes, der Exilierung Troztkis und der Verbannung Radeks nach Sibirien exekutiert wurde, dürfte einen ersten Bruch bedeutet haben. Ab 1930 fluteten dann die deutschen Kolonisten und viel Auswanderer und Experten der zwanziger Jahre in hellen Scharen nach Deutschland zurück, nicht zuletzt wegen der Unterdrückung ihrer dissidenten Religionsbekenntnisse – begleitet von einer Fülle neuer, authentischer Erlebnisliteratur, die nicht mehr so leicht abzutun war. Schon die Kollektivierung als solche, dazu die nicht mehr zu übersehenden Einschränkungen der geistigen Freiheit in der Sowjetunion, müssen ihn ernsthaft bestürzt haben.

Tatsache ist jedenfalls, dass Paquet in „Von November bis November“ eine tiefgreifende Umwertung der eigenen Erlebnisse vornahm. Zur eigentlichen Heldin des Romans avanciert nun eine Tamara Elston alias Dora Kogan, in die der Held Jörgum sich in Stockholm keusch verliebt. Sie ist jener androgyne, „mannweibliche Typus“, der ihn an der russischen Revolution stets halb angezogen und halb erschreckt hatte. Auch diese Tamara alias Dora kämpft (gleich der Rune Lewenclau) „wie ein Mann“. Sie trägt die Haare kurz und mal ein rotes Kleid,

mal Männerhosen. Schon Jahre vor dem Krieg will Jörgum sie bei einer seiner Russlandreisen bereits in einem zweifelhaften sibirischen Etablissement getroffen und geliebt haben (eine direkte Wiederaufnahme einer viel sublim-erotischer gefärbten Konstellation in Paquets Erzählung „Lusikas Stimme“ von 1925<sup>891</sup>). Jetzt dagegen sollte Tamara alias Dora sich nur für das Überleben ihres gefangenen Gefährten und Sozialrevolutionärs Braschjan prostituiert haben – die obligate Dostojewski-Szene also.

Aber die Dora Kogan (alias Tamara) des Romans war nun selbst eine linke Sozialrevolutionärin, die noch vor „Jörgum“ (mit Unterstützung von „Walfisch“ alias Parvus) nach Moskau zurückkehrte und schließlich als Fanny Kaplan das Attentat auf Lenin begeht, in erster Linie, weil dieser Russland den Deutschen ausgeliefert habe – nur um auf unaussprechlich qualvolle Weise in den Verliesen des Kreml zu Tode gebracht zu werden. Als Jörgum mit Hilfe von Sobosch (Radek) eine Audienz bei Lenin erhält, blitzt ihm einen Moment der Gedanken durch den Kopf, Tamara/Dora zu rächen, indem er den Angeschossenen erwürgt. Er tut es nicht – aber Lenin entlarvt sich in diesem Gespräch als ein rachsüchtiger Monomane und Lunatiker, der (wegen der Hinrichtung seines Bruders Alexander) alle seine Gegner hängen sehen möchte. So weit, so trivial.

In der Schluss-Szene bietet Sobosch Jörgum an, mit ihm nach Berlin zu reisen, um dort den Vorschlag einer unmittelbaren Waffenbrüderschaft zu überbringen:

„Wir bieten euch an, eure intakten Divisionen auf russischem Boden unterzubringen. Unser Kriegshafen und die Werften in Kronstadt stehen eurer Flotte offen. Ihr könnt Gewehr bei Fuß über den Frieden verhandeln. Wir übernehmen mit euch die Wacht am Rhein, ihr mit uns die Wacht in der Ukraine, in Polen, am Schwarzen Meer, in den baltischen Provinzen.“

„Blitzschnell überschaut er (Jörgum) die gewaltigen, kühnen Möglichkeiten des Angebotes. Aber er sieht zugleich die Gefahren unsäglicher Enttäuschung. Aus den Tiefen des Zusammenbruchs zweier Völker steht jetzt als nüchterne Wirklichkeit die Frage, die ihn einst in der Seele bewegte, ein unfassbares, glühendes Phantasiegebilde seit seinen Jugendtagen in den von Menschen wimmelnden, neuen Städten der Mandschurei. Damals standen die beiden Reiche auf der Höhe

der Macht. Die Freundschaft, die Verschmelzung der beiden Völker erschien als eine der ungeheuren Möglichkeiten dieses Planeten, als etwas Unerhörtes, ein Rausch der schöpferischen Liebe. Noch jetzt, in diesem Augenblick der vollen Erschöpfung ..., erscheint sie als ein Weg zur Größe.

Aber im flackernden Licht des Lämpchens sieht Jörgum auf einmal in Soboschs Gesicht das schlaue, sarkastische Lächeln Lenins. Er steht auf.

Sie fahren noch heute Nacht auf einer Lokomotive nach Petersburg, drängt Sobosch. Sie bekommen morgen früh ein Flugzeug oder ein Unterseeboot, mittags sind sie in Danzig, in Berlin.“

Jörgum entgegnet trocken: „Nein Sobosch. Tauchen Sie, fliegen Sie selbst. Was mich betrifft, so steht meine Beförderungsart fest.“ Er, Jörgum, wird der Transportleiter für 900 deutschen Rückkehrern aus Sowjetrußland sein, die in einem bereitgestellten Zug in qualvoll langsamer Fahrt zurück in die Heimat fahren. „Nun denn, schlägt ihm Sobosch auf die Schulter. Vielleicht bin ich noch vor Ihnen in Berlin. Auf Wiedersehn.

Wir gehen wohl für immer auseinander, sagt Jörgum und begleitet Sobosch zum Bahnhofsaustritt.“<sup>892</sup>

Und plötzlich ist die Luft rein, während der Zug zu rollen beginnt. Früh morgens hält er auf einem Bahnhof, wo Bauern von Rotgardisten zusammengetrieben werden. „Frauen weinen und heben die Hände“ – Szenen aus der Kollektivierungszeit 1930/31, die die Bürgerkriegszeit von 1918/19 evozieren. Aber siehe: „In allen Wagen erhebt sich auf einmal ein Singen: Am Waldesrand, wo still die Rehlein grasen ... Und dieses Singen wird ein schallender, wandernder Chor.“<sup>893</sup>

So endet das unvollendete Roman-Manuskript, in dem nahezu alle früheren Lebensthemen Paquets wie in vexatorischer Verfremdung wiederkehren. Möglicher Weise ist diese Hinwendung zur Heimat, zu den eigenen Leuten aber nur die eine Seite. Gewiss, Paquet war in diesen Jahren vor allem im „Bund rheinischer Dichter“ aktiv; und das trug durchaus Züge des alten landsmannschaftlichen Patriotismus, der am Beginn seiner schriftstellerischen Karriere gestanden hatte.

Aber die ganze innere Geographie Paquets zwischen „Rom und Moskau“ hatte im Laufe der zwanziger Jahre eine weitgehende Verschiebung erfahren. Das Land „jenseits des Rheins“, Frankreich, begann ihn wieder stärker zu interessie-

ren. Und die Rheinmündung korrespondierte nun plötzlich wieder der Mündung der Themse. Das Flugzeug schuf völlig neue Reise- und Lebensgefühle, die mit denen des jugendlichen Reisenden in den sibirischen Postzügen – diesen fauchenden „Dampfschiffen“ im „Stillen Ozean“ des Zaren – nicht mehr korrespondierten. Frankfurt, die zum dauerhaften Lebensschwerpunkt gewordene Stadt, wurde (wie Paquet früh erahnte) europäisches Luftkreuz.

Das Entscheidende war vielleicht sein neu erwachtes Interesse für Amerika, das mit der neuen Konfession als Quaker zusammenging. Sein Stück „William Penn, Gründer von Pennsylvanien“ (1927) war wohl die Wegscheide – und Paquet sagte es als „Kurzes prosaisches Nachwort“ auch sehr direkt: „Wer zwischen diesem Drama und meinen beiden vorigen den Zusammenhang sucht, wer zwischen der Historie des perikleischen Staatsgründers William Penn, dem Mythos des Volkshelden Granka Umnitsch in ‚Sturmflut‘ und dem revolutionären, kollektiven Heldentum in ‚Fahnen‘ die verbindende Linie aufspüren will –, der muss mir schon erlauben, in diesem Stück, nach allen Aufschwüngen des östlichen Protestes zu dem humanistischen und liberalen Westen zurückzufinden, der trotz allem noch in uns ist und nach einem letzten vertieften Ausdruck der alten Freiheitsidee verlangt.“<sup>894</sup>

## ANTIBOLSCHEWISMUS UND OSTORIENTIERUNG

### Eduard Stadtler und die Anfänge der „konservativen Revolution“

Die Gruppen und Personen, die im deutschen Revolutionsjahr 1918/19 als Vorkämpfer eines aktivistischen „Antibolschewismus“ auftraten, waren sozial und politisch sehr verschiedener Herkunft. Ihre Ideen und Parolen lagen quer zur Politik sowohl der Rechts-, der Links- wie der Mittel-Parteien. Und sie fühlten sich auch nicht etwa getragen von einer breiten Hauptströmung der deutschen Politik – eher im Gegenteil.

Ihre Führer und Sprecher waren nicht zufällig vielfach Leute mit „Russlanderfahrung“, die durch die Eindrücke und Erlebnisse der russischen Revolution auf widersprüchliche Weise bewegt und motiviert waren. Mit den Führern der Bolschewiki verband sie, wie sich bald zeigte, eine intime Mischung aus Hass, Furcht und Bewunderung. In all ihrer Untypik – und letztendlichen Erfolglosigkeit – repräsentierten gerade sie vielleicht in reinster Form jene unvermittelte Mischung aus Anziehung und Abstoßung, die das bolschewistische Russland auf das politische und intellektuelle Deutschland ausübte.

Der eigentliche *spiritus rector* eines aktivistischen deutschen Antibolschewismus war der katholische Publizist Eduard Stadtler, dessen – weitgehend vergessene – Figur und Biographie in vieler Hinsicht als exemplarisch gelten kann.<sup>(\*)</sup>

---

<sup>(\*)</sup> In der alten Bundesrepublik ist keine einzige wissenschaftliche Monographie, nicht einmal einen Zeitschriften-Aufsatz, über Stadtler und den organisierten politischen Antibolschewismus der frühen Weimarer Zeit erschienen. In den Arbeiten über die „Konservative Revolution“ von Armin Mohler („Die konservative Revolution“, zweite erw. Fassung, 1972) und Klemens von Klemperer („Konservative Bewegungen“, 1957) sowie über den „Nationalbolschewismus“ von Ernst Otto Schüddekopf („Linke Leute von rechts“, 1960) und Louis Dupeux „Nationalbolschewismus in Deutschland“, 1985) taucht die Figur Stadtlers zwar auf. Seine Rolle als Führer der organisierten Antibolschewisten bleibt jedoch durchweg ephemere gegenüber seinem späteren Wirken als Exponent der neukonservativen und nationalrevolutionären Szene. Lediglich Kai-Uwe Merz („Das Schreckbild“, 1995) hat in einem Kapitel über Stadtler dessen Wirken als Antibolschewist bearbeitet; allerdings auf sehr enger Quellenbasis und in recht unkohärenter, letztlich aporetischer Weise.

In Darstellungen aus der ehemaligen DDR, etwa in Jürgen Petzoldts Arbeit über „Wegbereiter des deutschen Faschismus“ (1978/1982), spielt der Antikommunist Stadtler dagegen programm-

Der Kriegsausbruch 1914 hatte der aufstrebenden Karriere des jungen Dr. phil. als Sekretär des Windthorst-Bundes, einer der Zentrumspartei nahestehenden Jugendorganisation, ein jähes Ende gesetzt. Die demütigenden Erfahrungen, die Stadtler als gebürtiger Elsässer nach seiner Einberufung machte (von der Westfront wurde er wegen des generellen Verdachts der Unzuverlässigkeit gleich wieder abgezogen und konnte deshalb nicht Offizier werden), stand er dank einer überschwänglich preußisch-deutschen Staatsgesinnung durch. Schon in seiner ersten, rasch verfassten Tornisterschrift mit dem Titel „Das deutsche Nationalbewusstsein und der Weltkrieg“ hatte er sich an die Vorstellung geklammert, dass die Kriegsmobilisierung zum Gemeinschaftserlebnis der Deutschen und damit erst zur Geburt eines „in seinen Stämmen“ geeinten Reiches führen werde. In diesem welthistorischen Ringen werde auch das „französische Dogma von der alleinseligmachenden Kraft der Demokratie ... als fremde staatliche Irrlehre aus dem deutschen Volksbewusstsein verschwinden“.<sup>895</sup>

Vom Gegensatz des preußisch-deutschen Staatsbewusstseins zur „Ideenwelt des französischen Staates, der westlichen Demokratie“ handelten auch die zahlreichen weiteren Aufsätze und Broschüren, die er in fieberhafter Folge verfass-

---

gemäß die Rolle eines „Vorkämpfers des Faschismus“ – bis zur völligen Überzeichnung: „Der Hass der herrschenden Klasse auf den Kommunismus ließ schließlich den bis dahin völlig unbekanntem Dr. Eduard Stadtler einen ungeahnten Aufstieg nehmen und zumindest für einige Wochen zu einer Schlüsselfigur in der großen Klassenschlacht nach dem ersten Weltkrieg und vor Gründung der Weimarer Republik werden.“ (S. 53)

Im Kontext der offiziellen DDR-Faschismusforschung mit ihren sehr spezifischen und engen Prämissen ist auch die einzige Monographie zur Person Stadtlers als Dissertation entstanden: Rüdiger Stutz, Die politische Entwicklung Eduard Stadtlers von 1918 bis 1933. Ein Beitrag zur Geschichte des Rechtsextremismus in der Weimarer Republik, (Diss.) Jena 1985. In welcher verkrampt-fiktiver Frontstellung solche Arbeiten verfasst wurden, erhellt aus Stutz' Behauptung: „Gegenwärtig findet in der BRD eine besorgniserregende Art der 'Stadtler-Rezeption' statt“. Auch Stutz hat (wie sämtliche Autoren bisher) die von Stadtler begründete „Anti-Bolschewistische Correspondenz“ (A.B.C.) nicht ausgewertet, und auch die reichhaltige Broschürenliteratur des „Generalsekretariats“ ist nur in passenden Ausschnitten herangezogen worden. Immerhin enthüllt die auf einige Primärquellen und eine weite Lektüre der Original-Texte gestützte Arbeit von Stutz etwas von der Widersprüchlichkeit der Biographie Stadtlers – entgegen ihrem vorgegebenen Argumentationsziel.

Zu den Schwierigkeiten einer Auseinandersetzung mit der Figur Stadtlers gehört es, dass weder sein persönlicher Nachlass noch z.B. das Archiv des „Generalsekretariats“ bisher auffindbar waren. Da Stadtler 1945 in Berlin vom sowjetischen Geheimdienst verhaftet und in das KL Sachsenhausen verbracht wurde, wo er wenig später umkam, lag die Vermutung nahe, dass sein Nachlass bzw. Archiv im Komplex der Moskauer „Beuteakten“ zu finden sein könnte. Meine Recherchen im Moskauer ZChIDK im Herbst 1996 haben jedoch zu keinem Ergebnis geführt.

te.<sup>896</sup> Vom russischen Zarenreich wusste Stadtler wenig und es beschäftigte ihn kaum, es sei denn als Rivale des Deutschen Reiches beim Kampf um einen „Platz an der Sonne“ im Nahen Orient. Dorthin, an die türkische Front, hatte er ursprünglich gewollt – schon mit dem Gestus des „politischen Soldaten“, der als „eifriger Leser der von Rohrbach und Jäckh herausgegebenen periodischen Schriften“ die Weltpolitik engstens verfolgt und „jede Phase der Kriegsentwicklung auf die höheren geschichtlichen Zusammenhänge hin“ erlebt habe.<sup>897</sup> Stattdessen kam er mit seinem elsässischen Landsturm nach langem, stumpfsinnigem Garnisonsdienst an die galizische Ostfront. Es war die Zeit der Brussilow-Offensive im Sommer 1916. Gleich beim ersten Fronteinsatz wurde seine Kompanie umzingelt und wanderte in Kriegsgefangenschaft.

### Mutmaßungen über Russland

Was Stadtler in seinen 1935 veröffentlichten Memoiren „Als politischer Soldat 1914 – 1918“<sup>898</sup> über seine Erlebnisse in Russland berichtet hat, war sicherlich hier und da dem Geist der neuen Zeit angepasst. Umso glaubwürdiger dürften seine Erinnerungen aber dort sein, wo sie sich von den nationalsozialistischen Rassendoktrinen deutlich abheben.

Natürlich gehörte ein deutscher Kulturdünkel zu seiner mentalen Grundausstattung. So wenn er berichtete, die Russen hätten trotz der Erfolge ihrer Offensive 1916 und obwohl es ihnen „damals noch recht gut“ gegangen sei, einen Mangel an Siegeszuversicht gezeigt. „Ihr inneres Verhältnis zu uns Reichsdeutschen war ganz deutlich von Minderwertigkeitsgefühlen beherrscht.“<sup>899</sup> In einem gutmütigen jungen Wachmann, der ihn auf einem Transport begleitete, glaubte Stadtler prompt „einen typischen Russen kennengelernt“ zu haben, „von jener urwüchsig gesunden, unverdorbenen Art, wie sie bei Naturvölkern oft anzutreffen ist: primitive Liebe, primitiver Hass und Ehrfurcht vor jedem ‘höheren’ Wesen“<sup>900</sup>.

Immerhin gab es bei Stadtler aber auch einen Zug neu-gierigen Interesses. Er begann im Gefangenenlager sofort, Russisch zu lernen, und wagte sich nach einigen Monaten „sogar schon an Tolstojs ‘Auferstehung’ heran“. Und mit Aus-

bruch der Februar-Revolution 1917, die ihm als ein „wahrer Frühlingssturm der Begeisterung“ erschien, stürzte er sich sogleich in den Strom der Ereignisse. Dabei waren es zunächst seine antifranzösischen Ressentiments, die ihn bald in skeptische Distanz zur Umwälzung in Russland brachten: „‘Freiheit! Gleichheit! Brüderlichkeit!’ leuchteten wie Sonnengötter in die Seelen der primitiven Russen hinein ... Umzüge, Konzerte Festlichkeiten aller Art. Ich lächelte ... Und den großen Phraseologen Kerenski durchschaute ich als feminine Reflexerscheinung der russischen Revolutionsdynamik vom ersten Tage seiner Staatskunst ab.“<sup>901</sup>

Die „russische Revolutionsdynamik“ selbst aber zog ihn mehr und mehr in ihren Bann. In seinem Kriegstagebuch findet er unter dem August 1917 erstmals den Begriff der „Weltkriegsrevolution“, der in seiner späteren antibolschewistischen Agitation eine zentrale Rolle spielen sollte. Der Begriff war noch überwiegend negativ gefasst, als Entbindung der durch den Krieg gebündelten sozialen und nationalen Energien in Militärmeutereien und Streiks, die zur Auflösung aller staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung führen konnten. Zugleich begannen jedoch die Möglichkeiten einer revolutionären Neugestaltung Stadtler zu interessieren – die er mit dem Ziel „der zweckmäßigen Organisation der schaffenden Kräfte der Gesellschaft und des Staates unter einem einzigen Zweckgesetz organischen Wachstums“ bezeichnete. Das aber sei „‘Sozialismus’, nicht Demokratie“. Natürlich „nicht Sozialismus im landläufigen Sinne der Parteipolitik“, sondern „militärischer Sozialismus, Sozialismus der deutschen Zukunft“.<sup>902</sup>

Was ihn besonders faszinierte, waren die überall entstandenen „Sowjets“ der Arbeiter- und Soldatendeputierten sowie der Versuch, so etwas wie die „Generalstände“ des Reiches jenseits der Parteien einzuberufen: „Die Moskauer Reichsversammlung vom 12./15. August 1917 regte mich so an, dass ich ihr 30 Seiten meines Tagebuches widmete. Das Packendste daran schien mir, dass die russische Revolutionsregierung damals den Versuch machte, ... in einer vollkommen neuen Form die organischen Kräfte eines ständisch gesehenen Russlands zur Mitarbeit heranzuziehen. Die Idee war gut. Die Ausführung mittelmäßig und verhängnisvoll.“<sup>903</sup> Wieder war es also Kerenski, der die Sache verdarb: „Ke-

renski ist das Weib, die Revolution der Mann. Kerenski ist ganz passiv, zurückhaltend, scheu, verliebt. Die Revolution aber ist Aktivität, draufgängerisch, rücksichtslos, gebieterisch.“<sup>904</sup>

Die Bolschewiki, die – „draufgängerisch, rücksichtslos, gebieterisch“ – kurz darauf die Bühne betraten und die Macht an sich rissen, waren da schon ein anderes Kaliber. Stadtler stand ihnen anfangs keineswegs feindselig gegenüber, zumal die Errichtung der Sowjetrepublik die Aussicht auf ein baldiges Ende des Krieges und für die Kriegsgefangenen eine weitgehende Aufhebung des Lagerregimes bedeutete. Was ihn allerdings beunruhigte, war, dass die Bolschewiki unter seinen Kameraden eine lebhaftere Werbung zum Eintritt in die Rote Armee betrieben, und zwar mit dem erklärten Ziel der „Bildung einer internationalen Roten Armee“ – und das nicht ohne Erfolg: „Der bolschewistische Redner sprach perfekt Deutsch und fanatisierte die Menge mit seinen marxistisch-revolutionären Deutungen des Weltkrieges ... Es fehlte nicht an Beifall. Ich war entsetzt.“<sup>905</sup>

### Russland und seine Revolutionen

Um der bolschewistischen Agitation durch eine eigene „geistig-politische Pädagogik“ entgegenzuwirken, organisierte Stadtler eine Vortragsreihe, in der er selbst als Dauerredner auftrat.<sup>906</sup> Einen dieser Vorträge ließ er später in Deutschland als Broschüre drucken: „Die Ursachen der russischen Märzrevolution“, zuerst gehalten „vor der Kolonie deutscher Zivilinternierter in Ufa, März 1918“.<sup>907</sup> Gerade, weil man annehmen kann, dass der Text nachträglich „begradigt“ wurde, ist er bezeichnend für die Grunddispositionen seines künftigen antibolschewistischen Engagements.

Stadtler verarbeitete darin die Früchte seiner weitgestreuten Lektüre russischer Literatur und russischer Zeitungen und versuchte, sich erstmals ein zusammenhängendes Bild von Russland und seinen geschichtlichen Eigenheiten zu machen. Bei aller kulturellen Herablassung schwang darin auch ein Ton einfühlerischen Interesses mit: „Dringt man nun von der Oberfläche geschichtlichen Geschehens in die Tiefen der russischen Volksseele hinab, um die dem staatlichen Wer-

degang zugrundeliegenden geistigen und sozialen Kräfte der russischen Kultur zu ergründen, so staunt man über die ‘revolutionäre’ Veranlagung und die radikale Tendenz dieses auf den ersten Blick so fromm-demütigen und apathischen Volkes ... Man gewinnt dabei die Überzeugung, dass der revolutionäre Geist in wenig Ländern so tiefe Wurzeln geschlagen hat wie gerade in Russland.<sup>908</sup>

Stadtler führte dies primär auf Eigenheiten des Landes, der Natur und der Geschichte zurück. „Die schroffste Antithese, die krassesten Widersprüche sind und bleiben das Charakteristische dieses Landes“, ob es sich um die „langen, grausam kalten Winter“ und die „kurze, heiße Sommerzeit“ handelte oder um die „Unendlichkeit der Raumverhältnisse“, die „dem Volke den europäischen Sinn für den Wert der Zeit“, aber auch „für den Wert der Intensitäts- und Qualitätsarbeit“ nahmen. Das alles führe zu einer psychologischen Disposition träumerischer Hingabe an Raum und Zeit oder auch zu mystischer Gottergebenheit. Wenn aber die Not am größten sei, ereigneten sich „plötzliche Ausbrüche des lang verhaltenen Tätigkeitstriebes, radikale Explosionen der Naturkraft des russischen Willens gegen die Widerstände, welche Außenwelt und Innenwelt der russischen Natur entgegensetzen“. Freilich, die russische Seele vereinige diese polaren Widersprüche in einer Brust – „wie weibliche Art und männliche Art in der Menschheit“. Der Russe sei eine Art Zwitterwesen – mal „weiblich passiv“ und „geistig rezeptiv“, und mal „von roher ungebundener Männlichkeit“. Daher auch seine Unberechenbarkeit und Sprunghaftigkeit: „Der Russe denkt und handelt plötzlich, fliegend, ruckweise, blitzartig, im Nu der Welt und der Wirklichkeit entrückt. Immer ‘radikal’ und ‘revolutionär’! ... Aber die Fähigkeit zum systematischen, planvollen, organischen Verstehen oder gar zu bedächtigen, allseits gesichertem Streben und Wirken geht ihm im allgemeinen ab.“<sup>909</sup>

Diese unausgeglichene Widersprüche durchziehen Stadtler zufolge alle Erscheinungen der russischen Geschichte und Gegenwart und machen auch erst die „sonst ganz rätselhaften Erscheinungen der russischen Politik etwas verständlicher“ – zum Beispiel den Gegensatz zwischen „Westlertum“ und „Allrussentum“. Auf der einen Seite finde man eine übertriebene, blinde Verehrung der westlichen Kultur, die man sich, da man sie in systematischer Arbeit nicht errei-

chen kann, in plötzlichen Ausbrüchen „revolutionär“ aneignen wolle, was natürlich vergeblich bleibe und im Endeffekt nur die „echt-russische, orientalische Vergötterungssucht gegenüber dem unerreichbaren ‘Westen’“ nochmals steigern. „Im ‘Allrussentum’ finden wir dasselbe wieder; nur das Objekt ändert sich. Das slavische Ideal tritt an die Stelle des ‘Westlichen’“ – nur um ebenso blind verehrt und radikal vereinseitigt zu werden.

Kurzum: „Überall ‘Maximalismus’, revolutionärer Geist, ‘Bolschewismus’“. Sogar der Zarismus „und die ihn stützenden parteipolitischen Rechtsströmungen“ seien mit ihrer „extremen Gewaltpolitik“ nur eine Spielart dieses selben russischen Radikalismus und Maximalismus gewesen. Und die Dichter und Schriftsteller Russlands seien stets radikale Politiker, im Grunde Berufsrevolutionäre gewesen – die russischen Politiker dagegen meist verkappte Literaten, Künstler, Poeten.<sup>910</sup>

Die sozialen Verhältnisse hätten für einen revolutionären Ausbruch allerdings wahrlich Gründe genug geliefert: In den höheren Schichten habe „Überfluss, Luxus, Kulturraffinement, ja Hyperkultur“ geherrscht – in den unteren Schichten dagegen „Elend, Mangel an Lebenskunst, tierische Bedürfnislosigkeit, niedrigste Kulturroheit“. Zwischen diesen Extremen habe es noch stets „an einem ausgleichenden Mittelstand“ gefehlt. Nur eine „Intelligenz“ gebe es, die bei völligem Mangel an praktischen Beziehungen zum Volke umso mystischere literarische Fäden vor allem zum Bauerntum gesponnen habe: „Die einen vergötterten dieses Volk der Bauern als Hort der echtsten russischen Kultur, als regenerierende Kraft des Slawentums und hielten in ihrer Phantasie das russische Volkstum mit der feenhaften Beleuchtung der Poesie und der Bühnenkunst fest. Umgekehrt aber erniedrigten die andern in ihren Vorstellungen dieselbe Bauernmasse auf das Niveau des Sklaventums und der Tierwelt“.<sup>911</sup> Darüber hätten die „Westler“ wie die „Allrussen“ das Wichtigste versäumt: „die große Geduldsarbeit einer in Jahrhunderten erst zu erreichenden kulturellen Hebung dieses tüchtigen Volksmaterials zu beginnen“.<sup>912</sup>

Der Weltkrieg habe dieses ganze politische, soziale und geistige Gebäude Russlands schließlich auf eine Existenzprobe gestellt. Anfangs habe es noch ganz gut

ausgesehen. Zum ersten Mal seien im russischen Volke „starke Gemeinschaftsgefühle und zugleich auch der Sinn für nationale Gemeinschaftsverpflichtungen geweckt“ worden. Und durch die Kriegskonjunktur habe sich „Wohlstand und materieller Kulturgenuss in allen sozialen Schichten“ ausgebreitet. Das alles habe sich jedoch als trügerisch erwiesen: „In demselben Maße, als der Krieg aus dem Stadium des Zusammenpralls nur militärischer Kräfte in das Stadium eines Volkskrieges grandiosester Art übertrat, wurde die organisatorische Kraft der Staaten zum Prüfstein ihrer Kriegisleistungen ...“<sup>913</sup>

Anders als im deutschen Kaiserreich, sei das bürokratische Regime des Zaren eben nicht fähig gewesen, „eine vom ganzen Volkstum getragene Sozialisierung und Konzentrierung der ganzen Wirtschaft, vor allem natürlich von Handel und Industrie“, in die Wege zu leiten. Und der radikale russische Volksgeist habe die Unzufriedenheit über die Misswirtschaft bald auf das Zarentum selbst übertragen. Nach dessen Sturz und der Errichtung einer demokratischen Republik sei die Zerrissenheit der Opposition aber nur umso krasser zutage getreten. Forderten die einen den „Krieg bis zum siegreichen Ende“, so die anderen „Frieden um jeden Preis“. Die dadurch bedingte Spaltung und Lähmung gab dem Prozess der Auflösung erst seinen anarchischen Charakter. Und dies war dann die Stunde der Bolschewiki: „Die Bolschewiki hatten rechtzeitig schon die anarchische Kriegsauflösung in den Mittelpunkt ihrer politischen Machtberechnungen gestellt, sie hatten diese Anarchie bewusst gefördert und letzten Endes mit der Anarchie die letzte parteipolitisch mögliche Staatsmacht im aufgelösten Russland an sich gerissen.“<sup>914</sup>

Kurzum: Die Bolschewiki – das war der bündige Sinn dieser langen Rede Stadtlers an seine Mitgefangenen – befanden sich durchaus in einer organischen Übereinstimmung mit dem eingefleischten „Maximalismus“ der russischen Volksmassen selbst; und es gab für ihre Machtergreifung eine Reihe tieferer, nachvollziehbarer Gründe. Sie waren auch keine bloßen politischen Glücksritter und Marodeure, wie manche glaubten. Solange sie ihrer Revolution jedoch keine konstruktive Wendung zu geben vermochten und sich nicht an die Aufgabe der

„kulturellen Hebung dieses tüchtigen Volksmaterials“ machten, blieben sie „nur die Bannerträger der mechanischen und negativen Weltkriegsauflösung“. <sup>915</sup>

### Botschaftsmitarbeiter in Moskau 1918

Als Stadtler hörte, dass in Moskau wieder eine Deutsche Botschaft eröffnet worden war, schlug er sich Ende Mai 1918 auf eigene Faust dahin durch und bot sich als Kenner der russischen Verhältnisse zur Verwendung an. Unter der Regie des Legationsrates Kurt Riezler arbeitete er über einige Wochen hinweg in der von Alfons Paquet informell mitgeleiteten „Pressestelle“ der Botschaft, die zugleich als ein nachrichtendienstliches Aufklärungsorgan fungierte.

Das Attentat auf Graf Mirbach versetzte Stadtler wie alle Botschaftsangehörigen in eine grimmig-entschlossene Stimmung des gewaltsamen Interventionismus. Unter dem Datum des 8. Juli 1918 schrieb er seiner Frau: „In mir hat ... das Attentat eine ähnliche Stimmung ausgelöst wie seinerzeit das Attentat von Sarejewo (*sic*): ein Gefühl der Erlösung aus einer jeden Tag drückender empfundenen Lage. Seit Anfang meiner hiesigen Arbeit habe ich nämlich den Standpunkt vertreten, dass der ‘Brest-Litowsker Friede’ kein ‘Friede’ sei ... Wir müssen nicht Randstaaten gegen ein moskowitzisches Russland bilden, sondern ganz Russland reorganisieren und bis zum Ural hin wiederherstellen helfen.“<sup>916</sup>

Stadtler erging sich bereits in großräumigen Prospekten, die mit dem *genius loci* des Moskau dieser Revolutionsjahre unbedingt zu tun hatten – so in einem weiteren Brief an seine Frau vom 21. Juli: „Aber eins ist wohl sicher, dass ich in dieser oder jener Weise mit Russland verwachsen werde. Als Politiker. Dafür hat Deutschland zu wenig Kräfte, die sich hier in diesem Chaos zurechtfinden, die russische Sprache kennen, die russische Politik erfassen ... Und im übrigen reizt mich die Aufgabe, Deutschland bei der Weltaufgabe der Reorganisation Russlands zu helfen. Denn wer soll dieser Aufgabe gewachsen sein, wenn nicht Deutschland, das Land der Organisation! Jeder Russe sagt das offen heraus ... Der Russe ist kein Revancheheld! Um Gottes willen! Alles, nur das nicht. Er fällt uns um den Hals, wenn wir ihm nur helfen.“<sup>917</sup>

Allerdings gelang es – trotz eines entschiedenen Plädoyers des neuen Botschafters Helfferich – nicht mehr, die Politik der Reichsregierung auf das Abenteuer einer „Reorganisation“ ganz Russlands einzuschwören. Die Position Stadtlers stand auch im Gegensatz zur Konzeption einer „Zerlegung“ Russlands, wie sie zeitweise Regierung und Heeresleitung mit verteilten Rollen sowie ein Teil der deutschen Publizistik um Paul Rohrbach verfolgte.<sup>918</sup> Der Einbruch der deutschen Fronten im Westen Anfang August zeigte an, dass der Weltkrieg nunmehr auf eine Entscheidung zulief. Stadtler wurde durch diese Wendung der Dinge erst recht in einem Zustand aktivistischer Erregung versetzt: „Ich fieberte vor Ungeduld. In Berlin und im Hauptquartier fielen Entscheidungen, wie ich fühlte, weltgeschichtliche Entscheidungen. Was sollte ich noch in Moskau?“<sup>919</sup>

In Absprache mit Paquet, zu dem er nach eigenem Bekunden „engere Beziehungen gewonnen hatte“, kehrte er Mitte August nach Berlin zurück, um bei einer letzten Mobilmachung aller Kräfte für den Krieg und gegen den „Defaitismus“ dabei zu sein. Seine ungestümen Vorstellungen bei den zuständigen Referenten des Auswärtigen Amtes erregten indes nur mildes Befremden. Ein Geheimrat, offenbar Nadolny, habe ihm unverblümt gesagt, „auf Grund meiner russischen Erlebnisse hätte ich offenbar einen Bolschewismusfimmel“.<sup>(\*)920</sup>

Diese Diagnose war nicht ganz falsch – wie Stadtler in seinen Erinnerungen freimütig zugab: „Das bolschewistische Gespenst obsidierte mich.“<sup>921</sup> Seiner nachträglichen Beurteilung der historischen Entscheidungs-Situation des Sommer 1918 lässt sich eine zumindest hypothetische Triftigkeit nicht völlig absprechen: „Wie anders wäre ... die gesamte Entwicklung der Weltpolitik geworden,

---

(\*) Eine über Erzberger an Nadolny gereichte Denkschrift Stadtlers vom 23. August 1918 ist vor allem eine scharfe Philippika gegen „Brest-Litowsk“ und vor allem die eben in Verhandlung befindlichen „Zusatzverträge“. Stadtler sieht (recht realistisch) Lenin als den „eigentlichen Sieger“ dieser Verträge, da er nicht nur „die taktische Initiative an sich riss und sich von Deutschland den diplomatischen und staatsrechtlichen Schutz ... garantieren ließ“. Noch schlimmer sei, dass diese Verträge „als endgültige Absage Deutschlands an Moskowien, als endgültiger Ausdruck des Vernichtungswillens gegenüber Russland empfunden“ werde, sodass sich die „Loslösung der russischen Gesellschaft von der ‚deutschen Orientierung‘“ noch mehr beschleunigen werde. Stadtler forderte keine militärische Intervention, sondern ein klares „Abrücken vom Bolschewismus“, der daraufhin unfehlbar zusammenbrechen werde. In der dann folgenden Anarchie werde unfehlbar „deutsche Kraft und deutsche Organisation“ die Führung erlangen und so „alle wirtschaftlichen Kriegspläne der Angelsachsen ... zerschellen“ lassen. (Abgedruckt bei Winfried Baumgart: Vor fünfzig Jahren – Oktober 1918. Eine Dokumentation. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 43/1968, S. 13-18, passim)

wenn man zu jener Zeit den gewiss nicht aussichtslosen Versuch gemacht hätte, das russische bolschewistische System dadurch zu erledigen, dass man ihm seinen einzigen Stützpunkt, nämlich das realpolitische Bündnis mit dem noch unbezogenen Deutschland, entzogen hätte, wenn Deutschland damals ... mit wenigen Regimentern nach Petersburg marschiert wäre, was einem Spaziergang gleichgekommen wäre, wenn man in Petersburg einer nationalrussischen Regierung auf die Beine verholpen hätte und dieser Nationalregierung durch Verzicht auf alle demütigenden Bestimmungen des Brest-Litowsker Vertrages und durch Gewährung eines freundschaftlichen deutsch-russischen Vertrages im eigenen Volke den nötigen moralischen Rückhalt verschafft hätte, und wenn man dann mit diesem ostpolitischen Hintergrund unter Einsatz letzter militärischer Aktionen, wozu auch eine mit geistigen Mitteln vorbereitete 'levée en masse' gehört hätte, eine aktive Friedenspolitik eröffnet hätte. – Ja! Wenn!<sup>922</sup>

#### Aktivismus contra Defaitismus

Stadtlers Erinnerungen zufolge traf er durch Vermittlung Heinrich von Gleichens, des amtierenden Sekretärs des „Bundes deutscher Gelehrter und Intellektueller“, Ende September erstmals mit einem Kreis von Personen verschiedener parteipolitischer Zugehörigkeit (von der Sozialdemokratie über die christlichen Gewerkschaften bis zu den Deutschnationalen) zusammen, die auf ihre jeweilige Weise „den Defaitismus bekämpften“: „Wir trugen uns auch schon mit dem Gedanken, eine neue aktivistische Volksbewegung zu entzünden, eine Bewegung nationaler und sozialer Prägung, um dem Auseinanderfallen der Nation in Bürgertum und Proletariat vorzubeugen.“<sup>923</sup>

Am 17. Oktober schien es so weit. Auf einer Vortragsreise durch Süddeutschland erhielt Stadtlers ein Telegramm von Gleichens, der ihn dringend bat, nach Berlin zu kommen. Seiner Frau schrieb er: „Ich fahre auf einige Tage nach Berlin. Um zu revolutionieren! ... Ich fühle in mir den Beruf und die Kraft, dem ganzen deutschen Volke in dieser Stunde mit gebietender Geste den Weg zu weisen

... Die revolutionäre Gärung, in der wir leben, empfinde ich als treibende Kraft.<sup>924</sup>

In einem weiteren, „mit Bleistift gekritzeltten Brief auf der Nachtfahrt III. Klasse von Frankfurt a.M. nach Berlin“, wiederum an seine Frau, sah Stadtler sich schon in seiner Wunschrolle eines (gegen-)revolutionären Diktators: „Mir kommt es darauf an, aus dieser Sitzung eine politisch-revolutionäre Brandbewegung gegen Regierung und Reichstag zu entwickeln. Vielleicht ein ‘Nebenparlament’. Nenne es ‘Konvent’! Auf’s Wort kommt es nicht an. Diese Bewegung soll sich von der französisch-revolutionären und der russisch-revolutionären dadurch unterscheiden, dass Konservative und Sozialisten, Liberale und Zentrumsleute darin als nationalbewusste Deutsche mitmachen. Und die Losung heißt: Nationale Verteidigung! Kampf gegen den Bolschewismus! Schaffung eines deutschen Volksrats! Radikale Reformen im Heer, im Ernährungswesen, in der Sozialpolitik! Deutscher Sozialismus!“<sup>925</sup>

Auf der angekündigten Sitzung fand sich allerdings „nur ein kleiner Kreis von 12 bis 13 Herren, die sich für meine Idee erwärmten“. Zwar erklärten Helfferich und der christliche Gewerkschaftsführer Adam Stegerwald ihre Sympathie, und Major Würtz vom Kriegspresseamt, der Stadtler einbestellte, war ebenfalls für „die nationale Erhebung, die levée en masse“. Aber das Hauptquartier, das diese nationale Erhebung hätte ausrufen sollen, schwieg, seit „Ludendorff, das eigentliche Willensfeuer“, erloschen war (nämlich ruhmlos den Rücktritt eingereicht hatte).<sup>926</sup> So blieb nichts übrig, als es mit einer Sammlung der „Jungen“ zu versuchen – eben mit jenen zwölf bis dreizehn Herren, die sich ab jetzt täglich bei von Gleichen einfanden und sich als „Vereinigung für nationale und soziale Solidarität“ konstituierten, im weiteren kurz „Solidarierkreis“ genannt.

Wie unklar revolutionäre und anti-revolutionäre Impulse, Pro-Bolschewismus und Anti-Bolschewismus, voneinander abgegrenzt waren oder auch ineinander flossen, ist einem Tagebucheintrag Alfons Paquets zu entnehmen, der sich vor seiner Rückkehr nach Moskau am 23. Oktober mit Stadtler in Berlin traf. Paquet hatte bei seinen Gesprächen in Berlin seinerseits den Gedanken einer letzten politisch-militärischen *levée en masse* zu lancieren versucht – allerdings im Zeichen

engster „anti-imperialistischer“ Kampfgemeinschaft mit den Bolschewiki und fast nach ihrem Vorbilde. Noch sahen beide darin keine kategorischen Widerspruch. Paquet notierte sich: „Morgens besucht mich Stadtler, der über seine Tätigkeit als Agitator, Pläne zur Gründung von Sowjets erzählt: im sozialistischen und Zentrumslager ... Ich sage ihm, dass ich das alles sehr schön finde, daran sei nur verdächtig, dass die Idee vom Zentrum angenommen sei“.<sup>927</sup>

Beide sahen sich, trotz freundlicher Skepsis, also immer noch an einem Strang ziehen. Noch bemerkenswerter ist eine in der gedruckten Fassung des Tagebuches von Paquet ausgelassene Passage vom 19. Oktober über eine „revolutionäre“ Sitzung in der Deutschen Gesellschaft am Vorabend, in der ein bunt gemischtes Publikum über die Thesen des Soziologen Franz Oppenheimer diskutiert habe, unter ihnen auch „agents provocateurs, etwa wie Stadtler, der Bildung von Arbeiter- und Soldatenräten verlangt“.<sup>928</sup> Die gereizte Bezeichnung dürfte vor allem der Unstimmigkeit der revolutionär-gegenrevolutionären Forderungen Stadtlers gegolten haben.

Stadtler selbst schrieb seiner Frau unter dem 26. Oktober, schon in Erwartung der Niederlage und des kommenden politischen Umbruchs: „Ich treibe auf den Revolutionsfluten dahin, ohne mich treiben zu lassen; ich steuere nach links, ich steuere nach rechts ..., in den neuen Volksstaat hinein!“<sup>929</sup>

### Erster Auftritt als Antibolschewist

Am 1. November, als Streiks und Soldatenmeutereien bereits um sich griffen und die ersten Arbeiter- und Soldatenräte im Reich aus dem Boden schossen, trat die „Vereinigung für nationale und soziale Solidarität“ in Berlin erstmals öffentlich auf. Der Titel der Veranstaltung in der Philharmonie lautete: „Der Bolschewismus und seine Überwindung“<sup>930</sup>. Als Redner wurde angekündigt „Dr. Eduard Stadtler, nach zweijähriger russischer Kriegsgefangenschaft“. Es war der Beginn seiner öffentlichen Karriere als Antibolschewist.

Auch der Ton dieser Rede verriet freilich noch viel von der sympathischen Wirkung der russischen Revolution und besonders auch des Leninschen Bol-

schewismus auf den Autor: „Der 7. November (1917) war ein großes Ereignis, nicht nur für Russland, sondern für die ganze Welt: zum ersten Mal ... riss eine sozialdemokratische Partei als solche allein die Macht im Staate an sich und setzte es sich zum Ziele, den Sozialismus zu verwirklichen ... Hauptaufgabe des Moments war der Friede. Endziel war nicht der Friede, sondern die Weltrevolution. Die methodisch-taktische Verbindung dieser beiden Ziele herzustellen, schien ein Ding der Unmöglichkeit, zum mindesten ein Werk höchster politischer Genialität. Und Lenin meisterte die unmenschliche Aufgabe.“

„Wenn er (Lenin) die soziale Revolution durchführen wollte, musste er sich auf diktatorische Gewalt stützen können. Deswegen proklamierte er die Alleinherrschaft des Proletariats gegen alle anderen politischen Parteien. Es war taktisch der einzig richtige Weg, weil nur durch die Geschlossenheit der Idee und durch die Rücksichtslosigkeit der politischen Machtmittel, wie sie eine Diktatur ermöglichte, der Bolschewismus die nötige Stoßkraft bekam ... Und was Lenin erkannte, war stets auch schon Tat.“<sup>931</sup>

Gerade in den Passagen, in denen Stadtler sich als intimer, persönlicher Kenner der Bolschewiki präsentierte, schlug er einen Ton ungeheuchelter Bewunderung an: „Wer in Moskau, im Brennpunkt des politischen Lebens Russlands, die Vorgänge gewissermaßen von innen heraus beobachten konnte, war oft von der überlegenen, ruhigen, unentwegten Art ergriffen, mit welcher Lenin einmal seine Genossen auf sein Programm und seine Taktik festlegte und zugleich mit der Außenwelt hinhaltende Beziehungen aufrecht erhielt“.<sup>932</sup>

Natürlich war die neidvolle Preisung des Genies Lenins – die sich auch durch alle späteren Schriften und Reden Stadtlers zieht – in erster Linie als Warnung zu verstehen: „Lenin hat uns den Brest-Litowsker Frieden aufgedrungen, nicht wir ihm. Es war ein politisches Meisterwerk, als er im März 1917, da der Bolschewismus als Regierungsfaktor nur noch an einem Faden hing, diesen Frieden ‘mit verbundenen Augen’ unterschrieb, nur zu dem Zwecke, die sozialistische Brandzentrale, den Revolutionsherd für die Zukunft, vor der Vernichtung zu schützen.“<sup>933</sup>

Jetzt sei es für eine Löschaktion zu spät. Lenin habe gesiegt – dank Brest! Der Funke der Weltrevolution sei dabei, auf Deutschland selbst und seine Verbündeten überzuspringen, ja, der Bolschewismus sei bei der Liquidierung des Weltkrieges schon „der entscheidende Faktor geworden“: „Seine einjährige unbestrittene Herrschaft in Russland und seine jüngsten Sympathie-Eroberungen in den Zentralstaaten beschwören unmittelbar die Gefahr der sozialen Weltrevolution herauf.“<sup>934</sup> Und dabei komme Deutschland die Schlüsselrolle zu, denn: „Letzten Endes schwebt Lenin ein Bündnis des kommenden deutschen Bolschewismus mit dem russischen Bolschewismus vor, damit dann aus dem Bündnis ... der proletarische Revolutions- und Rachekrieg gegen die siegreichen imperialistischen Staaten aufsteige.“<sup>935</sup>

Das aber wäre, wie Stadtler in vorgreifender Abgrenzung von allen revanchistisch-nationalbolschewistischen Versuchungen erklärte, für Deutschland der verhängnisvollste Weg. Man müsse stattdessen den Tatsachen ins Auge sehen und der Lage eine kühne konstruktive Wendung geben: „Es kann keine Rede mehr davon sein, in die leere Luft hinein kriegslüsterne Opposition zu treiben, oder das Rad der Weltgeschichte, das selbst zur Auflösung des Krieges treibt, noch umzudrehen. Sondern es gilt, angesichts des Geschehenen, nämlich der Niederlage, und angesichts der natürlichen Folge, nämlich der politisch-sozialen Revolution, des seelischen Zusammenbruchs und der wirtschaftlichen Katastrophe ..., die weltgeschichtlichen Ideen, welche im bolschewistischen Experiment wirken, ohne die höchst relativen russischen Methoden im deutschnationalen Interesse aufzufangen, um zu retten, was zu retten ist.“<sup>936</sup>

Damit war eine Grundidee der künftigen Politik des deutschen Antibolschewismus formuliert. Stadtler präziserte auch sogleich, welche der „weltgeschichtlichen Ideen“ des bolschewistischen Experimentes es „im deutschnationalen Interesse aufzufangen“ gelte: Die „Diktatur des Proletariats“ könne durch „Einsenkung der Volkssouveränität in die organisierte Gesellschaft“ ersetzt werden. Und der „vierte Stand, das Proletariat, muss dabei einer der Grundpfeiler des gesellschaftlich fundierten Staatsneubaus sein.“<sup>937</sup> Mit anderen Worten: Ein korporativ abgewandeltes Rätewesen sollte eine tragende Säule der künftigen politischen

und sozialen Verfassung des Deutschen Reiches werden. Auf dieser Grundlage könne man auch „die Überwindung des Kapitals geordnet und organisch vornehmen.“<sup>938</sup>

Das sei aber schon keine rein nationale Frage mehr, sondern eine Frage der künftigen Weltordnung: „Der große Besiegte in diesem Weltkrieg ist nicht so sehr Russland, ist auch nicht das Zentralstaatensystem, der große Besiegte ist der alte Kapitalismus des 19. Jahrhunderts ... Zwar siegt vorerst der Ententekapitalismus. Aber das ist ein Pyrrhussieg. Denn auch der Ententekapitalismus wird von der sozialen Weltrevolution, als die sich der Weltkrieg erweist, erschüttert und geschichtlich überwunden werden.“<sup>939</sup>

Indem Deutschland, so die Pointe des Stadtlerschen Planes, das Übergreifen der bolschewistischen Weltrevolution verhindere und gleichzeitig den anarchischen Kommunismus aus Russland durch einen eigenen organischen Sozialismus überbiete, könne es sich aus der Asche des Krieges zu neuer historischer Geltung erheben. Darin liege womöglich die wahre deutsche Weltmission: „Wir sind das am meisten zur Vergesellschaftlichung und zum organischen Solidarismus disponierte Volk ... Noch ist Deutschland nicht verloren. Es wird die soziale Weltrevolution in die nationale Hand nehmen und den deutschen Volksstaat, den Gesellschaftsstaat, den die Bolschewiki erträumt, aber nicht verwirklicht haben ..., verwirklichen.“<sup>940</sup>

Weder „Lenin, der Messias des Ostens“, der Bolschewismus und Weltanarchie verkünde, noch Wilson, „der Messias des Westens“, der Formaldemokratie und Hochkapitalismus vertrete, werde dann zum „Messias der neuen Weltordnung“ werden – sondern das deutsche Volk!

#### Die Anfänge des „Generalsekretariats“

Der tatsächliche Ausbruch der Revolution in Deutschland, nur Tage nach Stadtlers erstem großen Auftritt, „kam wie ein Naturereignis. Wolkenbruchartig“<sup>941</sup>. Stadtler wurde davon im Elsaß überrascht, wo er in letzter Stunde versucht hatte, vor einem französischen Einmarsch noch „eine Volksaktion in der Richtung der

Neutralität“ ins Leben zu rufen. Die passive „Franzosenstimmung“, die er alenthalben vorfand, erschien ihm „genau wie der ‘Bolschewismus’ im Deutschen Reich nur eine Ausdrucksform pazifistisch-defaitistischer Massentriebe“<sup>942</sup>, die man durch die Losung einer „Autonomie“ für Elsaß-Lothringen vielleicht noch umlenken könne. Vergeblich.

So eilte Stadtler nach Berlin zurück, mit dem festen Plan, wie er Helfferich darlegte, „dass ich selbst, und zwar sofort, eine antibolschewistische Bewegung entfesseln wolle“<sup>943</sup>. Helfferich habe das lebhaft begrüßt, jedoch erklärt, „dass er sich selbst nicht sichtbar herausstellen könne“, und habe ihn weiter an den Führer der Demokraten, Friedrich Naumann, verwiesen. In dessen Wohnung fand dann die entscheidende Besprechung statt. Stadtler schlug vor, „zunächst unter dem tarnenden Titel ‘Generalsekretariat zum Studium und zur Bekämpfung des Bolschewismus’ eine antibolschewistische Zentrale“ zu gründen, und erklärte sich „bereit, diese Arbeitsstelle selbst praktisch ins Leben zu rufen und zu leiten“<sup>944</sup>.

Mit ersten Geldmitteln, die Naumann und Helfferich aus ihren Parteifonds und von der Deutschen Bank beschafften, wurde das Generalsekretariat Anfang Dezember 1918 eingerichtet. Weitere Unterstützung kam vom Vorsitzenden des Berliner Bürgerrats, dem Konsul Simon Marx, sowie von dem christlichen Gewerkschaftsführer Adam Stegerwald, zu dem Stadtler seit langem Kontakte unterhielt. Erste Mitarbeiter waren einige der Herren des „Solidarierkreises“. Das „Generalsekretariat“ arbeitete zunächst in drei Richtungen:

- Eine „Propagandaabteilung“ unter Siegfried Dörschlag, einem deutschbaltischen Journalisten, den Stadtler in seiner sibirischen Gefangenschaft kennengelernt hatte, begann mit der Herausgabe populärer Flugschriften sowie der Produktion von Flugblättern und Plakaten in Massenauflagen.
- Eine „Presseabteilung“ unter Heinz Fenner, einem früheren Redakteur der deutschen „Petersburger Zeitung“, sammelte die internationalen Tagesnachrichten über die russischen Bolschewiki und die deutschen Spartakisten und begann mit der Herausgabe einer „Antibolschewistischen Correspondenz (A.B.C.)“, die unentgeltlich und täglich die übrige Presse mit Nachrichten versorgen sollte.

- Eine „Wissenschaftliche Abteilung“ unter Cäsar von Schilling, auch er ein Journalist deutschbaltischer Herkunft, sollte für ihr Archiv alles zugängliche Grundlagen-Material über den russischen Bolschewismus sammeln und mit der Herausgabe einer Broschürenreihe „Revolutionäre Streitfragen“ beginnen, in der die offensive Auseinandersetzung mit Theorie und Praxis des Bolschewismus aufgenommen wurde.

Das gelang stellenweise durchaus. So erschien als zweites Heft der „Revolutionären Streitfragen“ etwa die Broschüre „Massenelend. Russische Erfahrungen und deutsche Besorgnisse“ von Paul Schiemann, einem Juristen aus Riga, der als Offizier der russischen Armee noch drei Monate unter den Bolschewiki gedient hatte, bevor er ausgeschieden und nach Deutschland emigriert war. Sein Bericht war im Geist eines demokratischen Sozialismus russischer Prägung abgefasst und von einer tiefen Bindung an das Land, dem er im Frieden wie im Krieg gedient hatte, erfüllt.

„Die russische Februarrevolution des Jahres 1917 bestrahlte mit der Sonne der Hoffnung ein Land, dem reiche Zukunft vorbehalten schien. Trotz aller Fäulnis des zaristischen Regimes, trotz sinnloser Vergeudung von Menschenleben und wirtschaftlichen Gütern in einem frevelhaft heraufbeschworenen Kriege, war weder die Kraft des russischen Volkes noch der natürliche Reichtum des Landes so schwer getroffen, dass ein baldiger Friede nicht schnelles Aufblühen hätte gewährleisten können ... Im Inneren stützte sich die erste Volksregierung auf eine bürgerliche Demokratie, in der die ganze geistige Elite des Landes vertreten war, und auf die Führer des Sozialismus, die ihre rückhaltlose Hingabe an die Sache des Volkes durch die Leiden ihres Lebens erwiesen hatten.“<sup>945</sup>

Das Unheil habe damit begonnen, dass „auch die Sozialisten in der Regierung sich nicht jenem Rausch einer imperialistischen Kriegsideologie zu entziehen vermochten, der die Hirne aller Regierenden Europas umnebelte“. Dies erst habe eine tiefe Kluft zwischen dem kriegsmüden Volk und der neuen Regierung aufgetan und den anfangs bedeutungslosen Bolschewiki ein weites Feld ihrer Propaganda aufgetan. „Es war die einfachste Propaganda der Welt. Sie versprach den Frieden und die Beschlagnahme des Kapitals zugunsten des Volkes.“<sup>946</sup>

Die tatsächliche Praxis der Bolschewiki zerstöre aber gerade die Bedingungen einer demokratisch-sozialistischen Umgestaltung der russischen Gesellschaft. Nicht einmal als Experiment eines ursprünglichen Kommunismus, wie man es sich in Russland ja durchaus hätte vorstellen können, sei die bolschewistische Praxis folgerichtig. Im Gegenteil, unter der Hülle des Bolschewismus hätten sich längst neue Klassen städtischer und ländlicher Eigentümer herausgebildet, die sich von den alten Besitzersklassen nur durch ihre brutale Kulturlosigkeit und ihre kriminelle Energie unterschieden.

In diesem Punkt traf sich Schiemanns Analyse vollständig mit denen der emigrierten russischen Sozialdemokraten: „Wenn heute der Leninsche Kulissenstaat von den Alliierten umgestoßen wird, dann bricht für Russland eine Ära der Reaktion an ... Die Verwirklichung sozialistischer und demokratischer Ideen ist durch den missglückten Anschauungsunterricht Lenins und Trotzki auf lange Zeit hinausgeschoben ... Das einzige Volk, dessen besondere Veranlagung ein Untertauchen der Persönlichkeit in der Masse, ein Aufgehen des Einzelnen in der Allgemeinheit zuzulassen schien, ist dem Kommunismus verloren gegangen.“<sup>947</sup>

Für Deutschland, so Schiemann, wäre ein bolschewistisches Experiment allerdings eine noch existenziellere Katastrophe als für Russland. Und deshalb müsse der spartakistischen Bedrohung in Entschiedenheit entgegen getreten werden. Die Frage, „ob die Früchte der Revolution von rechts oder von links bedroht seien“, sei „ein müßiger Streit“. Denn: „Reaktion und Anarchie sind stets Bundesgenossen gewesen“.<sup>948</sup>

### Stadtler als Gegen-Revolutionenführer

Stadtler selbst sah sich vor allem als direkter Gegenspieler der führenden Köpfe des Spartakismus und Bolschewismus in Deutschland. „Wenn es nach unseren Wünschen gegangen wäre“, heißt es im dritten Band seiner Erinnerungen („Als Antibolschewist 1918/19“), „hätten wir am liebsten die für den rein negativen ‘Antibolschewismus’ zur Verfügung stehenden Gelder für den Aufbau und die Ausbreitung unserer positiv-geistig-politischen Ideen benutzt“.<sup>949</sup> Doch das sei

nicht möglich gewesen, da die innenpolitische Lage sich immer mehr zugespitzt habe – und auf der Gegenseite echte Führernaturen am Werke waren: Karl Liebknecht, der „als berühmter Sohn eines großen Vaters“ wirkte; aber viel stärker noch Rosa Luxemburg, die „eine revolutionäre Betriebsamkeit, die von keinem Mannführer hätte übertroffen werden können“, entwickelt habe: „Sie war Tag und Nacht unterwegs, oft auch im Flugzeug, ein wahrer Dämon, und ihre Popularität wuchs von Tag zu Tag.“<sup>950</sup>

Als Weihnachten 1918 die Volksmarine-Division meuterte und die bewaffneten Zusammenstöße sich häuften, sah Stadtler schließlich jemanden am Werk, den er bestens zu kennen glaubte: „Radek war mit einer russischen Delegation in Berlin eingetroffen, um die deutsche Revolution vom sogenannten ‘Kerenski-Stadium’ des Mehrheitssozialismus in das sogenannte ‘Lenin-Stadium’ des Kommunismus überzuführen. Ich kannte Radek von Moskau her. Ein genialischer Kerl. Sicher einer der größten Revolutionäre aller Zeiten ... Beherrschte ein Dutzend lebender Sprachen. Ungewöhnlich begabter Journalist. Großer Rednerdemagoge. Zugleich Aktivist-Draufgänger. Ein Dämon im Schafspelz literarischer Kultiviertheit.“<sup>951</sup>

Aber ein begabter Journalist, großer Redner-Demagoge, Aktivist-Draufgänger und Revolutionär – das wollte er, Stadtler, schließlich auch sein: „Ich fühlte in allen Fasern meines Wesens, dass ich der eigentliche Gegenpartner des revolutionären russischen Schachspielers Radek sein müsste ..., (der) sich erdreistete, in der deutschen Hauptstadt die Führung der deutschen Revolution zu übernehmen ... Ich beschloss, sofort in Berlin eine große öffentliche Volksversammlung anzusetzen. Als Antwort auf die Radek-Provokation ein Stadtler-Vortrag!“<sup>952</sup>

Für den 7. Januar wurde an allen Litfaßsäulen in Groß-Berlin eine Veranstaltung im Kaisersaal des Rheingold angekündigt, auf der Stadtler zum Thema „Der kommende Krieg! Bolschewistische Weltrevolutionspläne!“ sprechen sollte. Die Situation hatte sich gerade in diesen Tagen dramatisch zugespitzt. Stadtler behauptet, er habe Liebknecht per Einschreiben (vergeblich) zur Diskussion herausgefordert und mit einem Anschlag auf die Veranstaltung gerechnet, der jedoch ausblieb. Immerhin, in der Nähe wurde geschossen. Und das Publikum im überfüllten Saal war selbst ein Aufgebot des schwelenden Bürgerkrieges: „Ein-

wohnerwehr, Rotgardisten, Saalschutzleute – fast alles in Feldgrau, die meisten auch bewaffnet“.<sup>953</sup>

In seiner Rede setzte Stadtler sich noch einmal warnend mit der „genialen Außenpolitik“ Lenins auseinander, dessen Pläne „in Bezug auf Krieg und Frieden viel weitsichtiger, viel hochfahrender und kühner sind ..., als das deutsche Volk im allgemeinen, vor allem auch als die Entente drüben im Westen es annimmt“. Und als den jüngsten und genialsten Schachzug dieser Politik zitierte Stadtler jenen Satz Radeks, den dieser auf der Gründungskonferenz der KPD (Spartakusbund) wenige Tage zuvor gesagt hatte und der seither in aller Munde war: Wornach nichts einen solchen Enthusiasmus unter den russischen Arbeitern hervorrufen könne wie die Vorstellung, auf einen Hilferuf der deutschen Arbeiter hin mit ihnen gemeinsam Schulter an Schulter gegen die Entente am Rhein zu kämpfen. „Wenn Radek als sein Ziel hier proklamiert ..., die deutschen Truppen vorwärts zu führen mit den bolschewistisch-russischen, um einen neuen Krieg am Rhein zu beginnen, damit in Berlin der bolschewistische Weltfriede geschlossen werden könne, dann ist das eine zwar, vom russischen Standpunkt aus gesehen, geniale Politik; aber für uns Deutsche ist es heller Wahnsinn“.<sup>954</sup>

Deutschland würde bei einer solchen Entwicklung in mehrere Teile zerfallen, die untereinander in einen mörderischen Bürgerkrieg geraten würden. Und hinter den in terroristischer Disziplin gehaltenen Vorhuten der Roten Armee, die in diesen Bürgerkrieg mit Sicherheit eingriffen, würden sich alsbald „die bolschewistischen Hyänen des Schlachtfeldes über die herrlichen Gefilde Ost- und Norddeutschlands ergießen“, Horden von Asiaten und sonstigen Völkerschaften – ein neuer Hunnensturm! „Wir Deutschen aber wollen diese Entwicklung nicht. Wir ... wollen Gesundung der inneren Verhältnisse, wir wollen auch eine Neuerstarkung des deutschen Volkes. Nicht aber wollen wir die sklavischen Träger der russischen Weltpolitik und die Opfer des Weltbolschewismus sein.“<sup>955</sup>

„Anhaltendes lebhaftes Bravo und Händeklatschen“ verzeichnet das Stenogramm der kurz darauf als Broschüre verbreiteten Rede – ein Applaus, der noch anschwell, als Stadtler in schroff gegenläufiger Wendung fort fuhr: „Wir wollen auch keine Sklaven der Entente sein.“ Auch die Ententemächte wollten die Deut-

schen missbrauchen, nämlich „als die bezahlten Prätorianertruppen für ihre groß-imperialistische Politik“, diesmal gegen Russland. Auch dafür werde man sich auf keinen Fall hergeben!<sup>956</sup>

Der Ausweg konnte, Stadtler zufolge, nur in einer „kühnen Auslandspolitik“ Deutschlands liegen. Eine „starke Führung“ müsse einerseits dem Bolschewismus Lenins erklären: „Wir sind nicht deine Trabanten, und unsere deutsche Revolution ist etwas ganz anderes, als was du daraus machen möchtest“. Der Entente aber, die Deutschland einen „Vernichtungsfrieden“ auferlegen wolle, müsse man folgendes sagen: „Du magst den Mund noch so voll nehmen; der Weg, den du betrittst, das ist der Weg der Bolschewisierung Deutschlands, und die Bolschewisierung Deutschlands bedeutet für dich das Unterliegen, weil du gegen einen Block des deutschen und des russischen Bolschewismus... unbedingt unterliegen musst, weil du deine Völker nicht dazu bringst, gegen diesen Dreihundertmillionenblock deine kriegsmüden Truppen noch einmal vorzuschicken.“<sup>957</sup>

So stand das eben noch rhetorisch gebannte Gespenst eines deutsch-russischen Nationalbolschewismus unversehens als Drohung gegen die Entente doch wieder im Raum. Die Voraussetzung für das alles sei es, so Stadtler, dass Deutschland seiner eigenen Revolution eine positive Wendung gebe: „Wir müssen all das, was Deutschland in der Vergangenheit groß gemacht hat – und davon steckt auch viel im alten konservativen Preußen –, verbinden mit dem, was das Lebendigste ist an der russischen und an der deutschen Revolution: das ist der sozialistische Gedanke, damit ... die deutsche Revolution etwas Eigenartiges und Selbständiges nach dem Osten und nach dem Westen hin darstelle.“<sup>958</sup>

### Schildererhebung zum Liga-Führer

Ungeachtet dessen stürzte Stadtler sich in die Aktivitäten zur militärischen Niederschlagung des abortiven „Spartakus-Aufstandes“: „Am 9. Januar, vormittags 10 Uhr, fand im Auditorium Maximum der Berliner Universität eine antibolschewistische Kundgebung der Studentenschaft statt. Überfüllter Saal. Über 1000 Studenten. Viele ... in feldgrauer Soldatenuniform. Ich hielt eine fulminante Rede

gegen Spartakus und rief die Studenten zu den Waffen auf. Alles meldete sich zu den Freikorps.<sup>959</sup>

Im Anschluss eilte Stadtler – der in diesen Tagen eine öffentliche Figur geworden war – zu Noske, um diesen zu überreden, den Berliner Aufstand mit auswärtigen Truppen im Keim zu ersticken. Bei einer solchen Aktion aber dürfe er dann nicht stehen bleiben: „Die ‘Säuberung’ Berlins von Spartakus sollte als erste entscheidende Tat in den Mittelpunkt einer großzügigen deutschsozialistischen Reformpolitik gerückt werden ... Er (Noske) müsse ... sofort nach der Eroberung Berlins feierlichst von seiner eigenen Partei sich lossagen und die nationale und soziale Solidarität des deutschen Volkes in einer unabhängigen diktatorischen Staatsführung realisieren. Gegen seine eigene Partei und gegen das ganze Parteiwesen!“<sup>960</sup>

Noske, so behauptete Stadtler in seinen Memoiren, habe seinen Ausführungen gespannt zugehört und zum Schluss nur gesagt: „Das ist eine große Aufgabe, die Sie mir zuweisen, ich werde sehen.“ Tatsächlich wurde Noske in diesen Tagen von verschiedenen Seiten aufgefordert, sich zum Diktator für eine Übergangszeit aufzuwerfen, ohne sich dazu jedoch entschließen zu können. Immerhin: „Am Tag darauf, am 10. Januar, bekamen die Truppen in Dahlem von Noske den Befehl zum Einmarsch.“<sup>961</sup>

Stadtler fühlte sich bereits weit empor getragen. Denn an diesem 10. Januar war er zugleich als Vortragender bei einer (von Helfferich und Direktor Mankiewicz von der Deutschen Bank zusammengetrommelten) Sitzung der Spitzen von Industrie, Banken und Handel geladen, auf der er noch einmal über den „Bolschewismus als Weltgefahr“ sprach. Erschienen waren etwa 50 Herren, die so ziemlich alles repräsentierten, was in der deutschen Wirtschaft damals Rang und Namen hatte: Hugo Stinnes, Ernst Borsig, Albert Vögeler, Felix Deutsch, Carl Friedrich von Siemens u.a.m. Stadtler malte ihnen das Gespenst des Bolschewismus in gehörig drastischen Umrissen an die Wand – während er seine positiven Ideen eines korporativen Sozialismus vor diesem Gremium in die vom Krieg her geläufige, kommensurablere Form einer „Arbeitsgemeinschaft“ zwischen

Industrie und Arbeiterschaft verpackte. Für den Moment postulierte er „die Notwendigkeit sofortigen und großzügigsten Handelns“.

Die Aufforderung wurde verstanden. Stadtler erinnerte sich, dass sich aus der Ecke hinter ihm ein kleiner Mann erhoben habe: „Auf der kurzen, gedrängten Gestalt saß ein energischer, mächtiger Kopf, darinnen wundervolle, ja seltsam dunkle Augen glänzten ... Es war Hugo Stinnes. In die geheimnisvolle Stille des Saales hinein sagte er mit einem Minimum an rednerischem Aufwand, aber mit einer sehr klaren und bestimmten Stimme: ‘Ich bin der Meinung, dass nach diesem Vortrag jede Diskussion überflüssig ist ... Wenn deutsche Industrie-, Handels- und Bankwelt nicht willens und in der Lage sind, gegen die hier aufgezeigte Gefahr eine Versicherungsprämie von 500 Millionen Mark aufzubringen, dann sind sie nicht wert, deutsche Wirtschaft genannt zu werden. Ich beantrage Schluss der Sitzung und bitte die Herren Mankiewicz, Borsig, Siemens, Deutsch usw. usw. (er nannte etwa acht Namen), sich mit mir in ein Nebenzimmer zu begeben, damit wir sofort über den Modus der Umlage klarwerden können.’“<sup>962</sup>

Stadtler fasste dies, wohl nicht zu Unrecht, als eine Art Schilderhebung auf. Die Gelder waren zwar keineswegs zu seiner alleinigen Verfügung gedacht, sondern flossen auch anderen Organisationen zu wie der konkurrierenden „Vereinigung zur Bekämpfung des Bolschewismus“, den in vielen Städten gebildeten „Bürgerräten“ mit ihren „Einwohnerschutzwehren“ sowie den Werbebüros für die Freikorps. Doch als Leiter des „Generalsekretariats“, das im Untertitel nun als „Büro Dr. Stadtler“ firmierte, war er in einer unbestrittenen Schlüsselposition.

Gleich im Anschluss an die erfolgreiche Sitzung, vor dem Hintergrund der eskalierenden Kämpfe in Berlin und in anderen Städten, publizierte er denn auch einen erneuten „Aufruf zur Bildung einer Antibolschewistischen Liga“: „Wir rufen deshalb auf zur Gründung einer Liga, welche alle bestehenden Parteiorganisationen, ständischen Gruppen und auch allen bereits entstandenen antibolschewistischen Vereinigungen ihre volle Selbständigkeit lässt, sie aber insgesamt so zusammenfasst, dass eine ersprießliche Zusammenarbeit erzielt wird.“<sup>963</sup>

Seiner Frau vertraute er in einem Brief vom selben Abend in aller heroischen Bescheidenheit an: „Ich möchte selbst die Regierung ergreifen, um zu retten, was

zu retten ist.“<sup>964</sup> Denn natürlich sah er schon voraus, dass „Noske in dem von mir geforderten Sinne als Künstler-Staatsmann versagte“. Das erschien ihm umso gefährlicher, als „auf der spartakistischen Gegenseite Persönlichkeiten von großem politischem Format agierten, Kraft- und Künstlernaturen, vor allem Rosa Luxemburg und Karl Radek“. Und Stadtler scheute sich in seinen Erinnerungen nicht, sich auch jenes (angeblichen oder tatsächlichen) Gesprächs mit dem Major Pabst im Hotel Eden zu rühmen, in dessen Verlauf er dem Freikorps-Führer gesagt haben will: „wenn auf unserer Seite vorerst keine Führer zu sehen seien, dann dürfte wenigstens die Gegenseite auch keine haben.“ Radek sei eine eminente Gefahr, Liebknecht weniger, „aber Rosa Luxemburg sei im höchsten Maße gefährlich, sie sei ein wirklicher Mann.“ Pabst’ Augen hätten geleuchtet, er habe verstanden und ihm mit einem Händedruck versichert, dass er sich auf ihn verlassen könne. Wenige Tage später bereits seien „Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht als politische Gefahrenzentren beseitigt“ gewesen.<sup>965</sup>

### Bolschewismus als Drohkulisse

Die „Führerfrage“ war hüben wie drüben damit keineswegs gelöst. Sie stand auch im Zentrum des nächsten großen Stadtler-Auftritts, eines – wie stets sogleich in Broschürenform verbreiteten – Vortrags am 23. Januar 1919 unter dem Titel „Ist Spartacus besiegt?“ Nach einigen Krokodilstränen darüber, dass die Niederwerfung des Aufstandes leider Gottes „durch die Ermordung Liebknechts und Luxemburgs befleckt“ worden sei, die Opfer einer „Selbstjustiz nach Volksart, nach bestialischer Volksart“ geworden seien, wandte Stadtler sich vehement gegen die „optimistische Stimmung“, die sich der deutschen Öffentlichkeit bemächtigt habe. In Wahrheit sei die Lage von dem Motto gekennzeichnet: „Liebknecht ist tot, es lebe der Bolschewismus!“ Während die Nationalversammlung durch ihr Ausweichen nach Weimar „nolens volens Berlin der Rätediktatur ausgeliefert“ habe und die Regierung nicht den Mut aufbringe, „der chaotischen Bewegung und der revolutionären Anarchie mit diktatorischen Methoden Herr zu

werden“, sei der eigentliche Kopf der spartakistischen Umtriebe aktiver denn je.<sup>966</sup>

„Es scheint, als ob Radek augenblicklich außerhalb Berlins besonders stark tätig ist, und wenn er nach Berlin kommt, so ist es für einen Tag, für zwei Tage. In der Hauptsache rast er im Lande umher, zettelt hier in Braunschweig, dort in Halle, heute in Hamburg, morgen in Essen, übermorgen in Hamborn, einmal im Westen, das andere Mal im Osten, heute in Düsseldorf, morgen im oberschlesischen Gebiet, politische Bewegungen und Putsche an, die den Boden für einen neuen gesamtdeutschen spartakistisch-bolschewistischen Aufstand vorbereiten sollen.“<sup>(\*)967</sup>

Weder in diesem phantastisch-neiderfüllten Portrait seines imaginären Gegenspielers noch in anderen, vergleichbaren Äußerungen aus diesen Jahren bediente Stadtler sich gegen die bolschewistischen und spartakistischen Führer antisemitischer Argumente. Selbst in seinen Memoiren aus dem Jahre 1935 finden sich keine nennenswerten Andeutungen dieser Art. Das war keine Frage persönlicher Neigungen oder Aversionen, aber auch nicht bloßer taktischer Rücksichtnahmen (zum Beispiel auf einige der geldgebenden Industriellen und Bankiers). Es hatte vielmehr damit zu tun, dass in Stadtlers Sicht das antisemitische Argument gegen den Bolschewismus im wesentlichen in die Irre ging.

So hoch Stadtler die Fragen des „Führertums“ ansetzte, so klar war ihm, dass das zu bekämpfende Phänomen „viel breiter“ sei, „als der Ausdruck ‘Bolschewismus’ und dessen russische Gestaltung uns vermuten lassen“. Die Psyche der Massen selbst sei „haltlos, entwurzelt“, der Radikalismus greife schon wegen der

---

<sup>(\*)</sup> Wie sehr Stadtler sich gerade an Radek maß, zeigt eine in seinen Memoiren kolportierte Episode, die in den ersten Februartagen 1919 sich abgespielt haben soll, „als Karl Radek den Spartakismus in Berlin hochtrieb, während ich die politischen Gegenzüge führte“. Damals habe im Büro des „Generalsekretariats“ ein Hauptmann a.D. Müller ihn, Stadtler, zu sprechen verlangt und um eine Verwendung in der Liga gebeten. Man habe sich „berochen“ und über dieses und jenes gesprochen; der vermeintliche Hauptmann sei dann nicht wieder aufgetaucht. „Statt dessen erfuhren wir nach wenigen Tagen bereits, dass sich Karl Radek in einer internen Sitzung seines Verkleidungsbesuches im Büro der Antibolschewisten gerühmt hätte, nicht ohne hinzuzufügen, dass ‘dieser Dr. Stadtler’, den er von Moskau her schon kenne, ein ‘gefährlicher Kopf’ sei.“ Ein Kompliment, das Stadtler auch 1935 noch zurückgibt, wenn er bescheinigt, dass diese kleine Geschichte erst „die Verwegenheit des russischen Revolutionsdirigenten Karl Radek in die richtige Beleuchtung rückt“. (Stadtler, Als Antibolschewist, S. 96 f.)

Arbeitslosigkeit um sich, und ein ungezügelt Racheempfinden „gegen Schuldige und vermeintlich Schuldige am Kriege“ habe sich in den Menschen angestaut. Hinzu komme das drohende Diktat der Entente, das die Menschen zur Abkehr vom Westen und Hinwendung zum Osten treibe: „Das deutsche Proletariat ... hat einen instinktiven Hang und Drang zu einer Versöhnung, zu einem Zusammengehen, zu einer Verbrüderung mit dem Proletarierstaat des Ostens ... Aber auch die deutschen Intellektuellen haben in gewissem Sinne einen Hang, der bolschewistischen Revolutionsideologie zu unterliegen.“<sup>968</sup>

Stadtler warnte mit einigem politischem Instinkt vor den erneuten Versuchungen eines Nationalbolschewismus, wie sie in den kommenden Wochen tatsächlich zutage treten würden: „Das lockende Bündnis mit Russland, um des jungen Imperialismus des Polentums und der Tschechen und des alten Imperialismus Frankreichs, Englands und Amerikas Herr zu werden, ist zurzeit eine Fata morgana, nach welcher sehr viele deutsche Bürger und der größte Teil des deutschen Proletariats gierig jagen.“<sup>969</sup>

Aber zugleich wandte er sich mit staatsmännischer Geste an die Führer der Entente, um ihnen vorzuhalten, ihre Politik sei „eine ebenso egoistische und kurzsichtige, wie unsere Politik beim Brest-Litowsker Friedensvertrag es war, direkt in den Bolschewismus hinein“.<sup>970</sup> Offenbar glaubten sie, Deutschland durch eine zeitweise Infektion mit dem bolschewistischen Bazillus ein für allemal schwächen zu können – so wie die frühere deutsche Reichsleitung einmal geglaubt habe, mittels des Bolschewismus das Russische Reich zerlegen und ausschalten zu können. Diese verhängnisvolle Politik der Entente werde aber zu einem Resultat führen, von dem sie selbst noch keine Ahnung habe – einem nationalen deutschen Bolschewismus, gegen den jeder frühere *furor teutonicus* ein Kinderspiel gewesen sei: „Nicht nur das deutsche Bürgertum, nein, die ganze Welt wird staunen, welches Maß an Energie das deutsche Proletariat, wenn es die Macht ergreift, auf diese bolschewistisch-revolutionäre Auslandspolitik verlegen wird.“<sup>971</sup>

Was dann drohe, sei „ein neuer Weltkrieg als Rachefeldzug des Weltproletariats gegen das Weltbürgertum“. Hätten denn nicht dessen Kapitalismus und Imperialismus in die Katastrophe des gerade beendeten Weltkrieges geführt? „Gegen

die Wahnideen des Weltkriegs erhebt sich jetzt die Reaktion der Welt, eine elementare Gegenbewegung der Menschheit.“ Und diese elementare Reaktion von unten – „das ist der Bolschewismus.“ Nur ein wahrer Völkerbund, der die Drohung aus dem Osten abwehre, während er selbst die Welt nach neuen Prinzipien der Gerechtigkeit organisiere, könne dem noch einmal wehren.<sup>972</sup>

Noch ausgeprägter als in den Reden Stadtlers wurden in einigen Kommentaren der „Antibolschewistischen Correspondenz“<sup>973</sup> die westlichen Sieger in einer Weise angegriffen, die den steten Warnungen vor dem Bolschewismus das Gepräge einer expliziten Drohung verliehen. Frankreich fürchte zu Recht, hieß es da zum Beispiel, „dass aus den Trümmern des 9. November ein neues Deutsches Reich erstet und ... dass der deutsche Bolschewismus der Kitt sein könnte“ – ein Bolschewismus, „der als Folge der Hunger- und Handelsblockade die Volkstiefen aufwühlt, die deutschen Stämme gegen den Druck der Fremdherrschaft empfindlich macht, sie zusammenschweißt“. Fast klang das schon wie eine Feststellung: „Ein zweites Moskau bereitet sich vor, und man kann es dem ehrgeizigen Lenin nachempfinden, dass er den nationalen Triumph des Bolschewismus in Deutschland, den Rückmarsch der Entente erleben möchte ... Denn der Bolschewismus ist im Grunde genommen nichts anderes, als die nationale Revancheidee in ihrer gewaltsamsten und zugleich furchtbarsten Form.“<sup>974</sup>

So hieß es zum Beispiel in einem ungezeichneten Editorial der A.B.C. vom 11. Februar 1919. Zwar wurde die Reichsregierung immer wieder zum „rücksichtslosesten Kampfe“ gegen den Spartakismus aufgerufen. Und als Radek verhaftet wird, forderte die A.B.C. von den Behörden „Ganze Arbeit“.<sup>975</sup> Aber nur wenige Tage später findet sich ein von dem verantwortlichen Redakteur L. Rößling gezeichnetes Editorial „Hie Spartakist – hie Antibolschewist!“, das deutliche Avancen an den vermeintlichen Todfeind enthielt: „Sie sind zwei feindliche Brüder, die Spartakisten und die Antibolschewisten ... Im Grunde wollen wir doch dasselbe wie die Spartakisten: die Hungerblockade durchbrechen, nur wollen wir als Deutsche das allein besorgen, ohne die Bolschewiki in Russland ... Ich bin überzeugt, die Spartakisten und die Antibolschewisten ... werden bald recht gute Freunde sein ...“<sup>976</sup>

Die A.B.C. vom 24. Februar verurteilte deshalb auch die Ermordung des Ministerpräsidenten der bayerischen Räterepublik Kurt Eisner als einen „Brudermord“, den sie allerdings mit spartakistischen Mordtaten verrechnet sehen wollte. Um in dem Appell zu münden: „Die Sklavenhalter der Welt, die anglo-amerikanischen Börsenkapitäne, sie freuen sich, wenn die Sozialdemokraten aller Richtungen den Mordstahl gegeneinander zücken ... Laßt uns Freunde sein! Deutsche unter Deutschen!“<sup>977</sup>

### Von der „Bekämpfung“ zum „Studium“

Es war daher kein Zufall, dass die „Antibolschewistische Liga“ sich bereits im Februar 1919 in „Liga zum Schutz der deutschen Kultur“ umbenannte – was sich in der Öffentlichkeit allerdings erst mit einiger Verzögerung durchsetzte. Der neue Aufruf wurde auch von einigen prominenten Sozial-Liberalen wie Ernst Troeltsch und Friedrich Naumann sowie dem christlich-sozialen Gewerkschafter Adam Stegerwald unterzeichnet. Sinn der Umbenennung war es, Stadtler zufolge, die Arbeiterschaft davon zu überzeugen, „dass unser ‘Antibolschewismus’ unter keinen Umständen nur negativ sei oder gar eine Spitze gegen die Arbeiterschaft enthalte“.<sup>(\*)978</sup>

In einem Brief an den Generalsekretär der Zentrumsparterie Maximilian Pfeifer vom 11. März 1919 stellte Stadtler heraus, dass die Namensänderung nicht zuletzt auch eine deutliche Distanzierung gegenüber der konkurrierenden „Vereinigung zur Bekämpfung des Bolschewismus“ in der Berliner Schellingstrasse bezwecke, „die die auffallenden Hetzplakate auf der Straße herausbringt“, in denen

---

<sup>(\*)</sup> Ernst Troeltsch kann es nur mit einiger Skepsis getan haben. In seinem „Spectator-Brief“ in der Zeitschrift „Kunstwart“ findet sich unter dem Datum des 20. 2. 1919 in einer Betrachtung über „Links und Rechts“ über die radikalen Stimmungen in Teilen der Intelligenz: „Durch den Kommunismus ... hindurch zum Übermenschentum *aller* Menschen, zur Vernichtung der bürgerlichen Moral: das ist die Losung.“ In diesem Zusammenhang steht auch die luzide Bemerkung: „Und auch die Kämpfer gegen den Bolschewismus, an ihrer Spitze ein jetzt viel genannter Dr. Stadtler, Elsässer, Katholik ..., erklären den Bolschewismus für eine Geistesmacht ersten Ranges, die neun Zehntel unseres Volkes beherrsche und der nur eine ganz neue Lehre, ein ganz antibürgerlicher ‚Aktivismus‘ erfolgreich begegnen könne!“ (Ernst Troeltsch, Spectatorbriefe. Hier zitiert nach der Neuauflage u.d.T.: Die Fehlgeburt einer Republik. Spektator in Berlin 1918 bis 1922, Frankfurt/M. 1994, S. 24)

zur Jagd auf Radek und andere Führer der Spartakisten aufgerufen wurde. Mit dieser Vereinigung habe „unsere Liga keine Verbindung und ist auch nicht in der Lage, diese Propaganda zu verhindern, obwohl wir sie verurteilen“.<sup>979</sup>

Noch bezeichnender war jedoch die formelle Umbenennung des „Generalsekretariats“ selbst, in dessen Namen ab Mitte März 1919 von der „Bekämpfung des Bolschewismus“ keine Rede mehr war. Vielmehr hieß es jetzt „Generalsekretariat *zum Studium* des Bolschewismus“! Dem entsprechend kam die „Antibolschewistische Correspondenz“ nach einwöchiger Unterbrechung nur noch unter dem Kürzel „A.B.C.“ heraus, ohne noch irgendeinen Hinweis zu geben, was dieses Kürzel ursprünglich bedeutete.

Diese Umbenennungen und damit verbundenen Reorganisationen dürften auch im Zusammenhang mit wachsenden Differenzen zwischen der Führung der „Liga“ um Stadtler und den Finanziers des „Antibolschewistenfonds“ gestanden haben. Stadtler selbst meinte, der „geistesrevolutionär politisch reformerische Einschlag“ seines Antibolschewismus habe zunehmenden Anstoß erregt. Seiner Frau schrieb er am 11. März: „Bin mit den Finanziers der Bewegung unzufrieden. Und sie mit mir. Mein wenn auch konservativer und nationaler Sozialismus erscheint ihnen gefährlich.“ Und in einem weiteren Brief zwei Tage später: „Meine Bewegung halten sie nur, weil es ein Eisen im Feuer ist. Das andere Eisen, das sie lieber handhaben, ist die Gewaltpolitik ... Meine Verständigungsstrategie gefällt den Herren nicht.“<sup>980</sup>

Tatsächlich entzündeten sich die Differenzen daran, dass Stadtler in seinen Reden immer heftiger gegen die Kapitalisten wettete, „denen ihr durch Geldentwertung, Schiebung und Börsenspekulation angeschwollener Geldsack höher steht als die deutsche Wirtschaft“, während er in Zeitungsartikeln erklärte, „es gäbe keine schönere Aufgabe als die praktische Inangriffnahme der Sozialisierung“.<sup>981</sup> Vor 5000 Arbeitern der Borsig-Werke hatte er zum Thema „Bolschewismus und Arbeiterschaft“ erklärt, „dass die ‘Arbeiterratsidee’ etwas Gesundes in sich berge“ und „dass der liberalistische Herr-im-Haus-Standpunkt des 19. Jahrhunderts endgültig erledigt sei“.<sup>982</sup> Immer dringlicher verlangte er die Verankerung von Räteelementen in der Verfassung. Dass er sie konservativ-

korporatistisch verstand und begründete, änderte nichts daran, dass in der von Generalstreiks begleiteten Verfassungsdiskussion im März seine Forderungen als Stärkung der Sozialisierungs-Befürworter wirkten.

Stadtler ging so weit, den Bolschewismus im Verhältnis zur bürgerlichen Demokratie als eine überlegene und zukunftsreichere Form des Staats- und Gesellschaftsdenkens zu verteidigen – so in seiner Broschüre „Die Revolution und das alte Parteiwesen“ vom März 1919: „Echt ist zweifellos die im Bolschewismus zum Ausdruck kommende Erkenntnis, dass in diesem Weltkriege und in der Weltrevolution die Demokratie des 19. Jahrhunderts in ihrer alten Form zusammenbricht. Echt ist dann auch die Tendenz, an Stelle der Formaldemokratie des 19. Jahrhunderts ein Neues zu setzen, nämlich die politische Macht der gegliederten Gesellschaft.“<sup>983</sup> Stattdessen versuchte er den „Parteikommunismus“ verbalradikal zu überflügeln, sei dieser doch, näher betrachtet, nur „das auf den Kopf gestellte Alte, ins Extrem ausgearteter Formal-Demokratismus, sich öde wiederholender Popular-Marxismus, sich selbst auffressender Kapitalismus, sich selbst verlängernder Weltkriegs-Anarchismus“.<sup>984</sup> Stattdessen bedürfe es der „rettenden Tat“ – der Verwandlung der Nationalversammlung in ein „Ständeparlament oder Räteparlament“, ganz gleich, unter welchem politischen Schlagwort: „nennen Sie es Konservativismus oder Demokratie oder Sozialismus oder Bolschewismus“.<sup>985</sup>

Schon Anfang Februar soll ihn bei einer Besprechung mit führenden Industriellen Geheimrat Deutsch von der AEG mit den Worten empfangen haben: „Wir haben gehört, dass Sie als Führer der Antibolschewistischen Liga den Rätegedanken propagieren, statt ihn zu bekämpfen“. In seinen Memoiren von 1935 behauptete Stadtler, er habe daraufhin „eine drohende Haltung“ eingenommen und den Herren klargemacht, wen sie eigentlich vor sich hatten! Daraufhin habe Stinnes begütigend eingegriffen und Stadtler gebeten, seine Vorstellungen über „die Eingliederung der Arbeiterräte in eine gesunde Wirtschaftsordnung“ doch einmal zu erläutern, um am Ende zu erklären, er (Stadtler) habe sie überzeugt. „Von diesem Tage an hatten Stinnes und ich zusammengefunden! Ich war sein Mann, wie

er sagte.“ Und ihm sei der Gedanke aufgeblitzt, statt Noske könnte Stinnes „der kommende ‘nationale Diktator der sozialen Revolution’ sein“.<sup>986</sup>

Mochte Stinnes tatsächlich davon ausgehen, Stadtlers diffuse Rätepropaganda sei ungefährlich und eher zur Entschärfung als zur Bestärkung der von linkssozialistischer Seite erhobenen Sozialisierungs-Forderungen geeignet, so scheint die Mehrzahl der übrigen Geldgeber deutlich anderer Ansicht gewesen zu sein. Ende März wurde „die Frage der Führung der Liga vom Verwaltungsdirektorium wieder aufgeworfen“. Man eröffnete Stadtler, dass „der überparteiliche Charakter der Organisation“ gewahrt bleiben müsse und die Liga nicht „als Trägerin einer Sonderpolitik auftreten“ könne. Stadtler erklärte, dass er es seinerseits ablehne, „an der Spitze der Liga zu bleiben, wenn sie nach den Weisungen der Geldgeber auf reine ‚Antipropaganda‘ beschränkt bleiben solle“ – und dass er zurücktrete.<sup>987</sup>

Ihm war klar, dass das „nicht nur materielle Schwierigkeiten, sondern auch politische Entmachtung bedeutete“. Zwar blieb ihm das „Generalsekretariat“; aber auch dieses begann, sich zunehmend von seinem Gründer zu emanzipieren. Ab April verschwand das „Büro Dr. Stadtler“ aus dem Titel.

### Bekenntnisse zum Russland Gorkis

Als neuer Schriftleiter der „A.B.C.“ und aktivster Publizist des „Generalsekretariats zum Studium des Bolschewismus“ zeichnete mittlerweile der Leiter seiner „Presseabteilung“, Heinz Fenner, verantwortlich, der erst Ende November 1918 Russland verlassen hatte. Unter Fenners Ägide wurde der Akzent stärker als vorher auf Nachrichten aus und über Sowjetrussland gelegt. Man zitierte aus Kommentaren und Expertisen russischer Exilzeitschriften, lieferte eigene Wirtschafts- und Gesellschaftsanalysen, brachte viele, oftmals schockierende Erlebnis- und Augenzeugenberichte aus Sowjet-Russland und verfolgte aufs engste die Entwicklungen des russischen Bürgerkrieges. Aber auch Reden führender Bolschewiki oder wichtige neue Dekrete der Sowjetregierung wurden im Wortlaut und oft unkommentiert wiedergegeben.

Fenner hatte in zwei Broschüren die Richtung vorgegeben, die auch viele seiner Editorials kennzeichnete. Die erste Broschüre unter dem Titel „Die Despoten der Sowjetmacht“ hatte mit dem Gestus der Eingeweihtheit die interne hierarchische Ordnung und einige biographische Daten der Führungselite Sowjetrusslands enthüllt. Dabei betonte Fenner mit Nachdruck die überwiegend nicht-russische, speziell auch jüdische Herkunft der führenden Bolschewiki – aber eher mit russophilem als mit antisemitischem Tenor. Man dürfe „bei einer Beurteilung der an der Spitze der Sowjetregierung stehenden Juden das Eine nicht vergessen, dass alle anständigen Elemente des russischen Judentums sich längst von ihnen abgewandt haben“.<sup>988</sup> Andererseits vergaß Fenner (auch in späteren A.B.C.-Beiträgen) nie zu betonen, dass Lenin „mit seinem wirklichen Namen Uljanow“ heiße und „auch wirklich Russe ist“.<sup>989</sup> Worauf es ihm vor allem ankam, war die Charakterisierung der führenden Bolschewiki als weltfremder Doktrinäre, die zum echten russischen Volksleben so gut wie keinen Bezug hätten.

Eine viel weniger abschätzige Beurteilung der bolschewistischen Revolution zeigte bereits Fenners zweite Schrift über „Maxim Gorkis politische Gesinnung“. Als Leitmotiv wurde Mereschkowski zitiert, der gesagt habe, Tolstoi und Dostojewski hätten gezeigt, woher Russland komme; „wohin es geht, zeigt Gorki“.<sup>990</sup> Die damals viel zitierten „Unzeitgemäßen Gedanken“ Gorkis führte Fenner als prophetische Kennzeichnung des bolschewistischen Experiments an – insbesondere auch Gorkis Charakterisierung Lenins, den er aus enger persönlicher Bekanntschaft als einen „durch die lange Zeit des Exils dem russischen Volkes entfremdeten, bis in die letzten Fasern seines Wesens kalten Dogmatiker“ gezeichnet habe, als einen echten geadelten russischen *barin*, „für den die Arbeiterklasse nichts anderes ist als totes Material, mit dem man nach Herzenslust experimentieren kann“.<sup>991</sup>

Die bolschewistische Presse habe Gorki daraufhin beinahe zum Volksfeind gestempelt, und man habe für sein Schicksal schon das Schlimmste befürchten müssen. Aber dann sei plötzlich die Meldung von Gorkis „Bekehrung“ nach Deutschland gedrungen, von seiner „Versöhnung“ mit Lenin und der Sowjetregierung. Und tatsächlich habe Gorki in der „Iswestija“ einen Appell abdrucken

lassen, der ein politisches Bekenntnis darstelle – den Fenner deshalb über mehrere Seiten hinweg im Wortlaut dokumentierte.

Gorki habe darin nicht nur die Deutschland auferlegten Waffenstillstandsbedingungen der westlichen Siegermächte verurteilt, „welche zehnmal härter sind, als der Brest-Litowsker Frieden, und welche die Deutschen mit unvermeidlichem Hunger bedrohen“, sondern er habe auch den „Zynismus der unmenschlichen Politik der Imperialisten“ insgesamt mit den Worten angeprangert: „Wilson, gestern der wohlredende Verteidiger der Freiheit der Völker und des Rechts der Demokratie, rüstet heute eine gewaltige Armee aus für die ‘Wiederherstellung der Ordnung’ im revolutionären Russland, wo das Volk ... danach strebt, den Grund zu einer neuen staatlichen Ordnung zu legen. Ich will nicht leugnen, dass diesem Aufbauen ein oft unnützlich Umstürzen vorausgegangen ist. Ich bin aber mehr als irgend ein anderer berechtigt und imstande, zu erklären, dass die kulturelle Umgestaltung ... jetzt nach und nach einen Umfang und ein Gewicht annimmt, die bisher der menschlichen Geschichte unbekannt waren.“<sup>992</sup>

Er, Gorki, sei selbst noch bis „vor kurzer Zeit Gegner der Sowjetregierung“ gewesen und stimme auch jetzt noch in vielem mit ihr nicht überein. Es sei wahr, dass „große Fehler und unnötige Grausamkeiten begangen worden sind“. Aber welche Bedeutung hätten „diese Fehler im Vergleich mit den abscheulichen Verbrechen dieses Krieges“, die nur „die Grausamkeit, den Egoismus, die Heuchelei und die Dummheit“ des Kapitalismus zum Ausdruck brächten?!

„Wir Russen, ein Volk ohne Traditionen, und daher kühner, rebellischer und von Inspirationen des Vergangenen weniger gebunden, wir haben zu allererst den Weg zur Vernichtung der überlebten Verhältnisse der kapitalistischen Gesellschaftsordnung betreten ... Die Fackel der russischen Revolution, die ihr Licht über die ganze Welt wirft, hält Lenin fest in der Hand ... Zu verschiedenen Zeiten hat fast jedes Volk sich als den Messias betrachtet, der berufen sei, die Welt zu retten. Es ist offenbar, dass die Geschichte jetzt diese große Aufgabe an das hungrige, unter der Knechtschaft von drei Jahrhunderten geplagte und vom Kriege erschöpfte russische Volk übertragen hat.“<sup>993</sup>

Aus diesen Äußerungen, so Fenner, gehe zwar nicht hervor, „dass Gorki aus einem erbitterten Gegner der bolschewistischen Machthaber nun zu einem ihrer überzeugten Anhänger geworden“ sei. „Aber den Glauben an das russische Volk, den er ... beinahe völlig verloren hatte, so dass er dieses Volk nach eigenem Eingeständnis zu ‘hassen’ glaubte, den hat Gorki wiedergefunden. Und das ist die wesentliche Änderung.“<sup>994</sup> Deshalb habe er sich entschlossen, seine Arbeitskraft „im Interesse des so schwer leidenden russischen Proletariats“ der Sowjetregierung zur Verfügung zu stellen.

Darin komme über das rein nationale Motiv hinaus der tief verwurzelte russische Messianismus zum Tragen. Und der aus Russland stammende Fenner zeigte sich durchaus nicht geneigt, darüber zu spotten – im Gegenteil: „Man mag diese revolutionäre ‘Auserwähltheit’ des russischen Volkes bezweifeln oder bejahen, ... aber diesen Messianismus in den Erscheinungen des russischen Lebens, in den führenden Geistern Russlands nicht erkennen, heißt Russland nicht kennen und nicht fähig sein, es zu verstehen. Auch der Bolschewismus ... findet in ihm zum Teil seine Erklärung.“<sup>995</sup> Fenner war sogar bereit, aus den Leiden der russischen Revolution auf eine künftige Weltmission Russlands zu schließen: „Ein Volk, das so entsetzliches Elend über sich hat ergehen lassen müssen, ein Volk, das trotz der Bolschewisten, möchte ich sagen, noch solche Bemühungen zeigt, ein neues kulturelles Leben zu beginnen, kann nicht untergehen, es muss zu etwas Hohem bestimmt sein.“<sup>996</sup>

Mit einem hohen Lied auf Gorki schließt die Broschüre denn auch. Der „von heißer Liebe zu seinem Volke beseelte Dichter, Sozialist und Russe Maxim Gorki“ habe den englisch-französisch-amerikanischen Invasoren ein gebieterisches „Hände weg!“ zugerufen – während die führenden Politiker Deutschlands „vor Wilson auf dem Bauch“ lägen. So gesehen, schreibt der Antibolschewist Fenner, müsse es einem nicht einmal „schwerfallen, das volle Verständnis für Gorkis letzten Schritt zu finden“ – sein Arrangement mit dem Regime der Bolschewiki nämlich. Mehr noch: „Dann kann man Gorki auch ... mit ruhigen Gewissen zuzurufen: Hab Dank für Deinen Bekennermut, du hast Räuber Räuber genannt und den Zynismus ihrer unmenschlichen Politik gegeißelt. Wir bekennen uns nicht zu

Lenin, aber auch nicht zu Woodrow Wilson ..., sondern zu dir, Gorki, der du die Wahrheit sagtest, als die führenden Männer der Entente uns belogen.“<sup>997</sup>

### Verstärkte Tendenzen der „Ostorientierung“

Diesem „Bekenntnis zu Gorki“ folgte die Politik der „A.B.C.“ auch, als im März-April 1919 neuerliche Tendenzen einer „Ostorientierung“ in der deutschen Politik und Publizistik hervortraten, die – mit Blick auf das kommende Friedensdiktat – eine Wiederaufnahme der gerade abgebrochenen Beziehungen mit Sowjet-Russland vorschlugen. In einem Editorial vom 28. März warf Stadtler selbst die Frage auf, ob die Voraussetzungen einer derartigen (wie er vermutete) „an höchster Stelle angestrebten Neuorientierung des politischen Kurses“ der Republik tatsächlich gegeben seien. Seiner Meinung nach (noch) nicht: „Die Anlehnung an Russland hat nur dann einen Sinn, wenn erstens die deutsche Regierung einheitlich und zielsicher den neuen Kurs steuert, zweitens, wenn diese außenpolitische Neuorientierung eine entsprechend starke sozialistische (nicht sozialdemokratische) Innenpolitik zur Basis hat, drittens, wenn die russische Regierung die nationale Selbständigkeit der deutschen Revolution ... achtet, viertens, wenn die weltrevolutionierende Propaganda und der bolschewistische Imperialismus faktisch und auf der ganzen Linie aufgegeben werden.“<sup>998</sup> Auch er „erkenne die Möglichkeit einer Anlehnung an Russland an und betrachte sie ebenfalls als Möglichkeit der Zukunft“ – allerdings nur unter den genannten Voraussetzungen.

Umso schärfer fiel die Stellungnahme zu den aufsehenerregenden Vorschlägen aus, die das führende Mitglied der Deutschnationalen Volkspartei, Professor Paul Eltzbacher, Anfang April 1919 öffentlich vortrug. Eltzbacher wollte im Bündnis mit Sowjet-Russland und mit Räte-Ungarn den Krieg gegen die Entente wieder aufnehmen und dafür einen Nationalbolschewismus preußisch-deutscher Fassung als „Kriegskommunismus“ in Kauf nehmen.<sup>999</sup> Die Abrechnung mit den Thesen Eltzbachers besorgte wiederum Heinz Fenner in einer im Juli 1919 erschienenen Broschüre „Deutschland und Russland“. Fenner fiel es leicht nachzuweisen, dass die Vorstellungen Eltzbachers über den Bolschewismus weder der Theorie noch

der Praxis der russischen Bolschewiki im geringsten entsprechen, also ein Fall schieren Wunschdenkens aus der Feder eines weltfremden Professors seien.

Viel schwerer tat Fenner sich in der Auseinandersetzung mit Eltzbachers außenpolitischer Konzeption. In Versailles war mittlerweile das Friedensdiktat der Alliierten nach schweren inneren Konvulsionen von einer deutschen Delegation unterschrieben worden war. In scharfer Zurückweisung jeder „Erfüllungspolitik“ propagierte auch Fenner nun als einzigen Weg den einer klaren „Ostorientierung“ des Reiches. „Aber mit welchem Russland sollen wir nun den Anschluss suchen?“, fragte er. Tatsächlich gebe es ja mindestens „drei Russlands“: 1) das bolschewistische Sowjet-Russland; 2) das antibolschewistische, deutschfeindliche und westlich orientierte Russland der Emigranten; und 3) das zukünftige antibolschewistische und entente-feindliche Russland, das im Untergrund Sowjet-russlands tapfer ausharre.<sup>1000</sup>

Zwar gehöre er selbst, Fenner, keineswegs „zu den Deutschen, denen bei dem Gedanken an ein Zusammengehen mit der Sowjetrepublik die Knie schlottern und die prinzipiell ein solches Zusammengehen ablehnen“. Wenn er sich dagegen wende, dann nur deshalb, weil „wir, für die nächste Zeit jedenfalls, von diesem Zusammengehen nichts zu erhoffen haben“. Ein krankes Deutschland und ein krankes Russland zusammen würden der englischen Politik erst recht in die Hände spielen.<sup>1001</sup> Die Repräsentanten des wahren, künftigen Russland aber würden „uns ein Zusammengehen mit der Sowjetregierung nie vergeben“. Überhaupt könne man sinnvoller Weise „ein Bündnis nur mit einer solchen russischen Regierung schließen, die die Massen des russischen Volkes endgültig für sich gewonnen hat, und eine solche Regierung ist noch nicht da.“ Daher bleibe der deutschen Außenpolitik nur übrig, das Terrain zu sondieren und „Beziehungen zu allen entente-feindlichen Gruppen des russischen Volkes – welchem Lager sie auch angehören mögen“, herzustellen. Das konnte immerhin auch heißen: Beziehungen zu denjenigen Bolschewiki, die besonders „entente-feindlich“ waren und auf ein künftiges Bündnis mit Deutschland setzten.<sup>1002</sup>

### Die Antibolschewisten im Abseits

Insgesamt wurden die innen- und außenpolitischen Standpunkte in den Editorials der „A.B.C.“ und den übrigen Publikationen des „Generalsekretariates“ und der „Kulturliga“ immer disparater. Der frühere Moskau-Korrespondent und deutsch-nationale Publizist Ernst Jenny etwa wetterte gegen jegliche „Annäherung an die moskowitzischen Machthaber“, die von Kreisen betrieben werde, „deren gigantische Sachkenntnis leider mit einem recht erheblichen innenpolitischen Einfluss gepaart ist“. Diese Leute übersähen eine wichtige Tatsache: „Dass nämlich mit dem Augenblick, da die Entente an die Abschnürung des moskowitzischen Bolschewismus energisch herangeht, dieser eine sinkende Macht ist. Mit Kadavern ... verheiratet man sich aber nicht.“ Unter den Trägern des wahren, zukünftigen Russland wäre Deutschland dann „für absehbare Zeiten von der Entente hoffnungslos ausgestochen“. <sup>1003</sup>

Dagegen propagierte eine Broschüre des Sozialdemokraten Walter Oehme mit dem bombastischen Titel „Mein Ziel ist die Weltrevolution“ als das Hauptziel deutscher Außenpolitik die Aussöhnung mit Frankreich (unter Verzicht auf Elsaß-Lothringen) – aber nur, um am Ende eine französisch-deutsch-russische Kontinentalachse gegen den Block der angelsächsischen Weltmächte aufzubauen. <sup>1004</sup>

In den Broschüren der Liga-Mitarbeiter Peter Elb („Lenins Umkehr“<sup>1005</sup>) und Siegfried Doerschlag („Reicht dem Russen die Hand“<sup>1006</sup>) wurde dagegen der akut spekulativen Erwartung Ausdruck verliehen, dass das bolschewistische Regime entweder bereits dabei sei, durch die Erteilung von Konzessionen an ausländisches Kapital einen radikalen Kurswechsel vorzunehmen (so Elb), oder aber kurz davor stehe, aus innerer Ohnmacht zu kollabieren (so Doerschlag). Gerade deshalb liege in Russland und nur dort die deutsche Zukunft: „Nach Osten zeigt Deutschlands Wegweiser. Wir müssen ihm folgen.“ Die Antwort auf die brennende Frage: Anlehnung nach Westen oder nach Osten? laute deshalb: „Nicht Lenin, aber Russland!“<sup>1007</sup>

Bei alledem vervielfachte und differenzierte sich die Publikationstätigkeit sowohl des „Generalsekretariats“ wie der „Kulturliga“ im Verlaufe des Jahres 1919 ganz erheblich. Immer neue Reihen von Flugschriften und Broschüren wurden aufgelegt. Die von Dezember 1918 bis Februar 1919 in hohen Auflagen verbreitete Serie der „Revolutions-Streitfragen“ (14 Hefte) wurde durch eine „Neue Folge“ (8 Hefte) fortgesetzt, die noch stärker darauf gerichtet war, in „positiver“ Weise Fragen des Sozialismus und Kommunismus sowie den Rätegedanken zu behandeln.<sup>1008</sup> Auch eine „Neue Folge“ der „Revolutions-Flugschriften“ trat neben das halbe Dutzend der ersten Serie. Ab April erschien dann bereits eine weitere, neue Broschürenreihe unter dem Titel „Beiträge zu den Problemen der Zeit“, in denen mehr oder weniger authentische Erlebnisberichte aus Sowjetrußland<sup>1009</sup> sowie theoretisch-polemische Auseinandersetzungen mit der kommunistischen Literatur versammelt waren.<sup>1010</sup>

Hinzu kam eine recht fundierte „Sammlung von Quellen zum Studium des Bolschewismus“. Das erste Heft war ein „Führer durch die bolschewistische und anti-bolschewistische Literatur“, der sich laut Vorwort an alle richtete, „die ein unparteiisches Bild über die Materie gewinnen wollen“ und sich in der Tat aller Wertungen der erfassten Texte enthielt.<sup>1011</sup> Die weiteren Hefte beinhalteten Zusammenstellungen der Dekrete und Gesetze der Sowjetrepublik auf verschiedenen Gebieten, die mit knappen und kompetenten Einleitungen versehen waren.<sup>1012</sup> Schließlich publizierte der „Verlag der Kulturliga“ zwischen 1919 und 1923 noch eine beträchtliche Anzahl von Büchern und Einzelbroschüren. Die „A.B.C.“ erschien ab 1921 mit dem noch neutraleren Untertitel: „Politische und volkswirtschaftliche Spezial-Correspondenz über Ostfragen und ihre Auswirkungen in Deutschland“. 1923 ist der „Verlag der Kulturliga“ offenbar aufgelöst worden. Jedenfalls sind keine weiteren Titel bibliographisch feststellbar.<sup>1013</sup>

Die verstärkte publizistische Tätigkeit stand tatsächlich jedoch in umgekehrtem Verhältnis zur eigentlichen politischen Wirkung der Liga. Ein erster Kongress Mitte Mai 1919 in Berlin, der „die Leiter der im Reiche verstreuten Ortsgruppen“ und andere interessierte Persönlichkeiten zusammenbrachte, zeigte alles andere als das Bild einer dynamischen Massenbewegung. Der aus der engeren Führung

verdrängte Stadtler propagierte in seinem Kongressbeitrag noch einmal „den Zusammenschluss aller Kräfte von rechts bis links zum Gemeinschaftsleben“. Wenn es gelinge, den kapitalistischen Demokratien des Westens und dem Bolschewismus des Ostens einen deutschen Sozialismus entgegenzustellen, dann werde dereinst „Deutschland den Krieg, den es militärisch verloren, auf dem Boden der Kultur gewonnen haben“.<sup>1014</sup>

### Stadtlers „Diktatur der sozialen Revolution“

Stadtler selbst hatte sein Hauptwirkungsfeld bereits verlegt. Im April und Mai war er fieberhaft bemüht, eine „Vereinigung für parteifreie Politik“ im Widerspruch zur rein parlamentarischen Demokratie der neuen Weimarer Verfassung aus dem Boden zu stampfen. Als programmatische Basis sollte ein von ihm selbst verfasstes und gezeichnetes, in dramatischsten Wendungen gehaltenes „parteiloses Aktionsprogramm zur Überwindung der Anarchie in Deutschland“ dienen, das er unter den erstaunlichen Obertitel „Die Diktatur der sozialen Revolution“ gestellt hatte.

Verfasst unter dem Eindruck des von der USPD geführten Berliner Generalstreiks im März und der Radikalisierung und schließlich militärischen Zerschlagung der Münchener Räterepublik im April, war der Text nicht zuletzt auch ein Dokument voluntaristischen Größenwahns, das sich Stadtler als deutscher Anti-Lenin selbst auf den Leib geschrieben hatte: „Im Folgenden mache ich einen Versuch, dem deutschen Volke in letzter Stunde den Weg der Rettung zu zeigen ... Noch ist Deutschland nicht verloren ... Millionen deutscher Männer und Frauen von der kommunistischen Partei bis zur deutschnationalen Volkspartei harren des erlösenden Programms, der befreienden Worte und der großen Taten.“

In diesem – nur an einen ausgewählten Kreis „einflussreicher Persönlichkeiten“ verschickten – Aktionsprogramm forderte Stadtler „die Diktatur eines parteifreien, starken Mannes, welcher mit einem Ministerium von starken, parteifreien Politikern den Zusammenschluss der Parteien in der Nationalversammlung erzwingen würde, und auf Grund des politischen Machtwillens der in Ständen, Er-

werbsgruppen und Kulturorganisationen gegliederten Volksgemeinschaft im Namen der Ideen der sozialen Weltrevolution ... mit einem großzügigen, parteifreien sozialistischen Reformprogramm die Anarchie ... rücksichtslos niederhielte.“<sup>1015</sup>

Als erster Akt der Diktatur sollte eine „sozialorganisatorische Verfassung“ oktroyiert werden, auf Grund derer ein „ständisches Räteparlament“ gleichberechtigt neben das „alte Parteiparlament“ gestellt würde. Gleichzeitig müsse der Rätegedanke auch in der Wirtschaft verankert werden. Grund und Boden (auch Bodenschätze) sollten sofort in den Besitz der Allgemeinheit, d.h. des Staates überführt werden. Falls nötig, müsse auch ein Teil der Zins-Einkünfte dem Staat übertragen und müssten Schlösser, Villen und leerstehende Wohnungen zur Linderung der Wohnungsnot beschlagnahmt werden.<sup>1016</sup>

Außenpolitisch müsse sich Deutschland das selbstbewusste Ziel setzen, „vom Völkerbund der Entente zur Revolution des Ostens eine lebendige Brücke zu schlagen“ und für die Errichtung eines echten Völkerbundes zu kämpfen. Dies schließe die „Befreiung Russlands von der bolschewistisch-terroristischen Anarchie“ und die „Rettung Deutschlands“ vor dieser Gefahr, aber auch den „Schutz und die Rettung der Entente wie der neutralen Staaten vor den revolutionär-anarchischen ... Zersetzungsfolgen des Weltkrieges“ ein. Als erstes müsse die Entente und vor allem Amerika veranlasst werden, für Deutschland wie für alle „der bolschewistischen Auflösung verfallenen Staaten“ ein großangelegtes Programm der Lieferung von Lebensmitteln und Rohstoffen aufzulegen. Dies könne der Beginn einer neuen, „real-sozialen“ Weltwirtschaftspolitik sein, die die globalen Ressourcen, Transportmittel usw. gerecht aufteile und organisiere. Um eine solche Wendung der internationalen Politik zu erzwingen, müsse es die deutsche Regierung notfalls aber darauf ankommen lassen, „durch einen taktischen, aber zugleich taktvollen Abbruch der Verhandlungen ... die Ententevölker zur Besinnung zu bringen“.<sup>1017</sup>

Diese letzteren Überlegungen entsprachen in mancher Hinsicht denen, die auch Brockdorff-Rantzau sich einen Augenblick lang gemacht hatte. In Beratungen Stadtlers mit Brockdorffs Vertrauten, dem früheren Berner Gesandten Romberg,

nahm der Plan Gestalt an, durch die Nichtunterzeichnung des Vertrages eine Teilbesetzung Deutschlands zu riskieren. Dafür hätte das Gespenst der bolschewistischen Weltgefahr noch einmal gute Dienste zur Erzwingung eines Völkerbundes unter Einschluss Deutschlands leisten sollen. Mit August Winnig, dem nationalistischen SPD-Abweichler, Oberpräsidenten in Ostpreußen und provisorischen Beauftragten für die neuen baltischen Republiken, korrespondierte Stadtler gleichzeitig über den Aufbau antibolschewistischer Propaganda-Zentralen, die im deutschen Sinne in den Bürgerkrieg in Russland hätten hineinwirken sollen.<sup>1018</sup>

Mit seinem Vorschlag, Stadtler als ein offizielles Mitglied der deutschen Friedensdelegation nach Paris mitzunehmen, wo am 7. Mai die Friedensbedingungen überreicht werden sollten, drang Brockdorff jedoch nicht durch. Wenig später trat er als Außenminister zurück. Das Konzept einer Verweigerung war nicht durchzuhalten. Matthias Erzberger und Philipp Scheidemann übernahmen es, im Auftrage der Mehrheit der Nationalversammlung in Versailles zu unterzeichnen.

Stadtlers hektische Bemühungen, in letzter Stunde noch eine Ablehnungsfront zu errichten, waren ebenfalls nicht erfolgreich. Schon mit seiner „Vereinigung für parteifreie Politik“ handelte er sich eine Reihe herber Absagen ein, vor allem von Friedrich Naumann, um den er besonders geworben hatte. Immerhin: einige prominente Figuren wie Otto Hoetzsch als Mitglied der Deutschnationalen Volkspartei, Adolf Grabowsky als Mitglied von Naumanns Deutscher Demokratischer Partei (DDP) und Max Cohen-Reuß als Flügelmann der Mehrheits-SPD traten der Vereinigung bei. Aber der am 2. Mai auf einer Sitzung „parteiloser Persönlichkeiten“ provisorisch konstituierte und von Stadtler selbst präsierte „Bund für politische Erneuerung“ blieb ein totgeborenes Kind.

Konspirative Bemühungen Stadtlers, mit Vertretern der Berliner Bürgerräte, Großindustriellen wie Stinnes, Gewerkschaftsführern wie Stegerwald oder Militärs wie Major Pabst regelrechte Putschpläne zu schmieden, um für den Augenblick der Übergabe der Versailler Friedensbedingungen den „nationalen Widerstand“ auszurufen und die nationale „Diktatur der sozialen Revolution“ doch noch zu errichten, blieben vollends erfolglos. Und noch weniger ließen sich die

Massen dafür mobilisieren. Eine Kundgebung der „Kultur-Liga“ am 16. Mai vor dem Reichstag, die Stadtlers Erinnerungen zufolge unter der Losung „Raus aus dem Dreck!“ und mit ihm selbst als Hauptredner angekündigt war<sup>(\*)</sup>, verlief so enttäuschend wie alles übrige.

Was Stadtler blieb, waren seine treuen „Solidarier“, die sich – wie sechs Monate zuvor – nun wieder täglich bei von Gleichen trafen und berieten, „ob und wo ein Einsatz noch möglich sei“. Stadtler selbst kam zu der schmerzlichen Einsicht, „dass der Kampf ganz von vorn begonnen werden müsste. Ganz von vorn.“<sup>1019</sup>

### Das Phänomen der „konservativen Revolution“

Dieser „Bund der Jungen“, wie Stadtler ihn nannte, war der Kern der „jungkonservativen“ Bewegung, die mehr oder weniger mit der (von Armin Mohler so genannten und stilisierten) „Konservativen Revolution“ in eins zu setzen ist. Zu ihrem Ausgangspunkt wurde der sogenannte „Juni-Klub“, der am 13. Juni 1919 gegründet wurde, so benannt im Gedenken an die Schmach der Unterzeichnung des Versailler Vertrages durch die deutschen Vertreter, geführt von Matthias Erzberger, einem alten Vertrauten Stadtlers, der nun zum Inbegriff des Verräters wurde.

Die Kerngruppe ging aus einem Zusammenschluss der „Solidarier“ mit anderen, ähnlich gesinnten Personen und Zirkeln hervor. Als die graue Eminenz dieser betont elitären Gruppierung, die keine Massenbewegung sein oder werden wollte, fungierte von Anfang bis Ende Heinrich von Gleichen. Zum eigentlichen Inspirator wurde jedoch der öffentlich kaum in Erscheinung tretende Arthur Moeller van den Bruck. Als publizistisches Organ bot sich die bereits seit April 1919 erschienene Wochenzeitung „Das Gewissen. Unabhängige Zeitung für Volksbildung“ an. Stadtler, der von Beginn an einer ihrer Leitartikler war, übernahm zum 1. Januar 1920 die förmliche Herausgeberschaft. Ab diesem Datum

---

<sup>(\*)</sup> Dass Stadtlers Erinnerungen nicht ohne weiteres zu trauen ist, zeigt sich daran, dass eine „Kundgebung gegen den Gewaltfrieden“ am 16. Mai vor dem Reichstage von einer breiten Parteienkoalition veranstaltet wurde, auf der Friedrich Naumann einer der Hauptredner war – nicht Stadtler. Ob die „Kultur-Liga“ eine Separat-Kundgebung abhielt, ist unklar.

firmierte als Träger der Zeitung der „Ring“ – ein loser Verbund gleichgesinnter Zirkel und Klubs, der über mehrere Jahre, bis zum Tod Moellers 1924, die wichtigste Organisationsform der „jungkonservativen“ Bewegung bildete.

Der Berliner „Juni-Klub“ blieb aber während der ganzen Zeit das unbestrittene Zentrum. Er versammelte, jedenfalls in den ersten beiden Jahren seines Bestehens, Leute unterschiedlicher politischer Couleur, so die Deutschnationalen Graf Westarp, Otto Hoetzsch und Freiytag-Loringhoven, Liberale wie Ernst Troeltsch, Zentrumspolitiker wie Martin Spahn oder Heinrich Brüning, Mitglieder der Naumannschen Demokraten wie Georg Bernhard von der „Vossischen Zeitung“, einen unabhängigen Sozialphilosophen wie Franz Oppenheimer und Sozialdemokraten wie den Staatssekretär im Reichswirtschaftsamt August Müller. Aber „auch ein junger Kommunist namens Fritz Weth“ kam öfters hinzu. Alles in allem war es, wie sich Stadler erinnerte, ein „kunterbuntes Durcheinander von ‚rechtsgerichteten‘, ‚linksgerichteten‘ und ‚mittelparteilich gerichteten‘ Professoren, jungen Gelehrten, Autodidakten, jungen Politikern, Wirtschaftlern, Soldaten“.<sup>1020</sup>

Dieses schillernde, im Nachhinein unter den Generaltitel „Konservative Revolution“ gefasste Phänomen hat sich in den Jahren der Weimarer Republik tatsächlich nur in sehr ephemeren politischen Formationen auskristallisiert und ist auch in Wahlen, Aktivitäten oder Anhängerschaften kaum wirklich fassbar geworden. Dass man mit der wissenschaftlichen Re-Etablierung des Begriffs durch Armin Mohler einer Chimäre aufgesessen sei, war lange Zeit fast ein Gemeinplatz der historischen Kritik. Aber jeder der Kritiker hat zugleich versucht, aus der Masse der Einzelphänomene das herauszufiltern, was ihm wesentlich erschien, um das Phänomen irgendwie (und wäre es falsifizierend) zu umreißen. Denn *dass* da ein „Phänomen“ war, das man zu beschreiben hat, wenn man das politisch-intellektuelle Spektrum der Weimarer Jahre überhaupt beschreiben will, war (und ist) unzweifelhaft.

Adolf Grabowsky, „Solidarier“ der ersten Stunde und einer der Vordenker des Jungkonservatismus, bestimmte die eigene politisch-ideologische Position als eine „neue Mitte“, die „kein Zentrum in dem alten Sinne“ sein dürfe, also keine

„Kompromisspartei, wo von der Seite nach der Mitte zu gedacht wird, sondern das Gegenteil ..., wo von der Mitte zentral nach den Seiten gedacht wird“. Im Kern werde diese neue Mitte sich aus einer „Verbindung des Wirtschaftsdenkens, die nur auf einer antibolschewistischen Grundlage geschehen kann, mit ... dem aristokratischen und bolschewistischen Denken“ herausbilden müssen.

Der jungkonservative Grundimpuls war es, eine bindende Ideologie und Ordnung „jenseits der Parteien“ zu schaffen. Moellers Konzept des „Juniclubs“ war es: „Ohne eine Partei bilden zu wollen, aber bestrebt, innerhalb der Parteien Fuß zu fassen und diese zu lockern, ... einen erheblichen Einfluss auf die Tagespolitik zu gewinnen.“<sup>1021</sup> Das im Dezember 1919 verkündete „Programm des Ringes“ forderte „Solidarität und neue Mitte“. In einem erläuternden Beitrag über „Die alte und die neue Mitte“ hieß es programmatisch: „Die neue Mitte ist Kraftmitte. Ihr strömen die Besten aus allen Lagern und ‚Klassen‘ zu ... Um die neue Mitte schließt sich der Ring des deutschen Volkes ... Von dieser Mitte aus wird gesehen, dass die ‚alten Gegensätze‘ nicht ewige Gegensätze sind.“<sup>1022</sup>

Anders beschrieben, war dies ein Versuch, die im Kriege entwickelten volksgemeinschaftlichen „Ideen von 1914“ unter den Bedingungen eines vermeintlich vollständigen Neuanfangs zu aktualisieren und weiterzutreiben. Diese deutsche Kriegsideologie hatte sich ihrerseits um die Bestimmung einer „deutschen Mitte“ (fast im Sinne einer „geistigen Geopolitik“) gedreht. Und tatsächlich kamen diese Bestrebungen, die sich nach außen hin im Projekt eines um das Deutsche Reich organisierten „Mitteleuropa“ konkretisiert hatten, politisch, weltanschaulich und selbst soziologisch gesehen aus einer weitläufig umreißbaren Mitte der deutschen Gesellschaft. Thomas Mann (aber nicht nur er) hatte während des Weltkrieges im Anschluss an Nietzsche und Dostojewski den „seelischen Konservativismus“ der Deutschen als „etwas wahrhaft Revolutionäres“ gepriesen, die eben darin den Russen am nächsten verwandt seien.<sup>1023</sup> Dazu gehörte ebenso die eigentümliche Verbindung von „deutschem Sozialismus“ und „nationaler Individualität“, die den Kern der deutschen Kriegsideologie ausgemacht hatte und die nun in den

verschiedensten Formen zur Maxime deutscher Selbstbehauptung unter den Bedingungen des Diktats der Sieger erhoben wurde.<sup>(\*)</sup>

### Nationalrevolutionäre Irrungen und Wirrungen

Stadtler konnte die rein elitäre und publizistische Tätigkeit des „Juniclubs“ bzw. des daraus hervorgegangenen „Rings“ nicht genügen. „Ich selbst war in diesem Kreis die politisch aktivistischste Natur“, schrieb er 1935 in seinen Memoiren, „und da ich auf Grund der antibolschewistischen Führertätigkeit als ein ‘kommender Mann’ bezeichnet wurde, ward ich neben Gleichen gestaltender Mittelpunkt des Kreises und blieb es bis 1923/24“.<sup>1024</sup>

Wahr ist, dass Stadtler weiterhin rege auf Vortragsreisen ging und „dabei (vornehmlich in zahlreichen, von ihm allein bestrittenen Massenkundgebungen im Zirkus Krone) auch unbestreitbare Erfolge“ erzielte.<sup>1025</sup> Aber weder erreichte ihn der Ruf als Führer des „jungen Deutschland“, auf den er erkennbar wartete, noch fand sich ein anderer, dem er sich hätte zur Verfügung stellen können. Weder Hugo Stinnes, der in der großen Politik mitmischende Industriemogul, noch Forstrat Escherich, der Chef der bayerischen Geheimorganisation „Orgesch“, noch Gustav Stresemann, der Chef der Deutschen Volkspartei, auf die Stadtler jeweils eine Zeitlang setzte, erwiesen sich als geeignet. Den Kapp-Putsch hatte Stadtler von vornherein als ein „napoleonisches Experiment ohne Napoleon“ kritisiert. Seine eigenen Forderungen nach einem „Direktorium“, die er stets von Neuem erhob, waren allerdings kaum weniger ins Leere gesprochen.

---

<sup>(\*)</sup> Wie viele parallele Bestrebungen da zusammenflossen, ist etwa den Memoiren Fritz Max Cahéns zu entnehmen, der feststellte, dass „eine nationalsoziale Frage“ im Januar 1919 so gut wie alle denkenden Geister erfüllt habe – ihn selbst eingeschlossen. „Es mag sein, dass diese nationalsoziale Gesamthaltung zu dem unvermuteten außerordentlichen Erfolg führte, den die Deutsche Demokratische Partei bei den Wahlen zur Nationalversammlung unter der Führung Friedrich Naumanns errang ... Ich habe schon erwähnt, dass Maximilian Harden mich zur Mitgründung einer radikaldemokratischen Partei aufforderte, die damals nach seinen Ideen national und sozial gewesen wäre.“ Darüber hinaus seien noch drei weitere, ähnlich gerichtete Vorschläge an ihn (Cahén) herangetragen worden: der erste von den Nachlaßverwaltern des Generalstabschefs Moltke, der zweite von dem Chef der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ Stolberg, der zusammen mit dem katholischen Gewerkschaftsführer Stegerwald eine neue Gruppierung habe bilden wollen. Die dritte Initiative sei von dem Freiherrn von Gleichen und dem ihn begleitenden Stadtler als Leiter der „Antibolschewistischen Liga“ ausgegangen. (Fritz Max Cahén: Der Weg nach Versailles, S. 267 f.)

So repräsentiert die Biographie Eduard Stadtlers – des „Dr. Anti“, als der er gelegentlich schon bespöttelt wurde – den vergeblichen Versuch, eine „faschistische“ Bewegung im zeitgenössischen Sinne des Wortes in Deutschland zu begründen, d.h. ein genuin *gegen*-revolutionäres Projekt, das geeignet gewesen wäre, in unmittelbarer Auseinandersetzung mit dem rivalisierenden Projekt des Bolschewismus die „Weltkriegsrevolution“ zugunsten einer neuen elitär-egalitären und militarisierten Sozialformation nach innen und einer neuen imperialistischen Massenmobilisierung und Machtentfaltung nach außen zu nutzen.

Das lag aber nicht einfach an seinem persönlichen Unvermögen, sondern in der Komplexität der deutschen Nachkriegssituation begründet. Das Thema des „Antibolschewismus“ in der forcierten Form, in der Stadtler es zunächst vertreten hatte, hatte sich rasch erschöpft und wurde schon in seiner ersten Phase vom viel tiefer greifenden Komplex „Versailles“ überspielt und überlagert. Zwischen diesen beiden großen Magnetfeldern oszillierte auch Stadtler mit seinen jeweiligen Losungen und Strategien wie eine kreiselnde Kompassnadel hin und her.

In seinen Editorials im „Gewissen“, aber auch in seiner über die Presselandschaft breit gestreuten Publizistik dieser Jahre (vom „Deutschen Tagblatt“ über die „Germania“ bis zur „Vossischen Zeitung“) sind die ideologischen und verbalen Schwankungen unschwer nachzuvollziehen. Am greifbarsten war das in seiner Stellung gegenüber Sowjetrußland.

Bis Mitte 1920 schien es für Stadtler ausgeschlossen, mit Sowjetrußland in irgendeiner Weise Außenpolitik zu machen, und überwogen die Warnungen vor den weltrevolutionären Ambitionen Lenins und Trotzki. Für die Ostpolitik galt, was Moeller Ende 1919 – angesichts der eskalierenden Grenzkämpfe mit Polen – programmatisch geschrieben hatte: „Noch ist der Tag unabsehbar, an dem Rußland wieder Rußland zurückgegeben sein wird. An diesem Tage werden Rußland und Deutschland sich von jenen Randstaaten nicht getrennt, sondern gegen sie verbunden sehen.“<sup>1026</sup> Als die Rote Armee im Sommer 1920 auf Warschau marschierte, malte Stadtler die Gefahr einer Invasion Deutschlands durch die Rote Armee an die Wand und beschwor umso dringlicher die Notwendigkeit einer Wiederherstellung Deutschlands als „Kraftmitte Europas“.<sup>1027</sup>

Aber im September 1920 änderte er diese Linie steter, anklagender Appelle an die Ententemächte und fasste erstmals (auch darin Moeller folgend) die Bildung einer taktischen Allianz mit Sowjetrussland und den „unterdrückten Kolonialvölkern“ gegen die „senilen Herrenvölker“ des Westens und gegen die fortschreitende „Amerikanisierung“ Deutschlands und Europas ins Auge.<sup>1028</sup> In der Neujaahrsnummer 1921 hieß es bereits, halb noch warnend und halb schon bewundernd: „Die Macht des Ostens ist gewaltig. Sowjetrussland steht außenpolitisch in voller Rüstung da. Es spottet der ganzen Welt und wird von der ganzen Welt gefürchtet ... Dort regiert zudem ein Herrscher. Der einzige in Europa ... Seine Genialität ist fast übernapoleonisch und heißt ‚Geduld‘ ... Das eigentliche Westeuropa, das romanisch-französische und das germanisch-preußische Prachtstück reizt seinen Weltrevolutionsaktivismus. Der Wille jedoch ist ganz gegen Frankreich angespannt.“ Mit „Vernunft“ könne Deutschland nun nichts mehr gewinnen. „Deshalb setzen wir mit vollem Bewusstsein Kräfte gegen Kräfte ... Gemeinschaftsdrang gegen Ich-Begierde. Selbstzucht gegen Selbstsucht ... Germanische Freiheit gegen westlerische ... Nach Außen junge Völker gegen alte ... Wir setzen Chaos gegen Chaos. Das Chaos der Schöpfung gegen das Chaos der Erschöpfung.“<sup>1029</sup>

Das klang schon ziemlich (national-)bolschewistisch. Ende März 1921 heißt es im Editorial einer Ausgabe mit der Titelzeile „Vor neuen Offensiven“ (mit Blick auf die Grenzkämpfe in Oberschlesien): „Die Völker des Ostens, zu denen ab jetzt auch die Deutschen gehören, werden mit den Problemen ohne den Westen und gegen den Westen fertig werden müssen ... Wir warten auf Ereignisse, die in der Luft liegen, und begrüßen alle Katastrophen, die Entscheidungen bringen können.“

Gleich daneben steht ein Artikel Stadtlers mit dem Titel: „Der Sieg Lenins“. Gemeint war die Niederschlagung des Kronstädter Aufstandes, der unmittelbar mit den Kämpfen in Oberschlesien als Teil einer kontinentalen französischen Gegenrevolution parallelisiert wurde. Lenin sei geschickt genug gewesen, dem „gesunden Kern“ der Aufstandsbewegung im Sinne einer „bäuerlichen russischen Volksgemeinschaft“ Zugeständnisse zu machen, während er den „im Solde

der Franzosen“ entfesselten Aufstand im Blut erstickte. „Als Deutsche sind wir gezwungen, uns über die französische Niederlage im Osten zu freuen. Unser Feind steht im Westen ... Gerade als deutsche Antibolschewisten ... freuen wir uns über das Versagen des heuchlerischen und schieberischen Antibolschewismus Frankreichs.“ Dagegen „ist uns Russland heute weniger denn je eine Partei-schablone. Es ist Kraft, Wille und geheimnisvolles Werden.“<sup>1030</sup>

Während die Invektiven Stadtlers gegen die angebliche „Erfüllungspolitik“ der Regierung Wirth/Rathenau immer krasser wurden (und ihn mit den Staatsschutzbehörden und Gerichten der Republik in Konflikt brachten<sup>(\*)</sup>), kristallisierte sich Ende 1922 der weltpolitische Block heraus, auf den er in der gegebenen Situation setzte, zumal nach Mussolinis „Marsch auf Rom“: ein Bündnis Deutschlands mit dem faschistischen Italien, den Jungtürken – und dem „Sowjetfaschismus“!<sup>1031</sup> Stadtler verwendete diesen Begriff jetzt wiederholt mit deutlichen Untertönen von Anerkennung – so in einem Artikel in der „Augsburger Abendzeitung“ unter dem Titel „Abkehr vom Parlamentarismus“: Im italienischen Faschismus habe sich „der Machttrieb der Frontsoldatengeneration mit dem Machtwillen der Proletariermassen verbündet, um unter Führung einer hart umstrittenen Persönlichkeit zur Macht im Staate durchzustoßen“. In Russland dagegen triumphierte der „rote Sowjetfaschismus“ und „zwang den russischen Nationalismus in seine Dienste“, um „zu höchster politischer Weltgeltung“ vorzustoßen. Sogar in England bröckele der Parlamentarismus nach dem Sturz von Lloyd George. Nur Deutschland halte fest an seiner Verfassung der politischen Ohnmacht!<sup>1032</sup>

Die Verhandlungen in Genua wurden erst mit Skepsis und Verachtung, dann – nach dem nächtlichen Übereinkommen in Rapallo – mit einer Art spöttischen Triumphs begleitet: „Ihre ‚Ostertat‘ hat Wirkungen ausgelöst und zwingt Sie so

---

(\*) Eine Reihe von „Akten betreff. Eduard Stadtler“ aus dem Bestand des „Reichskommissars für öffentliche Ordnung“ werden im ehemaligen Moskauer „Sonderarchiv“ aufbewahrt. Dort ist u.a. von einem „Strafverfahren gegen Dr. Stadtler wegen Landesverrats“ die Rede, das sich von Oktober 1921 bis Januar 1922 erstreckte. Anlass war ein Beitrag Stadtlers in der „Täglichen Rundschau“ vom 12. Oktober 1921 unter dem Titel „Ehrliche Politik“, der sich gegen die „Erfüllungspolitik“ des Reichskanzlers Wirth richtete und interne Dokumente der Regierung veröffentlichte. Wirth erstattete daraufhin Anzeige. Die DVP, als deren Parteigänger sich Stadtler damals offenbar ausgab, dementierte dessen Mitgliedschaft. Der Ausgang des Verfahrens geht aus den Akten nicht hervor. (Fonds 567, op. 1, d. 428; sowie Fonds 577, op. 1, d. 533)

zu Konsequenzen! Nicht wahr, Herr Rathenau, darüber sind Sie sich inzwischen klar geworden ... Trotzki spricht in Moskau von dem ‚gemeinsamen Widerstand gegen Versailles‘ ... Also kennen Sie die Konsequenzen, zu denen Rapallo verpflichtet! Es sind die Konsequenzen wirklicher Politik! Sagen wir ruhig: die Konsequenzen einer Politik der Ostorientierung“.<sup>1033</sup>

### Nationalistisch-kommunistische Kontakte

Der nationalrevolutionäre Radikalismus Stadtlers kulminierte schließlich in der Ruhrbesetzung 1923, als er seine eigene „Schlageter-Linie“ verfolgte, in steter polemischer Tuchfühlung mit seinem alten Gegenspieler Karl Radek und dessen „jüdisch-internationalistischen Herrschaftsdrang“. Aber wenn Stadtler seinem Rivalen zur Rechten, Hitler, auch gönnerhaft attestierte, „in sozialistischen Massen eine wahre nationalistische Glut entfacht“ zu haben<sup>1034</sup>, so lehnte er die nationalsozialistischen Rassetheorien insgesamt entschieden ab zugunsten der Thesen von Nietzsche, Chamberlain, Spengler und Moeller, wonach gerade Preußen als Beispiel für „die belebende Wirkung von Völkermischungen für die Bildung überschwänglicher Rassekraft“ gelten könne.<sup>1035(\*)</sup>

Im Lichte dessen erscheint die (ungezeichnete) Notiz durchaus plausibel, die ich im Moskauer „Sonderarchiv“ im Bestand des Reichskommissars für öffentliche Ordnung in der Akte Stadtlers gefunden habe, datiert auf den 17. September

---

(\*) Einen bezeichnenden direkten Zusammenstoß zwischen Stadtler und Hitler gab es im Mai 1922 bei einem Vortrag Hitlers vor dem von Graf Reventlow u.a. organisierten „Nationalen Klub“ in Berlin, in dem dieser die Rechtsparteien aufforderte, sich (wie die NSDAP) vom Einfluss der Juden, der Freimaurer und des römischen Katholizismus freizumachen und über die Bedeutung der SA, um „Terror durch Terror“ zu brechen. Der von den Bolschewisten geschürte Bürgerkrieg bereite den geplanten Gewaltmaßnahmen Frankreichs den Weg. Nur vor einem national und diktatorisch geleiteten Deutschland werde die Entente zurückweichen. Er selbst aber „betrachte sich nur als den Trommler der nationalen Freiheitsbewegung“. Als daraufhin Stadtler in der Diskussion erklärte, nicht ein Trommler, sondern ein Führer werde gebraucht, habe ihm Hitler schneidend erwidert: „Herr Doktor, darauf können sie sich verlassen: Wenn die nationale Front so groß ist, dass sie nach der Macht greifen kann, dann ist auch der Führer da!“ – Der Bericht über diese Versammlung stammt allerdings bereits aus nationalsozialistischer Zeit. In der gedruckten Fassung von 1937 wurden die Namen Stadtlers und Reventlows getilgt. (Vgl. Hitler – Sämtliche Aufzeichnungen 1905-1924, hrsg. von E. Jäckel und A. Kuhn, Stuttgart 1980, Dokument 387, S. 642 f., Fn. 6)

1923: „Es steht fest, dass zwischen Stadler (*sic*) und Radeck (*sic*) Unterhandlungen stattgefunden haben. Unzutreffend ist dagegen, dass Reventlow mit Radeck verhandelt haben soll. Innerhalb der Leitung der deutschvölkischen Freiheitspartei ist Reventlow wegen seines Gedankenaustauschs mit Radeck und den Kommunisten stark angegriffen worden, insbesondere von Graefe. Er habe aber abgelehnt zu antworten, da es sich um rein theoretische Fragen handle.“<sup>1036</sup>

Angesprochen ist damit wohl nicht mehr jenes frühere Treffen, das Karl Radek bereits im Frühjahr 1922 mit dem „besten kontre-revolutionären Schriftsteller Deutschlands“ gehabt haben will, um die Möglichkeiten zu besprechen, „in Deutschland Kommunisten und Rechtsbolschewisten zum endgültigen Kampf gegen den westeuropäischen Kapitalismus zu vereinigen“ – so jedenfalls nach dem Bericht Ernst Troeltschs, dem Radek das bei der Durchreise der russischen Delegation nach Genua anvertraute.<sup>1037</sup> In Frage kamen dafür nur Moeller van den Bruck und Graf Reventlow, die beide dementierten.

Vielmehr dürfte es um die Kontakte und Diskussionen gegangen sein, die die Führer der KPD und Komintern im Frühsommer 1923, in der Zeit der „Schlageterlinie“, mit verschiedenen Gruppen und Milieus der deutschen Nationalrevolutionäre und Deutschvölkischen offensiv suchten, in Form gemeinsamer Veranstaltungen oder durch den Austausch von Artikeln in ihren jeweiligen Organen, aber teilweise wohl auch in Form konspirativer Gespräche. Dass der „Ring“ zu den primären Adressaten zählte war kein Geheimnis; mehr noch, Radek selbst stellte im Zentralorgan der KPD (und noch einmal in der bemerkenswerten Broschüre „Schlageter – eine Auseinandersetzung“) fest, dass „‘Das Gewissen’ ... das zweifellos einzige denkende Organ der deutschen nationalistischen Kreise“ sei.<sup>1038</sup>

Tatsächlich hatte die Zeitschrift ihrerseits im Juni erklärt, die KPD sei „eine Kampfpartei, die Tag für Tag immer nationalbolschewistischer wird“. Sinowjew hatte auf der Sitzung des Exekutivkomitees der Komintern daraufhin erklärt, eine solche Feststellung der deutschen Nationalisten sei „das größte Kompliment“ für die KPD, denn es beweise, „dass die Partei den Klassenstandpunkt nicht im Zunftsinne auffasst“. Zuvor hatte Radek ausgeführt, dass die „starke Betonung

der Nation in Deutschland ... ein revolutionärer Akt (ist), wie die Betonung der Nation in den Kolonien“ und dass der „Nationalbolschewismus“ in Deutschland nunmehr (anders als noch 1920) von dem klaren Gefühl bestimmt sei, „dass die Rettung nur bei den Kommunisten vorhanden ist“.<sup>1039</sup>

Freilich ging die öffentliche Disputation zwischen Kommunisten und Nationalisten am Ende unentschieden aus, da beide Seiten darauf beharrten, die „ehrlichen Patrioten“ der jeweils anderen Seite müssten sich ihrem Lager anschließen – und nicht, so Stadtler in der „Deutschen Zeitung“, einem „Radek-Sobelsohn“, dem „russischen Judenführer“.<sup>1040</sup> Solche robusten Polemiken (in denen man sich gegenseitig nichts schenkte) schlossen Kontakte und Absprachen keineswegs aus. Stadtler und Radek wären in der sich zuspitzenden Situation des August/September 1923 jedenfalls ein logisches Paar für „Verhandlungen“ gewesen, wie sie der „Reichskommissar“ argwöhnisch registrierte.

Einer der Orte, an denen sich revolutionäre und gegenrevolutionäre Bestrebungen und deutsch-sowjetische Militärkontakte seit 1919/20 intim überkreuzten, war Ostpreußen, das inzwischen zum Heerlager der (zum Teil aus früheren Freikorpsleuten gebildeten) „Schwarzen Reichswehr“ geworden war. Im November 1923 ging Stadtler nach Ostpreußen, von wo aus er den Sturz der Regierung Stresemann forderte (die den „passiven Widerstand“ gegen die Ruhrbesetzung aufgegeben hatte) und – in einer Parallelaktion zum Münchner Hitlerputsch – einen „Marsch auf Berlin“ androhte, mit betonten Reminiszenzen an die preußische Nationalbewegung von 1813, die ihre Rückendeckung in Russland gehabt hatte, aber natürlich auch in direkter Analogie zum faschistischen „Marsch auf Rom“ im Vorjahr. Über diesem Akt monomanen Größenwahns kam es zum Bruch mit dem „Ring“. Heinrich von Gleichen forderte Stadtler in einem Brief vom 6. Dezember auf, er möge seine „Ambitionen auf einen führenden Staatsmann à la Mussolini endgültig“ aufgeben.<sup>1041</sup>

Damit war es ausgesprochen. Seine Mitverschwörer selbst forderten von Stadtler über den Freiherrn von Gayl einen „Abbau, aber in ehrenvoller Form“.<sup>1042</sup> Im März 1924 wurde ihm auch die Herausgeberschaft des „Gewissen“ durch von

Gleichen, der sich auf seinen „Herrenklub“ zurückzog, entzogen. Mit dem Tod Moeller van den Brucks löste der „Ring“-Kreis sich auf.

### Ein deutscher Mussolini *manqué*

So blieb die Karriere des Eduard Stadtler, der sich 1920 noch für einen „kommenden Mann“ hielt, im Grunde eine exemplarische Antikarriere – die eines deutschen Mussolini *manqué*.

Das gilt auch für seine weitere Laufbahn. 1924 schloss Stadtler sich dem „Stahlhelm“ an, um ein Instrument der „Politisierung der nationalen Frontsoldatenbewegung und der völkischen Jugendbewegung“ daraus zu machen<sup>1043</sup>. Im Jahr darauf betätigte er sich als Gründer und Ideologe eines „Bundes der Großdeutschen“ (das Elsaß rief!). Gleichzeitig trat er der Deutschnationalen Volkspartei (DNVP) bei, in der er es 1930 immerhin noch zum Reichsschulungsleiter und 1932 zum Reichstagsabgeordneten brachte, ohne jedoch in den engeren Machtzirkel vorstoßen zu können. Umso mehr machte er sich nun zum Troubadour Hugenbergs innerhalb der DNVP und proklamierte die Veränderung der Partei „im Sinne ... einer modern aktivistischen Gemeinschaftsbewegung“, die zur „reinen Gefolgschaft einer in sich ruhenden, Umwelt formenden, schöpferischen Persönlichkeit“ werden müsse – eben Hugenbergs. 1931 in der Zeit der „Harzburger Front“ hielt er das allen Ernstes für vollbracht: „Die Deutschnationale Partei ist mit einem Worte Hugenberg-Bewegung geworden.“<sup>1044</sup>

Das war der ebenso verspätete wie untaugliche Versuch, gegenüber der erstarrenden NS-Bewegung Hitlers noch eine rivalisierende Massenbewegung innerhalb des nationalistischen Lagers aufzubauen. Den Naziführer hatte Stadtler erstmals 1920 kennengelernt, als Hitler während des Kapp-Putschs im Auftrage Münchener Rechtskreise nach Berlin geschickt worden war, um die Lage zu sondieren. Den späteren Berichten mehrerer Gesprächspartner zufolge, die mit dem „böhmischen Gefreiten“ zusammentrafen, hinterließ der in Cutaway, Schnürstiefeln und Rucksack auftretende Führer dieser Münchener Minipartei einen äußerst merkwürdigen Eindruck.<sup>1045</sup> Es ist jedenfalls zu vermerken, dass Stadtler in sei-

nen 1935 veröffentlichten Memoiren weder über dieses noch über spätere Treffen (wie in Reventlows „Nationalem Klub“ 1922) berichtet – noch überhaupt den Namen Hitler ein einziges Mal erwähnt!

Stadtlers Vorliebe für Mussolini dagegen war notorisch. So beteiligte er sich als Vertreter des „Stahlhelm“ 1932 an Diskussionen einer neu gegründeten „Gesellschaft zum Studium des Faschismus“. <sup>1046</sup> Dennoch war es kein Zufall, dass gerade Stadtler sich im April/Mai 1933, nach der Bestätigung Hitlers als Reichskanzler und „Führer“, an die Spitze einer Gruppe von Reichstagsabgeordneten der DNVP setzte, die die Fusion der eigenen Fraktion und Partei mit der NSDAP betrieben – und selbst in deren Fraktion übertraten (ohne allerdings zunächst der Partei beitreten zu wollen oder zu dürfen). <sup>1047</sup>

Die NS-Bewegung hatte sich nun einmal als die „aktivistische Gemeinschaftsbewegung“ erwiesen, die Stadtler immer gefordert hatte. Da konnte er nicht abseits stehen. Zweifellos hoffte er, auf diese Weise Einfluss zu behalten und wenigstens einige seiner Vorstellungen durchsetzen zu können. Die rüde Art allerdings, in der die Reste der DNVP weggefegt wurden, und spätestens die Morde und Verhaftungen im Schatten des „Röhm-Putschs“ 1934, bei denen auch einige seiner Bekannten aus den Zeiten der „jungkonservativen“ Bewegung ermordet oder inhaftiert wurden, dürften ihm allerdings klargemacht haben, dass er keine Karriere im neuen Staat zu erwarten hatte.

Er selbst verlor im Juli 1934 seine Stellung als „politischer Leiter“ des Ullstein-Verlages, für die er sich im Jahr zuvor selbst angeboten hatte. Dem Herausgeber Hermann Ullstein hatte er versichert, der Konzern könne mit seiner Hilfe vor der Zerschlagung und Gleichschaltung gerettet werden. Ullstein glaubte auch in seinen späteren Erinnerungen noch an die guten Absichten Stadtlers. Womöglich hatte der gehofft, sich mit Ullstein eine eigene publizistische Basis schaffen zu können. Tatsächlich galt er für die NS-Zelle im Hause wie für die Maßgeblichen der Nazi-Pressepolitik jedoch als notorischer „Stahlhelm“-Mann. Und Ullstein war das letzte „nicht-arische“ Pressehaus im NS-Staat. Mitte 1934 wurde es endgültig „arisiert“; und Stadtler wurde ausgebootet. <sup>1048</sup>

So war der einstige Vorkämpfer des deutschen Antibolschewismus im nationalsozialistischen Dritten Reich binnen kurzem eine „gewesene Persönlichkeit“. Nach einem Bericht der Düsseldorfer Gestapo von 1937 lebte Stadtler „hier in bescheidenen Verhältnissen und zwar von dem Erlös einiger Bücher, welche er selbst geschrieben hat“ – insbesondere seinen dreibändigen Memoiren. Sie erschienen im Düsseldorfer „Neuer Zeitverlag“, der aus einem Verlag der DNVP hervorgegangen war und dessen Verleger wie Hauptautor offenbar Stadtler selbst war.

Möglich waren ihm diese Aktivitäten wohl nur, nachdem er im Dezember 1935 (nach einer Meldung der NSDAP-Gauleitung Berlin an die Reichsschrifttumskammer) „vor dem Führer seine politische Vergangenheit“ bereut und als Mitglied in die NSDAP eingetreten war.

#### Das letzte Gefecht als Antibolschewist

Als 1936 die NS-Propaganda gegen den „Weltbolschewismus“ auf Touren kam, fühlte Stadtler sich offenbar gedrungen, noch ein letztes voluminöses Werk mit dem Titel „Welt-Revolutionkrieg“ zu schreiben, das er Ostern 1937 abschloss.<sup>1049</sup> Zumindest als Wegbereiter der eben gegründeten „Antikomintern“ wollte er sich noch in die Geschichte einschreiben. Allerdings war seine Schrift auch eine kaum kaschierte Kritik an Stil und Inhalt des von Rosenberg geprägten, rein rassistischen Antibolschewismus.

So warnte er vor der „irrigen These“, dass „der Bolschewismus eine rein jüdische Angelegenheit sei“.<sup>1050</sup> In einem Kapitel über „Die soziologischen Elemente des Weltbolschewismus“ beschrieb er stattdessen die verschiedenen Elemente der Entwurzelung und sozialen Dekomposition in der modernen Welt, wie sie in der Daseinsweise des industriellen Proletariats, der großstädtischen Massen, der „Intelligenz-Proleten“ oder der „emanzipierten“ bürgerlichen Frauen“ ihren Ausdruck fanden. In diesem Bild kamen die Juden statt als „Zersetzer“ (wie in der Nazi-Terminologie) als selbst „Zersetzte“ hinzu: „Entwurzeltes Proletariat, entwurzeltes Bürgertum, entwurzeltes Judentum, entwurzelte Bauern- und Landar-

beitermassen, kriegsmüde Soldatenmassen, unterdrückte Kolonialvölker – wohin man blickt, soziologische Elemente des Weltbolschewismus!“<sup>1051</sup>

Was die Juden in diese Bewegungen spezifisch miteingebracht hätten, sei eine „ungewöhnlich große rationalistische Kampffähigkeit“ gewesen, die sie in ihrem „jahrhundertealten Emanzipationskampf“ erworben hätten. Das habe sie prädestiniert, an die Spitze vieler liberaler wie marxistischer Organisationen zu treten – am stärksten eben in Russland. Zwar könne keine Rede davon sein, dass die Führung der demokratischen Februar-Revolution oder der bolschewistischen Oktober-Revolution in jüdischer Hand gelegen habe. Doch habe es um Lenin herum „eine ganze Reihe stärkster jüdischer Talente wie Radek, Trotzki, Sinowjew“ gegeben. Und Stadtler stand nicht an, diesen „Kreis um Lenin“ (dazu rechnet er 40 bis 50 Personen) in Formulierungen zu würdigen, die unmittelbar an Paquets Vision von den „jüdischen proletarischen Napoleons“ erinnern.

Stadtler befand, „dass diese russischen Ostjuden eine geradezu ungewöhnliche geistige und körperliche Vitalität besaßen, und dass sie sich durch ihre herrische Organisationstüchtigkeit hervortaten. In diesem Typ vereinigten sich mit dem Vitalismus der jüdischen Rasse russische Lebenserfahrungen und fortgeschrittenste westeuropäische Erkenntnisse zu wahren Phänomenen des Massenführertums“.<sup>1052</sup> Inzwischen werde die Sowjetunion allerdings – unter brutaler Ausschaltung eines Großteils der jüdischen Mitkämpfer Lenins – von Stalin vertreten. Und der sei: „Nichtjude. Georgier. Ein russischer Typ.“<sup>1053</sup> Stalins Bolschewismus sei „für Russland ‘nationalistisch bis auf die Knochen’“.<sup>1054</sup>

Das war gleich ein doppeltes Dementi der These vom „jüdischen Bolschewismus“. Als positiven Antibolschewismus empfahl Stadtler 1937 daher einen echten National-Sozialismus oder vielmehr „Faschismus-Korporatismus“, wie ihn vor allem Mussolini als ehemaliger Marxist und „Kollege Lenins“<sup>1055</sup> entwickelt habe – ergänzt um das spirituelle Moment einer erneuerten christlichen Volksfrömmigkeit, die dem Katholiken Stadtler am Ende als „die geistig entscheidendste Gegenmacht gegen den Weltbolschewismus“ erschien.<sup>1056</sup>

Man wundert sich danach nicht, dass Stadtler – der fortlaufend von der Gestapo überwacht wurde und 1937 für eine Studienreise ins faschistische Italien bereits

um einen Pass betteln musste – 1938 in die Mühlen einer Untersuchung gegen den ehemaligen „Stahlhelm-Nachrichtendienst“ geriet. In einem internen Bericht der Gestapo vom März 1938 nahm diese 1933 aufgelöste Organisation Züge einer weitangelegten Konspiration an, in die auch der ehemalige Chef des Nachrichtendienstes im Ersten Weltkrieg, Oberst Nicolai, mit seinen alten Reichswehrverbindungen einbezogen sei. Mitarbeiter dieses ND-Apparates sei auch „der als Jesuit verdächtige Dr. Stadler“ gewesen.<sup>1057</sup>

Zuvor war auch bei ihm eine Hausdurchsuchung durchgeführt worden, derentwegen er sich, wie der Gestapobericht höhnisch vermerkte, „beim Führer beschweren würde“. Im November 1939 – nach dem Abschluss des Hitler-Stalin-Paktes – wurde Stadlers „Neuer Zeitverlag“ aufgelöst. Die auf Weisung des Reichssicherheitshauptamtes „sichergestellten Bücher (,Weltrevolutionskrieg‘ und ,Bolschewismus als Weltgefahr‘)“ wurden zur Vernichtung freigegeben.<sup>1058</sup>

In den Jahren 1939 bis 1943 tauchte der nach Berlin zurückgekehrte Stadler – nach dem Zeugnis des ehemaligen Stahlhelmführers Duesterberg – bei „Teestunden“ in Bürgerwohnungen auf, in denen „Ehemalige“ der Weimarer Zeit (rechte Sozialdemokraten wie Noske und Südekum, DVP-Politiker wie Schiffer, Ex-Stahlhelmer sowie Leute aus dem Umkreis des späteren „20. Juli“ um Goerdeler) sich austauschten.<sup>1059</sup> Von den Sowjets in Berlin verhaftet, kommt Stadler im Lager Sachsenhausen im Sommer 1945 um.<sup>1060(\*)</sup>

---

(\*) Stutz hielt es für nötig zu bemerken (oder war im Jahr 1985 ahnungslos genug anzunehmen), dass der Tod Stadlers im KL Sachsenhausen die von Schwierskott, Mohler u.a. aufgestellten „antisowjetischen Äußerungen ..., nach denen Stadler ‚von den Russen verschleppt‘ oder ‚verschollen‘ sei“, widerlege.

## DIE REVOLUTION UND DIE „WEISEN VON ZION“

### Zum Verhältnis von Antisemitismus, Antibolschewismus und Russophobie

Nicht nur das Beispiel der organisierten Antibolschewisten, sondern auch das der organisierten Antisemiten zeigt, dass Antibolschewismus, Antisemitismus und Russophobie weniger eng zusammengingen, als im allgemeinen angenommen wird. Zweifellos brachte die Auflösung des Weltkriegs in eine Kette von revolutionären Umwälzungen einen erneuten Fieberstoß eines radikalisierten Antisemitismus mit sich – in Deutschland wie in anderen Ländern Europas. Eine andere Frage ist es jedoch, welches Gewicht dabei dem Ereignis der russischen Revolution und dem Topos des „jüdischen Bolschewismus“ zukam, und welche Rolle dieser Topos insbesondere in den paranoiden Vorstellungen vieler Zeitgenossen vom jüdischen Griff nach der Weltherrschaft spielte.

Bereits Anfang der zwanziger Jahre sprachen Autoren, die sich mit der Widerlegung der antisemitischen Schriften befassten, von einer „unübersehbaren Anzahl von Zeitungsartikeln, Broschüren, Flugschriften und umfangreichen Büchern“, in denen die Vorstellung verbreitet werde, der Bolschewismus sei eine Erfindung und ein Machtinstrument der Juden.<sup>1061</sup> Meine Bibliographie der deutschen Russland-Literatur dieser Jahre bestätigt diesen Eindruck einer „unübersehbaren Anzahl“ allerdings nicht. Bücher oder Broschüren, in denen der Topos einer jüdischen Machtergreifung zum Dreh- und Angelpunkt der Interpretation der russischen Entwicklungen und speziell des Bolschewismus gemacht wurden, waren seltener, als man im allgemeinen annimmt.

Dasselbe gilt aus umgekehrter Perspektive: In der Flut der antisemitischen Schriften dieser Periode bilden die etwa zwei Dutzend Titel, die sich spezifisch mit der Russischen Revolution, dem Bolschewismus oder deutschen Kommu-

nismus befassten, eine eher geringfügige Proportion.<sup>(\*)</sup> Natürlich fanden sich antisemitische Tendenzen und Bemerkungen über die exponierte Rolle von Juden in der russischen Revolution auch in anderen Texten, etwa in den zahlreichen persönlichen Erlebnisberichten, in weltanschaulichen Pamphleten verschiedener Couleur oder in den beliebten romanhaften Kolportagen aus dem „sterbenden Russland“. Aber sie bildeten dort nur eine Facette eines Gesamtpanoramas, nicht das Zentrum der Darstellung oder Interpretation. Und man kann keineswegs behaupten, dass antisemitische Einstellungen in diesem Schrifttum die Regel gewesen wären. Vielfach wurden die Ursachen der ins Auge springenden, relativ zahlreichen Beteiligung von Juden an den Machtorganen der jungen Sowjetrepublik durchaus sachlich oder verständnisvoll erörtert (insbesondere vor dem Hintergrund der früheren Diskriminierung im Russischen Reich). *Last not least* gab es eine nicht unbeträchtliche Literatur, die die Rolle der Juden in der Revolution mit einer guten Portion spekulativer Neugier oder offener Bewunderung abhandelte und eher als philosemitisch angesprochen werden könnte (mit allen problematischen Aspekten, die das hatte).

Gewiss rühmten sich einige der notorischen Enthüllungsschriften über die jüdischen und freimaurerischen Weltherrschaftspläne oder die Verbrechen des jüdischen Bolschewismus hoher, manchmal sensationeller Auflagen.<sup>(\*\*)</sup> Das war jedoch keine Seltenheit bei der „grauen Literatur“ dieser Jahre. Nicht wenige Tendenzschriften randständiger Verlage oder selbstverlegte Erlebnisberichte warben

---

(\*) Unter den mehr als 1200 Titeln der im Anhang dieser Arbeit vorgestellten Bibliographie der deutschsprachigen Russlandliteratur der Jahre 1917 bis 1924 lassen sich etwa 20-25 Einzeltitel als explizite Antisemitica ermitteln. Diese nehmen auch unter den mehr als 350 Titeln der deutschen antisemitischen Literatur dieser Zeit, die Uwe Lohalm (in seiner Arbeit „Völkischer Radikalismus. Die Geschichte des Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbundes 1919-1923“, Hamburg 1970) zusammengetragen hat, einen eher untergeordneten Platz ein.

(\*\*) Die deutsche Ausgabe der notorischen „Protokolle der Weisen von Zion“ soll bis Ende 1920 angeblich bereits Auflagen von 120 Tsd. Exemplaren erreicht haben. Publikationen über den „jüdischen Bolschewismus“, die nach Angaben ihrer Verlage hohe Auflagen erzielten, waren der 1920 erschienene, vorgeblich authentische, in Wahrheit wohl kolportierte Erlebnisbericht eines R. Nilostonski „Der Blutrausch des Bolschewismus“, der in 65 Tsd. Exemplaren verbreitet worden sein soll; oder Otto von Kursells „Totengräber Russlands“, eine wirkungsvolle Kompilation hetzerischer Portraits der bolschewistischen Führer, garniert mit Spottversen Dietrich Eckarts sowie einer Einleitung Alfred Rosenbergs. Dieses 1921 erschienene Büchlein soll nach Verlagsangaben eine Gesamtauflage von 100 Tsd. Exemplaren erreicht haben.

mit phantastisch klingenden Verkaufsziffern, deren Ursachen sich im Nachhinein kaum noch erschließen. Was es in der Realität damit auf sich hatte, lässt sich schwer feststellen. Offenbar wurde ein Gutteil der Weltanschauungs- und Enthüllungsliteratur dieser Jahre über mehr oder weniger organisierte und fanatisierte politische Milieus oder andere Kanäle außerhalb des regulären Buchhandels vertrieben.

Auch hohe Auflagen (falls sie tatsächlich zutrafen) änderten im übrigen nichts am weithin apokryphen Charakter dieses Schrifttums. Eine ernsthafte Besprechung der deutschen Ausgabe der „Protokolle der Weisen von Zion“ zum Beispiel oder einer anderen einschlägigen Schrift aus dem Milieu der manischen Antisemiten findet sich in kaum einer der repräsentativen Zeitungen und Zeitschriften. Möglicherweise trifft dabei die Vermutung Hannah Arendt zu, dass der gesteigerte Antisemitismus dieser Jahre sich gerade im Gegensatz zur publizierten „öffentlichen Meinung“ ausprägte, die das Thema eher vermied – was aus Sicht der Antisemiten eben die „geheime Macht“ der Juden über die Presse, die Parteien und den Staat bestätigte.<sup>1062</sup>

Im übrigen war in der ganzen Konstruktion der „jüdischen Weltherrschaft“ das Element insgeheimer Bewunderung und projektiver Übertragung nicht zu übersehen. Wie es überhaupt schwer ist, das spezifische Gewicht und die reale politische Wirkungsgeschichte des organisierten Antisemitismus und seines Schrifttums in den verschiedenen Phasen der Weimarer Republik zu spezifizieren. Es ergibt sich ein eigenartiges Bild von Marginalität und Virulenz, von Kontinuität und Diskontinuität.

#### „Blitzableiter für alles Unrecht“

Genau im Moment der sich abzeichnenden Niederlage, im September 1918, beschloss der Geschäftsführende Ausschuss des Alldeutschen Verbandes, einen sogenannten „Judenausschuss“ unter der Leitung des Generals Gebattel einzuführen, mit der erstaunlich offen erklärten Absicht, „die Juden als Blitzableiter für alles Unrecht zu benutzen“. Class unterstützte diesen Vorschlag mit den Wor-

ten, es gehe um die „praktisch demagogische“ Auswertung des Antisemitismus mit dem Ziel, „Furcht und Schrecken ... in der Judenschaft“ zu erregen. Dafür dürfe man „vor keinem Mittel zurückschrecken“ und solle den Ausspruch Kleists über die Franzosen beherzigen: „Schlagt sie tot, das Weltgericht fragt Euch nach den Gründen nicht!“<sup>1063</sup>

Angesichts derartiger verbaler Exzesse war es begreiflich, wenn die Zeitschrift des Jüdischen Centralvereins im Dezember 1918 feststellte, es wehe „Pogromluft auch in Deutschland“. Das „auch“ in diesem Satz hieß: so wie in weiten Teilen Ost- und Südosteuropas, vor allem in Polen und der Ukraine, von wo Berichte über Pogrome und Massaker immer schrecklicheren Ausmaßes kamen und Tausende von Flüchtlingen nach Deutschland strömten. Tatsächlich konnte von vergleichbaren Entwicklungen aber in Deutschland oder Österreich keine Rede sein. Weder der revolutionäre Umbruch im November noch die militärische Niederschlagung des „Spartakusaufstandes“ und der Unruhen im Frühjahr 1919 waren von ernsthaften antisemitischen Ausschreitungen begleitet.

Das gilt auch für die Münchener Räterepublik, in der das gegenrevolutionäre und antisemitische Moment besonders dicht nebeneinander existierten. Mit Datum des 16. November 1918 notierte sich Thomas Mann: „Der eigentliche Proletarier-Terrorismus droht ... Andererseits Pogrom-Stimmung in München, Wideretzlichkeit gegen das Judenregiment.“<sup>1064</sup> Für den Fall, dass es zu einem Überfall auf sein Haus käme, legte er sich die Ansprache zurecht: „Hört, ich bin weder ein Jude, noch ein Kriegsgewinnler, noch sonst etwas Schlechtes, ich bin ein Schriftsteller.“<sup>1065</sup>

Dabei gingen beide Affekte durch ihn selbst hindurch. Er verabscheute von Herzen das „jüdisch-schwabingerisch-radikalistische“ Element, das er für das Chaos der Revolutionszeit verantwortlich machte; und in der letzten Phase der Räteherrschaft graute ihm vor dem „Typus des russischen Juden, des Führers der Weltbewegung, dieser sprengstoffhaften Mischung aus jüdischem Radikal-Intellektualismus und slawischer Christus-Schwärmerei“, gegen den „das bürgerlich-kulturelle Deutschland“, dem er sich selbst zurechnete, „mit aller aufbietbaren Energie und standrechtlichen Kürze“ vorgehen müsse.<sup>1066</sup>

Aber diese, auf Wiederherstellung der bürgerlichen Ordnung gerichteten „Privatwünsche“ Thomas Manns änderten nichts an der Faszination, die die „russisch-chiliasmisch-kommunistischen“ Fragen zunehmend auf ihn ausübten und die er genau in den Tagen der Münchner Räterepublik in den „Zauberberg“ einzubeziehen beschloss (wo sie in der Figur des jüdisch-kommunistischen Jesuiten Naphta beredten Ausdruck fanden). Und ebenso wenig änderte sich seine politische Position, die einem bürgerlichen Nationalbolschewismus sehr nahe kam. Die Bekanntgabe der alliierten Friedensbedingungen im März ließ ihn bereits eine „neue nationale Erhebung“ wünschen, „in Form des Kommunismus denn meinetwegen“. <sup>1067</sup> Und der engste Anschluss an Russland blieb ihm über alle politischen Erwägungen hinaus zeit seines Lebens ein Herzensanliegen schlechthin. <sup>1068</sup>

In den Lynchmorden der Soldateska (wie dem an Rosa Luxemburg, Leo Jogiches oder Gustav Landauer) und in den Schnellgerichten gegen einige ihrer Führer (wie dem gegen Eugen Leviné) spielten antisemitische Affekte eine deutliche Rolle. Aber nicht weniger mörderisch war schließlich der Hass gegen Karl Liebknecht oder gegen den roten Matrosen und Kommandanten Karl Egelhofer.

### Sprecher der Massen

Je höher man die antisemitischen Affekte ansetzt, umso schwieriger wird es im übrigen zu erklären, wie gerade in dieser Umbruchphase Politiker, Intellektuelle, Funktionäre und Aktivisten jüdischer Herkunft eine so prominente Rolle spielen konnten. Diese lässt sich statistisch relativieren, aber nicht wegdiskutieren. Und warum auch? In der ersten Gründungsperiode der Weimarer Republik standen zum ersten und einzigen Male in der deutschen Geschichte eine bedeutende Anzahl Juden in der vordersten Frontlinie des politischen Geschehens, im bürgerlichen und reformistischen Regierungslager ebenso wie im Lager ihrer Herausforderer von der radikalen Linken – und vereinzelt selbst im Lager der antirepublikanischen Gegenrevolution.

Im sechsköpfigen Rat der „Volksbeauftragten“ saßen Hugo Haase und Oskar Landsberg. Als Vater der Weimarer Verfassung galt mit Recht der Staatsrechtler Hugo Preuß, der in der ersten Regierung Scheidemann Minister des Inneren wurde. Der Liberale Eugen Schiffer übernahm das Reichsschatzamt und wurde im April 1919 ersetzt durch Bernhard Dernburg. Oscar Kohn wurde Unterstaatssekretär der Justiz. Emanuel Wurm leitete das eminent wichtige Kriegsernährungsamt. An der Spitze von drei der vier großen Bundesstaaten standen anfangs jüdische Politiker: Paul Hirsch in Preußen, Georg Gradnauer in Sachsen, Kurt Eisner in Bayern. Ludwig Haas war Innenminister in Baden-Württemberg. In der Leitung des Zentralrates der Arbeiter- und Soldatenräte war Max Cohen-Reuß eines der bekanntesten Mitglieder. Und besonders sichtbar waren jüdische Sozialisten auf der revolutionären Linken tätig: Rosa Luxemburg, Leo Jogiches, Eugen Leviné, Kurt Eisner, Gustav Landauer, Ernst Toller, Erich Mühsam – von Karl Radek zu schweigen. Kurzum, es war eine unübersehbare Tatsache, dass mit dem politischen Umbruch Juden „in ganz ungewöhnlichem Maße zu politischer Führerschaft und Prominenz aufgestiegen sind“.<sup>1069</sup>

Ein „Spectator“-Brief Ernst Troeltschs vom Oktober 1919 behandelte unter der Überschrift „Vorherrschaft des Judentums?“ die daraus entstandenen Spannungen mit größtmöglicher Nüchternheit. Auch Troeltsch stellte fest, „dass das Judentum, bisher in dem amtlichen und offiziellen Deutschland auf schärfste unterdrückt, mit der Revolution ganz ungeheuer emporgeschnellt ist“, und zwar in den parlamentarischen Vertretungen wie in den öffentlichen Ämtern, bis hinunter zu den Landräten. Zumal in „den Kreisen des reinen Pazifismus, der neuen Internationale und der deutschen Schulbekenntnisse spielt das Judentum eine sehr große, wenn auch keineswegs ausschließliche Rolle“. Noch ausgeprägter sei das in der Literatur und Presse. „Das Judentum regiert zu einem guten Teile, es macht die öffentliche Meinung und bestimmt dasjenige, was man die ästhetische Kultur Deutschlands nennen kann, ganz überwiegend. Die geschäftliche Rolle des Judentums ist dabei noch gar nicht erwähnt ...“.

Diesem Phänomen gegenüber sammelte sich ein national-konservatives Lager, das sich des „Antisemitismus aller Schattierungen“ bewusst bediene, um seinem

Kampf gegen die Republik „populäre Instinkte und Leidenschaften zuzuführen“ und „die Schuld an Revolution und Niederlage dem Judentum und der Sozialdemokratie“ aufzubürden. Troeltsch wies seine Leser darauf hin, dass gerade „das deutsche, ... durch den Zuzug von Osten immer neu gemischte Judentum“, alles andere als einheitlich sei. „Der ganze Gedanke einer bewusst herbeigeführten Herrschaft des ‚Judentums‘ ist ein Märchen, das nur politische Kinder, wie die Deutschen, glauben“. Allerdings handele es sich um ein reales „soziologisches Minoritätsproblem“ (vergleichbar der Rolle der calvinistischen oder katholischen Diaspora in verschiedenen Ländern), das „nun mit der Revolution auch in das politische und Verfassungsleben, in die Parteibildungen und in die großen Reformen eingeströmt“ sei.

Troeltsch sagte voraus, dass die „wirkliche Vorherrschaft des Judentums“ (von der er demnach ausging) „vermutlich nur eine vorübergehende Erscheinung“ sein werde, die nicht zuletzt darin begründet sei, „dass die sog. nationale Intelligenz rein negierend beiseite steht und sich selber ausschaltet“. Dabei seien die jüdischen Intellektuellen, wie man schon bei Nietzsche habe nachlesen können, „ein belebender Zusatz zu deutscher Schwerfälligkeit und Philisterei“. Für den Aufbau einer neuen, nationalen Kultur sei von ihrer momentanen Dominanz nichts zu befürchten. Aber die Probleme und Reibungen sollten doch „in aller Ruhe und Achtung“ als solche bezeichnet werden können, ohne dass „schon die Bezeichnung einer Sache als ‚jüdisch‘ für antisemitisch gilt“. <sup>1070</sup>

Nimmt man die angesprochene „Sache“, nämlich die herausragende Rolle jüdischer Intellektueller, Politiker und Aktivisten in der revolutionären Umbruchzeit am Ausgang des Ersten Weltkriegs, sozial- und kulturhistorisch ernst, bieten sich drei Erklärungen an:

Erstens dürfte das jüdische Bevölkerungssegment in besonderem Maße diejenige soziologische Struktur aufgewiesen haben, vor allem im Bereich der freien Berufe, die beim Übergang von der alten „guten Gesellschaft“ mit ihrem Honoratioren- und Kastenwesen und ihren ständisch geprägten Institutionen zu neuen republikanischen Parteien, Verbänden und Institutionen besonders gefragt und gefordert war.

Zweitens repräsentierten die deutschen Juden mehrheitlich jene Koalition von Liberalismus und Sozialismus, die für den Durchbruch moderner gesellschaftlicher Tendenzen stand und nach dem Umbruch zunächst am Zuge war. Ohne das jüdische Element war diese Koalition allerdings auch kaum zu denken.

Drittens aber scheinen jüdische Intellektuelle und Revolutionäre auf Grundlage ihrer besonderen Lebenserfahrungen und Perspektiven, vielleicht auch durch bestimmte Prägungen ihres Milieus (Schriftlichkeit, Verbalität, Informalität, Mobilität usw.), eine spezifische Begabung gehabt zu haben, sich als Sprecher und Organisatoren an die Spitze großer, in Gärung und Bewegung befindlicher, „entwurzelter“ Massen zu setzen.

### Die erste antisemitische Welle

Die massiven Ressentiments und wahnhaften Vorstellungen, die das weckte, äußerten sich nach Kriegsende in der Gründung einer Vielzahl neuer völkisch-antisemitischer Gruppen und Organisationen. In den Jahren von 1919 bis 1922 stand an erster Stelle unbestritten der vom „Judenausschuss“ der Alldeutschen initiierte, aus einem Zusammenschluss der wichtigsten antisemitischen Sekten und Bünde hervorgegangene „Deutschvölkische Schutz- und Trutzbund“. Bis 1921 stieg die Zahl der eingeschriebenen Mitglieder auf rund 180.000 in etwa 600 Ortsgruppen.<sup>1071</sup> Allerdings „fehlte der Bewegung ein politischer Führer“.<sup>1072</sup>

Versuche von Class, Gelder aus der Großindustrie, die die antibolschewistischen Gruppen großzügig förderte, auch für die antisemitische Tätigkeit zu erhalten, schlugen fehl.<sup>1073</sup> Ebenso fehl schlugen die Bemühungen, die neugegründete „Deutschnationale Volkspartei“ auf eine aktive Politik und Programmatik des Antisemitismus festzulegen und Juden auszuschließen. Der „Schutz- und Trutzbund“ blieb eine außerparlamentarische Organisation und Bewegung. Die soziologische Zusammensetzung zeigte ein massives Übergewicht des akademischen und kleinbürgerlichen Mittelstandes – was, wie bei den Antisemitenparteien der 80er Jahre, auf direkte Bedrohungsängste durch die jüdische Konkurrenz ver-

weist.<sup>1074</sup> In der Altersstruktur dominierte jetzt allerdings die Kriegsgeneration, die sich entwurzelt und deklassiert fühlte.<sup>1075</sup>

Wenn die Nachkriegs- und Nachrevolutionszeit manchen Beobachtern den Eindruck einer „antisemitischen Sturmflut“ vermittelte, dann bestand diese in Deutschland zunächst aus Wogen von Papier: Flugschriften, Plakaten, Klebe- und Handzetteln. Während die Druck- und Verteilziffern dieser vergänglichen Ware in die Abermillionen gingen, kam das offizielle Organ des Bundes, die „Deutschvölkischen Blätter“, nicht über eine Auflage von etwa 7000 Exemplaren hinaus. Kaum viel besser ging es den anderen, auf Antisemitismus abonnierten Blättchen und Zeitschriften. Die Auflage der von Class gekauften „Deutschen Zeitung“, des verbreitetsten Organs einer völkisch-antisemitischen Rechten, stagnierte zwischen 25.000 und 40.000 Exemplaren, was im Vergleich mit den Auflagen der großen Tageszeitungen (der „jüdischen“ zumal) eine eher niedrige Zahl war.<sup>1076</sup>

Hohe Auflagen konnten, wie erwähnt, einzelne Flugschriften und Broschüren erzielen, auch Sachbücher (wenn man das so nennen kann) oder Romane. So erreichte die Broschüre Hans von Liebig (unter dem Pseudonym Walter Liek) „Der Anteil des Judentums am Zusammenbruch Deutschlands“ bis 1920 eine Auflage von 130.000 Exemplaren.<sup>1077</sup> Artur Dinters Schmutzroman „Die Sünde wider das Blut“, der erste Band einer Trilogie von „Sünde“-Romanen, kam bis 1921 auf die stolze Auflage von 200.000.<sup>1078</sup> Friedrich Wichtls Pamphlete gegen die Welt-Freimaurerei kamen auf entsprechende Zahlen. Und in ähnliche Höhen schwangen sich, wie noch zu sehen sein wird, die deutsche Ausgabe der „Protokolle der Weisen von Zion“ oder Henry Fords „Der ewige Jude“.

Die Regelaufgabe für eine erfolgreiche antisemitische Schrift lag bei einigen Tausend Exemplaren. Dafür gab es allerdings Hunderte von Texten dieses Genres. Eine Reihe von Verlagen, so die Deutschvölkische Verlagsanstalt in Hamburg, der Hammer Verlag in Leipzig oder J. F. Lehmann und Ernst Boepple in München lebten nicht schlecht davon und bildeten 1921 eine gesonderte „Vereinigung völkischer Verlage“.

Alles in allem ergibt sich das Bild einer hoch erregten, aber zahlenmäßig begrenzten Leserschaft, die sich antisemitisches Schriftgut regelmäßig und in hohen Dosen zuführte. Sie kann wohl in etwa mit dem Umkreis der Besucher der in dichter Folge und vor vollen Sälen abgehaltenen politischen Versammlungen gleichgesetzt werden – wobei auch hier davon ausgegangen werden kann, dass es sich weitgehend um eine Art Stammpublikum handelte. Erst die Massenkundgebungen von Hitler und Goebbels in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre sprengten den Rahmen dieses engeren völkisch-antisemitischen Milieus.

Im Vordergrund der Agitation standen soziale Forderungen wie die nach „Brechung der Zinsknechtschaft“, worin sich ein auf Geld und Zins, Bank und Börse eingegrenzter, kleinbürgerlicher Antikapitalismus Luft machte. Dasselbe galt für die Parolen gegen Wucher, Spekulation und „Schleichhandel“ (ein sehr weiter Begriff). Sobald es aber daran ging, die wirtschaftlichen Forderungen genauer zu formulieren, tauchten gravierende Differenzen auf. Ein Punkt steter Erregung war die verstärkte ostjüdische Einwanderung (als Folge der Bürgerkriege und Pogrome in den Gebieten, aus denen sich die deutschen Truppen zurückzogen). Aber kaum geringer waren die Erregungen, die durch die moderne Kunst, ob in Malerei und Dichtung oder auf dem Theater, ausgelöst wurden.

An Schulen und Universitäten waren völkisch-antisemitische Umtriebe besonders lebhaft. Viele studentische Korporationen und Verbände fassten Beschlüsse, Juden nicht mehr aufzunehmen, und wollten überhaupt die Zahl jüdischer Studenten und Dozenten möglichst beschränkt sehen. Auch hier waren offenkundig soziale Konkurrenzgesichtspunkte maßgebend, allerdings auch die unspezifische nationale Erbitterung der „Frontgeneration“, die ein Objekt suchte.

### Versailles als jüdische Weltverschwörung

In der allgemeinen Agitation der deutschvölkischen Verbände stand das Wüten gegen die „Judenrevolution“ und „Judenrepublik“ im Vordergrund. Mit der Beseitigung des monarchischen Deutschland sei das „letzte Bollwerk“ gegen die Verwirklichung „der Jahrtausende alten jüdischen Weltherrschaftspläne“ gefal-

len, hieß es in Flugblättern des „Schutz- und Trutzbundes“.<sup>1079</sup> Diese antisemitische Weltverschwörungsthese fand ihren primären Anhaltspunkt im Friedensdiktat von Versailles. Davon handelten nahezu alle frühen Flugblätter und Broschüren des Bundes (die „Hammer-Schläge“). Der Weltkrieg sei einem jüdischen Plan der Einkreisung Deutschlands gefolgt. Diese Weltkoalition von 1914 war demnach die primäre Emanation einer „großen alljüdischen Weltverschwörung“ gewesen. In Paul Bangs Schmähchrift „Judas Schuldbuch“ wurde noch einmal das ganze Sündenregister der deutschen Juden aufgemacht: angefangen von den „Judenwahlen“ 1912 über den „Judenkrieg“ weiter zur „Judenrevolution“, zum „Judensieg“ und zum „Judenfrieden“ sowie schließlich zur allgemeinen „Judenherrschaft“.<sup>1080</sup>

In diesen Kontext reihte sich auch die Hetze gegen die Exponenten der Revolution ein. In Russland wie in Ungarn, in Bayern wie in Berlin sollten stets Juden die „Träger und Drahtzieher der Revolution“ gewesen sein. Sozialdemokraten, Unabhängige oder Bolschewisten galten gleichermaßen als „Höllenhunde der jüdischen Weltrevolution“. In den frühesten Flugblättern des Schutz- und Trutzbundes hieß es etwa: „22 Fürsten sind vertrieben, dafür haben wir 1000 jüdische Tyrannen erhalten, die ungezählte Scharen ihrer Rasse- und Bluts-genossen aus Russland in unser Reich haben einströmen lassen, Horden neuer Wucherer, Blutsauger und Blutsäufer“.<sup>1081</sup> Alle diese Subversionen hatten am Ende nur den Zweck, „die Herrschaft des internationalen jüdischen Großkapitals in Deutschland vorzubereiten und aufzurichten“.<sup>1082</sup>

Die rote Fahne der sozialen Revolution erfuhr in dieser völkisch-antisemitischen Agitation eine eigentümliche Umdeutung. So verkündete „Auf Vorposten“, das Organ des „Verbandes gegen Überhebung des Judentums“, nach dem November-Umsturz: „Die blauweiße Fahne des jüdischen Volkes und das blutrote Banner der schottischen Hochgrade haben einstweilen gesiegt!“ Die rote Fahne, die in Berlin erstmals am 1. Mai 1918 von „dem Juden Joffe“ auf der Botschaft Sowjetrusslands unter den Linden gehisst worden sei und die mittlerweile allenthalben zu sehen sei, sei die Farbe des Blutes und der Rache, die „deshalb seit Jahrhunderten von den Hochgraden der Freimaurerei verwertet“ worden sei.

Die Freimaurerei, deren Ziel „die allgemeine Weltrepublik“ sei, „der Menschheitsbund, wie es in der Logensprache heißt, oder Völkerbund, wie Wilson jetzt sagt“, hätten „dafür gesorgt, dass alle Umstürzmächte die rote Fahne ahnungslos übernahmen“. Und wenn die Arbeiter- und Soldatenräte ahnungslos das Zeichen der verschlungenen Hände auf ihren Stempeln gebrauchten, so wüssten sie nicht (so wenig wie die deutschen Freimaurer selbst), dass diese verschlungenen Hände in Wahrheit „das Wahrzeichen der Alliance Israélite Universelle“ seien.<sup>1083</sup>

So verworren das war, enthielt es doch die deutliche Grundidee, dass die Umsturzparteien ebenso wie die liberalen und sozialdemokratischen Parteien von Freimaurern gesteuert würden, während die Freimaurer, und insbesondere die Hochgrade des Westens (vorzugsweise die „schottischen Hochgrade“ in London und der „Große Orient“ in Paris) ihrerseits von der „Alliance Universelle Israélite“ gesteuert würden. Tatsächlich lieferten die zahlreichen Pamphlete gegen die Freimaurer den Vorstellungen einer jüdischen Weltverschwörung erst das eigentliche Gerüst und ein geschlossenes, selbstreferentielles Argumentationssystem.<sup>(\*)</sup>

Neben Karl Heises Pamphlet „Entente-Freimaurerei und Weltkrieg“ erzielte Friedrich Wichtls „Weltfreimaurerei - Weltrevolution - Weltrepublik“ 1918/1919 eine beachtliche Verbreitung. Darin sind die Freimaurer nichts als die Personifizierung einer umstürzenden Moderne: „Die Monarchien sollten verschwinden, die Völker sich geistig befreien, sich ‘emanzipieren’ und die Herrschaft an sich reißen.“<sup>1084</sup> Die Freimaurer bildeten so etwas wie eine „heilige Allianz der Demokratie“, deren Ziel die Erringung der Weltrepublik sei. Und der 1914 ausgebrochene Weltkrieg stellte nichts anderes als die „lange vorbereitete Kraftprobe der Weltfreimaurerei dar, deren politischer Generalstab in London und deren geistige Leitung in Paris ihren Sitz hat.“<sup>1085</sup>

---

<sup>(\*)</sup> Der Jesuitenpater Hermann Gruber lieferte 1917 mit seiner Schrift „Freimaurerei, Weltkrieg und Weltfriede“ die erste Vorlage. Der Weltkrieg erscheint darin als eine letzte, diabolische Steigerung eines Weltumsturzes, der unter dem treibenden Einfluß der Freimaurer im Jahre 1776 mit der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung begonnen und in der französischen Revolution des Jahres 1789 ihren klassischen Ausdruck gefunden habe. Mit dem Weltkrieg gegen Deutschland und der Revolution in Russland habe dieses ungeheuerliche Unternehmen, das auf einen „Sieg des demokratisch-nationalen Prinzips über das theokratisch-autokratische monarchisch-feudale militaristisch-imperialistische“ Gegenprinzip abziele, seinen vorläufigen Kulminationspunkt erreicht.

Es ist immerhin bemerkenswert, dass in Wichtls Schrift der Bolschewismus praktisch nicht vorkommt. Die Drahtzieher des großen Weltumsturzes sitzen in Paris, London und Washington, ihre politischen Hauptvertreter sind Eduard VII. und Präsident Wilson, und ihr Ziel ist die demokratische Weltrepublik. Nur im letzten Satz, in einem etwas paradoxen Übersprung, erklärt Wichtl, zwar sei ihm eine „gute, von Deutschen geleitete, deutschösterreichische Republik“ immer noch lieber als eine schlechte Monarchie; aber schlimmer als das eine wie das andere sei noch „eine Willkür- und Advokatenrepublik unter einem ‘Maurerfürsten’ vom Schlage eines Eisner, Lenin, Radek oder Kohn“.<sup>1086</sup> Möglicherweise richtete sich dieser Schlenker gegen die Versuchungen eines Nationalbolschewismus gerade im deutsch-völkischen Lager, zu einem Zeitpunkt, als auch der angehende Hitler-Mentor Dietrich Eckart sich noch als einen „deutschen Bolschewisten“ bezeichnete.<sup>1087</sup>

In Wichtls zwei Jahre später für den „Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbund“ verfasster Schrift „Freimaurerei - Zionismus - Kommunismus - Spartakismus - Bolschewismus“ hatte sich das Argumentationsschema dann bereits deutlich verschoben. Danach hatten die Juden inzwischen eine neue Spezies von „Illuminaten“, die Spartakusleute und Bolschewiki nämlich, gezeugt, die ihrerseits fast ausschließlich Juden waren. Natürlich machten die „Weisen von Zion“ sich über das Ziel des Kommunismus nur lustig, das ihnen als bloßes Schlagwort diente, um die nichtjüdischen Massen zu betören. Der einzige Zweck der angeblich sozialistischen Revolutionen sei es, so Wichtl, einen Zustand des Chaos und der Rechtlosigkeit herzustellen, um durch allerhand Blutbäder hindurch die Herrschaft der jüdischen Illuminaten zu errichten. Das alles kündige nur den Beginn der jüdischen Weltherrschaft an, ausgedrückt im Banner des Völkerbundes, der „die blau-weiße Flagge des Judenstaates hissen wird“.<sup>1088</sup>

### Alliierte Obsessionen

Während im deutsch-völkischen Diskurs die Ursprünge des jüdischen Weltkomplottes eindeutig im Westen gesucht wurden und der Bolschewismus als ein blo-

ßes Hilfsinstrument der „goldenen Internationale“ erschien, enthüllte sich für viele westliche Beobachter erst mit der Machteroberung der Bolschewisten das Gespenst des jüdischen Griffs nach der Weltmacht. Der Topos des „jüdischen Bolschewismus“ in seiner überlebensgroßen Bedeutung nahm aus vollkommen nachvollziehbaren Gründen in den westlichen Siegerstaaten früher und expliziter Gestalt an als in Deutschland.<sup>(\*)</sup>

Immerhin war es eine offizielle US-Regierungsstelle, die noch im Oktober 1918 die dem amerikanischen Residenten in Petersburg, Edward Sisson, untergeschobenen Dokumente unter dem Titel „Die deutsch-bolschewistische Verschwörung“ verbreitete.<sup>1089</sup> Dass es sich dabei im Kern um die Insinuation einer deutsch-jüdischen Verschwörung handelte, wie Léon Poliakov herausgelesen hat, geht aus dem Text dieser Pseudo-Dokumentation nicht hervor.<sup>1090</sup> Aber die bloße Tatsache, dass man sich über die mehr als zweifelhafte Echtheit dieser Dokumente durchaus im Klaren war, sie aber dennoch propagandistisch verwertete, verrät etwas vom Grad der hysterischen Anspannung auch auf Seiten der Alliierten nach der bolschewistischen „Oktoberrevolution“ und nach Brest-Litowsk.<sup>1091</sup>

Aus Sicht der Westmächte war der Verdacht nicht unbegründet, dass die Bolschewiki den Friedensvertrag mit Deutschland keineswegs nur aus taktischer Notdurft unterzeichnet hatten, sondern dass sie – etwa gemäß den Theorien des deutsch-russischen Revolutionärs Parvus-Helphand – den deutschen Imperialismus als Eisbrecher für eine Revolutionierung Russlands und der ganzen Welt zu benutzen gedachten. Ebenso ließ sich aber auch vorstellen, dass der bolschewistische „Kriegskommunismus“ – der sich offensichtlich am Vorbild der deutschen Kriegswirtschaft orientierte – nur eine Camouflage sei, um in Wirklichkeit das riesige Russische Reich mit seinen immensen Ressourcen an den deutschen Imperialismus auszuliefern.

Waren nicht einige führende bolschewistische Revolutionäre, etwa Karl Radek, bis vor kurzem noch Mitglieder der deutschen Sozialdemokratie gewesen? Führ-

---

<sup>(\*)</sup> Es ist nicht möglich, diesen Gedanken hier näher auszuführen. Eine Kapitel („Weltkrieg und Weltjudentum“) zur deutschen, russischen und alliierten „Judenpolitik“ und zur Politik nationaler und transnationaler jüdischer Organisationen in den Jahren des Weltkriegs habe ich aus der hier vorliegenden Arbeit ausgeklammert. Auf allen Seiten vermischten sich dabei politische und soziale Realien und ideologische Phantasmen. G.K.

ten nicht die Volkskommissare mit deutschen Industriellen und Politikern, trotz aller flammenden Proteste gegen die „Vergewaltigung“ Russlands, im Sommer 1918 Wirtschaftsverhandlungen, die über jede aktuelle Zwangslage weit hinauswiesen? Führten sie nicht sogar militärische Gespräche über ein gemeinsames Vorgehen gegen die alliierten Truppen in Russland? Hatte nicht Lenin in seinem „Brief an die amerikanischen Arbeiter“ in aller Deutlichkeit erklärt, dass es für das Ziel der Rettung der sozialistischen Revolution auch erlaubt sei, sich mit einem der beiden imperialistischen Lager gegen das andere zu verbünden? Den Spekulationen war breiter Raum geboten. Und – sie waren ja auch keineswegs nur aus der Luft gegriffen.

Zwar kann die alliierte Intervention in Russland im Sommer 1918, wie schon bemerkt, nicht in erster Linie auf antibolschewistische Motive zurückgeführt werden. Aber in den begleitenden Diskussionen gab es bereits viele Stimmen, die das bolschewistische Projekt einer Weltrevolution unter den gegebenen Umständen für noch gefährlicher hielten als alle Eroberungen des wilhelminischen Deutschen Reiches. Und für nicht wenige, auch maßgebliche Politiker und Publizisten in den westlichen Staaten gewann die Hypothese zumindest im Nachhinein an Plausibilität, dass das Zusammenspiel von deutscher Reichsleitung und Bolschewiki im Jahr 1917 am Ende weder einem russischen Sozialismus noch einem deutschen Imperialismus diene – sondern dass beide Instrumente einer „dritten Partei“ sei: der des Weltjudentums.

Diese Hypothese wurde immerhin von einer Reihe führender Politiker, Militärs und Publizisten des Westens intern – und gelegentlich auch öffentlich – in Erwägung gezogen. Im Juni 1920 meldete die „Chicago Tribune“, die Geheimdienste der Entente und US-Nachrichtendienstler hätten ihre Regierungen seit zwei Jahren mehrfach darauf hingewiesen, dass sich hinter dem Bolschewismus, der auf den Sturz der bestehenden Gesellschaftsordnung ziele, eine andere, zweite Bewegung verberge, die „die Errichtung einer neuen rassistischen Weltherrschaft“ verfolge. Dieser Gruppe bolschewistischer Führer sei vor allem daran gelegen, „die islamische Revolte, den Hass der Mittelmächte auf England, Japans Anschläge auf Indien und die Handelsrivalität zwischen Japan und Amerika für sich

auszunutzen“. Die Überschrift des Artikels sagte im grellen Klartext, worum es ging: „Trotzki führt Juden-Internationale zur Weltherrschaft“.<sup>1092</sup>

War dieser Artikel Ausfluss einer akuten Welle der „roten Furcht“ (des „Red Scare“) in den USA, so ist der reale Hintergrund des Vorgangs der, dass ein nicht geringer Teil der in Russland tätigen britischen und amerikanischen Offiziere und Geheimdienstleute sich zu Kronzeugen einer deutsch-jüdisch-bolschewistischen Konspiration aufwarfen, in der die Juden das eigentlich treibende Element sein sollten. Der Leiter des britischen Militärpersonals in Sibirien, General Knox, etwa kabela immer wieder Meldungen an seine Regierung, dass die Bolschewiki nahezu ausschließlich von jüdischen Revolutionären geführt würden und auch die Mörder der Zarenfamilie sämtlich Juden gewesen seien usw. Der von der gescheiterten Murmansk-Expedition zurückgekehrte Marine-Seelsorger Lombard konnte in einem offiziellen Bericht des Außenministeriums seine Auffassung verkünden, der Bolschewismus, der „seinen Ursprung in der deutschen Propaganda“ habe, werde fast ausschließlich „von internationalen Juden praktiziert“. Ziel des ganzen Unternehmens sei es, „alle nationalisierten Banken aufzukaufen“ und die nach sozialistischer Doktrin von den Arbeitern ruinierten Betriebe „durch Bankrotte in deutsche Hände zu bringen“.<sup>1093</sup>

#### Phantasmen einer „jüdischen Weltverschwörung“

Veröffentlicht Anfang 1919, zeigen diese wie andere Texte der gleichen Art, dass selbst nach der deutschen Kapitulation die Zwangsvorstellung keineswegs gewichen war, Russland könne mit Hilfe der Bolschewiki doch noch zu einem Annex des deutschen Machtkomplexes werden. Dieser deutsche Machtkomplex wurde nun mehr oder weniger deutlich dem Judentum assoziiert oder gar subsummiert. In ganz entsprechender Weise hatte ein kurz vor Kriegsende anonym publiziertes Buch mit dem Titel „England under the Heel of the Jew“ bereits verkündet: „Die Finanz ist international geworden, und internationale Finanz ist jüdische Finanz, und jüdische Finanz ist deutsche Finanz. Diese beiden werden eins, dringen in die Adern aller Nationen der Erde ein ...“. Das alles sei Teil eines „aschkena-

sisch-deutschen Bündnisses“, mittels dessen die Welt und besonders Großbritannien von außen wie von innen angegriffen und unterminiert werden solle.<sup>1094</sup>

„Aschkenasim“ hieß in diesem Kontext „deutsche Juden“ – das alte Gespenst des Dreyfus-Prozesses also.

Als zu Beginn des Jahres 1919 Präsident Wilson und der britische Premier Lloyd George den Versuch unternahmen, die Beziehungen zu Russland durch Einladung der russischen Bürgerkriegsparteien zu einer Friedenskonferenz auf den Prinkipo-Inseln zu neu zu regeln, behauptete die Londoner „Times“ prompt, dieses Projekt sei „von den großen jüdischen Bankiers aus New York“ angestiftet worden, „die sich schon seit langem für Trotzki interessieren“. Der Chefredakteur Wickham Steed berichtete noch in seinen Memoiren voller Stolz, er selbst habe den Vertrauten Wilsons, Oberst House, darauf hingewiesen, „dass die Befürworter dieses Planes Jacob Schiff, Warburg und andere internationale Finanzleute seien, denen vor allem daran gelegen sei, eine Festigung der jüdischen Bolschewiken zu erreichen, um der deutsch-jüdischen Ausbeutung ein Betätigungsfeld zu eröffnen“.<sup>1095</sup>

Nachdem sich die deutsche Republik dem Friedensdiktat von Versailles gebeugt hatte und die Regelung der ungeheuren Kriegsschulden und Reparationen in den Vordergrund der internationalen Beziehungen überhaupt trat, während in Russland die Bolschewiki gegenüber ihren weißen Gegnern die Oberhand behielten und daran gingen, alle westlichen Einflüsse und Vermögenswerte in Russland zu liquidieren, nahm die Vorstellung des „jüdischen Bolschewismus“ als Teil einer jüdischen Weltkonspiration erst recht überlebensgroße Gestalt an.

In den großen britischen Zeitungen wurde das Thema vor allem Ende 1919, als die Diskussion über eine Fortsetzung oder einen Abbruch der alliierten Intervention in Russland die Gemüter erregte, ausführlich diskutiert. Die „Morning Post“ zitierte bereits damals in nachrichtlicher Form Auszüge aus den in Russland zirkulierenden Ausgaben der „Protokolle der Weisen von Zion“, ohne damit besonderes Aufsehen zu erregen. Der von den Bolschewiki kurzzeitig verhaftete Korrespondent Victor Marsden berichtete bei der Rückkehr, „Juden seien seine Kerkermeister und Henker gewesen“. Und im übrigen gebe es „ein Dokument, die

‘Protokolle’“, aus dem zweifelsfrei hervorgehe, wer die Zerstörer Russlands seien und Urheber des Weltumsturzes in Wahrheit seien.<sup>1096</sup>

Die „Times“ richtete in den Monaten November/Dezember 1919 sogar eine regelmäßige Meinungsspalte unter dem Titel „Die Juden und der Bolschewismus“ ein. Am 27. November veröffentlichte sie an prominenter Stelle einen anonymen, mit „Verax“ gezeichneten Artikel, in dem es etwa hieß, das Wesen des Judentums sei keineswegs nur religiös bestimmt, sondern von „Rassenstolz“ geprägt, von der Überzeugung nämlich, „dass die Juden das auserwählte Volk sind, dazu bestimmt, eines Tages die Herrscher und Gesetzgeber des Menschengeschlechtes zu werden“. Dass sie als erstes Rache an Russland als einem Bollwerk des Antisemitismus nehmen konnten, „musste für die Juden köstlich sein“, und kein Preis dürfte ihnen zu hoch gewesen sein, „um sich diese Genugtuung zu verschaffen“. Ihr Sieg in Russland aber nähere ihren eingefleischten „Glauben an einen Endsieg“.<sup>1097</sup>

Im Februar 1920 befasste sich kein anderer als der Kriegsminister Winston Churchill in einem großen Artikel mit dem Verhältnis von Judentum, Bolschewismus und Zionismus. Churchill nannte die Juden „die bemerkenswerteste Rasse“ in der menschlichen Geschichte überhaupt, denen wir „die christliche Kirche und das Moralsystem“ verdankten. Doch komme nirgends als im Judentum „der Dualismus der menschlichen Natur stärker, aber auch schrecklicher zum Ausdruck“. So „müssen wir feststellen, dass diese erstaunliche Rasse in unserer Zeit ein anderes moralisches und philosophisches System begründet hat, das ebenso von Hass durchtränkt ist, wie das Christentum es von der Liebe war“ - den Bolschewismus nämlich.

Dieser wurde somit von Churchill als ein ausschließlich jüdisches Produkt identifiziert, gleichsam als Emanation der dunklen Seite jener „bemerkenwertesten Rasse“, der Juden. Als Hauptträger der bolschewistischen Weltrevolution identifizierte Churchill die „internationalen“ und „terroristischen Juden“, deren Vorgänger im übrigen schon seit dem 18. Jahrhundert bestrebt gewesen seien, jene „Weltverschwörung“ anzuzetteln, die erst mit der bolschewistischen Machteroberung in Russland ihrem Kulminationspunkt entgegenstrebe. Als das probate

Gegenmittel im „Kampf um die jüdische Seele“ führte Churchill den Zionismus ins Feld, und als den wichtigsten Gegenspieler Trotzki nannte er Chaim Weizmann, der allein noch in der Lage sein könnte, „dessen [Trotzkis] Pläne eines kommunistischen Staates unter jüdischer Herrschaft durch das neue [zionistische] Ideal zu durchkreuzen“.<sup>1098</sup>

### Der Weg der „Protokolle“

In diesem Meinungsklima erfolgte im Januar/Februar 1920 die erste vollständige Herausgabe der „Protocols of the Elders of Zion“ in englischer Sprache unter dem reißerischen Titel „The Jewish Peril“. Bemerkenswerter Weise waren es Eyre & Spottiswoode, die auch als „His (Her) Majestys Printers“ firmierten, in deren Haus das Pamphlet gedruckt wurde.<sup>1099</sup> Die Auftraggeber und Übersetzer blieben unbekannt. Tatsache war, dass die Schrift nach dem Zeugnis von Lucien Wolf „unter Kabinettsministern, Behördenchefs und einflussreichen Persönlichkeiten aus Gesellschaft und Journalismus“ lebhaft zirkulierte.<sup>1100</sup>

Die Wirkung wäre dennoch wohl beschränkt geblieben, hätte nicht die „Times“ in einem großaufgemachten Artikel vom 8. Mai unter der Schlagzeile „The Jewish Peril“ eine Rezension „of this singular little book“ mit der Unterzeile „Call for Inquiry“ und mit der Autorenangabe „From a Correspondent“ veröffentlicht. Das dürfte auf Robert Wilton hindeuten, den früheren Korrespondenten in Petersburg<sup>(\*)</sup>, der eben zu dieser Zeit ein Buch „The last days of the Romanows“ veröffentlichte, worin er dem Tod Nikolais II. die Aura eines christlichen Martyriums von jüdischer Hand beilegte.<sup>1101</sup> Jetzt erklärte der anonyme „Times“-Autor, eine „unparteiische und erschöpfende Kritik“ des Textes sei dringend notwendig, da sich das Büchlein steigender Verbreitung erfreue und geeignet sei,

---

(\*) Der „Times“-Korrespondent Robert Wilton war von allen westlichen Russland-Berichterstattern derjenige, der am frühesten und am manischsten die Spur einer „deutsch-jüdischen Verschwörung“ verfolgt hatte; dies mit so eindeutig antisemitischen Invektiven, dass ihn die Redaktion im September 1917 zurückrief. Das hinderte ihn nicht, unter dem Pseudonym „Petrograd Correspondent“ die Entwicklungen in Russland weiter zu verfolgen und zu kommentieren. In einem Leitartikel der „Times“ vom 23. November hieß es zum Beispiel: „Lenin und mehrere seiner Mitstreiter sind Abenteurer deutsch-jüdischer Herkunft in deutschen Diensten.“ (vgl. Tania Rose: Aspects of Political Censorship 1914-1918, Hull 1995, S. 111)

die öffentliche Meinung zu verwirren. Denn: „Niemals zuvor ist eine Rasse und eine Konfession einer finsternerer Konspiration angeklagt worden.“

So enthüllten die „Protokolle“, dass es „eine geheime internationale politische Organisation der Juden gibt und seit Jahrhunderten gegeben hat“. Diese sei von „einem unauslöschlichen tradierten Hass auf die christliche Welt“ sowie „einem titanischen Ehrgeiz nach Weltherrschaft“ erfüllt, wofür sie bereit sei, die ungeheuerlichsten Mittel der politischen und moralischen Zersetzung, Aushungerung, Kriegsverwüstungen, Revolutionen usw. in Anschlag zu bringen. „Zufälligerweise tragen nicht wenige Züge dieses angeblichen jüdischen Programms eine unverkennbare Ähnlichkeit mit den Situationen und Ereignissen, die sich unter unseren Augen entwickeln.“ Mehr noch: Erhebliche Teile dieses Textes erweckten den Eindruck „erfüllter Prophezeiungen, außer wenn man das Vorauswissen der ‘Weisen von Zion’ der Tatsache zuschreiben will, dass sie in der Tat die geheimen Anstifter dieser Ereignisse sind“. Insbesondere das Programm der Bolschewiken, deren Führer mehrheitlich Juden seien, schein wortwörtlich den „Protokollen“ entnommen.

Unbestreitbar, so der Autor im Tone vordergründiger Besorgnis, habe dies alles zu einem scharfen Ansteigen des Antisemitismus in Osteuropa, aber auch in Frankreich, England und Amerika geführt. Wenn man aber nicht wolle, dass Rassenhass zu Unruhen führe, müsse man die Frage der „jüdischen Gefahr“ unvoreingenommen prüfen. Folgende Fragen müssten geklärt werden: „Was sind diese ‘Protokolle’? Sind sie authentisch? Und wenn ja, welche übelwollende Versammlung hat diese Pläne ausgeheckt und über ihrer Ausarbeitung gebrütet? Sind sie eine Fälschung? Wenn ja, woher kommt dann die unverkennbare Note einer Prophezeiung, einer Prophezeiung, die sich teilweise bereits erfüllt hat und teilweise dabei ist, sich zu erfüllen?“

Der anonyme Autor fragte auch rhetorisch: „Haben wir all diese tragischen Jahre hindurch gekämpft, um die geheime Organisation einer deutschen Weltherrschaft zu sprengen und auszuradieren, nur um gleich daneben eine andere, noch gefährlichere, weil noch geheimere zu finden? Sind wir ... einer ‘Pax Germanica’ nur entkommen, um unter eine ‘Pax Judaica’ zu geraten?“ Nach allem Augen-

schein handele es sich um Vorträge oder Notizen für Vorträge, die „von Juden für Juden“ bestimmt gewesen seien. Es müsse geklärt werden, unter welchen Umständen und mit „welcher innerjüdischen Dringlichkeit“ dies seinerzeit geschehen sei. Tue man das nicht, dann überlasse man das ganze Thema den ewig Unzufriedenen und „typischen Antisemiten“, was am Ende sehr gefährlich sein könne.<sup>1102</sup>

Diese Mischung aus insinuirenden Fragen und geheuchelten Besorgnissen war wohl gerade das, was die Sache auch für ein distinguiertes Publikum kommentierbar machte. Jedenfalls war die Wirkung des „Times“-Artikels beträchtlich. Der „Spectator“, eine der seriösesten Wochenzeitungen, zog eine Woche später mit einer eigenen Rezension und einem Leitartikel nach. Zwar schloss er die Möglichkeit einer Fälschung nicht aus, nannte den Text der „Protokolle“ aber jedenfalls „brilliant in seiner moralischen Perversität und intellektuellen Verderbtheit“ und tendierte dazu, ihn für ein wie auch immer authentisches Dokument aus jüdischer Quelle zu halten.<sup>1103</sup>

Das ließ die „Morning Post“ nicht ruhen. Ihr früherer Russland-Korrespondent Victor Marsden (wie Wilton ein fanatischer Antisemit) brachte im Sommer 1920 eine neue, eigene Übersetzung der „Protokolle“ heraus. Diese bildete die Grundlage einer Folge von achtzehn Artikeln, in denen die Redakteure des Blattes die Behauptungen der „Protokolle“ anhand der Ereignisse der Gegenwart sowie anderer antisemitischer Fabrikationen einer völlig ernstgemeinten Überprüfung unterzogen. Im Herbst 1920 erschien diese Artikelfolge als Buch, geädelt mit einem Vorwort des Chefredakteurs, unter dem Titel „The Cause of World Unrest“.

Darin hieß es etwa, dass Beweise im Überfluss belegten, „wie eng die Rebellion in Irland, die Unruhen in Ägypten, die Unzufriedenheit in Indien, die Revolution in Russland zusammenhängen“, das heißt nur Ausschnitte eines einzigen, gewaltigen Weltumsturzplanes seien. Diese „Verschwörung gegen die Zivilisation“ sei, wie nunmehr klar geworden sei, mit der deutschen Niederlage keineswegs beendet, im Gegenteil: „Hinter den Kulissen war eine ‘furchtbare Sekte’ am Werk, die nicht etwa von den Deutschen benutzt wurde, sondern sie für ihre eigenen Zwecke benutzte ...“ Diese Zwecke aber waren, wie die Redakteure der

„Morning Post“ enthüllten, keine anderen als die in den „Protokollen“ angegebenen: „Der fundamentale Gedanke der ‘furchtbaren Sekte’ ist die Vernichtung des Christentums und aller Religionen außer der jüdischen.“ Das Reich Davids also, die jüdische Weltherrschaft ...<sup>1104</sup>

In einer Rezension dieses Buches erklärte wiederum der „Spectator“, dass die vorgelegten Beweise für die „Existenz einer Verschwörung ... substantiell und gewichtig genug“ seien, um die Forderung zu begründen, „dass ein Gremium von der Art einer Königlichen Kommission ernannt werden möge, um die ganze Angelegenheit zu untersuchen“.<sup>1105</sup>

### „Enthüllungen“ in Frankreich und den USA

Dass es sich nicht um eine isolierte Entgleisung einiger insularer Publizisten und Politiker handelte, sondern um ein breiter fundiertes Phänomen, zeigt wiederum ein paralleler Blick nach Frankreich und in die USA. Die Eindrücke des Pariser „revolutionären Generalstreiks“ vom 1. Mai 1920 mit seinen blutigen Straßenkämpfen bildeten in Frankreich den aktuellen Hintergrund für eine neue Welle antisemitischer „Enthüllungen“, die denen der britischen Presseorgane nur wenig nachstanden.

Im „Petit Parisien“ vom 20. Mai schrieb Charles Petit über „Siebzehn Tage im bolschewistischen Russland“. Er sah das bolschewistische Unternehmen (nicht ohne Schadenfreude) in einen „großen asiatischen Kreuzzug gegen die Engländer“ münden. Der „Israelit Braunstein, genannt Trotzki“ trachte nicht nur danach, „der Napoleon des Osten zu werden“, sondern sei zugleich auch „das mit der Ausführung betraute Oberhaupt der ungeheuren internationalen Geheimgesellschaft, die die Zivilisation Europas umzustürzen“ bestrebt sei.<sup>1106</sup>

Der angesehene Reporter Albert Londres schrieb im „Excelsior“ am 17. Mai über seine Moskauer Eindrücke: „Wer regiert denn eigentlich? Es regiert das ganze Personal, das auf den sozialistischen Kongressen agierte. Es regieren die schmutzigen Exilanten, die Maulwürfe der internationalen Bibliotheken ... Es regieren: der Sibirjak, der Mongole, der Armenier, der Asiate, und auf dem Um-

weg über alle Wandelgänge und Kommissariate, hinter den spanischen Wänden, zwischen zwei Löschblättern, unter dem Papierkorb sitzt der König: der Jude.“<sup>1107</sup>

Im Mai 1920 tauchten auch in einer Reihe katholischer Blätter die ersten Artikel auf, die sich speziell mit den „Protokollen“ befassten, die mittlerweile in mehreren französischen Ausgaben erschienen waren. Erst von hier aus fand dieses Dokument seinen Weg in die Organe der „Action Française“ und anderer, antisemitischer Gruppierungen. Im Mai 1921 richtete Charles Maurras unter Berufung auf die „Protokolle“ einen „Aufruf an alle judenfeindlichen Kräfte der Welt“, sich mit dem Ziel einer „weltweiten judenfeindlichen Politik“ zusammenzuschließen. Wie in Großbritannien, wo sich namhafte Intellektuelle wie Hillaire Belloc oder G.K. Chesterton über Jahre mit der „Judenfrage“ beschäftigten, kreisten auch in Frankreich eine ganze Reihe berühmter Autoren, darunter Georges Bernanos, Paul Claudel, Marcel Jouhandeau, Paul Morand, André Gide oder François Mauriac, immer wieder, teils spielerisch und teils ganz ernsthaft um das Thema einer jüdischen Vorherrschaft.

Auf der höchsten Ebene wurde das Phänomen jedoch in den USA verhandelt. Wie erwähnt, hatten nicht nur Edgar Sisson, sondern auch andere amerikanische Vertreter in Russland seit 1918 die zuständigen Regierungsstellen mit Berichten über eine „deutsch-jüdische Verschwörung“ und den „jüdischen Bolschewismus“ gespeist. Besondere Bedeutung kam einem von dem ehemaligen Beamten des zaristischen Justizministeriums und Agenten der alliierten Geheimdienste Boris Brasol verfassten Bericht zu, der unter dem Titel „Bolshevism and Judaism“ durch Vermittlung des Chefs des britischen Intelligence Service, Sir Basil Thompson, dem Leiter des US-State Department Lansing vorgelegt wurde. Darin wurde unter anderem behauptet, die russische Revolution sei im Februar 1916 in New York vom Bankier Jakob Schiff und einer Gruppe jüdischer Revolutionäre ausgeheckt und danach planmäßig in Szene gesetzt worden. Seit dem Umsturz der Bolschewiki werde Russland von einunddreißig Kommissaren regiert, die allesamt Juden seien, mit der einzigen Ausnahme Lenins. Dieser Text, der bald

publik wurde, machte eine eigene internationale Karriere, die der der „Protokolle“ kaum nachstand.<sup>1108</sup>

Ganz im selben Sinne war zeitweise die Anhörung einer Kommission des US-Senats im Frühjahr 1919 verlaufen, die sich mit der Beurteilung des Regimes der Bolschewiki und seiner Aussichten befasste. Dort beteuerte etwa Pfarrer Simons, der Abgesandte der methodistischen Kirchen in Russland, „dass Hunderte von Agitatoren, die Trotzki-Bronstein Folge leisten, aus der East Side von New York gekommen“ seien; und dass im Petrograder Sowjet von 388 Mitgliedern nur 16 Russen, die große Mehrzahl aber Juden seien – von denen 265 aus New York gekommen seien. Diese Aussagen wurden immerhin auch in Zeitungen wie der „New York Times“ oder „New York Tribune“ mit Schlagzeilen wie „Die East Side von New York ist die Wiege des Bolschewismus“ und „Die roten Agitatoren dieser Stadt an der Macht in Russland“ gewürdigt und gehörten seitdem zu eisernen Bestand der antisemitischen Verschwörungstheorien aller Länder.<sup>1109</sup>

Im Juni 1920 erschien dann der bereits zitierte Artikel der „Chicago Tribune“ mit der Schlagzeile „Trotzki führt die radikalen Juden zur Weltrevolution – Der Bolschewismus ist nur ein Werkzeug seiner Pläne“, der vom Pariser Korrespondenten des Blattes John Clayton stammte. Dieser behauptete: „Seit zwei Jahren häufen die Offiziere der verschiedenen Geheimdienste der Entente Berichte an, die sich auf eine weltweite revolutionäre Bewegung beziehen, welche sich jedoch vom Bolschewismus unterscheidet ... Die geistige Leitung, die ihre Befehle an die untergeordneten Führer erteilt und die Vorbereitung des Aufruhrs finanziert, sitzt in der Hauptstadt Deutschlands. Die exekutive Gewalt hat kein anderer als Trotzki.“ Offensichtlich handele es sich um eine weltweit agierende „radikale jüdische Partei“, deren Ziele „außer der Befreiung der eigenen Rasse“ rein selbstsüchtiger wirtschaftlicher Art seien. Insbesondere habe sie es auf die Kontrolle der „reichen Handelswege und Produktionszentren des Ostens“ abgesehen, die Europa zu müde und England zu schwach geworden sei, weiterhin zu beherrschen. Kurzum, sie beabsichtigte, den Aufruhr der kolonialen und farbigen Völker für die Errichtung einer jüdischen Weltherrschaft zu errichten.<sup>1110</sup>

Der zeitgenössische Hintergrund dieser emotionalen Aufwallungen und intellektuellen Projektionen war die enorme, interne Verschuldung und daraus folgende Steuerbelastung der Wirtschaft wie der einzelnen Bürger infolge der Kriegskosten, durch die es zu abrupten sozialen Umschichtungen kam, nicht nur in den europäischen Ländern, sondern auch in den USA. Andererseits grassierte die „Rote Furcht“, die auf dem Hintergrund sich verschärfender sozialer Konflikte zeitweise zur Masseninternierung von Anarchisten und radikalen Sozialisten und bei entsprechender Herkunft (etwa im Falle Emma Goldmanns und ihres Gefährten Alexander Berkman) zu ihrer Abschiebung als „feindliche Ausländer“ ins bolschewistische Russland führte.

Unabhängig davon gab es einen wachsenden volkstümlichen Widerstand gegen die neuen Wellen der Einwanderung, insbesondere von Juden aus dem revolutionär erschütterten Osteuropa. 1921 verabschiedete der US-Kongress Gesetze zur Beschränkung der Einwanderung und Neufestsetzung der nationalen Quoten, und zwar in solcher Einmütigkeit, dass Präsident Harding kein Veto mehr einlegen konnte oder wollte. Damit wurde auf bürokratischem Wege die Einwanderung auf die Verstärkung der in Pseudo-Rassenkategorien als „caucasian“ bezeichneten, europäischen und „weißen“ Stammbevölkerung ausgerichtet.<sup>1111</sup>

Eine ausgedehnte und populäre Literatur befasste sich mit der Sicherung der Dominanz der „kaukasischen“ alias „nordischen“ Rasse in den USA.<sup>1112</sup> Aber auch ein so angesehener Journalist und Sozialwissenschaftler wie H. L. Mencken sah die USA als „Commonwealth drittklassiger Menschen“ von der Bastardisierung bedroht und nannte unter allen Zuwanderern die Juden „die unerfreulichste Rasse“ von allen.<sup>1113</sup> Im Süden war es die hohe Zeit des Ku-Klux-Klan, der Schwarze, Katholiken und Juden mit seiner mörderischen Feme bedrohte. Besonders feine Universitäten wie Harvard und andere führten Zulassungsquotienten ein, die erklärtermaßen als *numerus clausus* für jüdische Studenten gedacht waren. In den großen Zeitungen waren Stellenangebote für „Christians only“ alltäglich, gerade auch in New York. Und antisemitische Werke erschienen in den angesehensten Verlagen wie Doubleday oder Putnam. In Romanen von Scott

Fitzgerald, Faulkner oder Hemingway wurden in den zwanziger Jahren jüdische Protagonisten in denkbar negativer Weise gezeichnet.<sup>1114</sup>

### Die Obsessionen des Henry Ford

Zum Hauptprotagonisten eines politisch-ideologisch hochgezüchteten Antisemitismus wurde jedoch kein Geringerer als Henry Ford. „Der Automobilkönig Henry Ford war die populärste, von der schreibenden Zunft am meisten beachtete und am häufigsten zitierte Figur der amerikanischen Geschichte. Dichter haben ihn besungen, und in seinen Glanzzeiten erhielt er mehrere tausend Briefe pro Tag. Ihm, dem Bauernsohn aus Michigan, traute man die richtigen Antworten auf alle Fragen zu.“<sup>1115</sup>

Zur selben Zeit, da Ford als Erfinder des „Fließbands“ und halbautomatischer Fertigungsverfahren sich als praktischer und theoretischer Revolutionär in die Geschichte der Industrialisierung eintrug und der „Fordismus“ in Kombination mit der totalen Elektrifizierung in der frühen Sowjetunion zur fixen Idee und Traumperspektive eines planwirtschaftlichen Entwicklungssprungs wurde, zeigte der Schöpfer dieser scheinbar modernsten Produktionsmethoden sich als janusköpfiger Ideologe einer regressiven Antimoderne.

Er war nicht nur persönlich ein Verfechter eines einfachen, bodenständigen Lebens, Vegetarier und Feind aller Alkoholika und Narkotika (einschließlich Kaffee, Tee und Tabak); sondern als ambitionierter Lebensphilosoph und Volkspädagoge war er zugleich bestrebt, daraus eine umfassende Weltanschauung zu machen. Darin erschienen die Großstädte mit ihrem Asphaltschungel, an erster Stelle natürlich New York, als die Horte des Bösen und der moralischen Zersetzung, als „große Hure Babylon“. Statt mit der Urbanisierung, sollte die moderne Industrie sich mit kleinstädtischen Lebensformen paaren, wobei das freie Farmertum als die breite Basis eines jeden gesunden Volkslebens galt.

Dass gerade das Automobil zum Hauptwerkzeug eines modernen Individualismus und Hedonismus werden könnte, hatte Ford weder gewollt noch vorhergesehen. Vielmehr erwartete er eine Stärkung des Familienlebens durch das Wohnen

im Eigenheim vor der Stadt sowie des Lebens in der freien Natur. Das Fahrzeug selbst sollte so schlicht und billig wie möglich sein – weshalb er halsstarrig alle „überflüssigen“ Verbesserungen der Technik und des Komforts seines legendären T-Modells verweigerte, bis ihn die Konkurrenz Ende der zwanziger Jahre überholte. Merkwürdig oder nicht, fiel die Einführung des neuen, verbesserten A-Modells 1927 mit einer öffentlichen Abbitte Fords „für all das Unrecht, das ich den Juden, meinen Landleuten und Brüdern angetan habe“, zusammen.<sup>1116</sup>

In den ersten Nachkriegsjahren besaß Ford nicht nur überragende wirtschaftliche Macht, sondern auch erheblichen politischen Einfluss. Als Präsident Harding 1923 starb, schien Henry Ford trotz oder wegen seiner Rolle als Protagonist einer amerikanisch-bodenständigen und antisemitischen Ideologie beste Chancen als Nachfolger zu haben. Eine landesweite Wahlinitiative „Ford for President“ wählte zu ihrem Slogan das biblische Motto: „Komm und führe uns hinaus.“ Adolf Hitler, der Führer der kleinen „Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei“, die zu dieser Zeit in München Putschpläne schmiedete, erklärte gegenüber einem Reporter der „Chicago Tribune“: „Wir betrachten Heinrich Ford als den Führer der wachsenden faschistischen Bewegung in Amerika ... Wir haben gerade seine antijüdischen Artikel übersetzen und veröffentlichen lassen.“<sup>(\*)1117</sup> Natürlich ließ sich das Scheitern der Kandidatur Fords (und erst recht seine spätere Abbitte) auch genau andersherum interpretieren: als abermaliger Beweis der Macht des Judentums.

Den Anstoß für Fords fanatischen Antisemitismus hatte die Erfahrung seines ersten größeren Vorstoßes in die Politik geliefert – als er sich 1915 auf Initiative der Pazifistin Rosa Schwimmer an einer „Kreuzfahrt des Friedens“ beteiligt hatte, die den Krieg in Europa beenden sollte, in der alliierten Presse jedoch nur mit Spott bedacht wurde. 1921 erklärte Ford einem Interviewer, damals habe er die Gründe für den Weltkrieg wie für alle anschließenden Revolutionen durchschauen gelernt: „Wir hatten noch keine zweihundert Meilen zurückgelegt, als diese

---

(\*) Hitler schickte seinen *commis voyageur* Kurt Luedicke zu Mussolini wie zu Henry Ford, um sie als Sponsoren für seine Umsturzpläne zu gewinnen. Ford wie Mussolini sprachen auch persönlich mit Hitlers Emissär, ließen sich aber zu keiner finanziellen oder ideellen Unterstützung bewegen. (Vgl. Günter Schubert, Anfänge nationalsozialistischer Außenpolitik, S. 160 f.)

Juden begannen, mir von der Macht der jüdischen Rasse zu reden und zu erzählen, wie sie die Welt kontrollierten mithilfe der Kontrolle, die sie über das Gold ausübten. Nur der Jude könne den Krieg aufhalten. Ich weigerte mich, ihnen zu glauben und sagte es ihnen auch. Daraufhin gingen sie ins Detail und schilderten mir, wie sie die Presse kontrollierten und wie sie zu Geld gekommen waren. Schließlich gelang es ihnen, mich zu überzeugen.<sup>1118</sup>

1919 hatte Ford für die Propaganda seiner eigenen Weltanschauungen eine Zeitung, den „Dearborn Independent“, gekauft, der großteils über das Händlernetz der Firma Ford vertrieben wurde und eine Auflage von 300.000, zeitweise bis 700.000 Exemplaren erreichte.<sup>1119</sup> Ab dem Mai 1920 erschien darin jene berühmte Serie von Beiträgen, in denen die sukzessive abgedruckten „Protokolle“ als Leitfaden für die Enthüllung einer geheimen „all-jüdischen“ Weltregierung dienten, welche dabei war, sich so gut wie aller Gebiete des modernen Lebens – vornehmlich Amerikas selbst – zu bemächtigen.

Im Herbst 1920 erschien diese Artikelserie dann als voluminöses Buch unter dem Titel „The International Jew: The world’s foremost problem“. Dieses Buch wurden binnen weniger Jahre in den USA in einer halben Million Exemplaren verbreitet, teilweise auch an Händler und Käufer von Ford-Automobilen gratis verteilt. Parallel wurde es in eine Reihe fremder Sprachen übersetzt, darunter auch ins Deutsche. Die deutsche Ausgabe erreichte bis 1933 eine Auflage von über einhunderttausend Exemplaren – wobei sie im Unterschied zu der Originalausgabe direkt unter Fords Autorennamen vertrieben wurde, ohne dass dieser protestiert hätte.<sup>1120</sup>

Welchen Anteil Henry Ford tatsächlich an der Ausarbeitung oder Redaktion der Beiträge des „International Jew“ hatte, ist unklar. Die Artikelserie wurde offenbar von einem professionellen Redaktionsstab ausgearbeitet, an dem der Herausgeber des „Dearborn Independent“ William Cameron beteiligt war, weiter der bereits erwähnte russische Emigrant Boris Brasol sowie ein Deutscher namens August Müller, den ein enger Freund Fords, Edward A. Rumely, empfohlen hatte. Rumely war während des Krieges Mitglied des pro-deutschen Propandaringes gewesen, zu dem allerdings, wie beschrieben, auch jüdische Expatrianten gehört

hatten. Daraus zu schließen, dass „'The International Jew' weit mehr ein russisch-deutsches als ein amerikanisches Produkt war“<sup>1121</sup>, wie Norman Cohn es getan hat, erscheint allerdings kaum zulässig, wenn man das Buch liest, das in seiner Argumentation vollkommen amerikanozentrisch angelegt ist und sich ganz in den Horizont der Fordschen Lebensphilosophien einpasst.

### „The international Jew“

Insgesamt kann „The International Jew“ wohl als der materialreichste, intelligenteste und gewichtigste Versuch gelten, eine drohende oder in Ansätzen bereits bestehende jüdische Weltherrschaft aus den Zeitumständen heraus nachzuweisen. Von den gängigen antisemitischen Machwerken unterschied es sich durch seinen vordergründig maßvollen, beinahe werbenden Ton, mit dem nicht nur das nicht-jüdische Publikum, sondern angeblich auch die Juden selbst aufgefordert wurden, sich um des eigenen Wohles willen der unheilvollen Bedeutung der „jüdischen Frage“ bewusst zu werden. Besser als sich gegen den Antisemitismus zu wehren, wäre es, wenn auch die Juden „der Judenfrage mit offenem Blick und der Überlegung begegneten: was jeder Jude, der sein Volk liebt, zu ihrer Lösung tun kann“. Denn der „internationale Judentypus ..., der die Welt-Herrschaft erstrebt, oder sie schon hat und ausübt, bildet für seine Rasse ein recht unglückliches Glied.“ Auffällig sei allerdings, „dass dieser Typus nirgends anders als auf jüdischem Stamme wächst“.<sup>1122</sup>

Denn wie man es auch drehte und wendete: „Der Jude ist ein Welträtsel. In seinen Massen arm, beherrscht er doch das Geld- und Kapitalwesen der Welt. Ohne Land und Regierung in der Zerstreuung lebend, zeigt er eine von keinem anderen Volk erreichte rassische Einheitlichkeit und Zähigkeit.“<sup>1123</sup> Nicht nur trieb es die Juden als Händler über den ganzen Erdball. Sondern sie waren die Erfinder immer neuer, oft durchaus produktiver neuer Geschäftsmethoden, wie des Kredit- und Wechselgeschäftes, in neuerer Zeit dann der Aktiengesellschaften, der „Sociétés Anonymes“, hinter denen sie ihren wahren Einfluss verbergen konnten; und schließlich der Börsen und reinen Geldmärkte. Dabei waren sie immer schon

international organisiert, bevor es solche Wirtschaftsformen überhaupt gab. Das eben sicherte ihnen den Vorsprung, den sie zielstrebig zu nutzen und auszubauen verstanden. „Augenscheinlich besteht heute in der Welt eine zentrale Finanzmacht, die ein weltweites, straff organisiertes Spiel treibt; die Welt ist ihr Spielfeld und die Welt-Beherrschung der Einsatz.“<sup>1124</sup>

Die Arbeiter sähen die Arbeitgeber, das Kapital, als eine dunkle Wolke über sich. Aber tatsächlich schwebte über den industriellen Arbeitgebern eine andere, noch höhere Wolke: das Finanzkapital, das einen „Über-Kapitalismus“ repräsentiere, dem Arbeiter wie Industrielle ihren Tribut zollen müssten.<sup>1125</sup> So sei der Kampf um die Lösung der „Judenfrage“ auch ein Kampf zwischen Industrie und Finanz. Denn durch die Beherrschung der Finanzen kontrollieren die Juden nach und nach die gesamte Wirtschaft und das gesellschaftliche Leben. „Ein Verzeichnis der von den Juden der Vereinigten Staaten beherrschten Geschäftsarten aufstellen, hieße die lebenswichtigen Arbeitsgebiete des Landes aufzuzählen.“<sup>1126</sup>

Aber das alles sei nur die Basis, die unterste Schicht des jüdischen Weltproblems. Denn keineswegs handele es sich für die Juden um die bloße Akkumulation von Reichtum. Vielmehr sei aller Reichtum nur die Basis für ihre Macht, reale politische, physische und geistige Macht. Diese Macht und dieser Reichtum seien im Falle der Juden – was sie von allen Nichtjuden unterscheidet – niemals nur individueller Natur. Sondern immer und überall gehe es um die Macht Israels als einer Nation über allen anderen Nationen.

Das große Verdienst Theodor Herzls sei es gewesen, endlich in aller Deutlichkeit ausgesprochen zu haben: „Wir sind ein Volk – eine Nation“. Weshalb die Judenfrage nach Herzl nur gelöst werden könne, wenn sie „zu einer politischen Weltfrage gemacht“ werde. Bloß dürfe man den Zionismus – der als politische Bewegung völlig unbedeutend sei – nicht für diese Weltfrage oder gar ihre Lösung halten. Der Zionismus habe nur dazu gedient, einen gewissermaßen legalen Vorwand und institutionellen Rahmen für viel weitergehende Bestrebungen zu schaffen, die längst im Gange und weit gediehen seien: nämlich die Schaffung eines jüdischen Staates über allen anderen Staaten der Welt. Diesen Über-Staat nenne man in Deutschland „All-Juda“.

„Die Verwaltung dieses alljüdischen Staates ist staunenswert. Paris war ihr erster Sitz, ist aber jetzt an dritte Stelle gerückt. Vor dem Kriege war London ihre erste, Neu York ihre zweite Hauptstadt.“ Jetzt sei New York dabei, London zu überflügeln. Aber All-Judas Hauptstreitmacht sei wie bisher die britische Flotte; denn „diese sichert die jüdische Weltherrschaft“. Umgekehrt gewährleiste All-Juda „Britannien seine ungestörte politische und territoriale Herrschaft“.<sup>1127</sup>

Mit dieser Sicht der Weltlage kam die Fordsche Schrift in erstaunlichem Maße der der deutschen Antisemiten entgegen. Der eigentliche Hort des Weltjudentums lag demnach in London und vor allem in New York, seinem „neuen Jerusalem“ und seiner faktischen Welthauptstadt. Paris blieb sein geistiges Zentrum. Dagegen waren Deutschland und Russland von jeher die Hauptbollwerke des Widerstandes gegen die jüdischen Weltmachtambitionen gewesen. Gerade deshalb – das sprach die Fordsche Schrift nicht explizit aus, deutete es aber an – sei Deutschland 1914 eingekreist und Russland in die Konfrontation mit Deutschland getrieben worden, die zu seinem Zusammenbruch führte. „Es gibt keinen stärkeren Gegensatz in der Welt, als die rein germanische und rein semitische Rasse ... Darum hasste der Jude das deutsche Volk, und daher auch zeigten die Länder, in denen die Juden den stärksten Einfluss hatten [also England und Frankreich], während des beklagenswerten Weltkrieges den stärksten Hass gegen Deutschland ... Die einzigen Gewinner des Krieges waren die Juden.“<sup>1128</sup>

#### Die amerikanische Version der „Protokolle“

Die „Protokolle“ selbst werden in der Fordschen Schrift zwar als ein roter Faden der Argumentation verwendet und als ein unwiderlegliches Dokument der diabolischsten Pläne und Absichten, die die Geschichte je gekannt habe, vorgestellt. Aber zugleich wird den Absonderlichkeiten des Textes, seinem teilweise wirren, kompilierten Charakter, Rechnung getragen. Demnach handelte es sich nicht eigentlich um das „Protokoll“ einer irgendwie bedeutenden Geheimversammlung der „Weisen“, als vielmehr um Mitschriften mündlicher Vorträge, sei es vor Eingeweihten, sei es vor Eleven, worin mit kaltem Gleichmut längst Beschlossenes

noch einmal zusammenfassend dargelegt werde.<sup>1129</sup> Ein zufälliger Fund mithin – der aber einen Zipfel des größten Weltgeheimnisses lüfte!

Dieser Text, den die Juden immer wieder verleumdet und aus dem Verkehr zu ziehen versucht hätten, sei gewissermaßen konspirativ von Hand zu Hand gegangen, in den Regierungsbüros archiviert und unter den höheren Beamten furchtsam studiert worden. Aber schließlich habe er sich gegen alle Widerstände behauptet. Für sich genommen bewiesen die „Protokolle“ natürlich nichts; ihr dokumentarischer Wert liege ausschließlich darin, dass das seinerzeit Angekündigte inzwischen zum größten Teil bereits Wirklichkeit geworden sei.

Im übrigen handele es sich dem ganzen Duktus nach um keinen aus Russland stammenden und in russischer Sprache geschriebenen Text. Auf dem Umweg über Russland, über die russische gedruckte Fassung des Professors Nilus, hätten die „Protokolle“ nur ihren Weg in die breite Weltöffentlichkeit genommen. Und jetzt seien sie nicht mehr wegzudiskutieren. Sie „drängen geradezu die Fragen auf: Haben die Juden ein organisiertes Weltsystem? Was ist dessen Politik? Wie wird es gehandhabt?“<sup>1130</sup>

Eine jüdische Weltherrschaft existiere bereits, doch sei sie noch nicht gesichert, sondern bestehe einstweilen nur in einer Reihe prekärer Eroberungen und halbwegs gesicherter Stützpunkte. Um die eigene autokratische, totale (oder, in späterer Terminologie gesprochen, totalitäre) Herrschaft des internationalen Judentums über alle Völker der Welt zu errichten, genüge es eben nicht, fremde Regierungen für sich arbeiten zu lassen oder Teile des gesellschaftlichen Lebens zu kontrollieren. Sondern es bedürfe der restlosen geistigen und moralischen Zersetzung, der vollkommenen Verwirrung und Erschöpfung der Menschen und des Niederbruchs aller ihrer hergebrachten Formen von Staat und Gesellschaft. „Diesen letzten Abschnitt hat die Welt noch nicht erlebt, er ist noch nicht einmal in Russland eingetreten.“<sup>1131</sup>

Gewiss, die Revolution in Russland entspreche exakt dem in den „Protokollen“ angekündigten „Plan zur Niederzwingung der nichtjüdischen Staaten in Europa“, der da laute: „Einem von ihnen werden wir unsere Macht durch Mordanschläge, also durch die Schreckensmänner, den Terror, beweisen.“ Dieser eine Staat, an

dem das Exempel statuiert werde, sei eben Russland, einst das Land des eingefleischtesten Antisemitismus, das nun zur Rache unter einem jüdischen Terrorregiment stehe. 90 Prozent der bolschewistischen Kommissare seien Juden. Auch die Sowjets seien in Wirklichkeit „keine russische, sondern eine jüdische Einrichtung“, der *Kahal* nämlich, „die überlieferte jüdische politische Verfassungsform während der Zerstreuung der Rasse unter die Völker“.<sup>1132</sup>

Tatsächlich sei der Bolschewismus nur die „Generalprobe“ für das, was allen Völkern blühen soll. Denn worum ging es den Bolschewiki in Wirklichkeit? Jedenfalls nicht um irgendeine Form von Sozialismus oder gar Kommunismus, gar Herrschaft der Arbeiter und soziale Befreiung. Das alles seien nur Losungen zur Verdummung der nicht-jüdischen Massen. Der Kapitalismus sei in Russland keineswegs zerstört worden, im Gegenteil: „Wenn Lenin und Trotzky ihre Abschieds-Verbeugung machen und sich unter den Schutz und Schirm der jüdischen Kapitalisten der Welt zurückziehen, so wird sich herausstellen, dass nur das nicht-jüdische oder russische Kapital vernichtet und dafür der jüdische Kapitalismus auf den Thron erhoben worden ist.“<sup>1133</sup>

Aber von Russland werde möglicherweise auch der erste große Gegenschlag gegen die jüdischen Weltmachtpläne ausgehen. Gleich mehrfach finden sich in dem Fordschen Pamphlet dunkel drohende Formulierungen wie diese: „Heute schon erschauert die Menschheit vor dem Erwachen des wirklichen Russlands und vor der furchtbaren Wiedervergeltung an den Sowjetisten.“<sup>1134</sup> Die letzte und entscheidende Aufgabe dieser Weltbefreiungsrevolution werde jedoch den Nicht-Juden der westlichen Länder zukommen, und vor allem der USA. „Die ganze Frage wird hier ihren Mittelpunkt finden und wird hier gelöst werden, wenn wir besonnen handeln und nicht davor zurückschrecken ... Dann wird es an den Juden selbst sein, der Neuordnung der Dinge Rechnung zu tragen. Sie sollen nicht ihre Eigenart aufgeben, nicht ihre Tatkraft verkümmern oder ihren Glanz verdunkeln lassen – aber sie sollen alle diese Kräfte in reinere Kanäle leiten ...“. Ford versicherte: „Man wird die Juden nicht ausrotten; aber man wird ihnen auch nicht erlauben, die menschliche Gesellschaft weiter unter das Joch zu beugen“.<sup>1135</sup>

Gegen den Strom antisemitischer Schriften aus dem Hause Ford wandten sich Ende 1920 eine Vielzahl von Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, darunter sogar die drei Präsidenten Taft, Wilson und Harding. Auch die christlichen Kirchen und natürlich die jüdischen Organisationen legten feierlichen Protest ein. Dennoch zog die antisemitische Manie, wie Louis Marshall besorgt feststellte, Kreise. In einem Brief vom September 1921 schrieb er: „Es handelt sich nicht nur darum, dass die Artikel Fords jede Woche erscheinen, ohne in ihrer Heftigkeit irgendwie abzunehmen, sondern, was noch viel schlimmer ist, dass die ‘Protokolle’ in jedem Klub, in jeder Zeitung im Umlauf sind, dass alle Mitglieder des Kongresses sie erhalten haben und dass sie ... Gegenstand der Diskussion in jedem Salon und in allen sozialen Schichten (sind).“<sup>1136</sup>

Ford selbst äußerte sich in den beiden (Auto-)Biographien, die 1922 auf Basis von Gesprächen oder Diktaten erstellt wurden, noch einmal, wenn auch zurückhaltender, zur jüdischen Weltverschwörung. Seine private Manie ging soweit, ehemalige Geheimdienstleute als Detektive einzusetzen, um die Verbindungen zwischen der New Yorker jüdischen Gemeinde-Organisation, der *Kehilla*, dem Obersten Richter Louis Brandeis und dem Weißen Haus auszuforschen. Erst als der „Dearborn Independent“, um seine Anklagen gegen die jüdischen Überkapitalisten zu belegen, immer häufiger auch Namen nannte und konkrete Behauptungen über unlautere Machenschaften aufstellte, die dann vor Gericht bewiesen werden mussten, begann Ford vorsichtiger zu agieren. Dazu kam die Krise seiner eigenen Firma und die stärker gewordene, durchaus nicht „jüdische“ Konkurrenz. 1927 bat er Louis Marshall um einen Text für einen förmlichen Widerruf, worin er erklärte, „nach dem neuerlichen Studium der Sammlung des ‘Dearborn Independant’ tief schockiert“ gewesen zu sein, weshalb er „öffentlich Abbitte“ leisten wolle. Er versicherte, dass die jüdischen Landsleute „in Zukunft auf meine Freundschaft und meinen guten Willen zählen können“. Er selbst werde die inkriminierten Schriften im In- wie im Ausland aus dem Verkehr ziehen lassen und dafür sorgen, dass in der Zeitung in Zukunft „keine Äußerungen über Juden mehr erscheinen“.<sup>1137</sup>

### Mythos und Gegen-Mythos

Der französische Schriftsteller und Geheimdienstoffizier Henri Rollin hat in seiner in Frankreich 1939, am Vorabend des zweiten Weltkriegs, veröffentlichten Weckschrift „L’apocalypse de notre temps“<sup>1138</sup> erstmals das Bild einer deutsch-russischen Verschwörung der Antisemiten gezeichnet, die von Berlin und München aus den Mythos der jüdisch-bolschewistischen Weltverschwörung in aller Herren Länder exportiert habe.

Rollin ging davon aus, dass dieses Komplott zwischen den Geheimbünden weißrussischer Emigranten und den zur Macht gekommenen deutschen Nationalsozialisten sich von 1918/19 bis in die dreißiger Jahre hinein erhalten habe und dass es den Kern einer „faschistischen Internationale“ bildete, die die republikanischen Staaten des Westens und vor allem Frankreich mit Attentaten, Destabilisierungen und letztlich mit Krieg bedrohten. Und das Schlüsseldokument ihrer gemeinsamen Weltanschauung und konzertierten Weltverhetzung seien eben die „Protokolle“ – deren plumpe Fälschung ihren Kolporteurs natürlich vollkommen bewusst gewesen sei, deren Enthüllung sie aber um jeden Preis (und beim Berner Prozess 1934 mit großen Geldmitteln) hätten verhindern wollen.

Wie der Geheimdienstoffizier Rollin in der Rekonstruktion dieses Mythos selbst einen Anti-Mythos produzierte, sodass die von ihm enthüllte antisemitische Weltverschwörung der jüdischen aufs Haar zu gleichen begann, ist eine Geschichte für sich. Diese suggestive Wirkung haben die „Protokolle“ allerdings von Beginn an auf viele derer ausgeübt, die daran gingen, sie zu entlarven – bis die Geschichte ihrer Kompilation und Verbreitung schließlich kaum weniger mysteriöse und apokryphe Züge annahm, als sie der Entstehung der „Protokolle“ in der Legende ihrer Adepten und Propagandisten selbst anhaftete.

Diese Gegenlegende begann mit der kriminalistisch-philologischen Enthüllung des Istanbuler „Times“-Korrespondenten Philipp Graves 1922 (der den Weg rekonstruierte, den die „Protokolle“ als Machwerk aus der Fälscherwerkstatt der zaristischen Ochrana um 1900 über „weiße“ russische Emigranten in Istanbul schließlich 1919/20 in den Westen genommen hatten).<sup>1139</sup> Sie setzte sich fort in

Benjamin Segels „Erledigung“ der Protokolle von 1924; nahm historisches Format an in Alexander Steins „Adolf Hitler als Schüler der Weisen von Zion“ von 1936<sup>1140</sup>; bis in Henri Rollins „L’Apocalypse de notre temps“ von 1939 die verheerende Wirkungsgeschichte der Protokolle bereits als ein welthistorisches Faktum im Raume stand, das Konrad Heiden in seinem Psychogramm „Der Fuehrer“ von 1944 nur noch zitieren musste<sup>1141</sup> (\*).

In den späteren romanhaften Verarbeitungen von Danilo Kis (1983)<sup>1142</sup> oder Umberto Eco (1988)<sup>1143</sup> sind Fakten und Fiktionen vollends ineinandergeflossen. Aber auch die wissenschaftlichen Aufarbeitungen und Nachzeichnungen der Entstehung und Wirkungsgeschichte der „Protokolle“ von Walter Laqueur (1965)<sup>1144</sup>, Norman Cohn (1967)<sup>1145</sup>, Léon Poliakov (1977)<sup>1146</sup>, Pierre-André Ta-

---

(\*) Heidens Buch, ein Bestseller des Jahres 1944, beginnt mit der folgenden, auf Rosenberg bezogenen Passage, die man auf ihre Weise klassisch nennen könnte: „One day in the summer of 1917 a student was reading in his room in Moscow. A stranger entered, laid a book on the table, and silently vanished. The cover of the book bore in Russian the words from the twenty-fourth chapter of Matthew: ‘He is near, he is hard by the door.’ – The student sensed the masterful irony of higher powers in this strange happening. They had sent him a silent message. He opened the book, and the voice of a demon spoke to him.” (The Fuehrer, S. 1)

Das ist nicht nur an sich eine klassische Verschwörungsgeschichte. Sondern es entspricht auch ganz der Manier, mit der weiße Ex-General Petr Krasnow in seinem Weltbestseller „Vom Zarenadler zur Roten Fahne“ – der vielleicht publikumswirksamsten, freilich vollends romanhaft verfremdeten Adaption der „Protokolle“ – das Böse des Bolschewismus in die Welt treten lässt. In einer stark autobiographisch gefärbten, der eigentlichen Romanhandlung völlig aufgesetzten Handlungsebene wird dort die Rekrutierung eines blassen, rötlichen, von blinder Rachsucht zerfressenen Revolutionärs namens Nikolai Ilitsch Burjanow, genannt Bronin (in dem man unschwer Lenin erkennt) für die geheime, alle Fäden ziehende Bruderschaft der Weisen von Zion berichtet. In der mir vorliegenden, „völlig neubearbeiteten“ Ausgabe des Vier Falken Verlags (Berlin o.J.) findet sich diese Schlüsselszene am Beginn des Zweiten Buchs, Abschnitt 23. Am Ufer des Luzerner Sees nähert sich Bronin ein alter Jude mit grauem Bart bis auf die Brust und verkündet ihm: „Ich kenne Euch, ... wir haben lange über Euch nachgedacht, beratschlagt und entschieden, dass Ihr derjenige seid, dem wir unser erhabenes Werk übergeben wollen.“ – „Wer ist das, wir?“, fragte Nikolai Ilitsch. – „Das wird den Uneingeweihten nicht kundgetan. Wir sind eine große Macht. Wir unterwerfen uns die Welt ... Ich schicke Euch einen Lehrer.“ (S. 282 ff.) Hier firmierte also Lenin als Werkzeug der „Weisen von Zion“ – und dort Rosenberg als das Werkzeug einer Weltverschwörung der Antisemiten.

Damit nicht genug: Beide Geschichten paraphrasieren die vom „Times“-Korrespondenten Philip Graves berichtete Geschichte von jenem Unbekannten, der ihm im August 1921 in Konstantinopel ein Exemplar des Buches von Maurice Joly „Dialogue dans l’enfer“ übergeben habe, mit dessen Hilfe (durch Textvergleich) er die „Protokolle“ dann als Fälschung habe entlarven können. Dieser „Mister X“, dessen Rolle nach Danilo Kiš „für die Lösung des Mysteriums der Protokolle von hervorragender Bedeutung war“, konnte durch die historische Forschung mittlerweile als ein russischer Adelliger namens Michail Raslowlew ermittelt werden. (Vgl. Michael Hagemeister: Sergej Nilus und die „Protokolle der Weisen von Zion“, S. 139) Die bis heute anhaltende Faszination des „Mysteriums der Protokolle“ liegt nicht zuletzt wohl in dieser Überlagerung dreier Kriminalgeschichten.

guieff (1992)<sup>1147</sup>, Michael Hagemester (1995 ff.)<sup>1148</sup> und anderen<sup>1149</sup> haben sich – ungeachtet ihres aufklärerischen Werts und Anspruchs – der Suggestion einer Verschwörung der Antisemiten, die sich mehr oder minder bewusst einer Fälschung bedient hätten, nie ganz entziehen können.<sup>(\*)</sup>

Jedenfalls blieb ungeklärt, worin die tatsächliche Wirkung dieses fast unlesbaren und völlig anachronistischen Textes bestanden haben soll. Hannah Arendt drehte das ganze Argument um und meinte, „dass die ungeheure Popularität der ‚Protokolle‘ nicht dem Judenhass, sondern eher der Bewunderung der Juden und dem Wunsch, etwas von ihnen zu lernen, geschuldet war“. Der Argumentation Alexander Steins folgend (der in Hitler-Reden Formulierungen der „Protokolle“ entdeckt haben wollte) glaubte Arendt, dass die Nazis vor allem den Gedanken der „Organisation eines ganzen Volkes für den Zweck der Welteroberung nach dem Modell der ‚Weisen von Zion‘“ aus diesem Text entnommen haben könnten.<sup>1150</sup> Ob sich dieser Gedanke in dem Text überhaupt findet, ist allerdings zweifelhaft. Die Kritiker haben mindestens so viel in die „Protokolle“ hineingelesen wie die Antisemiten selbst.

Zur Suggestion ihrer Wirkungsgeschichte trug jedenfalls die seit Rollin etablierte Vorstellung bei, dass die Lancierung der „Protokolle“ in erster Linie ein russisch-deutsches Zusammenspiel gewesen sei, mit Berlin und München als den Hauptorten der Handlung; und dass es sich somit um einen Schlüsseltext für die Entstehung des deutschen Nationalsozialismus und seines mörderischen Judenhasse gehandelt habe. Auch dagegen sind allerdings einige Zweifel anzumelden.

Tatsächlich erfolgte die Veröffentlichung der „Protokolle“ in Deutschland, England und den USA zeitlich und faktisch parallel. Kurz darauf erschienen sie in Frankreich, Schweden und weiteren Ländern. Russische Emigranten, baltische

---

<sup>(\*)</sup> Von dieser Kritik kann ich mich selbst nicht ausnehmen. In dem historischen Abriss „Mythus des 21. Jahrhunderts?“ (1991) habe ich in ganz ähnlicher Weise die „Protokolle“ als Vorlage der Hitlerschen Rassen-Mythologeme interpretiert und darüber einen Bogen vom vorrevolutionären russischen Antisemitismus zum modernen sowjetischen bzw. postsowjetischen „Antizionismus“ gezogen. (In: Koenen/Hielscher, Die Schwarze Front, 1991, S. 119 ff.) Allerdings habe ich den Hauptakzent hier und an anderer Stelle auf die originären ideologischen Hinzufügungen des stalinistischen und post-stalinistischen „Antizionismus“ gelegt.

Flüchtlinge, deutsche Offiziere und alliierte Vertreter dürften gleichermaßen als Transporteure fungiert haben. Die russische Version der „Protokolle“ scheint in den Jahren der Revolution und des Bürgerkrieges (vor allem in der letzten Nilus-Ausgabe von 1917) auf allen Seiten der Front verbreitet gewesen zu sein, und es bedurfte keiner konspirativen Wege ihrer Weitergabe. Behauptungen wie die, Kerenski habe alle gedruckten Exemplare konfiszieren lassen und die Besitzer der Schrift – warum nicht? – erschießen lassen, gehörten zum eisernen Bestand der antisemitischen Legende selbst. Alfons Paquet jedenfalls fand die Nilus-Schrift im Sommer 1918, wie beschrieben, bei seinem Gastgeber in Moskau.<sup>1151</sup>

Die deutsche Ausgabe der „Protokolle“, die – entgegen den Angaben im Impressum – erst im Januar 1920 ausgeliefert wurde, blieb zunächst weitgehend unbeachtet. Sie verkaufte sich zwar wie andere Antisemitica recht lebhaft, wurde aber – jedenfalls in der Wahrnehmung der Herren vom „Verband gegen die Überhebung des Judentums“, in deren Verlag das Pamphlet erschien –, in den ersten Monaten „totgeschwiegen“.<sup>(\*\*)</sup>

---

(\*\*) Bei genauer Lektüre der Verbandszeitschrift „Auf Vorposten“ lässt sich die Editions-geschichte der deutschen Ausgabe der „Protokolle“ sehr genau rekonstruieren. Eine Ankündigung, dass man durch „vaterländisch gesinnte Russen“ in den Besitz der „Geheimnisse der Weisen von Zion“ gelangt sei, findet sich in der Tat bereits im 4.-6. Heft der Zeitschrift (April-Juni 1919); allerdings nicht an prominenter Stelle. In der Januar/Februar-Ausgabe 1920 heißt es, das gleichnamige Werk von Gottfried zur Beek sei „vor sechs Wochen erschienen“ und habe eine „günstige Aufnahme gefunden“, trotz des Boykotts durch die jüdische wie die nicht-jüdische Presse. Im 3.-6. Heft (März bis Juni 1920) heißt es schließlich: „Die Geheimnisse der Weisen von Zion gelangten Mitte Januar auf den Büchermarkt. Völkische Blätter und Zeitschriften besprachen das Werk zwar sofort, die große deutsche Presse brachte aber ... nichts darüber. Die Judenpresse schwieg sich vollständig aus.“ Wie viel anders, triumphierte das (nach wie vor unregelmäßig erscheinende) Verbandsblatt, sei das in Großbritannien gewesen, wo die „Times“ am 8. Mai mit dem groß aufgemachten Warnruf „The Jewish Peril“ herausgekommen sei. Darauf habe Graf Reventlow in der „Deutschen Tageszeitung“ vom 17. Mai unter der Überschrift „Pax Judaica“ geantwortet – „und dann ging’s los!“ Der fragliche Artikel Graf Reventlows findet sich im gleichen Heft vollständig abgedruckt. Er erst brachte (auch in der Wahrnehmung der „Vorposten“-Leute) den Durchbruch in eine größere Öffentlichkeit: „Zunächst antwortete das ‚Berliner Tageblatt‘ in seiner duftreichen Sprache ... Dann erschien die ‚Freiheit‘ auf dem Plane ... Vossische und Frankfurter Zeitung sowie die Deutsche Montagszeitung fielen heißhungrig über diesen Brocken her.“ Mit diesem Erfolg hatte „Auf Vorposten“ die begründete Hoffnung, selbst „wieder regelmäßig monatlich erscheinen zu können“.

### Im Gehäuse des Wahns

Eine nicht geringe Rolle dürften dabei die ausufernden Kommentare des pseudonymen Herausgebers „Gottfried zur Beek“ (offenkundig des Vereinsvorsitzenden Ludwig Müller zur Hausen selbst) gespielt haben, die mehr als zwei Drittel der 256 Seiten des unter dem Titel „Die Geheimnisse der Weisen von Zion“ publizierten Buches umfassten und einen ausgesprochen schrulligen und anachronistischen Charakter trugen.<sup>1152</sup>

Lässt man sich auf die Wahnwelt des Kommentators der „Protokolle“ für einen Moment ein, ergibt sich immerhin ein deutliches Bild. „Nach Allem, was sich in Russland seit dem Sturze des Zaren und in Mitteleuropa seit dem 9. November 1918 zugetragen hat“, also seit der deutschen Novemberrevolution, könne es über „den jüdischen Weltplan“ keinen Zweifel mehr geben.<sup>1153</sup> Tatsächlich sei die „enge Verbindung von Juden und Angelsachsen“<sup>1154</sup> sowie das internationale Freimaurertum in erster Linie dafür verantwortlich gewesen, dass das Russische Zarentum sich 1914 verblendet in einen Krieg mit dem österreichischen und deutschen Kaiserreich hatte hineintreiben lassen. Russland war also nur das blinde Werkzeug der Briten, Freimaurer und Juden, um das „Haus Hohenzollern und das alte Preußen“ zu stürzen, welches von jeher „als das Haupthindernis für die Verwirklichung des Menschheitsbundes unter jüdisch-freimaurerischer Führung angesehen“ worden sei.<sup>1155</sup>

Aber wie Russland gegen den „Pangermanismus“ aufgehetzt worden war, waren auch die Deutschen in den unheilvollen Krieg gegen das legitime, zarische Russland hineingetrieben worden. So hatte Heinrich Sklarz (der Bruder des Parvus-Kompagnons Georg Sklarz) 1914 in einer Broschüre „Die russische Dynastie Romanow auf der Anklagebank der Weltgeschichte“ geschrieben: „Der Hauptfeind steht zweifellos im Osten ... Es gilt vor allem die vollständige Vernichtung der Dynastie Romanow.“<sup>1156</sup>

Alle deutsch-bolschewistischen Kollusionen der Weltkriegszeit erschienen danach in einem ganz anderen Lichte. Namentlich Parvus-Helphand wurde im „Vorposten“ immer wieder als der Hauptdrahtzieher des Weltumsturzes gezeich-

net, der „seine Befehle über Moskau oder Kopenhagen von Neu-York erhält“. So habe 1914 der „lange Theobald“ (Bethmann Hollweg) in Parvus „den Mann gefunden“, den er suchte, um zu verabreden, „wie der Umsturz in Russland am besten durchgeführt werden könne“. Auch der Gesandte Brockdorff-Rantzau habe „ganz andere Ziele wie die Erhaltung der Monarchien“ verfolgt. An seiner Seite wirkte „der Jude Fritz Cahén aus dem Elsaß“. Und nachdem Russland einmal niedergerungen und zur Wüste gemacht worden war, „widmete Parvus seine ganze Arbeitskraft der Zermürbung Deutschlands“. In seiner Villa auf Schwabenwerder zählten Führer der Sozialdemokratie wie Ebert, Scheidemann, Haenisch und Wels oder einflussreiche Publizisten wie Harden ebenso „zu den Stammgästen“ wie die bolschewistischen Vertreter Joffe, Kopp und Radek.<sup>1157</sup>

Der Bolschewismus war im übrigen gar nichts Neues – „wir kennen ihn seit 3000 Jahren“<sup>1158</sup>, als die jüdische Partei des Umsturzes und der Zersetzung in allen Kultur- und Wirtsvölkern. Der moderne „Kommunismus“ dagegen, d.h. der „Gedanke der allgemeinen Gleichmacherei“, war – wie schon die „Weisen“ in den Protokollen erklärt hätten – nichts als ein Mittel zur Verblendung der dummen Gojim, die unter dieser Losung sich wie eine Hammelherde für die Ziele der jüdischen Weltmacht und Weltausbeutung einspannen ließen.<sup>1159</sup> Im übrigen wurde das bolschewistische Regime direkt von jenseits des Atlantik dirigiert. Nach der "Mitteilung eines russischen Staatsmannes" sollten von 457 führenden Bolschewisten 422 Juden seien, von denen wiederum 264 aus Amerika gekommen seien, darunter der eigentliche Herrscher Russlands, „Leiba“ Trotzki.<sup>1160</sup>

Im apokalyptischen Gesamtgemälde des „Weltumsturzes“, das Müller von Hausen alias Gottfried zur Beek im Vorspann und Anhang zu den „Protokollen“ aufmachte, waren die Bezüge auf den Bolschewismus in Russland alles in allem aber eher Marginalien. Jedenfalls dürfte es für deutsche Leser noch weitaus erschreckender gewesen sein zu erfahren, dass der Reichskanzler Bethmann-Hollweg den ganzen Weltkrieg hindurch „im Solde Englands“ (sprich, der englischen Großloggen) gestanden habe<sup>1161</sup>, oder dass der Wissenschaftler Paul Ehrlich („Salvarsan-Ehrlich“) und sein Gehilfe Wassermann "die Syphilis auf Menschen übertrug, um sie recht gründlich studieren zu können"<sup>1162</sup>, als aus einer russi-

schen Exilzeitung zu hören, dass im Kreml unter Anleitung Trotzki's Satans-Messen gelesen wurden<sup>1163</sup>.

### Die deutsche Karriere der „Protokolle“

Erst nachdem Ernst Graf zu Reventlow in der „Deutschen Tageszeitung“ unter der Überschrift „Pax Judaica?“ den „Times“-Artikel vom Juni 1920 aufgegriffen hatte, sahen sich die größeren deutschen Blätter und Zeitschriften genötigt, etwas über das Phänomen der „Protokolle“ und ihre internationale Verbreitung zu schreiben. Der Ton war überwiegend ironisch. Allerdings gab es auch einige prominente Stimmen, die in den „Protokollen“ ein Menetekel der eingetretenen Weltveränderungen sehen wollten – so vor allem Ludendorff, der sich (manifest ab 1923) unter dem Einfluss seiner neuen Gattin Mathilde völlig in eine geschlossene Welt antisemitischer und antifreimaurerischer Obsessionen und Verschwörungsvorstellungen verstrickte und einschloss.

Natürlich zeigten sich die jüdischen Organisationen wegen der Verbreitung der Schrift alarmiert. Sehr bald wurden Widerlegungen verfasst, die für die antisemitischen Organe wiederum ein gefundenes Fressen waren. So zogen sich die Presse- und Prozessfehden hin. Eine größere Verbreitung im Hauptstrom der öffentlichen Meinung dieser Jahre fanden die „Protokolle“ dennoch nicht. Selbst dort, wo die Phantasmagorie einer „jüdischen Weltverschwörung“ eine erste, ernste Wendung nahm, nämlich in der Kampagne der terroristischen Geheimbünde gegen Walther Rathenau als den Vertreter einer „Erfüllungspolitik“, hätte es der „Protokolle“ wohl kaum bedurft. Die einschlägigen Vorstellungen (von den „300 Männern“, von denen Rathenau einmal gesprochen hatte, die sich untereinander kannten und die Geschicke der Weltwirtschaft lenkten) waren längst vorhanden und in Dutzenden antisemitischer Pamphlete ausgebreitet worden.

Für eine spezifisch antibolschewistische Agitation waren die „Protokolle“ im übrigen weitgehend dysfunktional. Ihre polemische Hauptstoßrichtung galt eindeutig dem Liberalismus und der Demokratie als den primären Mitteln jüdischer Macht und Zersetzung, zu denen der revolutionäre Sozialismus oder Kommu-

nismus nur komplementär hinzutrat.<sup>(\*)</sup> Insgesamt waren sie weitgehend der Welt des 19. Jahrhunderts verhaftet und so bar aller passenden Zeitbezüge, dass Müller in seinen frei konfabulierten zeitgenössischen „Kommentaren“ 1919/20 Mühe

---

<sup>(\*)</sup> Den "Protokollen" zufolge ist das erklärte Ziel der Häupter des Judentums der Sturz aller bestehenden Throne und Religionen, die Vernichtung aller Staaten, auf deren Trümmern das jüdische Weltreich mit einem Herrscher aus dem Geschlechte Davids errichtet werden wird. Die Hauptmittel dieser Umwälzung sind Demokratie, Liberalismus und Sozialismus. Sie bringen die Ideen der Freiheit und Gleichheit in die Köpfe der Massen – obwohl diese, wie die Weisen wissen, in Wirklichkeit unfähig sind, sich selbst zu regieren. Eben darum muss die traditionelle Führungsschicht, der Adel, entmachtet und enteignet werden (durch hohe Grundsteuern und Verschuldung). Durch eine Vielzahl politischer Parteien, durch ewiges parlamentarisches Geschwätz und reißerischen Journalismus soll systematisch Verwirrung gestiftet werden. Indem die Lebenshaltungskosten heimtückisch gesteigert werden, werden die Arbeiter in ständiger Unruhe gehalten und auf ihre Brotherren gehetzt. Die Industrie wird in gigantischen Monopolen zusammengefasst, die zum Ruin der vielen kleinen nichtjüdischen Eigentümer und letztlich zur Kontrolle des gesamten Wirtschaftslebens durch das jüdische Bankkapital führen.

Die Moral der Gojim wird durch Alkoholismus, Prostitution und durch großstädtische Laster jeder Art systematisch unterhöhlt, während gleichzeitig die Autorität der Kirchen herabgesetzt und der Atheismus verbreitet wird. Schließlich aber sind die Juden durch ihre internationalen Verbindungen in der Lage, die Staaten gegeneinander zu hetzen und Kriege anzuzetteln, die allerdings keiner Seite einen entscheidenden Sieg bringen dürfen, sondern nur das Chaos steigern sollen. Alle diese Pläne sind sehr weit gediehen, und wie aus den „Protokollen“ ihres letzten Sanhedrin hervorgeht, stehen die Weisen dicht vor ihrem Endziel. Vielleicht noch hundert Jahre, und das messianische Zeitalter wird anbrechen.

Die Schilderung dieses messianischen Zeitalters bildet die eigentliche Pointe des Textes. Man würde sie heute vielleicht eine Orwellsche Vision nennen, wiese sie nicht deutliche Anklänge an Dostojewskis "Legende vom Großinquisitor" oder an die negativen Utopien der Helden seiner „Dämonen“ auf. Tatsächlich formulieren die "Protokolle" in diesen Passagen mit einiger Eindringlichkeit die aufsteigenden Ängste vor einem künftigen totalitären Zeitalter.

Die unter einem jüdischen Herrscher geeinte Welt wird ein System vollkommener Despotie sein. Die Menschen werden unter dem Regime einer strengen Zensur und allmächtigen Geheimpolizei leben, die jede kritische Äußerung als Verbrechen behandelt. Aber alles dies, so wird man erklären, seien nur vorübergehende Maßnahmen, die nach dem endgültigen Sieg über die verborgenen Feinde des Volkes sofort einer vollkommenen Freiheit Platz machen würden. Gleichzeitig wird alles getan werden, um das gesellschaftliche Leben bestens funktionieren zu lassen und die Menschen satt und zufrieden zu halten. Es wird keine Arbeitslosigkeit geben, und man bildet die jungen Leute für denjenigen Platz in der Gesellschaft aus, den man ihnen zuweist. In den Massenmedien wird man den Menschen beständig den Unterschied zwischen dem früheren Chaos und Elend und der jetzigen Ordnung und Satttheit vor Augen führen. Trunksucht und Prostitution werden nun ebenso unnachsichtig bekämpft werden wie jegliche Art zuchtlosen Lebens.

Bei alledem werden die Beamten, Richter und Regierenden des jüdischen Weltstaates sich als unbestechliche, tüchtige und wohlwollende Herren erweisen. Vor allem der oberste Herrscher selbst wird ein Mann von höchster Tugend sein. Er besitzt kein Privateigentum, und seine ganze Lebensführung ist untadelig. Er dient Tag und Nacht nur dem Staate. Und deshalb wird man ihn frei im Volke umhergehen und Bittschriften entgegennehmen sehen. Und die Menschen werden ihn preisen und sich glücklich schätzen und ihre Unfreiheit völlig vergessen. Aus diesem letzten Grunde wird das Reich Zions ewig dauern ... (Vgl. den Text der „Protokolle“ sowie das Referat bei Normann Cohen, Die Protokolle der Weisen von Zion, S. 76-82, das dem kompilierten Text allerdings eine Kohärenz beilegt, die er kaum hat.)

hatte, an irgendeiner Passage des Originaltextes einzuhaken. Wo es allzu schwierig wurde – etwa in den fehlenden Bezügen auf den Weltkrieg –, fügte er dem aus dem Russischen übertragenen „Originaldokument“ freihändig eigene Formulierungen hinzu.<sup>1164</sup> Das änderte im übrigen nichts am altbacken-konservativen Charakter seiner Ausführungen.

Die britischen und amerikanischen Verarbeitungen und Kommentare waren da schon sehr viel zeitgemäßer und kohärenter. In der Interpretation Henry Fords war es gerade der eigene, angelsächsische Kapitalismus, der als Werkzeug des internationalen Judentums gebrandmarkt und für den Weltkrieg verantwortlich gemacht wurde, während die Bolschewiki lediglich als heuchlerische Instrumente dieser finanzkapitalistischen Weltausbeutung erschienen. Die Schrift Fords kam den Bedürfnissen deutscher Leser auch insofern entgegen, als sie das anrühige Thema der „deutsch-bolschewistischen“ Kollusionen im Weltkrieg auf die Umtriebe der „deutschen Juden“ in Amerika (mit dem Bankier Jakob Schiff als der Hauptfigur) und ihrer ostjüdischen Agenten in Europa verschob. Alles, was im Weltkrieg Teil der Aktivitäten der kaiserlichen Regierung zur Einsetzung eines realen oder imaginären „Weltjudentums“ in die Prospekte einer deutschen „Weltpolitik“ war, wurde jetzt zu einem Instrument jüdischer Globalpolitik umdeklariert, die (wie Ford bestätigte) in allererster Linie auf die Unterminierung oder Vernichtung Deutschlands abzielte – wie zuvor schon Russlands.

#### Deutsch-russische Schicksalsgemeinschaft

Aus der Perspektive der deutschen Antisemiten begründeten gerade die Revolutionen in Russland, Österreich und Deutschland eine existenzielle Schicksalsgemeinschaft und die einzige Rettungsperspektive. Im Nachlass von Ludwig Müller von Hausen im ehemaligen Moskauer „Sonderarchiv“ finden sich gleich mehrere Ausarbeitungen über einen gemeinsam zu führenden deutsch-russischen Befreiungskampf gegen die Herrschaft „Alljudas“ und die freimaurerische „Macht des Weltkapitals“, teils aus Kreisen deutscher Antisemiten, teils aus denen der

russischen Emigration.<sup>(\*)</sup> Müller von Hausen selbst, der baltendeutscher Herkunft war, verkehrte regelmäßig in den Kreisen der Berliner russischen Emigration, ob bei Vorträgen der „Deutsch-russischen Gesellschaft“ oder bei Wohltätigkeits-Veranstaltungen des „Russischen Hilfsvereins“<sup>1165</sup> – ähnlich wie Rosenberg oder Scheubner-Richter zur selben Zeit in München.

In dieselbe Kerbe schlug auch die Mehrzahl der damals publizierten Kampfschriften gegen den „jüdischen Bolschewismus“. So zum Beispiel ein Pamphlet des deutsch-russischen Ingenieurs Johann Kolshorn, das 1922 im „Hammer Verlag“ Theodor Fritschs, des Nestors des deutschen Antisemitismus, erschien. Es trug sein Anliegen im Titel: „Russland und Deutschland – durch Not zur Einigung“. Der 1920 aus Russland geflohene Autor stand fassungslos vor der Tatsache, dass die Kulturvölker, zumal das deutsche Volk, es zuließen, „dass ein riesiges arisches Volk im Osten von jüdischer Henkershand langsam erdrosselt wird“ – statt wie ein Mann zu fordern, „dass dem russischen Volke, diesem naturgegebenen Freunde der Deutschen, mit ganzer Kraft ... geholfen werde“. Waren denn nicht auch die Russen, wie Houston Stewart Chamberlain bereits festgestellt hatte, reine Arier und „edle Langköpfe“? Zwar mochte die zehnpromzentige Beimischung von Tatarenblut eine gewisse „Neigung vom arisch Tiefgründigen zum mongolisch Oberflächlichen“ bewirkt haben. Aber das „arische Sehnen nach hoher Ausgestaltung seelisch oder geistig edler Anlagen“ war durchaus noch vor-

---

<sup>(\*)</sup> Ein Oberstleutnant Goetz aus Cannstatt überreichte Mueller als Privatdruck (1919/20) eine Denkschrift „Deutschland und Russland“, die als Hauptverbündeten das nationale Deutschland das „nationale Russland im Exil“ nennt. Jenes leide „noch mehr als dieses unter der neuen Mächtegruppierung“ und sei noch stärker „an einer befreienden Umgruppierung der Mächteverhältnisse interessiert“. Der Weltkrieg habe nur den einen Zweck gehabt, die mit den beiden Ländern die „der Macht des Weltkapitals (Judas) entgegenstehenden Hemmungen so gründlich als möglich zu beseitigen“. Nach der gemeinsamen Befreiung von der Macht Alljudas müsse engste Bundesgenossenschaft herrschen. (ZChIDK, Fonds 577, op. 2, d. 131, Bl. 2-13) – Kaum anders steht es in einer weiteren, nicht gezeichneten Denkschrift vom Juli 1924, die offenbar aus exil-russischen Kreisen kam und ebenfalls unter der Überschrift „Deutschland und Russland“ stand. Der Autor geht davon aus, dass der Zusammenbruch des bolschewistischen Regimes nur eine Frage der Zeit sein werde, und dass „für Deutschland sowohl die Form, in der dieser Zusammenbruch stattfindet, wie die Frage, wer dann an die Stelle der Bolschewisten tritt, von größter Bedeutung“ sei. Für Deutschland liege darin „die einzige in nächster Zukunft wahrscheinliche Chance einer tiefgehenden Veränderung der Weltlage“. Dazu müsse es aber den plombierten Waggon und Rapallo vergessen machen und die nationalrussische Opposition entschieden unterstützen. Sollte es diese Chance verpassen, werde es ewig unter dem Versailler Joch bleiben und „durch die nivellierenden Kräfte des internationalen Kapitals“ schließlich alle nationalen und staatlichen Eigenheiten verlieren. (Ebenda, Bl. 31-38)

handen im Russenvolke, welches durch eine „bewusste Zuchtwahl der Tüchtigeren schon nach wenigen Generationen die erforderliche Rassereinigung“ vollbracht haben könnte.<sup>1166</sup>

Das 1920 in russischer, 1922 in deutscher Sprache erschienene Großpamphlet Theodor von Winbergs „Der Kreuzesweg Russlands“ zeichnete dagegen in schwül-monarchistischer Weise das Bild eines schmachvollen Verrats des russischen Volkes an seinem märtyrisierten Herrscherpaar, das sich leider durch eine bürgerlich-militärische Partei 1914 in den von England inszenierten, verhängnisvollen Krieg gegen das benachbarte preußisch-deutsche Kaiserreich hatte treiben lassen. Wie in allen Umstürzen seit der französischen Revolution, waren kurz darauf „die Führer der sogenannten ‚Befreiungen‘, die jüdischen Freimaurer oder die Freimaurer-Juden als feinste Kenner der Volkspsychologie“<sup>1167</sup> aus den Kulissen getreten und hatten das Volk aufgehetzt, zu plündern und zu morden, nur um es danach umso gründlicher ihrem eigenen Joch zu unterwerfen. Und das musste ihnen der Neid lassen: „von allen Herrschern, die einst über Russland regierten, kannte und verstand niemand so gut das russische Volk wie Iwan der Grausame, Peter der Große und ... Leibe Trotzki-Bronstein“.<sup>1168</sup>

Winberg, ein ehemaliger Rittmeister der Zarenarmee, träumte von der Wiederherstellung einer „Heiligen Union“ (einer Heiligen Allianz) der drei Monarchien, die 1917/18 zusammengebrochen waren. In diesem Zusammenbruch lag für ihn wie für alle traditionellen Antisemiten das wahre Geheimnis des Krieges wie der Revolution. Freilich, so bemerkte er, habe auch in Deutschland 1914 eine bürgerliche „Kriegspartei“ gegen Russland gerüstet und „ihr vielsingendes Deutschlandlied“ gesungen – nicht ahnend, dass „es zweier Chöre bedurfte hätte, zweier vereinigter und verbrüderter Völker“, um gemeinsam zu singen: „Deutschland Russland über alles, über alles in der Welt!“<sup>1169</sup>

## ZWEIFACHER REVISIONISMUS

### Deutsche und sowjetische Weltpolitik zwischen den Kriegen

Das Weimarer Deutschland und das sowjetische Russland befanden sich ungeachtet aller ideologischen Affinitäten oder Aversionen in einer „Sonderbeziehung“, die in die letzte Kriegsphase zurückreichte und in der Nachkriegsperiode die Gestalt eines zweifachen, eng miteinander verzahnten und sich gegenseitig nährenden Revisionismus annahm.

Der prononcierte regierungsamtliche „Antibolschewismus“ der letzten Kriegs- und ersten Nachkriegswochen hatte jenseits aller realen Ängste vor Umsturz, Chaos und Seuchen auch mit der höchst unrealen Erwartung zu tun, die Alliierten würden die deutschen Machtpositionen im Osten zumindest teilweise bestehen lassen. Die gemeinsame Abwehr des Bolschewismus, hoffte man, werde auf schließlich eine „Neuordnung“ Europas hinauslaufen, worin ein Teil der deutschen Landnahmen und Einflusszonen im Osten als Kompensation für die zu erwartenden Abtretungen und Verzichtleistungen im Westen eingesetzt würde. Deutschland werde, so Vizekanzler Payer im Oktober 1918, nach einem „Wilson-Frieden“ mit seinem Recht auf Selbstbestimmung die natürliche Schutzmacht der unter seinem Patronat entstandenen, von Russland abgefallenen und vom Bolschewismus bedrohten neuen Randstaaten bleiben. Von daher sprach er seinen Landsleuten Mut zu: „Gegen Osten ist die Welt wieder offen für uns.“ Dort „ist für uns Frieden und bleibt für uns Frieden, mag es unseren westlichen Feinden gefallen oder nicht“.<sup>1170</sup> Das hieß im Klartext: Mochte der Krieg im Westen verloren sein – im Osten war er gewonnen!

Die ungeheure Erbitterung, die sich der deutschen Öffentlichkeit im Frühjahr 1919 bemächtigte, als die realen Friedensbedingungen durchsickerten, speiste sich nicht zuletzt aus dieser noch über den militärischen Zusammenbruch hinaus gehegten Illusion. Der Umschlagspunkt war die dritte Waffenstillstandsverlänge-

rung vom Februar, die die deutsche Armee zwang, ganz Polen einschließlich der Provinz Posen zu räumen. Kurz darauf wurde bekannt, dass Danzig und Oberschlesien an Polen fallen sollten. Nachdem auch die im Baltikum verbliebenen deutschen Truppen im Juni ultimativ zurückbeordert wurden, war klar, dass es für die Verluste im Westen keine Kompensationen im Osten geben würde – im Gegenteil. Die neuen mitteleuropäischen Staatsbildungen sollten wesentlich auch dazu dienen, das Deutsche Reich im Sinne eines „cordon sanitaire“ vom „Osten“ abzuschneiden und besonders vom bolschewistischen Russland zu separieren. Die Wut richtete sich daraufhin vor allem gegen die neue Republik Polen, die mit französischer Rückendeckung auf Kosten vormals deutscher (und russischer) Gebiete zu einer regionalen Großmacht ausgebaut wurde, deren Ambitionen noch keineswegs befriedigt waren. Dieser Antagonismus gegen Polen gehörte zu den Verhängnissen der ganzen Weimarer Periode.

### Bolschewismus als Drohkulisse

Angesichts dessen bekamen die lautstarken deutschen Beschwörungen der bolschewistischen Gefahr etwas immer Zweideutigeres, selbst dort, wo sie als positives Angebot an die Westmächte formuliert waren. So wenn der Interimschef der Armee, General Groener, im Dezember 1918 in einem Memorandum an das amerikanische Oberkommando die „gemeinsame Niederwerfung“ des Bolschewismus vorschlug, „um dieser Gefahr zu begegnen, die wie eine Pest über Europa hereinbreche und, falls sie sich in Deutschland einniste, auch am Rhein vor Marschall Fochs siegreichen Heeren nicht haltmache“. Praktisch lief das auf den Vorschlag (oder vielmehr die Forderung) hinaus, die Demobilisierung abubrechen und eine neue deutsche Armee als „Schutzmacht“ der neuen Staaten Mitteleuropas ins Feld zu stellen.

Als die amerikanischen Offiziere das Ansinnen (zu Recht) als „Bluff“ einstufte und kühl ablehnten, drohte Groener kaum verschlüsselt mit einem deutschen Nationalbolschewismus: „Deutschland werde lieber bolschewistisch, als dass es sich knechten ließe; es würden Stimmen auch in nationalen Kreisen laut, sich mit

der Revolution des Ostens zu verbünden, um auch den Westen Europas nicht unbeschadet aus diesem Kriege hervorgehen zu lassen“.<sup>1171</sup>

Diese Pressionsversuche waren begleitet, aber auch herausgefordert durch absurde Spekulationen in der westlichen Presse über eine drohende „Allianz zwischen Bolschewismus und Alldeutschum“ (so die Pariser „Le Temps“) oder die ernsthafte Besorgnis, dass „ein jeder Hoffnung beraubtes Deutschland die Beute der bolschewistischen Seuche wird“ (so der Londoner „Observer“).<sup>1172</sup> Verräterisch erschienen auch die Bemühungen der westlichen Alliierten, die Auslieferung des in Berlin festgenommenen Karl Radek zu erwirken oder zumindest Einblick in seine Aussagen und die Erkenntnisse der deutschen Behörden zu erhalten. Eine Sonderkommission aus alliierten Offizieren, die eigens nach Berlin entsandt wurde, um die Pläne und Verbindungen Radeks festzustellen, ließ sich von den Andeutungen der deutschen Organe über Radeks weitgespannte Verbindungen zu französischen oder britischen Soldatenkomitees allerdings weniger als erhofft beeindrucken.<sup>1173(\*)</sup>

Parallel zu den Verhandlungen der Sieger in Versailles gab es auch schon erste ernsthafte Vorschläge, etwa aus der Feder von Max Weber in der „Frankfurter

---

(\*) Bezeichnend für das gegenseitige Spiel der Erpressung war etwa wie Art und Weise, wie die alliierten Offiziere „die Bekanntgabe der Radekschen Dokumente“ als „Prüfstein (testing) für die Stellungnahme der deutschen Regierung gegenüber dem Bol[schewismus]“ werten wollten und erklärten, die öffentliche Meinung im Westen sei der Ansicht, „dass in Deutschland in der Bekämpfung des Bol[schewismus] nicht genügend geschieht“, was faktisch die Andeutung eines fortdauernden deutsch-bolschewistischen Zusammenspiels enthielt. (Bericht von General von Hammerstein an das AA vom 23. 2. 1919) – Nicht weniger bezeichnend der Eifer, mit dem die Berliner Oberstaatsanwaltschaft den alliierten Offizieren die „Aussage Radeks“ präsentierten, „wonach das bei Dr. Oskar Cohn ... für Radek auszuzahlende Geld allerdings für bolschewistische Propaganda bestimmt gewesen sei, aber nicht für Deutschland, sondern für Frankreich und England“. Insbesondere sei „in Berlin ein Flugblatt in Vorbereitung ..., das für den Bolschewismus unter der Besatzungsarmee auf dem linken Rheinufer werben soll“. (Schreiben des Ersten Staatsanwalts Weismann an das AA vom 20.3.1919) – Die alliierten Offiziere erklärten daraufhin ihren deutschen Gesprächspartnern, persönlich durchaus von der Gefahr des Bolschewismus überzeugt zu sein. Doch bestünde in der Öffentlichkeit ihrer Länder die Ansicht, „dass in Deutschland noch immer eine stark imperialistische Partei bestehe, die die Ideen des Bolschewismus für ihre Zwecke ausnütze und versuche, eine Gegenrevolution als einzige Rettung vor dem Bolschewismus zu entfachen“. (Schreiben von Weismann an das AA, 1.4.1919) – Der ablehnende Bescheid der Alliierten für eine gemeinsame Aktion gegen den Bolschewismus beruhte nach den Erläuterungen der alliierten Offiziere auf der Überzeugung ihrer Regierungen, „dass Deutschland noch genügend Truppen zu seiner Verfügung hat, um den Krieg mit Hoffnung auf Erfolg gegenüber den ermüdeten Ententetruppen fortzusetzen oder darauf, dass Deutschland bereits feste Abmachungen mit der russischen Sowjetrepublik getroffen habe“. (Bericht von Thumann[?] an Unterstaatssekretär Freiherr Langwerth von Simmern, 20.4.1919)

Zeitung“ im März 1919, mit dem bolschewistischen Russland „eine Interessengemeinschaft zu bilden“. Prominente Leitartikel mit ähnlicher Tendenz fanden sich in der „Vossischen Zeitung“ und der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“. Der Chefredakteur des „Vorwärts“, Friedrich Stampfer, brach gar in den Cassandra-ruf aus: „Wenn es wahr ist, was die Entente über die drüben gefassten Entschlüsse mitgeteilt hat, in denen die schamloseste Raubgier ihre Orgien feiert, dann kann keiner deutschen Regierung zugemutet werden, dass sie das Schriftstück ... unterzeichnet. Das Nichtzustandekommen der Verträge mit dem Westen würde uns aber welt- und wirtschaftspolitisch auf Russland verweisen, und die während des ganzen Krieges von einer bestimmten Richtung gepredigte ‚östliche Orientierung‘ wurde in veränderter Form ihre Wiederauferstehung erleben ... Deutschland wäre dann, genau wie Russland, gezwungen, mit der ganzen revolutionären Energie, die es im Leibe hat, über die Landesgrenzen hinauszudrängen.“<sup>1174</sup>

Eine Woche darauf war im „Vorwärts“ der Aufruf der Budapester Räteregierung an die Arbeiter Österreichs und Deutschlands zu lesen, „dem Beispiel der ungarischen Arbeiterschaft zu folgen, mit Paris endgültig zu brechen und sich mit Moskau zu verbünden“, um „mit den Waffen in der Hand den imperialistischen Eroberern Trotz zu bieten“. Zwei Tage später verkündete Philipp Scheidemann im Parlament, „ein zermürbtes Deutschland, dem man eine Stadt wie Danzig und das Saargebiet nimmt, wäre reif für den Bolschewismus“. Die Folge werde die Bolschewisierung ganz Europas sein. Und am selben Tag schrieb der ehemalige Kolonialstaatssekretär und Abgeordnete der Naumannschen Demokraten, Bernhard Dernburg, im „Berliner Tageblatt“ in drohendem Ton: „Wir können den Damm aufrecht erhalten, aber wir können auch die Schleusen öffnen ... Kommen Deutschland aus dem Westen nicht die Hoffnung und die Sicherheit einer Fortexistenz ..., so muss es entschlossen sein Auge nach Osten richten“. In dieser Hinsicht biete die ungarische Räterepublik ein „lehrhaftes Beispiel“.<sup>1175</sup>

Zitate dieser Art – aus allen politischen Lagern – ließen sich fast beliebig vermehren. Gewiss waren diese Ankündigungen und Drohungen, wie Louis Dupeux in seiner Arbeit über den (in Anführungszeichen gesetzten) deutschen „Nationalbolschewismus“ schrieb, „in Wahrheit ziemlich wenig glaubhaft“.<sup>1176</sup> So waren

die in Weimar tagenden Mehrheitsparteien, als die Bayerische Räterepublik sich im April 1919 tatsächlich dem ungarischen Beispiel anschloss, schnell einig, dass dieses Experiment durch bewaffnete Reichsexekutive (mit Kurt Riezler als dem nach Nürnberg entsandten Regierungs-Kommissar) zu beenden sei. Dennoch verraten die angeführten Zitate viel über die dominierenden Zeitstimmungen und die Hierarchie der politischen Wertigkeiten, worin das Phänomen des Bolschewismus – sei es positiv oder negativ – sehr bald und immer zunehmend im Lichte des zu erwartenden Pariser Friedensdiktates rangierte.

### Revisionismus als Generallinie

In der pauschalen und kategorischen Ablehnung von „Versailles“ und im Wunsch nach seiner baldmöglichen Revision waren denn auch alle Parteien geeint, gleich ob sie für oder gegen die Annahme der im Mai vorgelegten Bedingungen waren. So warb Groener im Generalstab für deren Annahme mit Formulierungen, die offen revanchistisch klangen: „Wenn man um die Weltherrschaft kämpfen will, muss man dies von langer Hand her vorausschauend mit rücksichtsloser Konsequenz vorbereiten ... Dazu gehört aber, dass der Grund und Boden, auf dem man steht, im Innern wie nach außen fest und unerschütterlich bleibt.“<sup>1177</sup> Durch Umfrage hatte er festgestellt, dass es im demobilisierten Heer wie in der Bevölkerung „keine Spuren der Auflehnung mit der Waffe“ gebe.<sup>1178</sup> Insofern verhielt sich sein Kalkül einer „Atempause“ spiegelbildlich zu dem Lenins angesichts des Brester Diktats, an dessen Exekution Groener als kommandierender General in der Südukraine 1918 maßgeblich beteiligt gewesen war.

Allerdings hatte er Mühe, eine Rebellion der im Osten stehenden Truppen und Freikorps abzuwehren. Eine Gruppe von Offizieren um Oberst Reinhardt, die eben noch den „Spartakus“-Aufstand im Blut erstickt hatte, plante, den Friedensvertrag abzulehnen, soviel Waffen wie möglich in den Osten zu retten und bei dem (im Juni offen angedrohten) angedrohten Einmarsch der alliierten Truppen von Ostpreußen her einen Widerstandskrieg zu entfesseln, der notfalls zur Grün-

derung eines „Oststaates“ zwischen Oder und Weichsel als Bastion einer künftigen „Erneuerung“ des Reiches hätte führen sollen

Dieses Projekt speiste sich zugleich bereits aus ersten Grenzkämpfen mit polnischen Truppen und Freischärlern wie aus den blutigen Scharmützeln zwischen deutschen Freikorps und Roten Garden im Baltikum – ein Kampf nach mindestens drei Fronten also. Für einen kurzen Moment tauchte die Fata Morgana einer großen konterrevolutionären Rettungsaktion auf, die sich an das Unternehmen des Obersten Bermondts und die (vom General von der Goltz inspirierten) Pläne zur Einnahme Petrograds hefteten. Aber nachdem das desperate deutsche Baltikum-Abenteuer am Widerstand der autochthonen estnischen und lettischen Kräfte gescheitert war, während die Bolschewiki im Herbst 1919 in den russischen Zentralgebieten ihre Macht behaupteten und neu konsolidierten, kamen selbst in diesem harten Kern antibolschewistischer Freikorpskämpfer und nationalistischer Militärs Überlegungen auf, dass ein neupreußischer „Oststaat“ sich seinen historischen Vorbildern entsprechend wieder eng an Russland würde anlehnen müssen – und notfalls eben an ein Sowjet-Russland. Zuerst aber musste die Macht in Berlin ergriffen werden.

Mitte Dezember 1919 stellte Freiherr von Reibnitz, der kurz zuvor Karl Radek aus seiner zum „Salon“ umfunktionierten Moabiter Gefängniszelle in die eigene Wohnung entführt hatte und nach Radeks späterem Bericht einer „der ersten Männer (war), die den Namen ‚Nationalbolschewisten‘ erhielten“, einen Frühstücksgast vor: Oberst Max Bauer, einen engen Mitarbeiter und Vertrauten Ludendorffs im früheren Generalstab. Jetzt war er einer der Rädelsführer der „Nationalen Vereinigung“, eines mehr oder minder konspirativen Zusammenschlusses der Teile des Militärs und Wehrverbände, die nicht bereit waren, die Weimarer Republik hinzunehmen. Radek will ihm auf den Kopf zugesagt haben, „sie bereiteten einen Staatsstreich vor“. Bauer dementierte das, nur um zu erklären: „Man müsse warten, bis die bürgerliche Demokratie die Arbeiter enttäuscht habe und sie zu der Überzeugung kämen, dass die ‚Diktatur der Arbeit‘ in Deutschland nur bei einer Übereinkunft der Arbeiter mit den Offizieren möglich sei. Er gab mir zu

verstehen, dass auf dieser Grundlage eine Zusammenarbeit der Offiziere mit der Kommunistischen Partei und Sowjetrußland möglich sei.“<sup>1179</sup>

Tatsächlich gehörte der Besuch Bauers schon in das Vorfeld des Kapp-Putsches, der wenige Wochen später von Ostpreußen aus entfesselt wurde. Falls Radek über diese Vorbereitungen tatsächlich im Bilde war, dann wohl durch seinen „nationalbolschewistischen“ Gastgeber von Reibnitz oder durch seinen alten Konfidenten Karl Moor, der diesen Kontakt hergestellt hatte und seine verwandtschaftlichen Beziehungen in die höheren Militärkreise spielen ließ.<sup>(\*)</sup> Jedenfalls legte Radek in seinen 1926 erschienen Erinnerungen dem Obersten Bauer die sehr viel weitergehende Einsicht in den Mund: „Sie (die Putschoffiziere um Ludendorff, G.K.) verstanden, dass wir unbesiegbar und die Verbündeten Deutschlands im Kampf gegen die Entente sind.“<sup>1180</sup>

### Sowjetischer Revisionismus

Dieser Satz, zumal in der Form eines weiten Präsens, wirft ein Schlaglicht auf die Spannbreite der bolschewistischen Politik in und gegenüber Deutschland. Dem entsprach die szenische Konstellation: Hier Karl Radek als Staatsgefangener, der der stillschweigenden Liquidierung oder zumindest einer Anklage wegen „Beihilfe zum Aufruhr“ und anderen Delikten nur knapp entgangen war – und dort die Spitzen von Staat, Wirtschaft, Militär und Publizistik, die sich in seinem Mobiter „Salon“ die Klinke in die Hand gaben: Walther Rathenau und Felix Deutsch von der AEG; Maximilian Harden als Herausgeber der „Zukunft“ und Friedrich Stampfer als Chefredakteur des „Vorwärts“; der vormalige Außenminister Admiral Hintze; aber auch die von der Entente gesuchten Häupter der

---

<sup>(\*)</sup> Dem von Boris Nicolaevsky aufgezeichneten „Bericht des Genossen Thomas“ (i.e. James Reich) zufolge hatte Lenin Karl Moor im August 1919 genau mit dieser Mission, nämlich der Kontaktaufnahme mit den militärischen Frondeuren gegen das Versailler Friedensdiktat, aus Moskau über Stockholm nach Berlin geschickt. Über die Kontakte mit den Kapp-Putschisten sagte Thomas, es habe vor der Abreise Radeks aus Berlin am 20. Januar verschiedene „Gespräche“ gegeben, aber es gebe „keinerlei Hinweise auf eine Vereinbarung“. (Vgl. *Les premières Années de l'International Communiste. D'après le récit du „camarade Thomas“, recueilli, introduit et annoté par Boris Nicolaevsky.* In : *Contributions à l'Histoire du Comintern*, ed. par Jacques Freymond, Genf 1965, S. 7, 17)

jungtürkischen Regierung, Enver und Taalat Pascha, die eine Insurgierung des mohammedanischen Ostens im Bündnis mit Moskau planten. Mitten dazwischen kamen „die deutschen Genossen in ganzen Gruppen“, führende Vertreter der verschiedenen KP-, USPD- und MSPD-Flügel, sowie mit falschen Papieren James Reich alias „Genosse Thomas“, der bereits dabei war, das „Westeuropäische Büro“ der neugegründeten Komintern in Berlin konspirativ zu etablieren.<sup>1181</sup>

Das alles waren Erfahrungsmomente, die es den Bolschewiki erlaubten, ihre offensive Politik der letzten Kriegswochen gegenüber Deutschland weiterzuführen und (natürlich im Kontext ihrer eigenen Machtpläne) auf die Karte eines künftigen deutschen Revisionismus oder Revanchismus zu setzen. Dabei folgten sie einem ziemlich obskuranten und autozentrierten Weltbild. Nicht nur der Bürgerkrieg in Russland wurde unverändert als ein antibolschewistischer Kreuzzug der Entente interpretiert. Auch das Polen Pilsudskis, mit dem im Sommer 1919 die ersten Kämpfe entbrannten und es 1920 zum großen Krieg kam, galt schlichtweg als Werkzeug des Imperialismus, genau wie die Staatsgründungen im Baltikum, in Finnland oder im Kaukasus. In Deutschland wurden vor allem die Mehrheitssozialdemokraten im Verein mit der Partei der römischen Katholiken, dem Zentrum, als Agenten der westlichen Siegermächte gebrandmarkt. In einer so beschriebenen Weltkonstellation war es natürlich von entscheidender Bedeutung, alles daran zu setzen, dass das geschlagene Reich nicht zu einem weiteren, womöglich entscheidenden Werkzeug in den Händen der Entente wurde. Der Entschluss der Reichsregierung vom Herbst 1919, sich an der Blockade gegen Sowjetrußland nicht zu beteiligen, aber auch die Beziehungen nicht einseitig wieder aufzunehmen, galt als typischer Ausweis dieses „Opportunismus“.

Gleichzeitig trat der von den Bolschewiki geführte Moskauer Staat selbst als revisionistische Macht gegen die neue Versailler Weltordnung in die Arena, freilich nicht aus ideologischem „Prinzip“, sondern mit konkreten eigenen Zielen. Alle neuen, „weißen“ Republiken aus dem Korpus des früheren Russischen Reiches standen faktisch in Frage, auch nach der formellen Anerkennung ihrer Selbstbestimmungsrechte und der 1920/21 (am Ende erfolgloser Bürgerkriege und Invasionsversuche) aufgenommenen diplomatischen Beziehungen. Schon

von daher bestand eine Parallelität der Interessen mit dem geschlagenen und amputierten, aber im Kern intakten Deutschen Reich. Nach wie vor schienen auch vor allem hier die sozialökonomischen Ressourcen zu finden, um angesichts der alliierten Blockaden (auch wenn diese immer durchlässiger wurden) die eigenen Potentiale zu entwickeln. Und daher waren alle die weiträumigen, im Rahmen der Brester „Zusatzverträge“ diskutierten Fragen (trotz deren Kündigung) aus Sicht der Bolschewiki nicht erledigt, sondern aktueller denn je. Deutschland und Russland waren noch immer die „zwei Kücken unter der einen Schale des Imperialismus“, die es zu zerbrechen galt.

### „Geschlagen, aber nicht vernichtet“

Das Deutsche Reich, dessen ökonomischer und administrativer Apparat weitgehend intakt war, schwenkte nach dem Zusammenbruch seiner Feldarmeen umgehend wieder in die alten wirtschaftsimperialen Bahnen der Vorkriegsjahre ein. Graf Brockdorff-Rantzau, der neue Außenminister, notierte Anfang 1919 in einer Aufzeichnung: „Wir sind geschlagen, aber wir sind nicht vernichtet. Wir sind auf Jahre hinaus geschwächt, aber imstande, uns wiederaufzurichten.“<sup>1182</sup> Graf Bernstorff, der die Kommission zur Ausarbeitung der deutschen Friedensbedingungen leitete, erklärte im März, Unterzeichnung oder Nichtunterzeichnung würden letztlich davon abhängen, „ob der Friede, der uns auferlegt wird, Deutschland wirtschaftlich tot macht oder nicht“. Eben deshalb wurde das Problem der Reparationen zum alles beherrschenden Thema – mehr noch als die Territorialfragen oder Fragen der Entwaffnung.<sup>1183</sup> Stresemann nannte den relativ intakten Wirtschaftsapparat des Reiches später „die stärkste Grundlage des deutschen Vermögens der Gegenwart“ und das einzige, „womit wir noch Großmacht sind“.<sup>1184</sup>

Genau so sahen es auch die Alliierten, und vor allem Frankreich, das zwar gesiegt hatte, aber sich in einer weit desolateren sozialökonomischen Lage als Deutschland befand und in den Versailler Verhandlungen mit seinen viel weitergehenden Vorstellungen einer radikalen Amputation des deutschen Machtpoten-

tials oder sogar einer faktischen Wiederauflösung des Reiches nicht hatte durchsetzen können. Insofern war auch Frankreich – angesichts der potentiellen deutschen Übermacht – eine revisionistische, nicht saturierte Macht (ähnlich wie Italien, Polen und Rumänien), freilich eine, die die Instrumente des Versailler Vertrages aktiv nutzen konnte.

Auch im inneren Machtgefüge des Reiches hatte sich das Gewicht der immer noch hochgradig syndizierten „deutschen Wirtschaft“ infolge des staatlichen und militärischen Zusammenbruchs und Tauschs der Eliten weiter erhöht und schien einen geschichtlichen Moment lang fast den marxistisch-leninistischen Vorstellungen einer „herrschenden Kapitalistenklasse“ nahe zu kommen. Nachdem die idealistisch verbrämten Vorstellungen zur Errichtung eines einheitlichen und gerechten Weltwirtschaftssystems unter der Ägide des Völkerbundes (wie es von deutscher Seite im April 1919 vorgeschlagen wurde), aber auch durchaus pragmatische Vorschläge (statt zu leistender Devisen-Reparationen alliierte Beteiligungen an der deutschen Industrie ins Auge zu fassen) in Versailles auf keine Resonanz stießen, kamen abermals Vorstellungen zum Zuge, die in hegemonial abgeschirmten oder vertraglich gesicherten „Wirtschaftsräumen“ dachten.

Angesichts der verschlossenen westlichen Kapital- und Warenmärkte und der unklaren Situation in Mitteleuropa setzte sich die Ansicht durch, dass „als Hauptwirtschaftsgebiet für die nächste Zukunft in erster Linie das große russische Reich mit seinen überaus reichen, unerhobenen Naturschätzen und seinen fast unbegrenzten wirtschaftlichen Möglichkeiten“ in Frage komme – wie der Direktor der Nationalbank Hjalmar Schacht in einem Leitartikel vom April 1919 schrieb.<sup>1185</sup> Umstritten war nur, ob eine aktive deutsche Ostpolitik, wie sie Graf Brockdorff-Rantzau zur gleichen Zeit in einer Denkschrift forderte, verstärkt noch einmal versuchen müsse, einem „neuen, demokratischen Russland, das uns politisch und wirtschaftlich nahe steht“, auf die Beine zu helfen, wofür die Anknüpfungspunkte im Lager der „Weißen“ jedoch immer dünner wurden – oder ob man nicht an die „großzügigen“ Wirtschaftsverhandlungen der Brester Zusatzverträge wiederanknüpfen und das deutliche Interesse der um ihr Überleben kämpfenden Moskauer Räteregierung an einer sozialökonomischen Verknüpfung

mit Deutschland abermals ausnützen solle, wie es offensichtlich die Vorstellung der maßgeblichen Leute des vormaligen „Russland-Konsortiums“ war.

Im Juni 1919 schickten die AEG und eine Reihe weiterer Firmen einen jungen Mann nach Moskau, um die Lage zu sondieren. Seinem Bericht zufolge hielt die Sowjetregierung „einen engen Zusammenschluss mit Deutschland für erwünscht“ und sei „zu weitgehenden Zugeständnissen bereit“, angeblich sogar zur Aufgabe jeder „Propagandatätigkeit“, Verhandlungen über die „Entschädigungsfrage“ sowie über den Vorschlag, „die deutsche Intelligenz und die deutschen Facharbeiter, die nach Russland kommen wollten, bei sich aufzunehmen und ... unter den Schutz einer deutschen Kommission zu stellen“. Allerdings äußerte sich der Emissär skeptisch über die praktischen Möglichkeiten der Wiederaufnahme eines Wirtschaftsaustauschs.<sup>1186</sup> Dennoch kam es zu ersten Verhandlungen und Liefervereinbarungen, die aber angesichts der bedrohlichen Zuspitzung in Versailles (nach der Einmarschdrohung im Juni) storniert wurden. Deutlich war immerhin, dass die Interessen der Wirtschaft – und gerade der Großindustriellen – der von den Sozialdemokraten geprägten Regierungspolitik weit vorausliefen, die sich auf die Vermeidung eines offenen Konflikts mit den Siegermächten festgelegt hatte und dem Bolschewismus als einem „socialismus asiaticus“ mit ehrlicher Empörung, aber auch einer gewissen doktrinären Starrheit entschieden ablehnend gegenüberstand.

#### Maobiter Anbahnungen

Karl Radek nutzte seinerseits jede sich bietende Gelegenheit, um in diese Richtung zu wirken. In einem handschriftlichen Brief aus Moabit an Außenminister Hermann Müller vom Juli geißelte er die Unterwürfigkeit der deutschen „Politik, deren Resultat es ist, dass abgeschnitten von den Rohstoffquellen Russlands ..., Deutschland der Entente auf Gnade und Ungnade ausgeliefert ist und zusehen muss, wie die von ihm zwecks Blockierung Russlands gebildeten Randstaaten jetzt auf Geheiß der Entente Deutschland blockieren“.<sup>1187</sup>

In seinen „Salon“-Gesprächen mit Walther Rathenau und dem „alten, klugen Felix Deutsch ... , der mit Russland alte Verbindungen unterhielt und die russische technische Welt sehr gut kannte“, war man sich durchaus einig, dass es, so Rathenau, keine „Rückkehr zu der alten kapitalistischen Ordnung“ mehr geben könne.<sup>(\*)</sup> Die Diskussion ging nur darum, ob „der führende Teil des Proletariats der Organisator der Industrie sein und die besten Kräfte der technischen Intelligenz in sich aufsaugen könnte“, wie Radek meinte – oder ob es nicht eher umgekehrt sein werde, wie die Herren von der AEG befanden. Aber „möge die Ordnung sein, wie sie wolle, wenn wir nur mit der AEG Handel treiben würden“.<sup>1188</sup>

In Hardens „Zukunft“ schließlich setzte Radek vor seiner Abreise nach Russland Anfang 1920 einen Artikel „für ‚richtiggehende‘ Bourgeois“, der den Angesprochenen noch einmal die Sporen gab: „Fällt der große Bann der Entente (und er wird fallen), so wird das Rennen um den großen russischen Markt beginnen“ – und die deutschen Unternehmen müssten dann sehen, wo sie bleiben. Jetzt aber könne gerade „Deutschlands technische Intelligenz“, die vielfach arbeitslos sei, für Russland eine wichtige Rolle spielen. Am Beispiel der Offiziere der Roten Armee sei für alle Welt abzulesen, „dass wir ehrliche Arbeit auch früherer Geg-

---

<sup>(\*)</sup> Radeks Bericht über das erste Gespräch mit Rathenau ist sicher von eigenen Interpretationen und Insinuationen gefärbt. Dennoch erscheint er grundsätzlich glaubwürdig – und jedenfalls ist Rathenaus Gedankensystem deutlich zu erkennen:

„Ohne jegliche Ankündigung erschien Rathenau. Ich kannte ihn nur aus seinen Büchern, von seiner Tätigkeit als Vorsitzender des Vorstands der AEG und als Organisator der Versorgung Deutschlands mit Rohstoffen während des Krieges. Später habe ich noch häufig Gelegenheit gehabt, mit ihm als Außenminister Deutschlands zusammenzutreffen ... Ein Bein über das andere geschlagen, bat er um die Erlaubnis, seine Auffassung über die Weltlage darzulegen ... Sowjetrussland wird nicht besiegt werden. Der Zarismus war verfault, der russische Bauer hatte keine Ursache, unter das Joch der Großgrundbesitzer zurückzukehren, die russische Bourgeoisie war immer schwach, aber er warnte vor der Überschätzung unserer Siege. Die Hunnen hätten auch gesiegt. Die Frage bestehe darin, ob wir eine neue Ordnung schaffen könnten. Die ganze Welt stehe an einem Kreuzweg. Eine Rückkehr zu der alten kapitalistischen Ordnung gebe es nicht. Die sozialen Beziehungen würden auseinanderbrechen, aber die Arbeiterklasse könne nur zerstören, schöpferische Arbeit sei Sache des Gehirns; nur unter Führung der Aristokratie des Geistes könne die Arbeiterklasse eine neue Gesellschaft schaffen ... ‘Und wie wollen Sie die neue Produktion organisieren?’, fragte ich.

‘Lesen Sie meine Bücher’, erwiderte Rathenau ... ‘In meinen Büchern finden Sie die Theorie des konstruktiven Sozialismus. Es ist der erste wissenschaftliche Schritt der nach Marx getan wurde’ ... ‘In Deutschland ist der Sieg der Revolution für lange Jahre hinaus unmöglich. Der deutsche Arbeiter ist ein Philister. Wahrscheinlich werde ich in einigen Jahren als Techniker zu Ihnen kommen, und Sie, die sowjetischen Herren, werden, in seidenen Gewändern wandelnd, mich als alten Bekannten im Kreml empfangen.’“

ner zu würdigen wissen“. So könnten auch deutsche Fachleute „im Rahmen der russischen Armut ein menschliches Dasein“ finden, nicht das „eines Herrenmenschen ...“, aber eins von Pionieren der Zusammenarbeit“. Und auch der deutsche Klassenstaat werde hoffentlich einsehen, „dass er sich nicht als den heiligen Georg des Antibolschewismus aufspielen, sondern mit Russland in nachbarlich freundschaftlichem Verhältnis leben kann und muss“. Im übrigen brauche es dazu keinen besonderen Mut vor Siegerthronen, denn: „Sowjet-Russland sucht kein deutsches Bündnis zum Kampf gegen die Entente“ – schon weil diese deutsche Regierung gar nicht bündnisfähig sei!<sup>1189</sup> So steckte bei Radek in jedem Dementi als dialektischer Stachel auch das mögliche Gegenteil.

Mitte Februar 1920 reichte Rathenau im Namen einer Gruppe führender Industrieller bei Reichspräsident Ebert eine Denkschrift ein, die unmittelbar parallel argumentierte und einen entschieden politisch-programmatischen Charakter trug: „Das Vertrauen auf eine natürliche Interessengemeinschaft, die infolge des Weltkrieges und der neuen Weltherrschaftsverhältnisse ... zwischen Russland und Deutschland im Entstehen begriffen sind, wird ein besserer Leitgedanke sein und eine tragfähigere Brücke auch zu künftigen Konstellationen in Russland bilden als eine Politik des Abwartens“. Und weiter hieß es, nicht ohne Anklänge an die eigenen Vorstellungen der Jahre 1916 oder 1918, aber auch an die zitierten Vorschläge Radeks: „Wenn deutsche landwirtschaftliche Sachverständige die russische Landwirtschaft wieder aufbauen und intensiver Betriebsweise entgegenführen, wenn deutsche Ingenieure das russische Eisenbahnwesen in Ordnung bringen und deutsche Techniker ihre Kraft dem Aufbau der russischen Industrie und der Bergwerke widmen, so ist das die beste Methode der Anbahnung zukünftigen Warenaustausches.“ Und schließlich, sehr resolut: „Deutschland wird entweder eine Kolonie der europäischen Ententestaaten, deren Ausbeutungsobjekt, ... oder es gelingt ihm, die im Osten Europas vorhandenen wirtschaftlichen Möglichkeiten zu verwirklichen ... Zu den nachbarlichen Beziehungen und den wirtschaftlichen Ergänzungen, die Mittel- und Osteuropa miteinander verbinden, treten die

gemeinsamen Nöte und bei Russland und Deutschland das gemeinsame Schicksal der Besiegten hinzu.<sup>1190(\*)</sup>

Die aufflackernden Kämpfe in Oberschlesien und die Vorverhandlungen zur Reparations-Konferenz in Spa im Juli, die als ein „zweites Versailles“ empfunden wurde, taten ein übriges, ebenso wie die Verschiebungen im politischen Parteienspektrum weg von der Mehrheits-Sozialdemokratie nach rechts wie nach links. Anfang März konstatierten die „Sozialistischen Monatshefte“ in einer Mischung aus Sarkasmus und Verblüffung bereits: „Wir haben in Deutschland plötzlich eine nahezu geschlossene Einheitsfront der Ostorientierung ... von den Militärs (die mit Hilfe eines Bündnisses mit den Bolschewisten Tschitscherins Verheißung eines Revanchekriegs am Rhein führen wollen) über das deutsche Bürgertum (das in Russland ein weites Exploitationsfeld für geschäftliche Tüchtigkeit sieht) bis zu den Kommunisten (die ... in den Bolschewisten die Avantgarde des menscheitserlösenden Kommunismus sehen.“<sup>1191</sup>

### Militärischer Revanchismus

Genau in dieser Zeit (im Februar 1920) schwenkte auch der Chef des Truppenamtes, General von Seeckt, von seinen früheren Vorstellungen, Deutschland könne als „Wall gegen den Bolschewismus“ eventuell eine Erleichterung der Versailler Friedensbestimmungen erlangen<sup>1192</sup>, auf eine radikale Gegenposition um, die er in einer Niederschrift „Deutschland und Russland“ formulierte: „Nur im festen Anschluss an ein Groß-Russland hat Deutschland die Aussicht auf Wiedergewinnung seiner Weltmachtstellung.“ Diese Einigung werde, wie immer die Ententemächte dagegen arbeiteten, „eines Tages mit Naturgewalt vollzogen

---

(\*) Ein paralleles Memorandum, das Radek gleich nach seiner Rückkehr an Lenin, Trotzki und Krassin richtete, macht deutlich, dass die Pläne einer weitgreifenden deutsch-sowjetischen Kooperation, speziell was die Wiederherstellung der Eisenbahnen mit deutscher Hilfe anging, schon sehr konkretere Gestalt angenommen hatten, und zwar in Gesprächen, die der zu Verhandlungen über die Rückführung der Kriegsgefangenen nach Berlin entsandte Wiktor Kopp und er selbst, Radek, Mitte Januar 1920 mit Rathenau, Deutsch und „Direktor Eige, dem Vorsitzenden des Industriellenverbands“ (so Radek aus der Erinnerung – tatsächlich handelte es sich wohl um Bankdirektor Simon), sowie Legationsrat von Hey vom Auswärtigen Amt geführt hatten. Radek sah darin einen „Durchbruch“, der auch die Stellung Sowjetrusslands gegenüber der Entente stärken werde. (RZChIDNI, f. 5, op. 1, d. 2135, Bl. 1-3)

werden“. Und „ob uns das heutige Russland in seinem inneren Aufbau gefällt oder nicht, das spielt jetzt keine Rolle“. Sowjetrußland strebe wie das Zarentum nach der Einheit des Reiches, nach Großrußland. „Dieses aber ist es, was wir gebrauchen, ein einiges, starkes Reich mit breiter Grenze an unserer Seite.“ In der gegebenen Situation sei Polen der Todfeind, der altpreußische Länder und Städte an sich gerissen habe. Aber „wie ein Wunder Gottes erscheint jetzt am Horizont die Hülfe für uns in unserer tiefen Not“.<sup>1193</sup>

Ende März, bereits nach seiner Ernennung zum Chef der Heeresleitung, erhielt Seeckt eine Denkschrift des Majors von Bötticher aus dem Reichswehrministerium unter dem Titel „Deutschlands nächste Aufgaben“, die er billigte, aber vorerst zurückhielt. Im Juli, als die Rote Armee zum Gegenschlag auf Polen ansetzte, überreichte er sie als eigene Stellungnahme mit aktuellen Anmerkungen dem Reichspräsidenten und dem Kabinett.

Verfasst unter dem unmittelbaren Eindruck des Kapp-Putsches und den Kämpfen mit Einheiten einer deutschen „Roten Armee“ in Thüringen und im Ruhrgebiet, enthielt sie die weitreichende und erstaunliche Grundidee, dass die Anlehnung an Russland die „einigende Parole“ bilden müsse, um das deutsche Volk in seiner tiefen Zerrissenheit wieder zusammenzuschweißen – Arbeiter, Bürger und Militärs. „Auf unser Volk wirken die Ideen der russischen Revolution mit mächtiger Anziehungskraft“, schrieb Bötticher, und solche Ideen ließen sich mit Waffengewalt „auf die Dauer nicht niederhalten“, es sei denn, dass man „sie selbst aufgreift, um sie zu führen und der Zukunft des Volkes dienstbar zu machen“, etwa durch Betriebsräte, berufsständische Organisationen sowie die „Vergesellschaftung der Grundindustrien“. Deutschland werde auf Seiten der Entente „keine Zukunft finden“ können außer der einer industriellen Arbeitskolonie. Russland dagegen sei schon wegen seiner „gewaltigen Länder- und Völkermasse unbesiegbar“; ihm gehöre die fernere Zukunft. Wenn Deutschland sich an die Seite Russlands stelle, „so ist es selbst unbesieglich“. Stelle es sich gegen Russland, „so verliert es die einzige Zukunftshoffnung, die ihm nach zwei Kriegen bleibt“.<sup>1194</sup>

Diese Memoranden standen direkt auch im Kontext des polnisch-sowjetischen Krieges, für den die Reichswehr bereits im Frühjahr (recht voreilig) einen Gegenschlag der Roten Armee erwartete, der sie bis an die alten Grenzen des Reiches heranführen werde. Das werde, so die Bötticher-Denkschrift, dann der gegebene Moment sein, um mit Russland in ernsthafte Verhandlungen über ein dauerhaftes Bündnis zu treten und die gemeinsame Grenze von 1914 wiederzugewinnen, notfalls durch eigenen Einmarsch in den Korridor, nach Posen und Oberschlesien. Denn: „Russland braucht ein lebenskräftiges Deutschland und ist der Todfeind Polens und des angelsächsischen Systems: also ist es ein Feind des Friedensvertrages.“<sup>1195</sup> Nicht die Veränderung, sondern die Zerreißung des Versailler Vertrages aber müsse das zentrale Ziel der deutschen Politik sein.

Das überschritt bei weitem den Charakter einer friedlichen Revisionspolitik, wie sie die Weimarer Regierungen offiziell verfolgten, auch und gerade mit den Mitteln einer mal hinhaltenden, mal offensiv gewendeten „Erfüllungspolitik“.<sup>1196</sup> Dagegen verfolgte die Führung der Reichswehr ab nun eine Strategie militärischer Revanche und Rückeroberung, die als ein zweiter, konspirativer Nebenstrang der deutschen Politik stets mitverfolgt wurde, sich freilich immer wieder, wenn auch widerstrebend, den außen-, wirtschafts- und innenpolitischen Zwängen unterordnen musste. Insofern könnte man von einer mehr oder weniger bewussten Zweigleisigkeit (oder richtiger: Doppelbödigkeit) der deutschen Politik sprechen, die letztlich paralysierend wirkte.

### Kein Tauroggen 1920

Von einiger historischer Bildkraft (Tauroggen!) schien es immerhin, dass die ersten direkten Kontakte von Offizieren beider Armeen am 12. August zur Zeit der Offensive gegen Warschau an der ostpreußischen Grenze stattfanden, wo Kommandeure der Tuchatschewski-Armee dem von AA und Reichswehr entsandten Major Schubert<sup>(\*)</sup> „eine umfangreiche Bedarfsliste an Nachschubgütern,

---

<sup>(\*)</sup> Bemerkenswert auch die Personalie des Major Schubert, der 1918 an der Moskauer Botschaft der letzte zuständige Militär gewesen war, sich dort (ähnlich wie Paquet) mit den Ideen von

von Lokomotiven über Automobile bis zu Medikamenten und Lebensmitteln präsentierten“.<sup>1197</sup> Dabei traten die Vertreter beider Armeen sich wie selbstverständlich als befreundete Parteien gegenüber. Näher betrachtet, war die Situation allerdings weit weniger eindeutig.

Die herannahende Rote Armee weckte in Ostpreußen ebensoviel Beklommenheit wie Hoffnung. Die Erinnerungen an die „Russengreuel“ von 1914 waren noch ebenso frisch in Erinnerung wie die Schreckensgeschichten vom „Roten Terror“ im Baltikum 1919. Außerdem war nicht klar, ob die Rote Armee wie angekündigt die deutschen Grenzen respektieren werde. Alle diese Ängste waren mittlerweile jedoch überlagert von desperaten Gefühlen des Abgeschnittenseins und von der Hoffnung, mit Hilfe der Roten Armee die abgetrennten Gebiete und den „Korridor“ Polen wieder abzujagen. Zu dieser Erwartung trug bei, dass schon die ersten, Anfang August an der Grenze auftauchenden Offiziere und Kommissare der Roten Armee sofort und ungefragt Erklärungen abgaben, die derart eindeutig und weitreichend waren, dass es schon wieder naiv wirkte. Sie versicherten unisono, das Ziel ihres Feldzuges sei es, Polen, soweit es früher zu Russland gehört habe, wieder in Besitz zu nehmen und die ehemals deutschen Gebiete an das Reich zurückzugeben. „Dann müsse von Russen und Deutschen gemeinsam mit Frankreich abgerechnet werden.“<sup>1198</sup>

In Soldau, einem von Ostpreußen abgetrennten, vorwiegend von Deutschen bewohnten Ort, wurde die Rote Armee begeistert als Befreierin von polnischer Herrschaft begrüßt – mit schwarz-weiß-roten Kaiserfahnen an den Häusern! Um die Verwirrung komplett zu machen, verlangten die roten Kommandeure ultimativ, in alle von ihren Truppen befreiten und von Deutschland beanspruchten Ortschaften und Gebiete müsse sofort die Reichswehr einrücken und eine deutsche Verwaltung etablieren – oder man werde dort ein lokales Räteregime errichten!<sup>1199</sup>

---

Marx und Lenin vertraut gemacht und Sympathien für eine revolutionäres Zusammengehen gezeigt hatte – weshalb der in Moabit einsitzende Radek sich von Paquet im Frühjahr 1919 die Adresse dieses Offiziers erbat. 1920 wurde Schubert Mitglied von Seeckts „Sondergruppe R“ für die konspirativen Kontakte mit der Roten Armee, 1923 dann Leiter der „Gefu“ in Moskau, der für die Rüstungskoperationen gegründeten Tarnfirma.

Insofern fand sich Major Schubert bei seinen Verhandlungen in der eigentümlichen Position, die drängend vorgetragene Kooperationswünsche und beschwörenden Bündnisangebote der russischen Politikkommissare und Offiziere inhaltlich beantworten zu müssen – da die Vertreter der Entente in Ostpreußen die Situation genau verfolgten und die neue Berliner Regierung trotz ihrer nationaleren Ausrichtung nicht im Ernst daran dachte, in einer so unklaren und unentschiedenen Situation Repressalien der Westmächte, etwa eine Ruhrbesetzung, zu riskieren. Im übrigen machte die Rote Armee (entgegen vielen Befürchtungen) einen durchaus disziplinierten, aber (nach deutschen Maßstäben) wenig professionellen und ziemlich abgerissenen Eindruck. Und die Dringlichkeit ihrer Versorgungswünsche signalisierte bereits, dass sie von allen rückwärtigen Verbindungen weit abgeschnitten war. Major Schubert musste ihnen erst einmal aktuelle Karten ihres aktuellen Operationsgebietes besorgen!<sup>1200</sup> Der Vormarsch war zum Blindmarsch geworden.

Insofern war es gerade für die Militärs keine Überraschung, als die Rote Armee so plötzlich wieder abmarschierte, wie sie aufgetaucht war. Mehr als 50.000 Rotarmisten mussten sich vor der Umzingelung durch die reorganisierten polnischen Truppen über die Grenze nach Ostpreußen flüchten und wurden dort in Lagern interniert. Das ganze Unternehmen des Polenfeldzugs der Roten Revolutionsarmee endete in einem Desaster, das sich naturgemäß auch als Mehltau auf alle überhitzten deutschen Revanchewünsche legte.

### Erste gemeinsame Rüstungspläne

Die Geschichte der konspirativen Zusammenarbeit von Reichswehr und Roter Armee von den frühen zwanziger Jahren und bis in den Herbst 1933 hinein ist gleichwohl keine Episode des Weltkriegszeitalters, im Gegenteil. Der Sache nach kann sie spätestens mit der gründlichen Studie von Manfred Zeidler (1994) in ihren großen Umrissen und ihrer militärpolitischen Tragweite als „aufgeklärt“ gelten. Ob sie auch „ausgedeutet“ ist, steht auf einem anderen Blatt. Sie ist hier nicht im einzelnen zu referieren. Sie kam im Winter 1920/21 in Gang, als Seeckt

aus Offizieren seiner Umgebung eine „Sondergruppe R[ussland]“ bildete, die mehrheitlich seinem ehemaligen Kriegskommando in der Türkei angehört und an der antibritischen Insurgierungsarbeit im nahöstlichen und zentralasiatischen Raum teilgenommen hatten.<sup>1201</sup>

Die ursprüngliche Initiative zur Zusammenarbeit ging allerdings auf die sowjetische Seite zurück. Schon bei seinem ersten Gespräch mit dem Russlandreferenten des Auswärtigen Amtes, Ago von Maltzan, Mitte April 1920 – kurz vor dem Beginn des Gegenangriffs der sowjetischen Armee – hatte der sowjetische Vertreter Wiktor Kopp (der seit seiner Akkreditierung im Februar bereits als informeller Sowjetbotschafter wirkte) die Frage in den Raum gestellt, „ob die Möglichkeit bestünde, eine Kombination zwischen der hiesigen und der Roten Armee zwecks gemeinsamer Bekämpfung Polens zu konstruieren“. Der verblüffte Maltzan erklärte „so höflich als möglich“, dass die soeben ergangenen Aufrufe der „Kommunistischen Internationale“ an die deutschen Arbeiter, sich zu bewaffnen und „die Regierung der Sozialverräter, der Agenten der Bourgeoisie“, zu vernichten, eine so weitgehende Verständigung für den Moment illusorisch machten.<sup>1202</sup>

Im August, als die Rote Armee auf Warschau marschierte, war es wieder Kopp, der für den Fall der Bildung einer polnischen Sowjetregierung in Aussicht stellte, die Grenzen von 1914 wiederherzustellen.<sup>1203</sup> Zur gleichen Zeit schickte Enver Pascha, den Seeckt an der ostpreußischen Grenze der Roten Armee übergeben hatte, einen Brief aus Moskau, in dem es unter Bezugnahme auf ein Gespräch mit dem Stellvertretenden Kriegskommissar Skljanski wörtlich hieß: „Hier ist eine Partei, welche richtige Macht besitzt, und Trotzki auch diese Partei gehört, ist für eine Verständigung mit Deutschland. Sklanski sagte: dass ihre Partei wäre bereit der alte deutsche Grenze von 1914 anerkennen. Und sie sehen nur einzige Ausweg aus diese Kahos [Chaos] das ist: Zusammen gehen mit Deutschland und Türkei.“ Im übrigen ließen seine Moskauer Gewährsleute fragen, „ob es nicht möglich wäre manche unoffizielle Hilfe zeigen. Z.B. die Nachrichten über die

Polnische Armee und wenn möglich Waffen verkaufen und schmuggeln lassen“.<sup>1204</sup> Enver Pascha schrieb also auch auf ihre Anregung hin. (\*)

Nach einer längeren Pause der Ernüchterung und des Abwartens übermittelte Kopp dann im Dezember 1920 das informelle Angebot Seeckts, die sowjetische Kriegsindustrie mit Hilfe deutscher Fachleute wiederaufzubauen und diese „als Waffenquelle für das abgerüstete Deutschland im Falle eines Zusammenstoßes mit der Entente“ zu nutzen.<sup>1205</sup> In den Gesprächen Kopps mit der „Sondergruppe“ (unter direkter Einschaltung Trotzki) kristallisierte sich dann das weitergehende Projekt heraus, „bei der Wiederherstellung unserer Kriegsindustrie zusammenzuarbeiten“, und zwar auf dem Gebiet der Luftwaffe, des U-Boot-Baus und anderer avancierter Waffensysteme.<sup>1206</sup>

Im Mai/Juni 1921 besuchte Oberst Niedermayer, der Leiter der „Sondergruppe R“, zusammen mit Kopp deutsche Unternehmen, die für eine Rüstungszusammenarbeit in Frage kamen, und „entwickelte ihnen hochgesteckte Zukunftspläne“ (Zeidler). Die angesprochenen Industriellen (wie Direktor Wiedfeldt von Krupp) zeigten sich allerdings skeptisch, ob die finanziellen Mittel aus privatwirtschaftlicher Quelle aufzubringen sein würden. Im Juli/August inspizierten Niedermayer und der deutsche Vertreter in Moskau, Hilger, begleitet von Kopp und dem stellvertretenden Außenkommissar Karachan, im Gegenzug russische Rüstungsbetriebe und Schiffswerften. Die Eindrücke waren (nach den Erinnerungen Hilgers) ernüchternd; die Industrieanlagen lagen brach oder waren verfallen.<sup>1207</sup>

Erst im Juni 1921 weihte General Seeckt erstmals Reichskanzler Wirth, Reichswehrminister Geßler sowie AA-Staatssekretär von Maltzan in seine konspirativen russischen Initiativen ein. Zwar sanktionierten sie die Weiterführung der Geheimkontakte, bestanden aber auf regelmäßiger Information und Abstim-

---

(\*) In welchem Grade sich die sowjetische Führung über die Bereitschaft und Möglichkeit einer deutsch-sowjetischen Parallelaktion gegen Polen täuschte, zeigt schlagend ein Bericht Tschitscherins an Lenin vom 16. August 1920, worin es heißt, „dass wir Deutschland versprochen haben, unsererseits alle Maßnahmen für die Wiederherstellung Deutschland in den Grenzen von 1914 zu treffen“. Im Gegenzug verpflichtete sich Berlin, der Roten Armee „inoffiziell zu helfen, d.h. durch Sendung von Rüstungsgütern an uns, Organisation von Aufständen in Polen zu unsern Gunsten usw.“ (Zitiert aus dem Archiv des sowjetischen Außenministerium von Sergej A. Gorlov, Geheimsache Moskau-Berlin. Die militärpolitische Zusammenarbeit zwischen der Sowjetunion und dem Deutschen Reich 1920-1933. In: VjHfZG, H. 1, 1996, S. 134)

mung – was ein ständiger Punkt des Konflikts blieb. Noch im Sommer 1922 (schon nach Rapallo) stellte Brockdorff-Rantzau bei den Gesprächen über seine Moskauer Gesandtschaft schockiert fest, dass weder Reichspräsident Ebert noch das Gros der Minister und Parteiführer von den weit gediehenen militärischen Absprachen (die sich potentiell um Krieg und Frieden drehten) bisher das Geringste wussten.

### Wahlverwandtschaften und Kriegsszenarien

Die konspirativen Gespräche, die meist in Berliner Privatwohnungen – etwa der des Generals von Schleicher – stattfanden, wurden von sowjetischer Seite anfangs von Kopp, Krassin, Krestinski und Radek geführt, was die politische Bedeutung der Verhandlungen unterstrich. Dabei ging es nicht mehr nur um Fragen der Rüstung, sondern bereits um eine noch weitergehende politisch-militärische Kooperation. So regte Radek bei einer Begegnung mit Seeckt im Februar 1922 „Besprechungen der Generalstäbe über mögliche militärische Lagen sowie die Hergabe deutscher Vorschriften und militärischer Literatur“ an.<sup>1208</sup>

Das letztere dürfte besonders die Überlassung des von Seeckt entwickelten und im Herbst 1921 in der Reichswehr eingeführten Feldreglements „Führung und Gefecht der verbundenen Waffen“ (F.u.G.) betroffen haben. Das darauf abzielte, das 100.000-Mann-Heer zum Kern einer militärischen Großmacht mit moderner Technik und der Fähigkeit zu großflächigen Operationen zu entwickeln – nicht in der Realität, aber in der militärischen Schulung und Ausbildung, d.h. durch eine Art permanenter Simulation. Dies war auch für die Rote Armee, die nach dem Krieg gegen Polen massiv demobilisieren musste (von über 5 Millionen auf 800 Tausend Mann) und sich zugleich professionalisieren und modernisieren wollte, von größtem Interesse.

Michail Frunse, der spätere Kriegskommissar, hatte schon im Sommer 1921 in einem theoretischen Beitrag die deutsche Armee mit ihrem „klar ausgeprägten Offensivgeist“ als das gegebene Vorbild einer professionell geführten Roten Armee gepriesen. Die in diesem Offensivgeist geschulte deutsche Armee habe „auf

den gigantischen Schlachtfeldern des imperialistischen Krieges in vollem Umfang ihre hervorragenden militärischen Eigenschaften bewiesen“. Die deutsche Offensivdoktrin mit ihrer Betonung der lebendigen Faktoren entspreche auch den Erfahrungen des russischen Bürgerkriegs und sei der technikgläubigen französischen Defensivdoktrin überlegen, weil sich „allein darin schon der stärkere Wille offenbart“. <sup>1209</sup> Wie Manfred Zeidler schreibt, „trafen die für das Seecktsche Führerheer geschriebenen Reglements mit ihrer starken Hervorkehrung willensmäßiger Faktoren in der Roten Armee auf eine verblüffende Geistesverwandtschaft“. <sup>1210</sup>

Dabei ging es keineswegs um bloße Sandkastenspiele, sondern um reale Kriegsszenarien. Und immer wieder war es die sowjetische Seite, die mit positiven Angeboten hervortrat oder mögliche Rüstungsvereinbarungen an weitergehende Bündnisverhandlungen knüpfen wollte. Radeks Vorstoß im Januar 1922 stand bereits im Kontext der deutsch-sowjetischen Gespräche über ein gemeinsames Auftreten auf der Weltwirtschafts-Konferenz von Genua. Nach den Aufzeichnungen des Generalleutnants Lieber, die dieser Mitte der dreißiger Jahre auf Basis der (nicht erhaltenen) Tagebücher General Seeckts und der Aufzeichnungen des Chefs des Truppenamts, Generalmajor Hasse, für die 1940 erschienene Seeckt-Biographie Rabenaus vornahm, wurden in diesen explorierenden Gesprächen (die ihren eigentlichen Gegenstand weit überschritten) von sowjetischer Seite explizite Vorschläge für ein regelrechtes Offensivbündnis gegen Polen gemacht, die von Seeckt allerdings vorerst ausgeschlagen habe. <sup>1211</sup>

Nach Abschluss des Rapallo-Vertrages im Mai 1922 wurde in einer Besprechung zwischen Wirth und Tschitscherin abermals über die Wiederherstellung der gemeinsamen Grenze von 1914 gesprochen – also die Vernichtung des polnischen Staates! Der darüber informierte Seeckt begrüßte, dass „endlich der Versuch zu aktiver Politik“ gemacht werde. In einem zugespitzten Wechsel von Memoranden zwischen dem designierten Botschafter Brockdorff-Rantzau, der Bedenken gegen eine (wie ihm schien) allzu rasche und allzu riskante deutsch-russische Militärallianz äußerte, erklärte Seeckt im September 1922 die revanchistischen Ziele seiner konspirativen Nebenpolitik mit unüberbietbarer Klarheit:

„Wir wollen zweierlei, erstens eine Stärkung Russlands auf wirtschaftlichem und politischem, also militärischem Gebiet und damit indirekt die eigene Stärkung ...; wir wollen ferner, zunächst vorsichtig und versuchend, die unmittelbare eigene Stärkung, indem wir eine uns im Bedarfsfall dienstbare Rüstungsindustrie in Russland heranbilden helfen.“ Im Zuge dessen musste Polen vernichtet werden. „Polens Existenz ist unerträglich, unvereinbar mit den Lebensbedingungen Deutschlands. Es muss verschwinden und wird verschwinden durch eigene Schwäche und durch Russland, mit deutscher Hilfe.“ Bei den Verhandlungen mit der Roten Armee müsse die deutsche Regierung natürlich offiziell ausgeschaltet bleiben, um internationale Konflikte vorerst zu vermeiden. Aber nicht um jeden Preis: „Kommt es zu kriegerischen Verwicklungen – und sie erscheinen heute greifbar nah –, dann wird es nicht Aufgabe der leitenden Staatsmänner bei uns sein, Deutschland aus dem Konflikt herauszuhalten – das wird vergeblich oder Selbstmord sein – sondern so stark wie möglich auf die richtige Seite zu treten.“<sup>1212</sup>

Tatsächlich schien nach dem Scheitern von Genua (nicht zuletzt durch den Sondervertrag von Rapallo) ein zweiter russisch-polnischer Krieg ebenso wie ein deutsch-französischer Konflikt in der Luft zu liegen. Ein im Winter 1922/23 durchgespieltes Szenario (in einem Kriegsspiel der Marineleitung der Reichswehr) ging von einer Kriegserklärung Russlands an Polen aus; Frankreich verlange daraufhin ein Durchmarschrecht durch Deutschland, das verweigert werde, woraufhin es dem Deutschen Reich den Krieg erkläre. Großbritannien stelle sich im Konflikt neutral.<sup>1213</sup>

Diese Szenarien reflektierten auch Signale aus Moskau, wo sich angesichts der verheerenden Hungersnot und anhaltenden Zerrüttung des Landes erneut paranoide Erwartungen eines „imperialistischen Kreuzzugs“ breit machten. Im November 1922 stellte Bucharin auf dem IV. Weltkongress die „theoretische“ Frage, ob „proletarische Staaten, von der Zweckmäßigkeit der Strategie des Gesamtproletariats ausgehend, militärische Blocks mit bürgerlichen Staaten bilden dürfen“. Die Antwort lautete (ganz im Geiste der Brester Lektionen des erkrankten Lenin): „Ja“, wenn es der Revolution diene. Und natürlich müsse sich die

Kommunistische Partei des betreffenden Landes dann ganz diesem übergeordneten Gesamtziel verpflichtet. Es ging deutlich genug um einen eventuellen „militärischen Block“ mit Deutschland.<sup>1214</sup>

Trotzki versicherte dem neuen Botschafter Brockdorff-Rantzau bei ihrem erstem Zusammentreffen im Dezember 1922, sollte Polen in Abstimmung mit dem angedrohten französischen Einmarsch im Ruhrgebiet „über Schlesien herfallen, so werden wir unter keinen Umständen untätig zusehen“.<sup>1215</sup> Parallel dazu entwickelte Radek bei Geheimgesprächen in der Wohnung von Schleichers abermals „weitgespannte internationale Bündnispläne“.<sup>1216</sup> Und als der französische Einmarsch ins Ruhrgebiet im Januar 1923 zur Realität geworden war, stellte Juri Steklow in der Regierungszeitung „Iswestija“ in aller Form fest, dass Sowjetrußland „in seinem eigenen Lebensinteresse die endgültige Unterdrückung und Zerschlagung Deutschlands nicht zulassen“ könne.<sup>1217</sup>

Die reale Bilanz der gemeinsamen militärischen Vorhaben war allerdings ernüchternd. Bis auf den im Oktober 1922 geschlossenen Vertrag zur Übernahme der Russo-Balt-Werke in Fliß durch Junkers befanden sich alle übrigen Projekte – vom U-Boot-Bau bis zur Giftgasproduktion – im Stadium reiner Vorüberlegungen. Eine materiell wirksame Rüstungskooperation stand bis dahin nur auf dem Papier. Die Waffen- und Munitionsvorräte der Reichswehr reichten nicht einmal für einen kurzen und begrenzten Konflikt. Die Rote Armee befand sich noch mitten im Prozess der Umwandlung von einer revolutionären Massenarmee in eine professionelle Kaderarmee und verfügte kaum über moderne Waffen.

Auf beiden Seiten setzte sich die Einschätzung durch, dass man (auch gemeinsam) zu keinem großen Krieg fähig war. Szenarien eines von der konspirativ unterhaltenen „Schwarzen Reichwehr“ gestützten und geschürten „Volkskriegs“ gegen die französischen Truppen in Verbindung mit gleichzeitigen Offensivaktionen der Reichswehr und Roten Armee zur Gegenbesetzung der oberschlesischen und nordböhmischen Industriereviere, wie sie Seeckt im Januar in einem Beitrag in der „Militär-Zeitung“ öffentlich andeutete und in einer Besprechung in der Reichskanzlei im Februar 1923 auch explizit entwickelte, stießen auf die geschlossene Ablehnung des Kabinetts, das sich stattdessen für eine Strategie des

„passiven Widerstands“ entschied.<sup>1218</sup> Als der Kampf im Spätsommer angesichts der rasenden Inflation und wachsenden inneren Unruhe abgebrochen wurde, wurde das in der Reichswehrführung allen Ernstes als ein „neuer verlorener Krieg“ bewertet.<sup>1219</sup>

Gleichwohl brachte die Ruhrbesetzung für die deutsch-sowjetischen Militärkontakte einen neuen, massiven Schub. Das war freilich immer auch ein Spiel gegenseitiger Erpressungen. Die sowjetischen Unterhändler wollten die Zwangslage des Reiches nutzen, um Finanz- und Materialzusagen zu erhalten, die für die deutsche Seite schlechterdings nicht zu leisten waren. Der sowjetische Generalstabschef Lebedew zeigte sich bei Gesprächen mit einer Delegation der Reichswehr in Moskau im Februar demonstrativ „erschüttert“, in welchem geringem Ausmaße sich die deutsche Seite bisher auf den angeblichen „großen Befreiungskrieg“ vorbereitet hatte, den Truppenamtschef Hasse (mit einer Zeitperspektive von drei bis fünf Jahren) ihnen soeben angekündigt hatte. Dafür seien doch wohl sehr viel intensivere Anstrengungen nötig!<sup>1220</sup>

Die deutsche Seite wiederum verlangte, wenn schon, für die prospektierten Rüstungs-Konzessionsbetriebe eine so weitgehende Exklusivität und Exterritorialität, dass dies auf ein Monopol der Waffenproduktion in Russland hinausgelaufen wäre. Radek erteilte diesen Ansinnen im September vordergründig eine kalte Abfuhr – nach der Aufzeichnung Brockdorff-Rantzaus mit den Worten: „Sie können uns nicht zumuten, dass wir uns für lumpige Millionen, die Sie bieten, einseitig politisch binden, und, was das Monopol betrifft, so denken wir nicht entfernt daran, uns darauf einzulassen, im Gegenteil, wir nehmen alles, was wir militärisch brauchen können, wo wir es finden.“ Selbst Frankreich oder England, behauptete er, kämen als Lieferanten in Frage.

Im gleichen Atemzug freilich versicherte Radek, die Sache würde sich völlig anders darstellen, wenn Deutschland sich endlich durchringe, „großzügige Politik auf weite Sicht mit Russland zu machen“. In diesem Falle sei Moskau bereit, „auf lange Sicht, mindestens auf fünf Jahre, einen Vertrag mit Deutschland zu schließen und es gegen französische und polnische Angriffe schützen, es müsse dafür aber auch die Unterstützung Deutschlands gegen England und Frankreich

verlangen.“<sup>1221</sup> Das wäre kaum weniger als eine potentielle neue Weltkriegsallianz gewesen.

### Weltrevolution gegen Versailles

Was aus der Distanz gesehen und oft auch in der Realität ein frappanter Widerspruch war, die praktischen Versuche der Revolutionierung Deutschlands und die „großzügigen“ Angebote politisch-militärischer Bündnisse an die Adresse der zu stürzenden Regierungen, gehörte in der Theorie und Praxis der Bolschewiki zusammen. Der geläufige Bild der „Doppelgleisigkeit“ von Komintern- und Außenpolitik greift dabei noch viel zu kurz. Es war ein Spiel mit vielen Karten und verteilten Rollen, worin sich taktische Kalküls und theoretische Axiome auf oft komplizierte Weise miteinander verschränkten.

Nachdem sich die ersten, akuten Erwartungen einer Revolution in den kapitalistischen Ländern Europas unmittelbar am Ausgang des Weltkriegs nicht realisiert hatten, kam es für die Bolschewiki umso mehr darauf an, die sozialistische Staatsmacht in Russland selbst zu behaupten. Karl Radek übernahm es, dies – noch aus seiner Moabiter Schutzhaft – der deutschen Kommunistischen Partei (in der sich nach Versailles nationalbolschewistische und putschistische Tendenzen, die dann zur Abspaltung der KAPD führten, breit machten) im November 1919/20 in aller Deutlichkeit beizubringen. Da „die Verteidigung Sowjetrusslands ... eine der Vorbedingungen des Sieges der Revolution auf dem europäischen Kontinent“ sei, müsse die Kommunistische Internationale konsequent auch „den Kampf für Sowjetrussland zum Pfeiler ihrer Weltpolitik machen“. Alle Parteien, auch die deutsche, müssten begreifen, „dass es jetzt keine separaten nationalen proletarischen Interessen geben kann, sondern nur ein allgemeines internationales proletarisches Interesse“.<sup>1222</sup>

In offener Auseinandersetzung mit den Hamburger nationalbolschewistischen Opponenten um Laufenberg und Wolffheim verwarf Radek in einem Beitrag in der „Kommunistischer Arbeiter-Zeitung“ im Dezember die extreme Alternative eines „sofortigen Sieges der Weltrevolution oder des Untergangs“ und erklärte,

dass auch eine deutsche Räteregierung, wie zuvor die russische nach Brest, eine Atempause brauchen werde, um ihre Macht zu konsolidieren. Ihre Außenpolitik werde daher „nicht auf den Krieg, nicht auf die Kündigung, sondern auf die langsame Aufrollung des Versailler Friedens gerichtet sein“ müssen, gemeinsam mit den Revolutionären in den benachbarten Ländern.<sup>1223</sup>

Allerdings leugnete Radek keineswegs die Möglichkeit und Bedeutung dessen, „dass, proletarisiert durch den Ausgang des Krieges, Teile der Intellektuellen, des Offizierskorps, des Kleinbürgertums sich in der Richtung des jetzt noch schwachen nationalen Bolschewismus entwickeln werden“.<sup>1224</sup> Es kam ihm in seinen Polemiken gegen die „nationalbolschewistischen“ Abweichler der eigenen Partei nur darauf an, alle diese Bestrebungen einer von Moskau bestimmten Globalstrategie ein- und unterzuordnen.

In seiner Schrift „Der linke Radikalismus“ vom April/Mai 1920 nahm sich Lenin die putschistischen Tendenzen innerhalb der entstehenden Parteien des Westens, und vor allem der deutschen KAPD, persönlich vor. Es war ein Grundkurs in „Leninismus“, angewandt auf die neue Nachkriegssituation. Generell sei es keine revolutionäre Tat, sondern Dummheit, „dem Feinde, der heute besser gerüstet ist als wir, offen zu sagen, ob und wann wir mit ihm Krieg führen werden“. Das universelle Prinzip bolschewistischer Politik sei es vielmehr, dass „man *unbedingt* ... jeden, selbst den kleinsten Riss zwischen den Feinden, jeden Interessensgegensatz zwischen den verschiedenen Gruppen oder Schichten der Bourgeoisie der verschiedenen Länder, innerhalb der einzelnen Länder als auch jede, selbst die kleinste Möglichkeit ausnutzt, um einen Verbündeten unter den Massen zu gewinnen, mag das auch ein zeitweiliger, schwankender, unsicherer, unzuverlässiger, bedingter Verbündeter sein“.

Das galt für eine internationale Strategie sogar noch mehr als für jeden nationalen Klassenkampf. Denn: „Krieg führen zum Sturz der internationalen Bourgeoisie, einen Krieg, der hundertmal schwieriger, langwieriger, komplizierter ist als der hartnäckigste der gewöhnlichen Kriege zwischen Staaten, und dabei im voraus auf das Lavieren, auf die Ausnutzung von (wenn auch zeitweiligen) Interessensgegensätzen zwischen den Feinden, auf Übereinkommen und Kompromisse

mit möglichen ... Verbündeten verzichten – ist das nicht über alle Maßen lächerlich?<sup>1225</sup>

Dieses Szenario einer Weltrevolution war erklärtermaßen das eines zweiten, revolutionären Welt(bürger)krieges. Damit trieb Lenin seine Imperialismus-Theorie, mit der er bereits in den Kriegsjahren alle Aussagen und Horizonte des traditionellen Marxismus radikalisiert und transzendiert hatte, noch einen entscheidenden Schritt weiter – und buchstäblich auf die Spitze.

### Spiel mit den „deutschen Schwarzhundertern“

Der Zusammenfall des II. Kongresses der Kommunistischen Internationale mit dem Vormarsch der Roten Armee gegen Polen in Moskau im August 1920 war für Lenin, mehr als er nach außen erkennen ließ, eine weltgeschichtliche Weichenstellung. In der erst nach der teilweisen Öffnung der Partei-Archive 1992 publizierten Originalfassung seiner Rede vor einer außerordentlichen Parteikonferenz der KPR (B) am 20. September wird deutlich, was in der publizierten Fassung der „Lenin Werke“ bis ans Ende der UdSSR verschleiert werden sollte.<sup>1226</sup>

Lenin erklärte (dem Stenogramm zufolge), dass es im Juli/August um „die grundlegende Frage Verteidigungs- oder Angriffskrieg“ gegangen sei. Diese Frage – und hier bat Lenin die Stenografen, „weniger mitzuschreiben, da dies nicht in den Druck gehen sollte“ – habe auf dem öffentlich tagenden KI-Kongress natürlich nicht erörtert werden können. Aber auch die parallel tagende ZK-Sitzung, die die wesentlichen Beschlüsse gefasst habe, habe darüber kein Protokoll geführt, sondern nur mündlich festgelegt: dass die Phase der bloßen Verteidigung nunmehr vorbei sei und die Revolution zum Angriff übergehe, indem „wir unsere Streitkräfte nutzen, um Polen zu sowjetisieren“, oder, anders gesagt, „mit dem Bajonett prüfen, ob die sozialistische Revolution in Polen herangereift“ sei. Dies markiere – trotz der eklatanten Warschauer Niederlage – einen „Wendepunkt“, nicht nur in der Politik Sowjetrusslands, sondern in der Weltpolitik, nämlich den Übergang zu entscheidenden Kämpfen. Wie Trotzki richtig gesagt habe, seien die Schlachten in Polen nur eine Art „Juli-Unruhen“ im Weltmaßstab gewesen.

Aufgrund dieser Erfahrungen „werden wir den Angriffskrieg lernen“ – wovon in der Schlussresolution natürlich nichts gesagt werden dürfe.<sup>1227</sup>

Dann folgten jene Passagen, die Lenin in einer Serie von Reden der folgenden Wochen in immer neuen Abwandlungen verwendete – und die in der offiziellen Fassung seiner Rede eindrücklich genug zusammengefasst sind: „Das Vordringen unserer Armee auf Warschau hat unwiderleglich bewiesen, dass sich irgendwo in der Nähe dieser Stadt der Angelpunkt des gesamten, auf dem Versailler Vertrag fußenden imperialistischen Weltsystems befindet. Polen, das letzte Bollwerk gegen die Bolschewiki, das voll und ganz von der Entente beherrscht wird, ist ein so gewaltiger Faktor dieses Systems, dass das ganze System ins Wanken geriet, als die Rote Armee dieses Bollwerk bedrohte.“

Und weiter, noch irritierender: „Als sich unsere Truppen Warschau näherten, begann es in ganz Deutschland zu brodeln. Dort zeigte sich ein ähnliches Bild, wie man es bei uns 1905 beobachten konnte, als die Schwarzhunderter die breiten, rückständigen Schichten der Bauernschaft zum politischen Leben erweckten und aufrüttelten, so dass dieselben Bauern, die heute gegen die Bolschewiki marschierten, morgen von den Gutsbesitzern den ganzen Grund und Boden verlangten. Auch in Deutschland haben wir einen solchen widernatürlichen Block von Schwarzhundertern mit Bolschewiki gesehen.“<sup>1228</sup>

Im Original sprach Lenin freilich sehr viel präziser davon, dass sich in Ostpreußen bei der Annäherung der Roten Armee „alle Kappisten ... für die Bolschewiki“ eingetreten seien, ebenso wie die „Masse der patriotisch gestimmten Elemente“. Dieser „Block aus extremen Nationalisten und Kommunisten“ habe darin übereingestimmt, dass es in der Welt nur noch zwei Kräfte gebe: „hier der ‚Völkerbund‘, der aus dem Versailler Vertrag hervorgegangen ist, und dort die Sowjetrepublik, die diesen Versailler Vertrag zerreißt“. Und der „widernatürliche Block in Deutschland war für uns“, für die Bolschewiki.

Dies bedeute natürlich nicht, die Dummheiten der deutschen Linksradiكالen zu teilen, wonach es sich in Deutschland statt um einen Bürgerkrieg um einen Krieg gegen Frankreich handeln müsse. „Ohne Bürgerkrieg wird es keine Sowjetmacht in Deutschland geben.“ In einem „Block mit den deutschen Kornilows“ würden

die Kommunisten einfach weggepustet werden. Dennoch aber sei es eine Tatsache, der die Politik der Kommunisten Rechnung tragen müsse: dass die Deutschen nunmehr zu jenen 70% aller Erdbewohner gehörten, die durch den Versailler Vertrag unterdrückt und ausgebeutet würden.<sup>1229</sup>

### Szenarien eines globalen „Endkampfes“

Diese Einschätzung hatte Lenin erstmals auf dem Parteitag seiner Partei im April vorgetragen und dann vor dem II. Kongress der Kommunistischen Internationale zur globalen Doktrin erhoben: dass sich die Welt seit Versailles in zwei, in voller Bewusstheit gegenüberstehende Lager geteilt habe; und dass diese beiden Lager „in diesem Jahr in den entscheidenden, in den Endkampf eintreten“ würden.

Das Panorama dieses globalen „Endkampfes“ entwickelte Lenin in grober, anschaulicher Systematik vor den Delegierten des Weltkongresses. Demnach sei es im Weltkrieg darum gegangen, „welche der verschwindend kleinen Gruppen der größten Staaten – die englische oder die deutsche Gruppe – die Möglichkeit und das Recht erhalten sollte, die ganze Erde zu plündern, zu würgen und auszubeuten“. Der Krieg habe diese Frage zugunsten der englischen Gruppe entschieden. Dadurch aber habe er „mit einem Schlag etwa eine viertel Milliarde Bewohner der Erde in eine Lage zurückgeworfen, die der einer Kolonialbevölkerung entspricht“. Konkret gemeint waren vor allem die geschlagenen Achsenmächte Deutschland, Österreich, Ungarn und Bulgarien – aber auch Russland selbst.

„Das ist in den Grundzügen das Bild der Welt, wie es sich nach dem imperialistischen Krieg gestaltet hat. Einundeinviertel Milliarden Unterdrückter in den Kolonien... oder in Ländern, die besiegt und in der Lage von Kolonien versetzt worden sind“ und die zusammen mehr als 70 Prozent der Weltbevölkerung bildeten, ständen „nicht mehr als eine viertel Milliarde Einwohner in den Ländern (gegenüber), die – selbstverständlich nur die Oberschicht, nur die Kapitalisten – von der Aufteilung der Welt profitierten“. Diese Gruppe der Weltausbeuter aber steuere ihrerseits nun in einen galoppierenden Wirtschaftsbankrott hinein, da alle europäischen Mächte sich bereits in der Schuldknechtschaft Amerikas befänden. Somit

habe der Versailler Vertrag unfreiwillig den Ruin der kapitalistischen Welt vollendet.

Die Gegenstrategie musste demnach in der Bildung einer antiimperialistischen Welteinheitsfront aller unterdrückten Völker und Klassen liegen, wie sie der II. Weltkongress dann auch proklamierte. Innerhalb dieser Welteinheitsfront musste den Kommunistischen Arbeiterparteien, vereint in der Kommunistischen Internationale, naturgemäß die Führung zufallen, und insbesondere der Partei der Bolschewiki, die über Erfahrungen und Einsichten von universeller Gültigkeit verfügte und mit der Existenz Sowjetrusslands dem Weltproletariat einen neuen, entscheidenden Machtfaktor und Rückhalt geschaffen hatte. Von Russland ausgehend, habe die „Sowjetbewegung ... im ganzen Osten, in ganz Asien, unter allen Kolonialvölkern Wurzeln geschlagen“. Alles hänge nun von der Säuberung der proletarischen Parteien von reformistischen und opportunistischen Einflüssen und Elementen ab. Wenn dies gelinge, dann werde nichts und niemand „uns hindern können, unser Werk zu vollbringen ... – die Schaffung einer weltumspannenden Sowjetrepublik“. <sup>1230</sup>

Nimmt man diese Ausführungen Lenins vor dem II. Weltkongress zusammen mit den parallel und konspirativ gefassten, erst nachträglich und auch dann nur im engsten Kreise offengelegten und begründeten Beschlüssen über den Übergang Sowjetrusslands „von der Verteidigung zum Angriff“, dann enthüllt sich die ganze Mischung aus Paranoia und Hybris, von der die sowjetische Führung damals nach innen wie nach außen getrieben war. So entstammte das Szenario eines globalen „Endkampfes“ einem verschwörungstheoretischen Weltbild, wonach „der polnische Überfall und der Wrangels [der Ausbruchversuch der letzten „weißen“ Armee aus der Krim, G.K.] ein und derselbe Angriff der Entente“ sei, die damit „alles auf eine Karte gesetzt“ habe. <sup>1231</sup> Die Rolle Polens als „Angelpunkt des Versailler Systems“ enthülle sich gerade darin, dass es „als Puffer zwischen Russland und Deutschland“ fungiere und als „der letzte Staat gegen Russland, der sich vollständig in den Händen des internationalen Imperialismus befindet“. Als solcher sei er allerdings ein „so mächtiges Element“, dass mit der

„Ausschaltung dieses Elements ... wir den ganzen Versailler Frieden zertrümmern“ werden.<sup>1232</sup>

Da es sich im ersten Anlauf nun als unmöglich erwiesen hatte, mit dem Bajonett „die Bereitschaft der polnischen Arbeiter zu revolutionären Taten“ anzustacheln und mit ihnen Verbindung aufzunehmen, während es Pilsudski gelungen war, eine „Welle des Chauvinismus“ gegen die Rote Armee ins Feld zu führen, war Lenins primäre Schlussfolgerung von der kühlen Pragmatik der Macht diktiert. Um eine „Winterkampagne“ gegen die weiter vordringenden polnischen Armeen zu vermeiden, war Sowjetrussland bereit, die polnischen Ansprüche auf die Curzon-Linie als Grenze (auf dem Papier) vorläufig anzuerkennen. Alle Kräfte der Roten Armee waren stattdessen auf die endgültige Zerschmetterung der Wrangel-Armee auf der Krim zu konzentrieren (und – das blieb unausgesprochen – auf die Pazifizierung der russischen Kerngebiete selbst, wo sich Arbeiterstreiks und Bauernaufstände im Herbst 1920 wieder wie ein Buschfeuer auszubreiten begannen).

### Imperialistische Gegensätze

Diese Pragmatik der Macht war allerdings von dem zähen Willen – und der fixen Idee – diktiert, dass die Situation des globalen „Endkampfes“ nur für kurze Zeit aufgeschoben, aber keineswegs aufgehoben war. Dabei bildeten ihre nationalen und internationalen Ambitionen für Lenin keinen Widerspruch, im Gegenteil. Die Konsolidierung und schrittweise Ausdehnung Sowjetrusslands auf das Gebiet des alten Russischen Reiches war das A & O jeder internationalen Strategie, die ihrerseits auf die „Ausdehnung der Sowjetbewegung“ oder, noch direkter, auf die „Sowjetisierung“ anderer Länder gerichtet war. So hielt Lenin in der zitierten Rede fest, dass man durch den Krieg mit Polen immerhin „Ostgalizien als Basis gegen alle heutigen Staaten (Mitteleuropas)“ gewonnen habe.<sup>1233</sup>

Wenn aber Sowjetrussland nun einmal das Zentrum des Weltlagers der Ausgebeuteten und Unterdrückten bildete, „Weißpolen“ dagegen der „Angelpunkt des Versailler Weltsystems“ war, von dem aus dieses (das legte die Metapher nahe)

womöglich aus den Angeln gehoben werden konnte, dann konnten Lenins ständig wiederholte Reminiszenzen an den „widernatürlichen Block der deutschen Schwarzhunderter und Kommunisten“ keine bloße, beiläufige Episode sein. Sondern die Situation beim Vormarsch der Roten Armee gegen Warschau im Sommer 1920 war dann nur eine erhellende Momentaufnahme eines viel bedeutenderen und allgemeineren Sachverhalts: dem nämlich, dass „die deutsche Bourgeoisie im Grunde für uns“ ist, wie Lenin in der Folgezeit mehrfach erklärte.<sup>1234</sup> Das aber konnte von potentiell entscheidender Bedeutung sein. Denn: „Für Russland eröffnet ein Bündnis mit Deutschland, unabhängig davon, ob die Revolution dort bald siegt, riesige wirtschaftliche Perspektiven.“<sup>1235</sup>

Unter diesem politischen Leitgedanken stand auch das am 23. November 1920 erlassene „Dekret über die Konzessionen“, das riesige Wald- und Landwirtschaftsgebiete sowie ganze Bergbaureviere in Mittelsibirien und Zentralasien zur Ausbeutung durch ausländische Kapitalunternehmen ausschrieb. Wie Lenin zur Begründung explizit sagte, ging es hier wie überhaupt darum, „dass man die Gegensätze und Widersprüche zwischen zwei kapitalistischen Mächten, zwischen zwei Systemen kapitalistischer Staaten ausnutzen und sie gegeneinander hetzen muss“.<sup>1236</sup> Dafür seien die Bedingungen nun bereits viel günstiger als zur Zeit des Brester Friedens 1918. Jetzt gebe es unter den imperialistischen Mächten sogar drei grundlegende Gegensätze: Erstens den Konflikt zwischen Japan und Amerika, der „unvermeidlich“ auf einen großen Krieg um China, Korea und die Küsten des Stillen Ozeans zusteure. Zweitens den Gegensatz „zwischen Amerika und der ganzen übrigen kapitalistischen Welt“. Gerade die Kolonialmächte England und Frankreich könnten sich mit Amerika nicht verständigen. „Die ganze bürgerliche Literatur zeugt vom Anwachsen des Hasses gegen Amerika, in Amerika aber mehren sich die Stimmen für den Abschluss eines Abkommens mit Russland.“ In beiden Konflikten stellte sich Lenin eher auf die Seite Amerikas und war bereit, den USA z.B. ganz Kamtschatka als Konzession zu überlassen, schon weil dies Japan als den Protektor der schattenhaften „Fernöstlichen Republik“ in einen Krieg gegen Amerika treiben werde.<sup>1237</sup>

Der dritte und wichtigste imperialistische Gegensatz war in Lenins Weltgemälde jedoch unverändert der „zwischen der Entente und Deutschland“. Das Reich sei trotz der Niederlage noch immer „seiner wirtschaftlichen Entwicklung nach das zweite Land der Welt“. Die Fachleute sagten sogar, „dass die Elektroindustrie Deutschlands höher stehe als die Amerikas“, jedenfalls was „die technische Vollendung betrifft“. Diesem Land also habe der siegreiche britisch-französische Imperialismus „den Versailler Vertrag aufgezwungen, der ihm die Existenz unmöglich macht“. Entsprechendes gelte für das ehemalige Österreich-Ungarn. „In Mitteleuropa ist das ein gewaltiger Block mit riesiger wirtschaftlicher und technischer Macht.“ Der einzig mögliche Verbündete dieser, zu „Industriekolonien“<sup>(\*)</sup> degradierten ehemaligen Zentralmächte aber sei Sowjetrußland.<sup>1238</sup>

Und dieses Sowjetrußland – das gehörte in ein und dieselbe Perspektive – war eben dabei, durch einen von Lenin forcierten großen Plan zur „Elektrifizierung“ des Landes, den GOELRO-Plan, die inneren Kräfte des Landes wiederherzustellen. (Eine bei allen Aufgeboten wissenschaftlicher Kompetenz<sup>1239</sup> halb magische Vorstellung, die an Mesmerismus erinnerte – der Versuch, das auf ein Zehntel seiner früheren Produktionskapazität abgesunkene, zerrüttete Riesenreich wie mit einem „elektrischen“ Zauberstab neu zu beleben und eine ganze sozialökonomische Stufe zu überspringen.<sup>1240</sup>) Hierin also lag die von Lenin hervorgehobene spezielle Bedeutung der deutschen Elektroindustrie, zu der führende Bolschewiki – wie geschildert – aus der Kriegs- und Vorkriegszeit enge, auch persönliche Beziehungen unterhielten.

Mit seinem Angebot der Konzessionen trete Sowjetrußland nun „vor die ganze Welt hin und erklärt: Wir nehmen es auf uns, die Weltwirtschaft wiederherzustellen – hier unser Plan“. Denn wie der Engländer Keynes und andere festgestellt hätten: „Zur Wiederherstellung der Weltwirtschaft braucht man die russischen Rohstoffe.“ Rußland zwingt damit die Kapitalisten, „mit uns auf wirtschaftlichem Gebiet zu kämpfen“. Das bedeute nicht, dass man in einen friedlichen

---

(\*) Von „Industriekolonien“ spricht Lenin nur sinngemäß, ohne den Begriff zu verwenden. Diese Kategorie wurde kurz darauf vom Komintern-Ökonomen Eugen Varga entwickelt und in den Mittelpunkt der Analysen des von ihm in Berlin und Moskau gegründeten „Instituts für Weltwirtschaft und Weltpolitik“ gestellt.

Wettbewerb eintrete. „Mitnichten! Konzessionen sind nichts anderes als eine neue Form des Krieges.“ Russland müsse ihnen auch im wirtschaftlichen Krieg „die Entscheidungsschlacht liefern“, indem es sich an ihnen schule und von ihnen lerne, „wie man Musterbetriebe einrichtet“, sie engstens kontrolliere und kräftig abschöpfe, um sie dann in einem großen Sprung nach vorn „einzuholen und zu überholen“.<sup>1241</sup>

### Deutsch-russische Großraumprospekte

Dieser „Wirtschaftskrieg“ trug zunächst allerdings viele Züge eines „komischen Krieges“. Schwer zu sagen, wer in den Verhandlungen zwischen dem vermeintlichen amerikanischen Milliardär „Mister Vanderlip“ mit den Führern der Sowjetmacht, darunter Lenin persönlich, über die Verpachtung Kamtschatkas den seltsameren Part spielte.<sup>(\*)</sup>

Auch war die demonstrative Bevorzugung der Deutschen in den (größtenteils noch völlig hypothetischen) Konzessionierungs-, Restrukturierungs- und Elektrifizierungsplänen nie einfach wörtlich zu nehmen, sondern hatte immer zugleich den Zweck, die westlichen Mächte gegeneinander zu treiben, was mit dem (ökonomisch unbedeutenden, aber politisch wichtigen) Handelsabkommen mit Großbritannien im Mai 1921 schließlich auch gelang. Dies wiederum führte programmgemäß auf deutscher Seite zu Anflügen von Torschlusspanik.

Insgesamt findet man in der Bibliographie der deutschen Russlandliteratur dieser ersten Jahre einen fast bizarren Überschuss an wirtschaftsgeographischen und politisch-ökonomischen Russlandstudien sowie einschlägigen Informationsdiensten und Zeitschriften<sup>1242</sup> – bizarr, weil es sich offenkundig um eine Fortschrei-

---

<sup>(\*)</sup> Die Bolschewiki verwechselten den Bergbau-Ingenieur Washington B. Vanderlip mit dem steinreichen Senator Frank A. Vanderlip – ohne wiederum informiert zu sein, dass der erstere schon zu Beginn des Jahrhunderts in Kamtschatka nach Gold geschürft und 1903 darüber ein Buch „In search of a Sibirian Klondyke“ veröffentlicht hatte. Jedenfalls ging es den Bolschewiki bei den ersten Konzessionen an Washington Vanderlip und den jungen Armand Hammer nur in zweiter Linie um sinnvolle Investitionen. Vielmehr bedeuteten sie nach Lenin – der den Gesprächen mit dem enthusiastischen „Mister Vanderlip“ selbst eine „humoristische Note“ zuschrieb – vor allem „eine Ablenkung der imperialistischen Kräfte von uns“. (Rede in der Aktivversammlung der Moskauer Organisation der KPR(B), LW 31, S. 440 ff.)

bung der auf breiter Front in Angriff genommenen Bemühungen der letzten Kriegsjahre zur „Erschließung Russlands“ handelte, denen einstweilen noch kaum reale Beziehungen entsprachen.<sup>(\*)</sup> Darin drückte sich ein prospektives, zunächst leerlaufendes Interesse aus, allerdings auch eine Akkumulation von Wissen und Erfahrung, die es in dieser Form (materialisiert in Tausenden unterbrochener Biographien) sicher auch nur in Deutschland gab. Fast könnte man annehmen, dass in dieser ausgedehnten Literatur Russland mit all seinen Ressourcen genauer vermessen und gründlicher prospektiert war als in der Literatur, die zur gleichen Zeit den sowjetischen Planern in Russland selbst zur Verfügung standen.

Die spekulativen Erwartungen, die sich an die im Januar 1921 präzisierten Konzessionsangebote der sowjetischen Regierung knüpften (die außer riesigen Wald- und Landwirtschaftsgebieten immerhin die Hälfte der Kohle- und Eisenerzgruben Russland umfassten), dürften sich – neben allen ökonomischen Bedürfnissen des Reiches – auch aus diesem biographischen und literarischen Überschuss gespeist haben. So zeigte der Verein Deutscher Ingenieure sich überzeugt, „dass durch die Entsendung einer großen Zahl deutscher Ingenieure nach dem Donezgebiet dort in wenigen Jahren die größte Eisenindustrie der Welt ins Leben gerufen werden könnte“.<sup>1243</sup> Die Wissenschaftler des Breslauer Instituts und die Vertreter dutzendweise ins Leben springender Verbände und Vereine zur Pflege und Förderung osteuropäischer und deutsch-russischer Handels- und Wirtschaftsbeziehungen (mit einem großen Anteil ehemaliger Russlanddeutscher oder im Russlandgeschäft engagierter Firmen) gingen davon aus, dass es nur „eine Frage der Technik und Organisation“ sei, „ob diese ungeheuren Naturreichtümer der deutschen Industrie ... zugeführt“ werden konnten.<sup>1244</sup>

Texte, worin „die Kohlen im Donetz-Becken, die Eisenerze von Krivoi Rog, das Mangan von Nicopol, Kupfer und Eisen im Ural, Kalisalze in Perm, Kohle

---

<sup>(\*)</sup> So hatte schon die erste Studie des in der letzten Kriegsphase gegründeten Osteuropa-Instituts der Universität Breslau („Russisches Wirtschaftsleben seit der Herrschaft der Bolschewiki“, hrsg. von Wladimir Kaplun-Kogan), die in sachlicher Form die materiellen Bedürfnisse sowie die Lücken und Angebote der sowjetischen Gesetzgebung für direkte Wirtschaftsanbahnungen beschrieb, im Jahr 1919 zwei Nachauflagen erlebt – obwohl der reale Handelsaustausch nahezu Null war.

und Eisen im Kusnetzky-Bezirk und viele andere kleinere Vorkommen von Eisen, Kohle, Kupfer, Aluminium“ schwelgerisch beschrieben und dem „Kapital und Unternehmungsgeist“ der deutschen Industrie anheim gegeben wurden<sup>1245</sup>, lassen sich beliebig vermehren.

Die Verstaatlichungen als solche und der zentralistische Charakter aller Anbahnungen wirkte dabei keineswegs abschreckend, trotz aller praktischen Schwierigkeiten und Begrenzungen. Schließlich war das Auftreten in Syndikaten und ein Element staatlicher Regulierung und Vermittlung wirtschaftlicher Kontakte auch aus den Vorkriegszeiten (seit den Jahren Wittes) durchaus geläufig. Hinzu kam, wie das Vorstandsmitglied des Reichsverbandes der Deutschen Industrie, Hermann Bücher, auf der Jahrestagung im Juli 1922 sagte, dass „das russische Geschäft mit einem ungewöhnlichen, ungeheuerlichen Risiko verbunden“ sei, das in jedem Falle staatlich besichert werden musste.<sup>1246</sup>

Dem trug der Bericht des Staatssekretärs im Reichsministerium für Wiederaufbau, des Sozialdemokraten August Müller, über seine eben absolvierte Russlandreise Rechnung. Müller sagte, das bolschewistische Regierungssystem sei im Grunde nur eine Verwandlungsform des „früheren zaristischen Despotismus“ – aber „das geht uns eigentlich nichts an“. Ein „Zusammenbruch dieses Regimes“ liege jedenfalls nicht im deutschen Interesse, weil sonst „dieses große Produktions- und Konsumtionszentrum im Osten ganz und gar in einen Trümmerhaufen verwandelt wird“. Für das Reich komme es vielmehr darauf an, das „russische Problem als eine große Aufgabe von weittragender Bedeutung anzuschauen“, die „als eine Gesamtaufgabe der deutschen Industrie betrachtet“ und daher durch eine „Zentralstelle“ zusammengefasst werden müsse.<sup>1247</sup> Von hier führte Jahre später dann der Weg zur Gründung des „Russlandausschusses der Deutschen Industrie“. Aber auch eine Organisation wie der „Deutsch-Osteuropäische Wirtschaftsverband“ schloss 1922 bereits rd. 500 Firmen zusammen.<sup>1248</sup>

Dabei war es gerade der Charakter zentral und staatlich vereinbarter Konzessionen, der – im Verein mit der totalen Zerrüttung, die einer tabula rasa glich – zur Überspannung der Erwartungen und Hoffnungen beitrug, bis hin zu emphatischen Verschmelzungsphantasien. So forderten die 1921 vorausgeschickten, von

Moritz Schlesinger geführten Wirtschaftsfachleute der Deutschen Vertretung in Moskau im Sommer 1922 allen Ernstes, man müsse „in Deutschlands und Russlands Wirtschaft ... zusammenhängende Teile eines Wirtschaftskörpers“ sehen.<sup>1249</sup>

### „Germanisierung“ Russlands von links

Sieht man in Formulierungen wie diesen nichts als den (un)verhüllten deutschen Willen zur Kolonisierung Russlands, dem „Tor zur Weltmacht“ (so Rolf-Dieter Müller), wird allerdings verkannt, in welchem Umfang entsprechende Vorstellungen auch von Seiten bolschewistischer Wirtschaftsleute und Politiker selbst immer wieder genährt und über das Medium ihnen nahestehender Publizisten in eine breitere, bürgerliche Öffentlichkeit in Deutschland eingespeist wurden.

Ein markantes Beispiel war Alfons Goldschmidt, ein bekannter Wirtschaftsjournalist und Schriftsteller, der sich am Ausgang des Weltkriegs vom Pazifisten und Tolstojaner zum KPD(Spartakus)-Sympathisanten gewandelt und 1919 die von ihm herausgegebene Berliner „Rätezeitung“ (in loser Absprache mit dem inhaftierten Radek) zum Zentralorgan einer „Interessengemeinschaft der Auswandererorganisationen nach Sowjetrussland“ gemacht hatte. Im April 1920 hatte Goldschmidt als Vertreter dieser, auch „Ansiedlung Ost“ genannten Vereinigung, die mehrere tausend Interessenten auf ihren Listen hatte, als einer der ersten Gelegenheit, ins „neue Russland“ zu fahren.<sup>(\*)</sup> Daneben hatte er einen Vertrag mit dem Rowohlt-Verlag über eine systematische Darstellung der „Wirtschaftsorganisation Sowjetrusslands“ in der Tasche. Auch dieses Vorhaben war in Moskau erwünscht und gebilligt.

Die politische Situation in Moskau erfasste Goldschmidt auf den ersten Blick, und davon sollten ihn keine weiteren Erlebnisse mehr abbringen: „Gibt es noch eine terroristische Diktatur in Moskau? Nein, eine terroristische Diktatur gibt es in Moskau

<sup>(\*)</sup> Die Geschichte dieser „Ansiedlung Ost“ und die leidvollen Erfahrungen der tatsächlich nach Russland geschickten Auswanderer wurden in mehreren Berichten nach der Rückkehr beschrieben: A. Franke: Die Wahrheit über Russland. Die Auswanderung nach Sowjetrussland und das Diktat der dritten Internationale, Berlin 1920; Paul Fähnrich: Kolomna. Erlebnisse von 76 Rückwanderern der Interessengemeinschaft der Auswandererorganisationen nach Sowjetrussland, Berlin 1921; E. Weber: Russlandfahrt 1920 nach den Berichten B. Grimms, Berlin 1921

nicht. Gäbe es eine terroristische Diktatur in Moskau, so gäbe es keinen Maiboulevard mit einem lustigen Frühlingsleben wie im Mai 1920.“<sup>1250</sup>

Gewiss, es ging nicht mehr „so rauschend rege, glitzernd rege“ zu wie damals vor dem Weltkrieg, als er schon einmal Moskau besucht hatte. Eher tadelnd merkte Goldschmidt an, dass es auch unter der Sowjetmacht immer „noch genug Bürgerlichkeit, noch genug Gemeinheit, noch genug Schieber, Spekulanten und sonstige Verschlichene“ gebe. Aber: „In keiner Stadt der Welt sah ich auf den Spazierwegen solch würdige Lustigkeit. In keiner Stadt der Welt (und ich sah viele Städte) sah ich die Frauen so sittsam (romantisch gesprochen). Es gibt keine Gewerbsdirnen mehr in Moskau.“<sup>1251</sup>

Für Goldschmidt war dies vor allem ein Beweis für die Beseitigung jener „Sozialfäule“, die ihm als Essenz und Wesen des Kapitalismus schlechthin galt. Dahinter kam eine Gesellschaftsvorstellung zum Vorschein, die den revolutionären Prozess insgesamt als einen quasi-organischen Reinigungsvorgang verstand – angefangen mit der Produktionssphäre: „Die kommunistischen Fraktionen, oft nur kleine Fraktionen, beherrschen die Fabriken. Nicht mit Terror, sondern mit Zielsauberkeit, mit Arbeitsbewusstsein ... Es sind keine Gewaltfraktionen, doch es sind Disziplinierfraktionen ... Es sind Fagozytenfraktionen. Sie sollen die schlechten Säfte aufsaugen, wegfressen, vernichten. Die russische Revolution war eine Fagozytenrevolution. In meinem Buch „Die Wirtschaftsorganisation Sowjetrusslands“ werde ich das zeigen und begründen.“<sup>1252</sup>

Dieses zweite, umfängliche Buch Goldschmidts – das unmittelbar nach seinen Reisenotizen „Moskau 1920“ (in der Bestsellerauflage von 10.000 Ex.) erschien – folgte der leitenden Idee, die bolschewistische Revolution als eine objektiv gebotene, längst überfällige ökonomische Aktion zur Rettung Russlands, ja, geradezu „als eine verwaltungstechnische Notwendigkeit“ zu beweisen.<sup>1253</sup> Die bolschewistische Revolution exekutierte Goldschmidt zufolge nur den objektiv notwendigen und überfälligen Übergang von der Geldwirtschaft zur „Produktionswirtschaft“. Die Diktatur des Proletariats konnte danach durch nichts und niemanden mehr beseitigt werden, weil sie einfach „naturnotwendig war ..., weil sie jener Organisationswille war, der von der Wirtschaft und von der gefährdeten Organisation geradezu herbeigeschrien wurde.“<sup>1254</sup>

Die eigentliche Erleuchtung hatte Goldschmidt im Büro von Krzyzanowski, dem „Freund Lenins“, der in Deutschland studiert hatte und – wie der „Metallgewaltige“

Stünkel, den Goldschmidt zuvor gesprochen hatte – sofort von Deutschland zu schwärmen begann. „Sie hofften beide auf die Organisationshilfe, die Technikerhilfe Deutschlands. Sie haben sich an den Plänen Klingenberg (A.E.G.) geschult.“<sup>(\*)</sup> Aber, sagte Krzyzanowski, diese Pläne sind nicht mit Kapitalismus, sondern nur mit Sozialismus durchzuführen. Denn die Elektrizität ist die Kraft der sozialistischen Gesellschaft. Dampf ist die Kraft und war die Kraft der kapitalistischen Gesellschaft. Es bricht jetzt das Zeitalter der Elektrizität an.<sup>1255</sup> (Offenbar hatte man den Verbrennungsmotor übersehen.)

Dann enthüllte ihm Krzyzanowski die Karte des GOELRO-Plans der Elektrifizierung, die – so Goldschmidt – „nicht nur eine russische Wirtschaftsverschiebungskarte“, sondern „eine Weltverschiebungskarte“ sei. Für ihn waren diese kargen Diagramme mit ihren Kreisen und Linien eine wahre Epiphanie: „Reichtümer, von denen ich nichts geahnt hatte, stiegen auf. Der Mutterschlüssel war gefunden. Die Mineralien drängten aus der Erde, riesige, dichtgelbe Getreidefelder dehnen sich. Kolossale Kraftzentralen schossen den Strom durch ein systematisiertes Netz. Ich begriff den Sinn der rationalen Standortpolitik, den Sinn der neuen Verschiebung.“<sup>1256</sup>

Nicht nur die Metalle, die Kohle, das Naphta und andere Schätze sah Goldschmidt aus der Erde drängen, nicht nur riesige metallurgische Kombinate oder Textilkomplexe wie Pilze aus dem Boden schießen – auch die Landwirtschaft wurde mit dem Zauberstab der Elektrizität in einen Garten Eden verwandelt. Allein in Westsibirien warteten 105 Millionen Desjatinen fetten, jungfräulichen Landes: „Man sagte mir in Moskau: Schon bei ... nichtintensiver, nichtmoderner Bearbeitung dieses Gebietes könnte der Acker, könnten die Bäume und Sträucher mindestens 40 Millionen Menschen ernähren. Wenn man sie mit Elektrizität durchfeuert, wenn man Strom hindurchjagt ..., wenn man kollektiviert und eine Ameisenarbeit beginnt, kann dieses Gebiet so viel Menschen ernähren wie ganze Kanada.“<sup>1257</sup>

In dieser enormen Kolonisationsbewegung und „Weltwirtschaftsverschiebung“ musste der „deutschen Wirtschaft“, der „deutschen Technik“, der „deutschen Qualitätsarbeit“ natürlicherweise eine führende Rolle zufallen: „Es ist kein Zufall, dass im deutschen Proletariat der Drang nach Russland besonders stark ist. Viel mehr als die

---

(\*) „Im Anschluss an deutsche Elektifizierungspläne, besonders an die Pläne Klingenberg (A.E.G.) wird die elektrische Vernunftwirtschaft, die elektrische Planwirtschaft in Russland betrieben.“ (S. 188) Offenbart handelte es sich um die von den russischen Niederlassungen der A.E.G. und Siemens entwickelten Vorkriegspläne, in deren Diensten – wie beschrieben – fast das gesamte Führungspersonal der GOELRO-Kommission gestanden hatte.

privatwirtschaftlichen Kräfte empfinden die proletarischen Kräfte ..., dass Russland für Deutschland eine ungeheure Rohstoffquelle ist ... Sie fühlen, dass die deutsche Wirtschaft nach Osten muss ... Daher drängt die deutsche Qualitätsarbeit nach Russland; und umgekehrt verlangt die russische Wirtschaft deutsche Qualitätsarbeit, deutsche Handwerker, deutsche Techniker, deutsche Bauern, deutsche Arbeitsqualifizierte aller Sorten. Das ist ein Naturvorgang, begonnen vor dem Kriege, verschärft durch den Krieg, zur Notwendigkeit gemacht durch die sowjetische Wirtschaftsorganisation und durch die Elendslage der dichtkommunizierenden, allzudichtkommunizierenden deutschen Wirtschaft.<sup>1258</sup>

Das Hauptproblem dieses grandiosen Wirtschaftsorganisations- und Weltverschiebungsplanes waren allerdings die Russen als solche. So hochherzig Goldschmidt über alle Widrigkeiten des sowjetischen Alltags hinweg sah und ihnen stets romantische Seiten abgewann, so schneidend und humorlos reagierte er, wenn Verabredungen nicht eingehalten wurden und die Dinge nicht klappten: „Ich glaube, Lenin hat schon gegen diese Schluderei gewettert. Sie muss raus, sie ist ein Werkfehler, ein Uhrwerkfehler in den Russen ... Das muss raus aus den Russen, sonst werden wir noch allerlei Peinlichkeiten erleben.“<sup>1259</sup>

Aber eben dazu diente ja die Diktatur des Proletariats, die „auch eine Diktatur gegen das Proletariat selbst zur Aufzucht des Proletariats im Sinne einer kommunistischen Zielstrebung“<sup>1260</sup> war, eben eine „Diktatur der Organisation“ zwecks Reinigung, Erziehung, Disziplinierung.<sup>1261</sup> Goldschmidt sagte es „nicht nationalistisch“, sondern mit allem Wohlwollen und mit Berufung auf alle seine Moskauer Gesprächspartner: „Die russische Arbeit muss sozusagen germanisiert werden. Sie braucht das dringend. Die Wirtschaftsführer in Russland wissen das genau. Sie loben die deutsche Arbeit, sie sehnen sich nach der deutschen Arbeit. Deutsche Arbeit ist ... Gold für Russland.“<sup>1262</sup>

Natürlich waren russische Rohstoffe und Menschenressourcen auch Gold für Deutschland. Man würde sich allerdings schon darum bemühen müssen: „Russland braucht nicht uns, braucht nicht Europa, Europa braucht Russland.“<sup>1263</sup> Es war höchste Zeit, sich auf die kommende Weltverschiebung einzustellen: „Russlands Wirtschaftsorganisation wird mit immer größerer, immer gewaltigerer Hilfe des europäischen Proletariats gegen den Versailler Frieden stoßen, bis er umgestoßen ist. Der Versailler Frieden ist der letzte, gewaltig krankhafte Ausbruch der privatwirtschaftlichen Krise, die ihrem Ende zueilt.“<sup>1264</sup> Deutschland hatte die Chance, aber

auch die Mission, kraft seiner überlegenen Arbeitsorganisation und Technik an die Spitze dieser neuen, „naturgemäß“ sozialistischen Weltordnung zu treten.

### Rapallo contra „Versailles“

Dass die Integration Sowjetrusslands in die Weltwirtschaft eine Frage von entscheidender materieller Bedeutung für die Wiederherstellung des 1914 zerrissenen Netzes globaler Verbindungen sei, war Lenin und den führenden Bolschewiki sehr bewusst. Lenin ging 1922 sogar in weit übertriebener Weise davon aus, dass „die bürgerlichen Länder mit Russland Handel treiben müssen“, da sonst „der Zusammenbruch bei ihnen weitergehen wird“.<sup>1265</sup>

Jedenfalls haben sie diesen Hebel, den sie exklusiv in der Hand hielten, im wesentlichen dazu genutzt, ihr eigenes Machtmonopol zu behaupten und die Imperialisten „gegeneinander zu hetzen“. Selbst der Hungertod von Millionen eigener Bürger 1921/22 führte nur zu einer kurzfristigen Aufhebung der Quarantäne, unter die sie das eigene Land gestellt hatten. Die große internationale Hilfsaktion 1922, vor allem die Arbeit der ARA („American Relief Association“), die den Auftakt eines weitergehenden wirtschaftlichen Wiederaufbauprogramms hätte bilden sollen und können, wurde mit Verhaftungen, Spionagevorwürfen und Ausweisungen gewaltsam und vorzeitig abgebrochen. Inwieweit dieses destruktive Programm der Abschottung Russlands für die Weltwirtschaftskrise von 1929/30 mit ursächlich war, bleibt eine offene und legitime Frage.<sup>(\*)</sup>

---

(\*) Im Vorwort zu einer noch Anfang 1933 in Berlin herausgegebenen Komintern-Broschüre „W.I. Lenin: Über den Versailler Vertrag“ schreibt Eugen Varga nicht ohne einen merkwürdigen Ton des Triumphs: Der Versailler Vertrag, der Deutschland in eine „Industriekolonie“ verwandelt habe, habe dazu geführt, dass Deutschland seine Reparationen nicht zahlen und sich zu hohen Zinsen immer weiter verschulden müssen, was schließlich zum Zusammenbruch des gesamten internationalen Finanzsystems geführt habe. Und trotz aller Ausbeutung und aller Repressalien sei Deutschland nun wieder der „größte Industriestaat Europas“ geworden und mehr noch: „potentiell eine der größten Militärmächte der Welt“, deren Reichswehr „ein fertiges Offizierskader für ein Millionenheer“ darstelle und durch „Anwendung der allerneuesten Errungenschaften der Technik“ auch ihre Rüstung „aufs höchste entwickelt“ habe. Nachdem durch den Rapallo-Vertrag eine Intervention der Versailler Mächte verunmöglicht worden sei, habe die Sowjetunion sich „zu einer Art Polarisierungszentrum der durch das Versailler System bedrückten Völker“ entwickelt. Nun sei der „neue Turnus von Kriegen und Revolutionen im Anzug“, der „dem Versailler System ein Ende bereiten“ werde – und mit ihm „der Herrschaft der Bourgeoisie in weiteren Ländern“. (S. 6-10)

Die Pläne eines „internationalen Russlandkonsortiums“ hatten sich ursprünglich aus den deutsch-alliierten Reparationsverhandlungen als Schlüsselfrage herausgeschält. Die Grundkonstellation ist bekannt: Die Alliierten hatten in Versailles Russland (gleich unter welchem Regime) mit dem Artikel 116 das Recht eingeräumt, ebenfalls Kriegsentschädigungen (Reparationen) gegenüber dem Deutschen Reich geltend zu machen – aus denen dann allerdings auch die eigenen Kriegsschulden gegenüber den Alliierten und gegebenenfalls die Entschädigungen für enteignete Betriebe hätten beglichen werden sollen. Die Sowjets brachten die Möglichkeit einer solchen Einigung mit den Versailler Mächten auch immer wieder gegenüber ihren deutschen Verhandlungspartnern als Druckmittel ins Spiel, zogen sie aber nie ernsthaft in Erwägung, eben weil sie ihre Herrschaft in erster Linie von den westlichen Alliierten und ihren (realen oder vermeintlichen) Parteigängern im Innern bedroht sahen. Um so mehr wurde das (als Angebot gedachte) „Internationale Konsortium“ in ihren Augen zum Inbegriff einer drohenden Einheitsfront der imperialistischen Mächte.

Dass ausgerechnet der deutsche Wiederaufbau- und Außenminister Walther Rathenau sich auf der Weltwirtschaftskonferenz in Genua im April 1922 zum Initiator, wenn nicht Präzeptor eines neuen Systems einer integrierten, international geplanten Weltwirtschaft aufwerfen wollte, in der Deutschland – gerade mit dem Hebel seiner Reparationsverpflichtungen – eine Schlüsselrolle zufallen würde und in der das Hauptinstrument des Interessenausgleichs jenes „Internationale Konsortium zum Wiederaufbau Russlands“ werden sollte<sup>(\*)</sup>, wuchs sich für die sowjetischen Vertreter zum Alptraum aus; so wie umgekehrt die (ziemlich unbe-

---

<sup>(\*)</sup> Als ihn im Mai 1921 der Ruf erteilte, in das Kabinett des Reichskanzlers Wirth als Minister für Wiederaufbau einzutreten, stand das Reich – nach den Reparationsdiktaten der Alliierten und angesichts der fortdauernden sozialen und politischen Unrast im Inneren – unter einem vitalen Handlungsdruck. Rathenau überzeugte Kanzler Wirth von einer Strategie, die einer Quadratur des Kreises gleichkam und für die er vor allem die Briten zu gewinnen hoffte. Der Kern des Planes war, durch großzügige Lieferungen deutscher Industriegüter an Russland und nach Südosteuropa die Mittel zu erlösen, aus denen nicht nur billige Rohstoffe importiert, sondern auch die (freilich herunterzuhandelnden) Reparationen an die Siegerstaaten bezahlt werden könnten. Diese Transaktionen sollten die Grundlage des internationalen „Russlandkonsortiums“ bilden, innerhalb dessen auch alle sonstigen gegenseitigen Ansprüche (die in Versailles offengehaltenen Reparationsansprüche Russlands an Deutschland ebenso wie die Entschädigungsansprüche der westlichen Staaten an Russland) aufgehoben und verrechnet werden könnten.

gründete) Vorstellung der deutschen Delegation, die Russen könnten mit den Westmächten (den Briten vor allem) gerade in Genua „abschließen“. Faktisch wurde die Konferenz durch die Weigerung der sowjetrussischen Delegation, über ein solches „Russland-Konsortium“ auch nur zu reden, schon im Ansatz gesprengt. Das kombinierte sich allerdings bestens mit den Befürchtungen der neuen französischen Regierung unter Poincaré, die diese Pläne ihrerseits mit Misstrauen verfolgte, weil sie davon das industrielle Wiedererstarken und die internationale Gleichberechtigung des Deutschen Reiches befürchtete.

### Rathenaus „Ostorientierungen“

Rathenaus (widerstrebende) Bereitschaft, angesichts dieser verfahrenen Situation auf den von den Sowjets bereits im Vorfeld angebotenen Sonderfriedens-Vertrag einzugehen, den er eben noch abgelehnt hatte, und ihn dann in Rapallo in kurzfristig anberaumten, atemlosen Verhandlungen „im Pyjama“ zu paraphieren, war trotzdem mehr als ein bloßer taktischer Schachzug. Denn auch in seinen Plänen eines internationalen Russland-Konsortiums war eine deutsch-russische Kooperation (wie die Franzosen zu Recht befürchteten) stets das entscheidende Kettenglied gewesen.

Jetzt war Rathenau (notgedrungen) bereit, diesen Weg auf eigene Faust zu gehen – den er ja immerhin seit der Jahrhundertwende vorskizziert, im Weltkrieg nachdrücklich verfochten und in der Revolutionszeit mit zusätzlichen, geschichtsphilosophischen Thesen einer neuen „Völkerwanderung von unten“ (und von Osten) aufgeladen hatte<sup>1266</sup>. Vor einem geladenen Kreis von Vertretern aller Parteien sagte er, wenige Wochen nach Rapallo und kurz vor seiner Ermordung:

„Die Wiederverbindung des Ostens und Westens ist eine der großen Aufgaben der künftigen europäischen Politik. Es ist nötig, dass ein Kontinent wie Russland, ein Land von solchem Umfang, solcher Menschenzahl, solchen ungehobenen Schätzen wieder erschlossen wird. Es ist nötig, dass es dem wirtschaftlichen Komplex des Westens wieder angeschlossen wird. Den Mächten der Entente ist das bisher nicht gelungen ... – Wir haben unsererseits einen eigenen Weg be-

schritten, den Weg des reinen, freien, vergebenden Friedens ... zum Zwecke des Aufbaus einer neuen Zukunft mit einem Landes, das ebenso schwere Schicksalsschläge erlitten hat wie wir. Ob mit oder ohne eigene Schuld, lasse ich dahingestellt. Mit einem solchen Land kann man nicht abrechnen wie mit einem schlechten Schuldner. Man kann und soll mit ihm zusammenwirken in dem Augenblick, in dem seine Not am größten ist ... – Russland lebt unter einem Wirtschaftssystem, das sich von unserem unterscheidet. Wir haben dieses Wirtschaftssystem nicht zu kritisieren. Vielleicht wird Russland es allmählich umgestalten. Wir glauben, dass es heute in voller Umgestaltung begriffen ist. Wir haben unseren Frieden geschlossen, nicht mit einem System, sondern mit einem Volk ... Wir werden ihnen, soweit wir können, und soweit sie es wünschen, zur Seite stehen, mit wirtschaftlicher Initiative, mit Erfahrung und Kenntnis des Landes, mit den organisatorischen Fähigkeiten des deutschen Wirtschaftsmanns, mit den Einsichten der deutschen Gelehrten. Wir werden uns ihnen weder verschließen noch aufdrängen, sondern wir werden sie nach ihrer Fassung selig werden lassen.“<sup>1267</sup>

Damit waren eine Reihe grundlegender Themen angeschlagen. Die Schlüsselrolle Deutschlands für die „Wiederverbindung des Ostens und Westens“, d.h. für die Wiederherstellung einer integrierten Weltwirtschaft, wurde kurzgeschlossen mit der Tatsache, dass Deutschland mit Russland die Erfahrung „schwerer Schicksalsschläge“ teile und ihm daher nicht einfach als „einem schlechten Schuldner“ gegenüberzutreten könne. Vielmehr sei Deutschland berufen, durch seine „Erfahrung und Kenntnis des Landes“, durch „wirtschaftliche Initiative“, „organisatorische Fähigkeiten“ etc. einen „Kontinent wie Russland“ wieder zu erschließen. Und dessen staatlich-sozialistisches Wirtschaftssystem bilde dafür kein entscheidendes Hindernis – vielleicht sogar im Gegenteil.

Dies führte allerdings zu Rathenaus höchst eigenen Ansichten über eine „Neue Wirtschaft“, wie er sie vor und im Weltkrieg schon entwickelt hatte. Zwar hatte er das bolschewistische System von Beginn an als ein rohes, untaugliches Modell betrachtet – aber immerhin als einen ersten ernsthaften Versuch, über den Kapitalismus des Westens hinauszukommen. Im Gespräch mit dem Schriftsteller Ernst Norlind im Mai 1922 sagt er:

„Es ist ein Experiment, ... obendrein in einem Land, in dem nur eine Million Industriearbeiter auf Hunderte von Millionen Bauern kommen! ... Ich bewundere Lenin, er glaubt an seine Berufung, er ist eine Art Dalai Lama. Aber keiner der Führer hatte tieferen Einblick in ein Staatssystem. Jetzt machen sie die bittersten Erfahrungen. – An Russlands Elend ist nicht nur der Bolschewismus schuld. Der Krieg war im Lande; hat alle Pulsadern durchgeschnitten, die Eisenbahnen zugrunde gerichtet ..., und nun herrscht Tod und Hunger. Aber Russland darf nicht mit dem übrigen Europa verglichen werden. Das ist sicher. Europa kapitalisiert sich jetzt aufs neue, gerade als wenn eine neue Zeit begonnen hätte. Aber das wird sich ändern, denn die alte, wirtschaftliche Staatsform ist verbraucht und unpraktisch.“ Was durch die „Reibereien in der wahnsinnig unorganischen wirtschaftlichen Organisation“ des herkömmlichen Kapitalismus verloren gehe, sei überhaupt abzuschätzen. Das Gebot der Stunde sei somit auch für das westliche Europa und erst recht für Deutschland: „Augenblicklicher Zusammenschluss der Industrien und deren Umwandlung in Sozialtrusts“.<sup>1268</sup>

In Rathenaus Perspektive bot die „Erschließung“ Russlands durch Deutschland demnach auch eine Chance zur grundlegenden Reform beider Wirtschaftssysteme in einem konstruktiven gemeinwirtschaftlichen Sinne – eine Revolution oder Evolution (gleichviel), als dessen eigentlichen Vordenker er ohnehin, wie er Radek schon 1919 in Moabit erklärt hatte, nicht Marx und nicht Lenin, sondern sich selbst betrachtete.

### Gegenseitige Verkennungen

Bei den teilweise recht intimen Verhandlungen und Kontakten deutscher Politiker, Militärs und Wirtschaftsleute mit den Vertretern Sowjetrusslands und der Roten Armee gingen eine Reihe spekulativer Annahmen mit ein. Schon Lenins Schriften vom Frühjahr 1918 mit ihrer Formel „Lerne vom Deutschen!“ und ihrem Akzent auf der Entwicklung eines modernen Staatskapitalismus hatten in der Zeit des Brester Friedens einige Aufmerksamkeit gefunden. Der Übergang zur „Neuen Ökonomischen Politik“ (NEP) und die damit verbundenen Verschiebun-

gen im sozialen Gefüge, schließlich die näheren Kontakte mit Offizieren der Roten Armee, sowjetischen Wirtschaftsführern und Ingenieuren (von denen nicht wenige aus den vorrevolutionären Eliten oder Gegen-Eliten stammten) hatten den Eindruck verfestigt, dass die Sowjetunion einem unaufhaltsamen, „natürlichen“ Systemwechsel unterliege. Mehr noch: Seit der demonstrativen Berufung auf Russland („Rossija“) und der Einbeziehung führender Offiziere der alten Zarenarmee im Krieg gegen Polen 1920, begleitet von einer auch in Deutschland aufmerksam verfolgten Welle der „weißen Rückkehrer“, schien Sowjetrußland auf dem besten Wege, in die Fußstapfen des alten Großrussischen Reiches zu treten – nunmehr aber in schärfstem Gegensatz zu den westlichen Siegermächten und vielfach angewiesen auf seine Verbindungen zu Deutschland.

Dieses Bild wurde natürlich getrübt durch die periodischen Aufstandsversuche und politischen Massenstreiks sowie die permanente Rhetorik von Umsturz und Terror, die nicht nur von der KPD ausgingen, sondern in oft noch drastischeren Aktionen und Aufrufen von den Führern der Moskauer Internationale, etwa ihrem Vorsitzenden Sinowjew bei seinem skandalösen Auftritt auf dem USPD-Parteitag in Halle im Frühjahr 1920. Und schlechterdings nicht zu übersehen war, dass vor allem Berlin zur Schaltstation der global operierenden subversiven Apparate ausgebaut wurde, die sich dabei ohne große Zurückhaltung der legalen und exterritorialen Institutionen des sowjetischen Staates in Deutschland bedienten, etwa der Hunderte von Mitarbeitern umfassenden Berliner Handelsmission der UdSSR. Nicht nur Gelder und Politkader, auch militärische Experten und selbst Generäle der Roten Armee wechselten über die Grenzen und leiteten den Aufbau der (zumindest in ihrer Phantasie) latent schon bestehenden deutschen Roten Armee. Dass die ziemlich detaillierten und alarmierten Berichte des „Reichskommissars für öffentliche Ordnung“ und die Eigeninformationen der Reichswehr 1922/23 nicht zu drastischeren Gegenmaßnahmen führten, erscheint im Nachhinein bemerkenswerter als das Gegenteil.

Dabei unterlagen die sowjetischen Politiker und Militärs, und erst recht die Kader der Komintern, ihrerseits der Suggestion ihrer „wissenschaftlich“ begründeten fixen Vorstellungen über die Entwicklung des „imperialistischen Weltsys-

tems“ und die Gruppierung der Kräfte in Deutschland wie im globalen Maßstab – Vorstellungen und Autosuggestionen, die sie zu denkbar widersprüchlichen Aktivitäten und sprunghaften Wechseln ihrer jeweils verfolgten „Linie“ verleiteten. Sie selbst mussten zuweilen in abrupt wechselnden Rollen auftreten – am virtuossten wohl in der Gestalt des Karl Radek, der sich mal legal und mal illegal, mal unter eigenem Namen und mal unter Decknamen (wie „Konstantin Römer“) in der deutschen Hauptstadt aufhielt und (überpointiert gesagt) morgens ins Außenministerium ging, um über Bündnisfragen zu sprechen, nachmittags in einer konspirativen Wohnung mit der Reichswehr konferierte und Kriegsszenarien durchsprach und am Abend in einer KPD-Sitzung unter Hinzuziehung von Experten der Roten Armee und GPU den bewaffneten Aufstand vorbereitete – nur um am folgenden Tag in einer bürgerlichen Zeitung die Feigheit der deutschen Bourgeoisie angesichts der kolonialen Versklavung des Reiches zu geißeln.<sup>(\*)</sup>

Für die sowjetische Politik gegenüber dem Deutschen Reich bedeuteten diese Rollenwechsel (jedenfalls theoretisch) keinerlei Widersprüche, sondern nur unterschiedliche Aspekte einer zusammenhängenden Strategie und Weltsicht. Zur alten ideologischen und soziokulturellen Fixierung der Bolschewiki auf Deutschland und die deutsche Revolution war nun ein entscheidendes drittes Argument hinzugetreten: „Versailles“ – das in der Komintern-Rhetorik teil- und zeitweise in ähnlicher Weise zur Metapher und zum Inbegriff einer geschichtlichen Katastrophe stilisiert wurde wie in der Rhetorik der deutschen Nationalrevolutionäre und Deutschnationalen.

„Atemstockend, mit bebendem Herzen, stehen wir bei der Tragödie des deutschen Volkes. Das Volk, welches der Menschheit die tiefsten Denker, die heeren Dichter, die besten Techniker gegeben hat: wie tief ist es gesunken. Zehn Millionen werden im Namen der Zivilisation von den schwarzen und weißen Barbaren der französischen imperialistischen Räuber geknechtet, mit Füßen

---

<sup>(\*)</sup> Es wäre nicht nur reizvoll, sondern auch von erheblicher historischer Relevanz, anhand der heutigen Aktenlage noch einmal die verschiedenen Aufenthalte Radeks und anderer, vor allem mit Deutschland und Mitteleuropa befassten Komintern-Kader wie in einem Diagramm, mit ihren jeweiligen Rollenwechseln und einander überlappenden Missionen, nachzuzeichnen, wie es vor bald dreißig Jahren Marie-Luise Goldbach in ihrer Arbeit „Karl Radek und die deutsch-sowjetischen Beziehungen 1918-1923“ (Bonn 1973) ansatzweise getan hat.

getreten, jeder menschlichen Würde entkleidet ... Im Osten haben die Polen die großen Werke der deutschen Wirtschaftskultur an sich gerissen. Aus den Reihen der freien Völker gestrichen, scheint das deutsche Volk dem Schicksal verfallen zu sein, wieder wie einst als geknechtetes Volk von allen Nachbarn getreten, gepeitscht und verachtet zu werden.“<sup>1269</sup>

So beginnt (z.B.) im Oktober 1923 die in einem Berliner Komintern-Verlag herausgegebene Broschüre „Vor dem Endkampf in Deutschland“, von E. Pawlowski, eigentlich Eugen Varga, der seit 1922 in Berlin ein der Handelsmission angegliedertes „Statistisches Informationsbüro“ betrieb, faktisch eine Außenstelle des „Institut für Weltwirtschaft und Weltpolitik“ in Moskau, dessen Leitung er 1928 übernahm.<sup>1270</sup> Varga, der über ein Vierteljahrhundert die maßgeblichen sowjetischen Analysen zur Weltlage lieferte, schlug damit einen Ton an, der dem der Komintern-Dokumente wie der KPD-Aufrufe durchaus entsprach. Diese Agitation und Propaganda griff – im Jahr 1923 dann schon ganz bewusst – alle Themen, Phrasen, „Narrative“ der deutsch-chauvinistischen Propaganda auf, von den „heeren Dichtern“ bis zur „schwarzen Schmach“ (den französischen Neger-soldaten), und versuchte, sie sozialistisch-revolutionär zu wenden.

Das war, abgesehen von der Tonlage, durchaus Leninsches Erbe. Die Schlüsselfrage der Weltrevolution war und blieb die deutsche Revolution. Und die Schlüsselfrage der deutschen Revolution war es nun, die Motive einer sozialen Revolution mit denen der nationalen Befreiung zu verknüpfen, d.h. die Formel oder den Code des „widernatürlichen Blocks aus deutschen Schwarzhundertern und Bolschewiki“ zu finden, der sich 1920 erstmals gezeigt hatte.

### Faschismus und Revolution

Seit dem Sieg Mussolinis 1922 in Italien hatte das vage umrissene Phänomen allerdings eine neue Physiognomie und einen neuen Namen bekommen, den des „Faschismus“, mit dem es sehr bald auch über Italien hinaus bezeichnet wurde und der im bolschewistischen Diskurs an die Stelle der „Schwarzhunderter“ trat. Dass Mussolini ein revolutionärer Ex-Sozialist war, der sich gesprächsweise

noch immer als ein Gegenstück, praktisch jedoch als Gegenspieler Lenins und Trozki's gerierte, spielte dabei sicherlich mit eine Rolle.

Nicht zufällig fiel es Clara Zetkin als der großen alten Dame des deutschen Sozialismus zu, auf einer Konferenz des Exekutivkomitees der KI im Juni 1923 das Hauptreferat über den „Kampf gegen den Faschismus“ zu halten. Die Situation im Sommer 1923 galt, wie im Sommer 1920, als die eines erneuten „Endkampfes“, in dessen Zentrum allerdings nicht Italien oder Polen, sondern – nach der französischen Ruhrbesetzung – nun Deutschland selbst stand, das ökonomisch wie politisch auf den Bankrott zuraste und dessen Befreiung aus den Sklavenketten von Versailles zu einer Schlüsselfrage der Weltsituation insgesamt erhoben wurde.

Natürlich war die sowjetische Führung – nach den vielfältigen Gesprächen mit deutschen Regierungsmitgliedern und insbesondere den direkten Verhandlungen zwischen Reichswehr und Roter Armee – sehr genau über die Fähigkeit und Unfähigkeit, Bereitschaft und Nichtbereitschaft der deutschen Seite zur Gegenwehr gegen den französischen Einmarsch informiert, einschließlich der Gedankenspiele Seeckts und seiner Offiziere für einen nationalen „Volkskrieg“, zu dem sich die politische Führung des Reiches nicht entschließen konnte. Dass man sich in Moskau bei den Militärgesprächen im Januar bei allem Verbalradikalismus letztlich sehr bedeckt gehalten hatte, was eine effektive Unterstützung anging, trug zur Unentschiedenheit der deutschen Politik sicherlich bei.

Immerhin bescheinigte die Kominternpresse anfangs auch dem „passiven Widerstand“ des Reiches gegen die französische Okkupationspolitik noch eine revolutionäre Qualität. Die deutsche Bourgeoisie, verkündete etwa August Thalheimer in einem ungezeichneten Artikel der „Internationale“ vom Februar 1923, sei „nach außen (wenigstens zeitweilig) revolutionär wider Willen“; als objektiv reaktionäre Klasse werde sie jedoch nicht in der Lage sein, die „Befreiung Deutschlands“ mit den notwendigen radikalen Mitteln zu erkämpfen. Dies sei objektiv bereits die Aufgabe des Proletariats.<sup>1271</sup>

Das war „theoretisch richtig“ – aber es traf nicht mehr ganz die Situation. Denn die nationalistische Erregung, die sich der deutschen Öffentlichkeit bemächtigte,

wurde von der Umsturz- und Befreiungsrhetorik der Kommunisten nicht nur nicht erfasst, sondern wandte sich zum Teil mit neuer, nicht gekannter Schärfe gegen sie selbst. Die autistischen Versuche, eine neue „Rote Ruhrarmee“ und „Proletarische Hundertschaften“ aufzustellen, um – wie die Losung hieß – „Poincaré an der Ruhr und Cuno in Berlin“ zu schlagen, wurden in der Nazi-Agitation im Geiste der „Dolchstoß“- und Freikorps-Ideologien von 1918/19 als ein Fall nationalen Verrats behandelt.

Es galt somit, diese „faschistischen“ Angriffe energisch abzuwehren, aber die nationalistische Erregung zugleich auch auf die eigenen Mühlen umzulenken. So verschärfte sich Zug und Zug die nationale Rhetorik der KPD selbst. Im Mai wurde zum offenen Kampf gegen die „Regierung der nationalen Schmach und des Volksverrats“ aufgerufen, und der „Hochverräter Stinnes“ als der angebliche Urheber des Massenelends der Inflation zur Hassfigur des Großkapitalisten mit Hut und Zigarre sowie einer (gelegentlich an antisemitische Klischees reichenden) düsteren Physiognomie aufgebaut.<sup>1272</sup> Zugleich wurde systematisch begonnen, nicht nur die nationalistischen Massen, sondern auch die „faschistischen“ Aktivisten selbst zu umwerben.

Das Grundsatzreferat Clara Zetkins auf der Konferenz des EKKI im Juli schuf dazu die Voraussetzungen, indem es sich zunächst explizit von früheren Auffassungen abgrenzte, „dass der Faschismus nichts sei als gewalttätiger bürgerlicher Terror“, wie er etwa durch den „weißen Schrecken in Horthy-Ungarn“ 1919/20 exemplarisch geübt worden sei. Der neue Faschismus à la Mussolini dagegen vertrete nicht „eine kleine Kaste“, sondern er mobilisiere „breite soziale Schichten, große Massen, die selbst bis ins Proletariat hineinreichen“. Das aber seien „wesentliche Unterschiede“, die auch bedeuteten, dass der neue Faschismus nicht „auf militärischem Wege allein“ überwunden werden konnte; „wir müssen ihn auch politisch und ideologisch niederringen“.<sup>1273</sup>

Die sozialökonomische Diagnose, dass es sich beim Faschismus um einen Ausdruck der „Proletarisierung breitester klein- und mittelbürgerlicher Massen“ auf Grund „der Zerrüttung und des Zerfalls der kapitalistischen Wirtschaft“ sowie um ein „Symptom der Auflösung des bürgerlichen Staates“ handele, kombinierte

sich dabei aufs engste mit dem Lob ihrer gerechten nationalen Empörung angesichts der Ausbeutung, Unterdrückung und Proletarisierung ihrer Nation durch den Imperialismus der westlichen Siegermächte, aber ebenso mit dem Verständnis für die Enttäuschung dieser kleinbürgerlichen Massen angesichts des Verrats ihrer nationalen und sozialen Interessen durch die reformistischen Sozialdemokraten. Diese hätten, wie Radek an anderer Stelle erklärten, durch die Diskreditierung des Sozialismus im Grunde den Faschisten erst den Weg bereitet.<sup>1274</sup>

Somit war der Faschismus nicht nur „ein Asyl für politisch Obdachlose, für sozial Entwurzelte, für Existenzlose und Enttäuschte“, wie Zetkin recht plastisch ausführte. Sondern als eine Bewegung mit im Kern legitimen Anliegen organisierte sie neben rohen Landsknechtsnaturen und käuflichen Lumpen in ihren Reihen „auch die energischsten, entwicklungsfähigsten Elemente der betreffenden Kreise“, deren „brennender Sehnsucht“ nach sozialer Gemeinschaft und nationaler Würde die Kommunisten aufrichtig entgegenkommen mussten.<sup>1275</sup>

Ja, wie Radek sagte, der Faschismus sei im Grunde nichts anderes als der „Sozialismus der kleinbürgerlichen Massen“.<sup>1276</sup> Damit knüpfte er unmittelbar an eine Formel an, die man zwei, drei Jahrzehnte früher innerhalb der Sozialdemokratie häufig bereits für den politischen Antisemitismus verwendet hatte.<sup>(\*)1277</sup> Aber in Radeks Formel steckte ebenso der noch frische Leninsche Gedanke von der unbewusst revolutionären Rolle der „Schwarzhunderter“, die die Bauern 1905 (angeblich) mit zum Angriff auf die Gutsbesitzer und die Reichen angetrieben hätten, und die sich 1920 in Ostpreußen abermals in den Sympathien der „deutschen Schwarzhunderter“ für die Bolschewiki gezeigt habe.

---

(\*) Die Traditionslinie dieser Behandlung des Antisemitismus reicht von Marxens Frühschrift „Zur Judenfrage“ über Bebels Diktum vom „Sozialismus der dummen Kerls“ und seiner Qualifizierung des Antisemitismus als einer „Bewegung, die trotz ihres reaktionären Charakters und wider ihren Willen schließlich revolutionär wirkt“ (so auf dem Parteitag 1893) bis zu Franz Mehrings Polemiken gegen die liberalen „Philosemiten“, die nur verhindern wollten, dass der Antisemitismus den sozialen Zündstoff „zu einem Brande anfacht, den alle Spritzen von Gesellschaft und Staat nicht mehr löschen könnten“. (Vgl. Massing, Vorgeschichte des politischen Antisemitismus, S. 193 ff.) Von hier führen die Wege zu Lenins spekulativen Gedanken über die politisch und sozial „aufrüttelnde“ Wirkung der Schwarzhunderter-Agitation – die sich im Bürgerkrieg mit dem handfesten Kalkül verbanden, dass die Pogrome dem supranationalen Kaderbestand der Bolschewiki Scharen jüdischer Rekruten zutrieben, die er (im Sinne eines marxistisch-nietzscheanischen Bildes der „Verschmelzung“ nationaler Elemente zugunsten eines höheren Menschentypus, des „sozialistischen Übermenschen“) entschieden willkommen hieß.

### „Wanderer ins Nichts“

Mit Radeks berühmt-berüchtigter „Schlageter-Rede“ (die er im Anschluss an das Referat von Zetkin unter „allgemeinem Applaus“ hielt und die ihrem ganzen Duktus nach nicht an die vor ihm sitzenden Kominternkader, sondern von der Moskauer Kanzel an die nationalistische Öffentlichkeit in Deutschland gerichtet war) kam eine emotionale Komponente ins Spiel, die denn doch neu war.

Radek hielt eine betont feierliche Gedenkrede auf einen „Märtyrer des deutschen Nationalismus“, der soeben von den Franzosen wegen Sabotageakten hingerichtet worden war. „Schlageter, der mutige Soldat der Konterrevolution, verdient es, von uns Soldaten der Revolution männlich, ehrlich gewürdigt zu werden.“ Wenn sein tragisches Schicksal nun in der Presse von Stinnes, „des Kompagnons von Schneider-Creusot, des Waffenschmiedes der Mörder Schlageters“, heuchlerisch beweint werde, dann nur, um den gerechten Hass seiner Kameraden gegen diejenigen zu richten, die in Wahrheit an ihrer Seite ständen: die Kommunisten, hinter denen Sowjetrussland stand.

Damit machte Radek aus einem geläufigen Vorwurf gegen die Kommunisten ein entscheidendes Argument zu ihren Gunsten. Die Frage sei in weltpolitischem Maßstab nämlich so gestellt: „Gegen wen wollen die Deutschvölkischen kämpfen: gegen das Ententekapital oder gegen das russische Volk?“ Sowjetrussland sei in der gegebenen weltpolitischen Lage der einzige zuverlässige Verbündete Deutschlands. Aber auch im Inneren sei ein erfolgreicher Kampf nur möglich, wenn er sich auf „die arbeitende Mehrheit“ stütze. Die preußischen Reformer zur Zeit der Befreiungskriege hätten das gewusst. „Wenn sich die patriotischen Kreise Deutschlands nicht entscheiden, die Sache der Mehrheit der Nation zu der ihrigen zu machen und so eine Front herzustellen gegen das entistische und das deutsche Kapital, dann war der Weg Schlageter ein Weg ins Nichts“. Schlimmer noch: Dann werde Deutschland selbst zerschlagen werden. „Dies hat die Kommunistische Partei, dies hat die Kommunistische Internationale am Grabe Schla-

geters zu sagen ... Schlageter kann nicht mehr die Wahrheit vernehmen. Wir sind sicher, dass Hunderte Schlageters sie vernehmen und sie verstehen werden.“<sup>1278</sup>

Diese „Schlageter-Linie“ war keineswegs ein Burgfriedens-Angebot à la 1914, wie Radek explizit betonte. Ganz im Gegenteil: Die nationale Empörung sollte , statt als Herrschaftsmittel des Kapitals, als eine Art Brandbeschleuniger der deutschen Revolution wirken. Die soziale Empörung, die sich in einer Welle teilweise „wilder“, den sozialdemokratischen Gewerkschaften entglittener Streiks und Demonstrationen äußerte, sollte mit der nationalen Gärung kurzgeschlossen werden. Dabei kam es darauf an, unter den „Faschisten“ zu werben – aber ihnen zugleich auch die Vorherrschaft auf der Straße und in den Versammlungssälen streitig zu machen. Mehr noch: die gleichzeitige Verschärfung eines militanten „Antifaschismus“ und einer bewaffneten „proletarischen Selbstverteidigung“ sollte die Massen der sozialdemokratischen Arbeiter in eine militante Einheitsfront mit den Kommunisten bringen und den Faschisten als „Prätorianergarde des Kapitals“ den Schneid abkaufen.<sup>(\*)</sup>

Ähnliches galt im übrigen für die Reichswehr, ihre Offiziere und Mannschaften, die intensiv umworben und gezielt infiltriert wurden – aber gleichzeitig, sobald sie als innere Ordnungsmacht auftraten, als „Bluthunde der Bourgeoisie“ und „Landsknechte der Entente“ geschmäht bekämpft wurden. Diese schroffe Politik des Entweder – Oder schien allerdings durch die Erfahrungen des russischen Bürgerkriegs gedeckt, die auch von Radek und den deutschen Kommunisten vollkommen internalisiert worden waren. Gerade eine absolut kompromisslose, terroristische Haltung gegenüber Bürgertum, Beamten und Offizieren hatte dort (so schien es) dazu geführt, dass sich ein beträchtliches Segment schließlich zur Verfügung gestellt oder aktiv angeschlossen hatte.

Bestärkt fühlte man sich von Meldungen, wonach Freikorpsleute, die sich für den Kampf im Ruhrgebiet gemeldet hatten – aber von der Regierung, die in Absprache mit den Ruhrindustriellen einen gewissen Kontakt mit den französischen Besatzungsbehörden hielt, daran gehindert wurden – erklärt hätten, dann müssten

---

<sup>(\*)</sup> Dieses (scheinbar widersprüchliche) Kalkül war keineswegs abwegig – sondern entsprach spiegelbildlich dem, das auch die Nazis und die SA, und besonders Goebbels später im „roten Berlin“, verfolgten: Werbung durch den stärkeren Terror.

sie sich eben den Kommunisten anschließen. Bei der Niederschlagung eines Komplotts innerhalb der „Schwarzen Reichswehr“, das Seeckt im Oktober 1923 gewaltsam auflöste, war ominös die Rede davon, dass „nationalkommunistische Banden“ versucht hätten, sich der Festung Küstrin zu bemächtigen.<sup>1279</sup> Auch später hat Seeckt – sicher nicht nur aus taktischen Gründen – vor kommunistische Werbungen innerhalb des Offizierskadets der Reichswehr gewarnt.<sup>1280</sup>

#### Ein Rechtsbolschewist im „Land der roten Zaren“

Wie vielgeleisig die sowjetische Politik gegenüber der deutschen Rechten, aber wie beweglich auch ideologisch scheinbar festgelegte Konterrevolutionäre und selbst eingefleischte Antisemiten sein konnten, wenn es um die Beziehungen zum machtsstaatlich neu arrondierten Sowjetrußland als dem Gegenpol der westlichen Siegermächte handelte, belegt zum Beispiel die Karriere des Obersten Max Bauer, eines engen Mitarbeiters Ludendorffs, Vertrauensmanns der Alldeutschen und Zuständigen für Kriegswirtschaft im Generalstab. Bauer war auch der Organisator der infamen „Judenählung“ der deutschen Armee von 1916 gewesen und kann als der eigentliche Erfinder der „Dolchstoßlegende“ von 1918 gelten.<sup>1281</sup>

Seine Denk- und Argumentationsweise dürfte in vieler Hinsicht prototypisch für das politisierte Korps der preußisch-deutschen Berufsoffiziere gewesen sein – im Weltkrieg wie danach. So hatte er in einer an den Kronprinzen und Ludendorff gerichteten Denkschrift vom März 1917, verfasst unter dem Eindruck der ersten Revolution in Rußland, bereits gewarnt, der Krieg bringe eine dramatische Schwächung der monarchisch-militärischen Institutionen zugunsten zweier, miteinander verbundener Kräfte mit sich: der Sozialdemokratie und des „jüdischen Liberalismus“, die „täglich mehr die Gunst der Massen, insbesondere der Frauen und der halbwüchsigen Jungen“, erwürben. Damit habe sich eine tiefe soziale und psychologische Kluft zwischen Front und „Heimat“ aufgetan. Ein Facharbeiter werde mittlerweile besser als ein Staboffizier, eine Sekretärin besser als ein Zeugfeldwebel bezahlt. Wer noch an die Front gehe und seine Pflicht tue, gelte als Dummkopf, für den man keinerlei Verständnis und Mitgefühl aufbringe. Die „familienzerstörende, jüdisch-sozialistische Frauenbewegung, die bis in die höchsten Kreise gedrungen ist“, vollende nur den

allgemeinen Sittenverfall. Allenthalben griffen „Wucher, Geldgier, Genussucht“ um sich.<sup>1282</sup>

Diese Invektiven waren allerdings nicht rein ressentimenthafter oder ideologischer, sondern durchaus praktischer Art. Wer, wie Oberst Bauer, einen „Krieg bis zum Äußersten“ ins Auge fasste, der darüber entscheiden sollte, ob „die Welt den Germanen (gehört)“ oder „wir dem Untergang geweiht“ sind, und wer dementsprechend die totale Mobilisierung aller menschlichen und sachlichen Ressourcen unter der eisernen Hand eines „starken Mannes“ forderte, der stieß ganz folgerichtig auf die Sozialdemokratie und den „jüdischen Liberalismus“ als seine wichtigsten Gegner.<sup>1283</sup> Und während das „System Rathenau-Ballin“ (wie es in der Agitation der Antisemiten genannt wurde) stets eine Form gemischter Wirtschaft blieb, d.h. eine Kombination staatlicher Zwangssyndizierungen mit gesellschaftlich ausgehandelten und unternehmerisch kalkulierten Lohn- und Preistarifen, und daher für eine Rückkehr in weltwirtschaftliche Verflechtungen und eine demokratische Evolution strukturell immer noch offen war, sprach Oberst Bauer von einem System des „nationalen Sozialismus“ unter der allseitigen Kontrolle des Monarchen und seines Generalstabs, dessen Zweck nicht zuletzt eine „großzügige Sozialpolitik“ sein sollte – allerdings zugunsten der Soldaten und ihrer Familien auf Kosten des Zivils. Weshalb man ihn auf der Linken einen Reaktionär, in Wirtschaftskreisen aber einen „Dreiviertelkommunisten“ genannt habe, wie Bauer in seinen Erinnerungen nicht ohne Koketterie für sich reklamierte.<sup>1284</sup>

Dieser spielerische Rollentausch zwischen Reaktionär und Revolutionär entsprach allerdings genau der Nachkriegsrolle Bauers. Mitte Dezember 1919 stellte Freiherr von Reibnitz, der kurz zuvor Karl Radek aus seiner zum „Salon“ umfunktionierten Moabiter Gefängniszelle in die eigene Wohnung entführt hatte und der nach Radeks späterem Bericht einer „der Männer (war), die den Namen ‚Nationalbolschewisten‘ erhielten“, ihm einen Frühstücksgast vor: Oberst Bauer. Radek kannte ihn als engen Vertrauten Ludendorffs und sagte ihm auf den Kopf zu, er habe „den Eindruck, sie bereiteten einen Staatsstreich vor“. Bauer dementierte das, nur um zu erklären: „Man müsse warten, bis die bürgerliche Demokratie die Arbeiter enttäuscht habe und sie zu der Überzeugung kämen, dass die ‚Diktatur der Arbeit‘ in Deutschland nur bei einer Übereinkunft der Arbeiter mit den Offizieren möglich sei. Er gab mir zu verstehen, dass auf dieser Grundlage eine Zusammenarbeit der Offiziere mit der Kommunistischen Partei und Sowjetrußland möglich sei.“<sup>1285</sup>

Nur wenige Monate später war es so weit. Beim Kapp-Putsch im März 1920 sollte Bauer zunächst das Kommando in Berlin übernehmen, dann sogar als Chef der Reichskanzlei fungieren. Den Verschwörern schwebte (laut Noske, dem sie die Rolle des Diktators antrugen) eine „Sozialdiktatur“ vor, bei der auch Teile der Linksparteien einbezogen werden sollten. Mehr oder weniger sicher bezeugt sind nicht nur Kontakte mit dem Hamburger nationalbolschewistischen KPD-Flügel um Wolffheim und Laufenberg, einzelnen Köpfen der linkskommunistischen KAPD sowie Mitgliedern des Exekutivkomitees der Revolutionären Obleute, die zum linken USPD-Flügel gehörten. Sondern der „Vorwärts“ glaubte anschließend zu wissen, „dass Oberst Bauer sich dem Sowjetvertreter Kopp näherte“<sup>1286</sup>, um sich von dieser Seite zumindest ein Stillhalten der KPD oder auch aktive Unterstützung zu verschaffen.<sup>(\*)</sup>

Tatsache ist, dass die KPD mehrere Tage zögerte, bevor sie offen gegen den Putsch Stellung bezog und sich dem Aufruf zum Generalstreik anschloss. Und auch die Stellungnahmen aus Moskau klangen zweideutig, so Radeks Kommentar in der „Iswestija“, worin er die Putschisten zwar als „deutsche Kornilows“ qualifizierte, aber gleichzeitig bemerkte: „Der Putsch in Deutschland ist von weltweiter Bedeutung. Indem er Noske stürzte, hat General Lüttwitz den Fetzen Papier zerrissen, den man Versailler Vertrag nennt.“ Die Sowjetregierung werde auch mit diesem Putschregime „in Frieden leben“, wenngleich sie „sein baldiges Ende“ erwarte.<sup>1287</sup> Das signalisierte ein Spiel mit verteilten Karten.

Nach der Niederschlagung des Kapp-Putsches flüchtete Bauer zunächst zu Horthy nach Ungarn, bevor er sich unter dem Schutz des damaligen Polizeipräsidenten Pöhner in München niederließ, wo er 1921 seine Kriegserinnerungen „Der große Krieg in Feld und Heimat“ publizierte. Nach einem Zwischenspiel in Wien, wo er am Aufbau der Heimwehr mitwirkte, wurde er in der Grauzone der mehrgleisigen deutsch-sowjetischen Militär- und Rüstungskontakte aktiv. Schon 1922 trat er mit militärwissenschaftlichen Beiträgen in sowjetischen Zeitschriften hervor. Im November 1923 tauchte er auf Einladung des Kriegskommissariats in Moskau auf, unter anderem als Vertreter einer deutschen Unternehmergruppe, die „sich anheischig gemacht hatte,

---

(\*) Gerade die Aufzeichnungen Oberst Bauers aus den Jahren 1919-21 sind von der Roten Armee 1945 auf dem Gut seines Sohnes Ernst Bauer beschlagnahmt worden. (Vgl. Findbücher zu den Beständen des Bundesarchivs, Bd. 5: Nachlass Max Bauer, Koblenz 1970) Diese Dokumente sind meines Wissens auch in den Beständen des ehemaligen Moskauer „Sonderarchivs“ oder in anderen russischen Archiven bisher nicht aufgetaucht.

nicht nur eine Kampfstoffproduktion aufzuziehen, sondern auch die deutsche Großchemie zu Investitionen auf dem russischen Markt zu veranlassen“.<sup>1288</sup>

Für die sowjetische Seite war klar, dass Bauer nach wie auch als Vertrauensmann Ludendorffs und völkischer Rechtskreise agierte – derselben, die gerade dabei waren, von München aus zum „Marsch auf Berlin“ anzusetzen. Fast könnte man annehmen, Bauer habe dieselbe Mission wie im Dezember 1921 gehabt: nämlich zu sondieren, wie die sowjetische Haltung gegenüber einer Regierung der Nationalen Diktatur in Deutschland aussehen werde – und erste Kontakte herzustellen. Erst als Seeckt und Brockdorff-Rantzau energischen Protest über die separate Einbeziehung Bauers (eben wegen dessen Kontakten zu Ludendorff, der in München an der Seite Hitlers als Putschist aufgetreten war) einlegten, erklärte Trotzki, dass er „selbstverständlich die Arbeit mit dem Reichswehrministerium unter keinen Umständen in Frage stellen wolle“.<sup>1289</sup>

Ungeachtet des Scheiterns seiner Mission war Bauer von seinen Eindrücken in Sowjetrußland so angetan, dass er nach seiner Rückkehr den Reisebericht „Das Land der roten Zaren“ verfasste, das mit einer feierlichen Selbstrevision beginnt: Wie die ganze bürgerliche Welt, habe auch er im Bolschewismus früher nur „das verbrecherische Treiben blutdürstiger Gewaltmenschen“ gesehen. „Dies Urteil ist aber falsch!“<sup>1290</sup> Und um dies zu begründen und zu bekennen, habe er seinen Bericht verfasst.

Bauer stand dabei nicht zuletzt unter dem Eindruck des Lenin-Begräbnisses, das eine Kundgebung echter Volkstrauer gewesen sei und ihm den Eindruck vermittelte, „einem *weltgeschichtlichen Moment* beigewohnt zu haben“.<sup>1291</sup> In der Situation der äußersten Zerrüttung des Landes 1917 sei Lenin mit einer Gruppe von Männern aufgetreten, „die brutalen Willen, Zielbewusstsein und Tatkraft sich bewahrt haben“, und habe Ordnung geschaffen.<sup>1292</sup> Gewiss habe „die Tscheka viel unschuldiges Blut, neben schuldigem“ vergossen – aber das Leben sei nun einmal Kampf, „und am oberen Ende des Kampfes steht die leibliche Vernichtung des Gegners“.<sup>1293</sup>

Überhaupt war Bauer von der Gruppe der Männer an der Spitze des Staates beeindruckt, die allesamt bewährt und erprobt seien und „ein Konsortium von einer Einheitlichkeit, wie es kein anderer Staat besitzt“, darstellten. Nach Lenin imponierte ihm am stärksten Trotzki, der „der geborene militärische Organisator und Führer“ sei – „absolut napoleonisch“! Dershinski sei eine „vielleicht ebenso starke Krafnatur und noch rücksichtsloser“ – dazu ein großer Organisator der Wirtschaft und der Ei-

senbahnen, wozu Russland ihm „trotz allem zu großem Dank verpflichtet“ sei. Außerdem sei er der Patron der sowjetischen Kinderfürsorge. „Wer aber die Kinder liebt, ist kein blutdürstiger Verbrecher“.<sup>1294</sup>

Im übrigen fand Bauer Moskau sauber, ordentlich und wohl versorgt. Prostitution und Wodkaverbrauch seien „endgültig vorbei“. Und auch die Gewerkschaften mit ihrer „rein egoistischen Tendenz“ hätten im Sowjetstaat ausgespielt: „Die Arbeit in den Fabriken und Bergwerken ist absolut militärisch organisiert. Befehl und Ausführung! Streik und Arbeitsniederlegung ist verboten und wird bestraft. Der Arbeiter denkt aber auch trotz geringen Lohnes nicht an Streik, er fühlt sich nicht mehr als Sklave irgendeines Kapitalisten, sondern ist Diener des Staates, dem mit Leib und Seele sich zu weihen er verpflichtet ist.“<sup>1295</sup>

Mit bemerkenswertem Wohlwollen behandelte Bauer schließlich auch die Frage, die ihm früher als der sichere Indikator von Zersetzung und Zerfall erschienen war, nämlich, „dass ein großer Teil der Führer *Juden* seien“. Das sei erstens gar nicht wahr; die Führer des Staates seien „überwiegend Christen“. Die recht zahlreiche Präsenz von Juden im Gesamtapparat aber habe damit zu tun, dass man sie „wegen ihrer Intelligenz verwenden muss“. Zwar sei das Volk in breiten Schichten antisemitisch. Aber es könne „den Juden gar nicht entraten“, weder im Dorf noch in den Staatstrusten, „wo der jüdische Geschäftssinn die blasse Theorie mildert und zum Praktischen hindrängt“. Überhaupt erschienen die Juden hier „in einer ganz anderen Rolle wie in der übrigen Welt“, wo sie als eine „Hauptstütze des Materialismus“ gälten.<sup>1296</sup> Hier aber „stehen ganz gewiss keine egoistischen Materialisten“, sondern herrschte – das galt für die sowjetische Führung im ganzen – ein bewundernswerter „Idealismus der Pflichterfüllung“.<sup>1297</sup>

Den wahren Grund des weltweit sich ausbreitenden Materialismus sah Bauer ohnehin mittlerweile im „Pangynismus“ – der Gleichstellung der Geschlechter, die in Wahrheit auf „das völlige, freiwillige Sichunterwerfen des Mannes unter das Weib“, oder vielmehr unter das Joch „sexueller Hörigkeit“ hinauslief. Das bedeutete den sicheren Verfall: „Die ganze Mode mit ihrer Entkleidung und Betonung des Sexuellen, die Literaten, das Theater, Tanz, Gesellschaft – das alles ist absolute Prostitution.“<sup>1298</sup> Hier liege „der Urgrund der Herrschaft des Materialismus, des Ringens nach Geld (Kapitalismus)“.

Was Russland betreffe, so sei das russische Volk im Kern noch „natürlich und gesund“. Und die Bolschewiken hätten immerhin die offene Prostitution verboten. Ü-

berhaupt müssten die Lästermäuler schweigen: „Die sexuelle Verkommenheit ist heute in Wien, Berlin, Paris, London und Amerika größer wie in Moskau.“<sup>1299</sup> Leider öffne aber auch die bolschewistische Ideologie und Praxis mit ihrer Gleichstellung der Geschlechter aber dem „Pangynismus“ Tür und Tor. Man werde sehen, ob der Bolschewismus zu den natürlich Grundlagen zurückfinde oder aus einem „falschen Sexualidealismus ... zum Untergang schreitet“.<sup>1300</sup>

So schrullig dieses Raisonnement wirkte, so deutlich macht es auf seine Weise, dass die Invasion westlich-hedonistischer Lebensstile einem eingefleischten Reaktionsär wie Bauer sehr viel tiefere Bedrohungsgefühle einflößte als die politische Herausforderung des Bolschewismus, der er als Anhänger einer militarisierten Sozialordnung vieles abgewinnen konnte. Im übrigen war für ihn klar, dass nur im Osten, in Asien, ein wiederaufsteigendes Deutschland Verbündete finden konnte – an der Seite Russlands, dessen äußere Politik halb bolschewistisch und halb panslawistisch, jedenfalls „absolut expansiv“ sein werde und daher wie noch stets in „unüberbrückbare(n) Gegensatz zu England“ geraten müsse.<sup>1301(\*)</sup>

### Kein „deutscher Oktober“

Obwohl oder gerade weil der Austausch der KP-Führer mit den deutschvölkischen und nationalrevolutionären Ideologen wie Moeller van den Bruck und Graf Reventlow, das (eventuelle) Treffen Radeks mit Eduard Stadtler sowie die Auftritte führender Kommunisten und Nationalsozialisten auf jeweils gegnerischen Veranstaltungen keinerlei greifbare Ergebnisse gebracht hatten, wurde im Sommer 1923 die KPD samt Massenorganisationen sowie die gesamte Komintern, aber auch die sowjetische Öffentlichkeit für das Projekt eines „deutschen Oktober“ mobilisiert – einer generalstabsmäßig vorbereiteten revolutionären Machtübernahme in Deutschland, deren historische Bedeutung, so Trotzki in öffentli-

---

(\*) Dazu passt die weitere Karriere Bauers: Er folgte 1927 einer Einladung der Kantoner Nationalregierung (aus Kuomintang und Kommunisten), die „Beratung beim Aufbau der chinesischen Industrie wünschte“, offenbar einer eigenen Rüstungsindustrie. Gleich bei der Ankunft geriet er in den blutig niedergeschlagenen kommunistischen Aufstand, ging zur Südarmerie Tschiang Kai-scheks und starb als dessen Militärberater 1929 an einer Pockenerkrankung in Shanghai.

cher Rede in Moskau, die französische Revolution und das Zeitalter Napoleons bald schon als „unbedeutend“ erscheinen lassen werde.<sup>1302</sup>

Ganz Moskau sprach von der bevorstehenden deutschen Revolution wie von einer mehr oder weniger feststehenden Entwicklung, die unweigerlich Züge einer großen, kriegerischen Verwicklung annehmen konnte. Nach einer Äußerung Radeks war der lange erwartete „zweite Krieg“ (nach dem Weltkrieg) sogar bereits ausgebrochen. (\*) Nahezu täglich erschienen dramatische Schlagzeilen über den „Zusammenbruch“ der kapitalistischen Ordnung und des bürgerlichen Regimes in Deutschland, über brutale Ausbeutungs- und Unterdrückungsmaßnahmen der französischen und belgischen Invasionstruppen, über Massenstreiks, Demonstrationen und Sabotageakte, die zwangsläufig auf einen Kulminationspunkt hinzustreben schienen. Auch der Fehlschlag eines von den der KPD ausgerufenen Generalstreiks im August und die Bildung einer Großen Koalition unter Stresemann im September änderte nichts an dieser Beurteilung. Im Gegenteil, die Kominternführung verkündete urbi et orbi, dass die „Ära der Rückzüge“ zu Ende gehe, Deutschland sich „im Feuer des Bürgerkriegs“ befinde und vor „historischen Augenblicken“ stehe. Komintern- und KPD-Kader rühmten sich öffentlich ihres Einflusses auf Mannschaften und Offiziersbestand der Reichswehr, der offiziellen wie der „schwarzen“. Es wurden in Moskau Rechnungen aufgestellt, wonach die deutsche Bourgeoisie über maximal 600.000 Bewaffnete verfüge, denen jedoch der „soziale Sauerstoff“ fehle und die weitgehend unzuverlässig seien, während das Heer des bewaffneten oder jedenfalls zum Kampf bereiten deutschen Proletariats nach Millionen zähle.<sup>1303</sup>

Stalin mahnte seine Kollegen allerdings, „alles zu vermeiden, was den Eindruck erwecken könnte, dass diese deutsche Revolution von Russland ‚diktiert‘ und

---

(\*) In Eugen Preobraschenskis utopischer Skizze „Von der NEP zum Sozialismus“ (verfasst 1922) hatte die erste Etappe zur siegreichen Weltrevolution die Form eines europäischen Krieges, worin sich das „weiße Polen“ und das „reaktionäre Frankreich“, gedeckt von den USA, mit „Sowjet-Deutschland“ und „Sowjet-Russland“ an Weichsel und Rhein schlugen, während das „opportunistische“ Labour-England sich abseits hielt – und so weiter. Das dürfte die gängige Vorstellung einer Machterweiterung der „UdSSR“, die als ein supranationaler, ausdehnungsfähiger Komplex auf der primären Basis des alten Russischen Reiches des vorgestellt war, innerhalb der Führungszirkel der Bolschewiki gewesen sein. (In dt. Sprache u.d.T. „UdSSR 1975. Ein Rückblick in die Zukunft“, Berlin 1975)

„inspiriert“ sei“. Andererseits müsse man der KPD klarmachen, dass die „Losung der Einheitsfront“ natürlich nur rein agitatorisch sei und dass es „um die Machtergreifung durch die Kommunisten“ und nichts anderes gehen müsse. Eine „Arbeiter- und Bauernregierung“ (wie die neue Losung zur Gewinnung „faschistischer“ und kleinbürgerlicher Massen hieß) müsse selbstverständlich genau wie die Sowjetregierung auf einem Rätekongress sanktioniert werden, und nicht etwa durch den Reichstag oder irgendwelche anderen Organe.

Allerdings, so Stalin, genüge es nicht, die Macht zu ergreifen, man müsse sie nach der Lehre Lenins auch zu behaupten wissen. Deshalb müsse klar ausgesprochen werden, dass die Errichtung einer Arbeiter- und Bauernregierung in Deutschland den sofortigen Krieg mit Frankreich und Polen bringen werde. Russland werde durch die aktive Unterstützung der deutschen Revolution mit Waffen usw. mit Sicherheit in einen Krieg mit Polen und vielleicht auch mit anderen „Randstaaten“ (*limitrofami*) eintreten und sich dabei zumindest ein „Stück gemeinsamer Grenze mit Deutschland“ erkämpfen müssen. Kurzum: Wenn Russland „den Deutschen ernsthaft helfen will – und wir wollen und müssen helfen –, dann ist es notwendig, uns auf Krieg vorzubereiten, und zwar ernsthaft und allseitig“.<sup>1304</sup>

Dieses ganze, 1995 erstmals veröffentlichte Konvolut von Akten des Politbüros der RKP(B) über die Vorbereitungen auf die „herannahende deutsche Revolution“, die zugleich als das Szenario eines möglichen großen Krieges und europäischen Bürgerkrieges entrollt wird, atmet den Geist eines – in der Rückschau fast unwahrscheinlichen – Abenteuerertums. Das betrifft vor allem die Grundsatzresolution des Zentralkomitees vom 23. September und die Beschlüsse des Politbüros vom 4. Oktober, in denen der 9. November als Tag des Aufstands festgesetzt wurde.

Die Übernahme der unmittelbaren Führung der deutschen Revolution durch Trotzki wurde zwar abgelehnt, da dessen Verhaftung zu riskant und er wegen der militärischen Vorbereitungen in der UdSSR selbst unentbehrlich sei. (So lautete jedenfalls der Vorwand der Stalin-Leute.) Damit war zugleich auch die rivalisierende Kandidatur Sinowjews hinfällig. Stattdessen wurde die Entsendung einer „Vierergruppe“ aus hochrangigen Mitgliedern der sowjetischen Partei (Radek,

Pjatakow, Kuibyschew und Rudsutak, später ersetzt durch Schmidt) beschlossen, die die Operation leiten und je nach Lage Botschafter Krestinski sowie natürlich die Führer der KPD (Brandler und Thalheimer) hinzuziehen sollten. Darüber hinaus wurde die bereits eingeleitete Entsendung einer Gruppe von „Tschekisten“ bestätigt.<sup>1305</sup> Walter Kriwitzki, dem 1937 desertierten Geheimdienst-Offizier zufolge, der 1923 ebenfalls mit dabei war, sollen es insgesamt „mehrere hundert Offiziere“ der Roten Armee, der GPU, der Nachrichtentruppen und Auslandspionage gewesen sein, die den „deutschen Oktober“ organisieren sollten.<sup>(\*)</sup> Darüber hinaus wurden eine halbe Million Goldrubel sowie größere Mengen „Brot“ (Getreide) für die kommenden Kämpfe in Deutschland bereitgestellt.<sup>1306</sup>

Das waren gleichermaßen Revolutions- wie Kriegsvorbereitungen; das eine und das andere lief unmittelbar Hand in Hand. So wurden in der Roten Armee im Sommer und Herbst 1923 eiligst Kurse für deutsche Sprache eingerichtet und aktuelle Generalstabskarten der eventuellen Operationsgebiete der Roten Armee jenseits der westlichen Grenzen der UdSSR gedruckt. Komsomolzen verlangten, in Freiwilligenlisten für Deutschland aufgenommen zu werden, die es offiziell noch gar nicht gab.<sup>1307</sup> Gleichzeitig wurden auf dem internationalen Waffenmarkt größere Einkäufe in die Wege geleitet und die vom niederländischen Komintern-Sympathisanten „Edo“ (Eduard) Fimmen geleitete „Internationale Transportarbeiter-Föderation (ITF), die eine Schlüsselrolle hätte spielen sollen, in die Vorbereitungen einbezogen.<sup>(\*\*)</sup>

---

(\* An führender Stelle agierten: Woldemar Rose alias Gorew alias Skoblewski alias „General Wolf“; Samuel Guralski alias „August Kleine“; und „Felix Neumann“, der in Wirklichkeit Werner Rakow hieß. Auch der stellvertretende GPU-Chef Unszlicht sollte, sobald die Voraussetzungen geschaffen waren, nach Deutschland geschickt werden. „Das Land wurde in sechs Militärbezirke eingeteilt, die jeweils von einem deutschen Kommunisten geleitet wurden, dem ein russischer ‚Berater‘ zur Seite stand.“ So David Dallin, 1956. Die vielen, seither zur Verfügung stehenden Dokumente und Erinnerungen bestätigen dieses Bild einer geradezu hypermilitarisierten Aufstandsvorbereitung durchaus. (Vgl. Schlögel, Berlin Ostbahnhof, Kapitel: In einer „Landschaft des Verrats“: Das unterirdische Berlin, S. 235-243)

(\*\*) In einem ausführlichen kritischen Schreiben von Fimmens an Sinowjew wird der abenteuerliche Charakter dieser Kriegs- und Revolutionsvorbereitungen überdeutlich. Fimmen sieht für den Fall einer deutschen Erhebung erstens ein Blutbad durch die französisch-belgischen Truppen voraus, denen die Aufständischen nichts entgegenzusetzen hätten, der Rest von Deutschland werde durch eine Seeblockade der Ententeflotten ausgehungert werden. Aber „sogar den Fall angenommen, dass der Roten Armee ein siegreicher Vorstoss durch Polen gelänge, ... käme sie geschwächt und vor allen Dingen zu spät, um der deutschen Revolution noch zu helfen“. Fim-

### Folgen für Russland und Deutschland

Wegen des sang- und klanglosen Fehlschlags des pompös angekündigten „deutschen Oktober“ – gleich beim Eintritt der KPD in die „Arbeiterregierungen“ in Sachsen und Thüringen, in denen sie sich mit ihren abstrakten Generalstreiks- und Bewaffnungsparolen nicht durchsetzen konnte, von Polizei- und Reichswehrtruppen ohne größere Kämpfe neutralisiert und von der politischen Mehrheit ins Abseits gestellt wurde – ist dieses ganze Ereignis schließlich Episode geblieben. In der öffentlichen Aufmerksamkeit Deutschlands wurde es kurz darauf vom Münchener Hitlerputsch überspielt.

Die historisch bedeutendste Rückwirkung der deutschen (Nicht-)Ereignisse war denn auch die auf die Führung der UdSSR selbst, in der Stalin den eklatanten Fehlschlag in Deutschland zum Vorwand nahm, noch vor Lenins physischem Tod die übrigen Diadochen faktisch kaltzustellen – wozu er kaum mehr tun musste, als Sinowjew und Trotzki, die beiden andern Mitglieder der „Troika“, miteinander kämpfen zu lassen, sie des Fraktionismus zu beschuldigen und mal die eine, mal die andere Seite zu stützen. Als Trotzki in einer Sitzung des Politbüros im Oktober 1923 auch noch mit masochistischer Offenheit aussprach, dass der entscheidende Grund, warum er Lenins abgelehnt habe, ihn zu seinem Stellvertreter zu ernennen „meine jüdische Herkunft“ war – hatte er auch Sinowjew oder Kamenew den Weg an die Spitze verbaut und ihn für Stalin geebnet.<sup>1308</sup>

In Wirklichkeit lagen die Gründe für den leichten Sieg Stalins natürlich tiefer: vor allem im Bedürfnis des mittleren Kaderstammes nach „Konsolidierung“ des Systems, das sie nach oben gebracht hatte; und zugleich nach Konzentration der vorhandenen Ressourcen und Energien auf das eigene Land. Das war der unverstellte Sinn der Parole vom „Sozialismus in einem Land“. Stalin kombinierte dabei die sozialen Saturierungs-Bedürfnisse des neuen Partei- und Staatskaders mit

---

men erklärt sich zu jeder Hilfe bereit, wenn die deutschen Arbeiter „in der Abwehr zum Kampf gezwungen“ würden, nennt es „jedoch verbrecherisch, den Eintritt dieses Augenblicks selbst zu beschleunigen“. (Im deutschen Original in: The International Newsletter of Historical Studies on Comintern, Communism and Stalinism, Vol. IV/V, 1997/98, No. 9-13, S. 207-215)

einer neuen, „russländischen“ Großmachtideologie, in der man zwar an Amerika Maß nahm, aber Deutschland (wie unter Peter oder Katharina) nach wie vor als das Land betrachtete, in dem man sich die entscheidenden technischen und materiellen Ressourcen borgen konnte und das man sich daher auf die eine oder die andere Weise würde attachieren müssen.

In Deutschland dürften die Umtriebe der Kommunisten und ihr Techtelmechtel mit den „Faschisten“ nicht wenig zur Bildung der Großen Koalition unter Stresemann, zur Politik des Arrangements mit Frankreich (das sich mit der Ruhraktion freilich selbst in eine Falle manövriert hatte) durch den Abbruch des „passiven Widerstands“ und die Einleitung eines Kurses der Währungsanierung beigetragen haben. Freilich hatte die Kamikaze-Aktion Frankreichs ihrerseits Gründe im Gespenst einer deutsch-sowjetischen Kollusion und eines von Russland gestützten deutschen „Befreiungskrieges“. Nachdem dieses Gespenst den Raum verlassen hatte, war der Weg frei nach Locarno.

Allerdings war die deutsche Politik weit davon entfernt, diesen Weg ohne Vorbehalte zu gehen – trotz der Spannungen, die sich mit Sowjetrußland im Nachgang des „deutschen Oktober“ ergaben: etwa der aufgedeckten Mordkomplotte, ausgerechnet gegen den General von Seeckt, die 1924 zur Durchsuchung und zeitweisen Schließung der Berliner Handelsmission der UdSSR (über die die Waffenkäufe für den KPD-Apparat gelaufen waren) und 1925 dann zum Leipziger „Tschecha-Prozess“ gegen hochrangige Komintern-Agenten führten. Diese Aktionen zur Verteidigung der Republik wurden durch die sowjetische Führung mit dem aus dem Bürgerkrieg bekannten Mittel der Geiselnahme beantwortete, aber zugleich auch mit erweiterten Bündnisangeboten. Mit frappantem Erfolg: Die als Attentäter überführten Komintern-Agenten wurden freigelassen. 1926 wurde der „Berliner Vertrag“ geschlossen, der ein Gegengewicht zu Locarno bilden sollte (als hätte Locarno schon ein Gewicht entwickelt). Und die militärischen Geheimbeziehungen beider Staaten wurden unmittelbar auf die Ebene der Generalstäbe gehoben und nahmen jetzt erst wirklich bedeutenden Umfang an.

Die materiellen Resultate und ideologischen Implikationen dieser über ein Jahrzehnt dauernden Zusammenarbeit von Reichswehr und Roter Armee sind

dabei gewiss nicht überzubewerten. Diese Kooperation blieb zu jeder Zeit an die Möglichkeiten oder vielmehr Unmöglichkeiten einer effektiven politisch-militärischen Blockbildung gebunden. Und alle Schwüre und Versicherungen der Freundschaft und Waffenbrüderschaft waren nach 1933 und erst recht nach 1941 wenig wert.<sup>(\*)</sup>

Aber die Resultate und Wirkungen dieser Zusammenarbeit können auch nicht unterschätzt werden. Beide Armeen entwickelten – vor allem in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre – den Nukleus ihrer eigentlich modernen Waffensysteme (Luftwaffe, Tanks, U-Boote, Kampfstoffe usw.) in enger Kooperation miteinander. Sie schulten sich und nahmen Maß aneinander. Die Rote Armee bediente sich ausgiebig der deutschen Handbücher zur Truppenführung und entwickelte ihre Militärdoktrinen und Kommandostrukturen nach den Vorbildern der deutschen Armee. Die Besucher und Residenten der Reichswehr wiederum bewunderten aufrichtig die Verbindung von Disziplin und Kameradschaft (auch zwischen Offizieren und Mannschaften) in der Roten Armee sowie den hohen Grad ihrer politischen Indoktrination – bis dahin, dass Hitlers späterer Oberkommandierender von Reichenau sich bei einem langen Truppenbesuch 1928 in besonderer Weise für das System der „politischen Kommissare“ erwärmte.<sup>1309</sup> Auch die offene und rücksichtslose Art und Weise, in der führende Offiziere der Roten Armee über die Neuzeichnung der europäischen Landkarte sprachen (keineswegs nur mit Blick auf Polen), machte Eindruck. Ab 1929 wurden dann die forcierten Aufrüstungskampagnen im Rahmen der ersten „Fünf-Jahr-Pläne“ neidvoll verfolgt.<sup>1310</sup>

George Kennan hat in seiner 1961 veröffentlichten Geschichte der sowjetischen Außenpolitik noch vier Jahrzehnte später seiner Verwunderung (oder Bewunderung) Ausdruck gegeben, mit welcher Kaltblütigkeit die sowjetischen Führer 1921 dieselben Kapitalisten und Regierungen des Westens, die sie an den Galgen befördert sehen wollten, aufforderten, mit ihnen Handel zu treiben und normale

---

<sup>(\*)</sup> Die propagandistische Wiederaufnahme dieser Traditionen im Rahmen des „Bundes Deutscher Offiziere“ und des „Nationalkomitee Freies Deutschland“, die sich 1943 in den sowjetischen Gefangenenlagern konstituierten, stand schon unter radikal veränderten Vorzeichen – auch wenn dort unverdrossen weiter über die „Grenzen von 1914“ gesprochen wurde.

Beziehungen aufzunehmen. Für ihn war schon dieser Vorgang „in der Geschichte des modernen Nationalstaats ohne Beispiel“.<sup>1311</sup> Was könnte man über die Beziehungen Sowjetrusslands zum Weimarer Deutschland sagen – die (nach einem bekannten Wort Lenins) dieses Land so „unterstützten wie der Strick den Gehenken“?

Das bedeutet nicht, dass Weimar das unschuldige Opfer dieser Beziehung gewesen wäre. Es bedeutet zunächst nur, dass dieses Pseudo-Bündnis wenig wert war, weil es kaum konstruktive Aspekte hatte. Es gab ökonomische, technische, militärische und kulturelle Transfers – aber keine wenig lebendige Beziehungen. Die Sowjetunion Stalins ging ihren Weg und bediente sich der Beziehungen zu Deutschland. Die Weimarer Republik wurde durch die wechselhaften Machtspiele der KPD und Komintern paralysiert – und blieb durch die (mehr fiktiven als realen) staatlichen Sonderbeziehungen zu Sowjetrussland in ihrem sterilen Revisionismus gefangen. Es war dieser gordische Knoten, den Hitler auf seine Weise durchhauen hat.

## VOM BÜNDNIS ZUM „LEBENSRAUM“

### Metamorphosen des nationalsozialistischen Bilds von Russland und vom Bolschewismus

Die Anfänge der nationalsozialistischen Bewegung lagen im selben stickigen Dunstkreis der deutschtümelnden Sekten und Antisemiten-Vereine, der Schutz- und Trutzbünde und „Persönlichkeiten“, die trotz aller „sensationellen“ Enthüllungsschriften und wohlgefüllten Versammlungssäle über ein randständiges Dasein im politischen Leben der Weimarer Republik nicht hinaus kamen. Ohne Mühe erkennt man die Physiognomie „dieser völkischen Johannesse des zwanzigsten Jahrhunderts“, über die Hitler in „Mein Kampf“ mit ätzender Schärfe herzog, die „mit Blechschwertern in den Lüften herumfuchteln, ein präpariertes Bärenfell mit Stierhörnern über dem bärtigen Haupte“. Er habe seine Bewegung „Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei“ genannt, weil zu hoffen war, „dass dadurch allein schon ein ganzer Schwarm dieser völkischen Schlafwandler von uns zurückgescheucht würde“.<sup>1312</sup>

In der Wirklichkeit waren die Unterschiede geringer, zumindest anfangs. So spielten auch in der frühen NSDAP – wie im gesamten deutschvölkischen Spektrum – baltendeutsche Ideologen und Schriftsteller eine hervorgehobene Rolle, insbesondere die Münchner Emigrantengruppe um Erwin Scheubner-Richter, Otto von Kursell und Alfred Rosenberg. Die vermeintliche Evidenz ihrer antibolschewistischen Militanz und russophoben Einstellungen, die sich aus dieser Herkunft ergab, ist auch in ihrem Falle einer genaueren Prüfung wert. Zugleich sind ideologische Differenzen, biographische Entwicklungen und zeitgeschichtliche Zäsuren zu beachten. Die geläufige Vorstellung von „Hitler und der Münchner Baltenmafia“ als den ursprünglichen Erfindern und Weichenstellern des Nationalsozialismus ist allzu hermetisch und unpräzise.

### Baltische Ideologen des frühen NS

Eine zentrale Figur der deutschvölkischen und nationalsozialistischen Szene in München war Max-Erwin Richter alias „von Scheubner-Richter“ – ein angeheirateter Pseudo-Adelsname, ähnlich wie „Müller von Hausen“). Hitler hat ihm, der 1923 beim Marsch auf die Feldherrnhalle zu Tode kam, retrospektiv die Rolle eines persönlichen Vorbilds zugewiesen – ohne dass völlig geklärt wäre, worin der Einfluss Scheubner-Richters auf Hitler tatsächlich bestanden hat. Der aus Riga stammende, vor dem Krieg emigrierte Bürgersohn war 1917/18 als Nachrichtenoffizier beim Oberkommando Ost eingesetzt und wurde nach Kriegsende zum Propagandisten der deutschvölkischen und antibolschewistischen Freikorpskämpfer im Baltikum. Nach dem Scheitern des Kapp-Putsches im April 1920 kehrte er nach München zurück, wo er im Herbst der Hitlerpartei beitrug.

Scheubner-Richters Hauptaktivität war zunächst die Gründung der Gesellschaft „Aufbau“ und die Herausgabe einer „Wirtschaftlichen Aufbau-Korrespondenz“, die für eine enge deutsch-russische Zusammenarbeit im Zuge der Befreiung von den „jüdisch-internationalen Kräften“ wie vom „internationalen Marxismus“ eintrat. Zwar stand der Kampf gegen Versailles, Völkerbund und Frankreich ebenfalls hoch oben auf der Agenda; aber das verband sich durchaus mit einer christlich gefärbten Beschwörung Europas. Für Scheubner-Richter rangierte der Kampf gegen den in Russland herrschenden gottlosen Bolschewismus an erster Stelle – weshalb er sich unmittelbar im Rahmen der „weißrussischen“ Emigration betätigte, vor allem durch die Organisation des Kongresses der monarchistischen Fraktionen in Bad Reichenhall im Sommer 1921, auf dem ein „Oberster Monarchistischer Rat“ als Platzhalter eines künftigen Zarentums gebildet wurde. In diesem Sinne verkörperte Scheubner-Richter, wie Johannes Baur festgestellt hat, „das revanchistische und gegenrevolutionäre Element in der NSDAP“.<sup>1313</sup>

Etwas anders lag der Fall bereits bei Alfred Rosenberg, trotz der biographischen und persönlichen Nähe. Rosenberg hatte die Revolution 1917 noch selbst als Student in Moskau erlebt und sie keineswegs verurteilt, im Gegenteil. Noch

1920 schrieb er in seiner ersten größeren Schrift „Die Spur des Juden im Wandel der Zeiten“, es sei kein Zweifel, dass „ganz Russland sich wie von einem Alp befreit (fühlte), als die Nachricht vom Sturz des Zaren vom Baltischen Meer bis zum Stillen Ozean eilte“.<sup>1314</sup> Hier wie in seinen anschließenden Schriften über die „Unmoral im Talmud“ (1920), „Das Verbrechen der Freimaurerei“ (1921), „Der staatsfeindliche Zionismus“ (1922) und „Die Protokolle der Weisen von Zion und die jüdische Weltpolitik“ (1923) bildeten die russischen Ereignisse kaum mehr als einen Mosaikstein im Bild einer Jahrhunderte und Jahrtausende währenden Kontinuität jüdischer Zersetzung.

Fast könnte man sich wundern, eine wie nachgeordnete Rolle in den frühen Rosenberg-Schriften die russischen Ereignisse spielten, obwohl sie offensichtlich zu seinen politischen Initiationserlebnissen gehört hatten. Im apokalyptischen Geschichtsgemälde über „Die Spur des Juden im Wandel der Zeiten“ firmiert „Die russisch-jüdische Revolution“ nur als ein kurzes vierzehntes Kapitel unter insgesamt zwanzig. Die Schrift spitzt sich am Schluss recht esoterisch darauf zu, an die „Stelle der altjüdischen Geschichten ... endlich einmal die Schätze indogermanischen Denkens zu heben“ und indische Schöpfungsmythen, zarathustrische Lehren vom „Kampf des Lichtes mit der Finsternis“ sowie griechische und germanische Weisheiten an die Stelle der Juden-Bibel zu setzen.<sup>1315</sup>

Kurzum, Christentum wie Monarchie boten für Rosenberg (anders als z.T. für Scheubner-Richter) keinen Schutz vor der jüdischen und freimaurerischen Zersetzung, sondern waren eher Einfallstore. Nicht um Restauration ging es daher, sondern um die Errichtung einer revolutionären völkisch-sozialistischen Führerdiktatur mit arisch-mythischer Inspiration.

Umso mehr kam es allerdings darauf an, dem falschen, „jüdischen“ Sozialismus (sprich Marxismus) die Maske vom Gesicht zu reißen und ihm einen echten, „nationalen“ Sozialismus entgegenzustellen. Die von Rosenberg verfasste Einführung zum Programm der NSDAP von 1922 kaprizierte sich gleich eingangs auf die Behauptung, dass der Marxismus ein „ungeheurer Weltbetrug“ sei. Denn als er „endlich in Moskau im November 1917, zu Berlin im November 1918 trium-

phierte“, da war das in Wirklichkeit „die antikapitalistische Weltrevolution, geführt vom Weltkapital“.<sup>1316</sup>

### Bolschewisten und „Börsenjuden“

Auf diesen Nachweis zielte zentral auch Rosenbergs kurzer Abriss „Der jüdische Bolschewismus“ vom November 1921, der der weit verbreiteten Hetzschrift „Totengräber Russlands“ vorangestellt war – einer bestürzend wirkungsvollen Kollage aus antisemitischen Karikaturen und Spottversen. Die von einem intimen Hass inspirierten Portraits der Führer des Bolschewismus und der Internationale stammten von dem baltendeutschen Emigranten Otto von Kursell, der Gründungsmitglied der Münchner „Russischen Monarchistischen Vereinigung“ und (wie Rosenberg) noch bis 1923 russischer Staatsbürger war. Die Knüttelverse dazu hatte der Münchner völkische Bohemien und verkrachte Dichter Dietrich Eckart geliefert, der 1919/20 eine eigene Zeitschrift „Auf gut Deutsch!“ herausgegeben hatte und der erste Mentor und Förderer des jungen Literaten Rosenberg wie des Propagandisten Hitler war.<sup>1317</sup>

Hier wie vor allem in Rosenbergs wenig später verfasstem, leidenschaftlichen Pamphlet „Pest in Russland!“ vom Mai 1922 rückte erstmals der Bolschewismus als solcher ins Zentrum seiner Publizistik. Den Hintergrund lieferten die westlichen Hilfskampagnen für die Hungernden in Russland und der Abschluss des Rapallo-Vertrages am Rande der Weltwirtschaftskonferenz in Genua. Rosenberg definierte den Bolschewismus nun als „das jüdische Experiment der Völkerzersetzung, der Entsittlichung, der Völkervernichtung, um sie [die Völker, G.K.] nach erlangter physischer Ohnmacht in vollkommene Abhängigkeit vom jüdischen Börsenkapital zu bringen, sie zu vertrauen“.<sup>1318</sup>

Die Bolschewiki waren also in Wahrheit nur „die Abgesandten der Börsenjuden aus allen Ländern“, so wie es „jüdisches Geld war, das die Zersetzungsmaschine bezahlte“. Parvus-Helphand, der eigentliche „Vater des Bolschewismus“, habe es im selbst schon demokratisch unterminierten Auswärtigen Amt in Berlin durchzusetzen gewusst, „Lenin mit mehreren hundert Juden aus der Schweiz

nach Petersburg durch Deutschland hindurchzulassen“ – während gleichzeitig „Jakob Schiff, der Weltbankier“, mit Hilfe der prominenten jüdischen Mitarbeiter des Präsidenten Wilson (Brandeis, Baruch usw.) dafür gesorgt habe, dass mit „zweihundert anderen Brüdern aus dem New-Yorker Ghetto ... Trotzky und Sinowjew nach Russland ab(führen)“. <sup>1319</sup> Das Ziel dieser konzertierten Aktion war die Errichtung einer „Finanzdiktatur über ein ohnmächtig gemachtes, ausgeplündertes, halbverhungertes Volk: der Plan, der in verschwiegene Judenlogen Londons, New-Yorks, Berlins ausgeklügelt, betrieben und von den Sowjetjuden mit Hilfe von Chinesen und dem Abschaum aller Völker in Szene gesetzt wurde!“ <sup>1320</sup>

In der Logik dieser Darstellung lag es, das russische Volk als ein (wenn auch nicht ganz unschuldiges) Opfer einer ihm wesensfremden Macht darzustellen: „Wer Russland kennt und die Möglichkeit hatte, alle Phasen der Revolution zu beobachten, der wird zwar zugeben, dass die anarchischen Triebe des russischen Volkes vielleicht auch den Gang über die Mitte hinaus erzwungen hätten, aber ebenso sicher ist es, dass nie und nimmer heute ein solch systematisches Ausrottungssystem alles Wurzelstarken, ein solch satanisches Vernichtungsinstrument geschaffen würde, wenn sich nicht jenes Element an die Spitze der Anarchie geschwungen hätte, das, durch die Jahrtausende sich gleichbleibend, immer die Verkörperung der hemmungslosen, unersättlichen Gier, Grausamkeit und Skrupellosigkeit gewesen ist: *der Jude*.“ <sup>1321</sup>

In „Pest in Russland“ stimmt Rosenberg gar passagenweise ein Requiem auf die „nationalrussische Intelligenz“ an, die „sich langsam erdrosseln, abschlachten“ ließ, auf die „russische Kultur“, die völlig vernichtet wurde, auf die Arbeiter, die „in ‚ihrem‘ Staat tiefer geknechtet sind, als in irgendeinem anderen Lande“, und auf die russischen Bauern, die im größten Agrarstaat der Welt nur mehr ein „verzweifertes, verhungertes Volk“ seien. Aber „am ergreifendsten wirkt doch das Schicksal der ganz Verlassenen und Hilflosen: der Kinder“, die hungrig umherirrten, sich prostituierten und „Blutzeugen“ jeder Art von Verbrechen geworden seien. Aber, so Rosenbergs Hoffnung, es „lebt – trotz allem – auch im russischen Volk ein Gefühl für Gerechtigkeit“. Der „Pogrom am russischen Volk ... wird sich rächen.“ <sup>1322</sup> Selbst die „weichmütigsten und tolerantesten

Russen“ seien jetzt vom Judenhass durchtränkt. „Wenn die jetzige Regierung fällt, dann bleibt kein Jude lebend in Russland ...; was nicht totgeschlagen wird, wird vertrieben.“<sup>1323</sup>

Die westliche „Hungerhilfe“ für Russland sei nur der panische letzte Versuch westlich-jüdischer Kreise, die Hilfsbereitschaft gutmeinender Bürger und sozialistischer Arbeiter für die Rettung ihrer bolschewistischen Rassegenossen zu nützen. Dabei habe die Wirtschaftskonferenz in Genua bereits die endgültige Auslieferung der vertrauten russischen Industrie an die „internationale Hochfinanz“ gebracht, die sich zu 9/10 bekanntlich aus Juden zusammensetze; während der jüdische Außenminister Rathenau in Rapallo den vom Sturz bedrohten Henkern des russischen Volkes die helfende Hand gereicht habe, so dass fortan auf Deutschland „das Odium der Ausbeutung Russlands lasten“ werde. Wie schon Versailles, bedeute der Vertrag von Rapallo „weiter nichts als die Einspannung des deutschen Volkes zur endlosen Fronarbeit für die Hochfinanz des Westens und zur Stützung der morschen und verfaulenden Judenrepublik des Ostens“.<sup>1324</sup>

#### Der frühe Hitler und das „nationale Russland“

Die Äußerungen Hitlers lagen, was die Stellung zum Bolschewismus und zu Russland betrifft, zunächst auf einer ähnlichen Linie wie die Rosenbergs und seiner Freunde. Axiomatisch galt der Weltkrieg und nicht erst die Revolution als das entscheidende Mittel für den Griff des Judentums nach der Weltherrschaft – eben indem die beiden den Juden am stärksten verhassten, weil ihrer Herrschaft feindlichsten Völker, Deutschland und Russland, aufeinander gehetzt wurden.

Günther Schubert hat in seiner Arbeit über die „Anfänge nationalsozialistischer Außenpolitik“<sup>1325</sup> gezeigt, dass die außenpolitischen Vorstellungen der NSDAP sich bis 1923 noch ganz im Rahmen einer „sehr primitiv verstandenen Bismarcktradition“ (so Paul Kluge<sup>1326</sup>) bewegten. Rosenberg etwa stellte die Konstellation der Mächte in eine starre, geopolitische Kontinuität, wenn er 1921 im „Völkischen Beobachter“ als Bismarck-Exeget schrieb: „Mit Frankreich werden wir nie Frieden haben, mit Russland nie die Notwendigkeit eines Krieges.“<sup>1327</sup>

Allerdings stießen alle Pläne oder Gedankenspiele, notfalls auch mit dem sowjetischen Russland in eine engere Zusammenarbeit zu treten, um ein Gegengewicht gegen die Versailler Mächte zu bilden, wie sie in Kreisen der Reichswehr und Industrie, der Nationalrevolutionäre und Deutschnationalen, aber auch auf dem linken Flügel der Nazi­partei selbst (im Umkreis der Strasser-Brüder) gehegt wurden, bei Hitler und Rosenberg auf heftige Ablehnung – eben weil sie ein Ver­rat am gemeinsamen Kampf beider Völker gegen die jüdische Zersetzung und Beherrschung und damit an der einzig möglichen und zukunftsweisenden Bünd­nisoption Deutschlands waren: der mit einem wiederhergestellten „nationalen Russland“.

Die ständige Evozierung der bolschewistischen Gräueltaten in Russland diente im übrigen als drastisches Anschauungsmaterial für das, was Deutschland selbst drohte. Sowjetrussland zeigte Deutschland seine Zukunft: „derselbe Jude, der das Volk durch Bank und Börse aussaugte, derselbe hetzte die Arbeiter gegen die Besitzenden, soweit sie Nichtjuden waren“. Wenn nun „die Moskauer Judenre­gierung in ihrer jetzigen Notlage gestützt werden“ sollte „gegen das verhungern­de russische Volk“, wie es viele verlangten, so „müssen wir lauten Protest erhe­ben ..., um dem russischen Volk endlich zur Freiheit zu verhelfen“. (Stürmischer Beifall vermerkt die Mitschrift im „Völkischen Beobachter“ an dieser Stelle.)<sup>1328</sup>

Von dieser Position aus lehnte Hitler auch alle kommunistischen Avancen für einen gemeinsamen Kampf gegen Versailles ab – so in einer Rede im April 1922 zum Vertrag von Rapallo: „Die Blätter wussten zu berichten, dass Deutschland durch das Bündnis mit Russland einen großen Erfolg erzielt habe. Wo ist nun dieser Erfolg? Nicht die Völker haben sich gefunden, sondern die führenden Ju­den (Beifall).“ Einem „Genossen der KPD“, der sich zu Wort gemeldet hatte, erklärte Hitler laut Polizeibericht: „ein Zusammengehen wäre wohl möglich; aber solange man unsere Versammlungen sprengt und unsere Leute blutig schlägt, ist dies unmöglich“. Im übrigen – wäre der Umsturz vom 9. November 1918 „ehr­lich gemeint gewesen“, dann „hätte er *eine* Folge haben müssen: *Kampf* gegen den kapitalistischen Westen“. Stattdessen habe der November zur völligen Ent­waffnung Deutschlands geführt. Gäbe es eine wirkliche Internationale der Arbei-

ter, „so hätte sie das in den Ländern der Entente zu beweisen“. Stattdessen aber sei Deutschland unterminiert und alles unternommen worden, den „Judenstaat“ auch hier aufzurichten. Statt mit den „Verderbern Russlands zu verhandeln“, müsse es darauf ankommen, „das russische Volk aufzurufen, seine Peiniger abzuschütteln, um ihm dann nähertreten zu können“.<sup>1329</sup>

### Weltverschwörung und Weltmächte

Das Negativ der Schicksalsgemeinschaft und potentiellen Bundesgenossenschaft mit Russland war das Verhältnis zu England und Frankreich. „Was sagen die Worte des Königs von England: Mit den Deutschen ist es aus; oder wie sich Clemenceau auszudrücken beliebte: In Deutschland leben um 20 Millionen Menschen zuviel“ – hieß es in einer frühen Rede Hitlers zum Thema „Brest-Litowsk und Versailles“.<sup>1330</sup> Diese immer neu variierte Standardrede spitzte sich auf den Nachweis zu, dass das Brester Friedensdiktat geradezu „Liebe, Versöhnung und Verständigung“ geatmet habe im Vergleich mit dem „Vernichtungsfrieden“ von Versailles.<sup>1331</sup> Während Frankreich mit aller Gewalt sein ewiges Ziel verfolge, das Deutsche Reich in Einzelstaaten zu zerschlagen und territorial zu amputieren, wolle England seinen wirtschaftlichen Hauptkonkurrenten durch Hunger und Reparationen vernichten und seine völkische Substanz aushöhlen und auslösen.

In einer schriftlich ausgearbeiteten Programmrede Hitlers zum Antisemitismus im August 1920 wurde die britische Politik der „Rassensenkung“ am Beispiel der Hindu in Indien erläutert. Erst die Vermischung zwischen den „hochstehenden arischen Einwanderern und der dunkelschwarzen Urbevölkerung“ habe die Inder zum „Sklavenvolk einer Rasse, die uns in vielen Punkten nahezu als zweite Judenheit erscheinen mag“, gemacht.<sup>1332</sup> Mit anderen Worten: auch die Briten, die sich darin als eine Art „zweite Judenheit“ erwiesen, hatten ihr weltumspannendes Empire auf die Strategie der „Rassensenkung“ mittels Rassenmischung aufgebaut, um Sklaven für die koloniale Ausbeutung zu produzieren – und dachten

dieses Schicksal nun dem besiegten, der Aushungerung und physischen Degradation überantworteten Deutschland zu.

Wo immer Hitler sich in seinen frühen Reden und Schriften (sehr selten) auf die „Protokolle“ berief, da in Verbindung mit dem Topos der „Teuerung“ und des „Hungers“.<sup>1333</sup> So in einer Rede im April 1923: „In den Büchern der Weisen von Zion steht geschrieben: ‚Der Hunger muss die breiten Massen der Völker zermürben und sie willenlos in unsere Arme treiben.‘“ In ihrer Verzweiflung (es war die Zeit der Ruhrbesetzung und der rasenden Inflation) wandten sich diese breiten Massen nun den zwei polaren Alternativen zu: „Sowjetstern und Hakenkreuz“. Der Bolschewismus aber sei nur eine Waffe der Juden, um ihre „Herrschaft anzutreten von Wladiwostock bis nach Westeuropa“. Die Sichel sei „das Zeichen der Grausamkeit, der Hammer das Zeichen des Freimaurertums“. Daher werde die Sowjetmacht auch in Deutschland, wie in Russland, „nur ein Paradies für Juden sein, eine Sklavenkolonie aber für alle anderen“.<sup>1334</sup>

Es schien wie beim Wettlauf von Hase und Igel: Das Judentum war „immer schon da“ und zog seine Fäden, mal in Gestalt des „Freimaurer“ und bürgerlichen Demokraten, mal als „Arbeiterführer“ und Revolutionäre. So trieben sie selbst die zum Kampf bereiten, verzweifelten Massen wieder in die Arme von Ihresgleichen. Somit waren die Zurückschlagung des „roten Terrors“ und die „Ausrottung der marxistischen Weltanschauung“ Hand in Hand mit der Liquidierung des Parlamentarismus und der Judenpresse elementare Akte nationaler Selbstbehauptung, worin die Deutschen allen arischen Völkern voranzugehen hatten.<sup>1335</sup>

In gewisser Weise, so könnte man sagen, entsprach dieser nationalsozialistische Antibolschewismus spiegelbildlich den parallel entwickelten Faschismustheorien der Komintern, worin die faschistischen Bewegungen als Stoßtrupps und Speerspitze der imperialistischen Reaktion und zugleich als Mittel der ideologischen Neutralisierung proletarisierter, in Gärung befindlicher Massen von Kleinbürgern firmierten.<sup>1336</sup> Darin lag freilich schon eine Ambivalenz, deren Konsequenzen offen blieben. Faschisten und Kommunisten waren gezwungen, sich als direkte Rivalen um die Vorherrschaft auf der Straße zu schlagen, sahen ihre wahren

Feinde aber „hinter“ ihren unmittelbaren Gegnern stehen, die nur bewusstlose Instrumente waren.

### Vom Bündnis zum „Lebensraum“

Gegenüber einem nationalen Russland, das – nach seiner Befreiung von der jüdischen Herrschaft – in ein „natürliches“ Bündnis mit Deutschland treten werde, konnten natürlich keine Ansprüche auf „Lebensraum“ geltend gemacht werden. Das Wort selbst tauchte in der frühen NS-Publizistik so gut wie nicht auf. Im Parteiprogramm von 1922 hieß es: „Wir fordern Land und Boden (Kolonien) zur Ernährung unseres Volkes und Ansiedlung unseres Bevölkerungsüberschusses.“ Zwar war auch von einer „großzügigen Ostsiedlung“ die Rede. Aber diese werde sich, so Rosenberg in seinen Erläuterungen, zunächst auf Mitteleuropa, auf die „Raumsicherung im heute polnisch-tschechischen Osten“, konzentrieren.<sup>1337</sup>

Erst nach der Niederlage des Münchner Putschversuchs im November 1923, in den Monaten des gegen ihn und seine Mitkämpfer angestregten Hochverrats-Prozesses, begann Hitler, seine früheren Strategien zu überprüfen. In einem wenig beachteten Zeitschriften-Beitrag im April 1924 kam er auf die imperialen Optionen des Wilhelminischen Reiches zurück, zwischen denen es haltlos geschwankt habe, obwohl diese Optionen alternativ zueinander gestanden hätten: „entweder man entschloss sich unter Verzicht auf Seehandel und Kolonien, unter Verzicht auf Überindustrialisierung usw., Bauernland zu gewinnen; dann mussten die deutschen Regierungen erkennen, dass dies nur im Bunde mit *England* gegen *Russland* zu erreichen war; oder man wollte Seemacht und Welthandel, dann konnte aber auch nur ein Bündnis mit Russland gegen England in Frage kommen, selbst um den Preis eines rücksichtslosen Aufgebens des gänzlich unmöglichen Habsburgerreiches“.<sup>1338</sup>

Aus dem gesamten Kontext geht hervor, dass Hitler – anders als bisher – nun zur ersteren Option tendierte. Dieses gedankliche *renversement des alliances* hatte zunächst mit Veränderungen der Weltlage zu tun. Der „Faschismus“ unter Führung Mussolinis hatte sich in Italien als ein neues autoritär-korporatistisches

Staatsmodell und als Faktor einer revisionistischen Europa- und Weltpolitik etabliert, mit dem Deutschland sich potentiell alliiieren konnte. Großbritannien hatte sich in der Ruhrkrise von 1923 deutlicher als zuvor von Frankreich distanziert und an einer Normalisierung der Beziehungen mit dem Reich interessiert gezeigt. Dagegen konnte der Tod Lenins und der Streit der (vorwiegend nicht-russischen, meist jüdischen) Diadochen um die Nachfolge als ein „Fingerzeig des Schicksals“ gedeutet werden, dass das seiner nationalen Eliten beraubte, frisch zusammengezimmerte neue Staatsgebilde der UdSSR „reif zum Zusammenbruch“ sei. Danach würde es sich wohl kaum mehr um die Wiederherstellung des alten Russischen Großreiches handeln, sondern um seine Aufteilung, zumal das „weiße Russland“ der Emigranten als ernstzunehmender Machtfaktor inzwischen weitgehend ausschied.

Diese Wendung von der „Kolonial- und Handelspolitik der Vorkriegszeit“ zur „Bodenpolitik der Zukunft“ war jedoch nicht nur aktuell und pragmatisch, sondern prinzipiell und ideologisch begründet. Hitler hatte (über seinen engen Haftgefährten Rudolf Hess, einen Schüler des Erfinders der „Geopolitik“, Karl Haushofer) die „Politische Geographie“ Friedrich Ratzels sowie den ersten Jahrgang der neuen „Zeitschrift für Geopolitik“ erhalten und verschlungen.<sup>(\*)1339</sup> Danach verkündete er axiomatisch: „Nur ein genügend großer Raum auf dieser Erde sichert einem Volke die Freiheit des Daseins.“<sup>1340</sup>

Da eine gesunde deutsche Bodenpolitik aber „nicht etwa in Kamerun ihre Erfüllung finden“ konnte, sondern „nur in der Erwerbung von neuem Lande in Europa selber“, was „im großen und ganzen nur auf Kosten Russlands“ geschehen konnte, so gab es für das Deutsche Reich „in Europa nur einen einzigen Bundesgenossen: England“. Um dessen „Geneigtheit zu gewinnen, durfte dann aber kein Opfer zu groß sein. Es war auf Kolonien und Seegeltung zu verzichten“.<sup>1341</sup> Ohnehin sei das „Gerede von der ‚wirtschaftsfriedlichen‘ Eroberung der Welt ... der

---

(\*) Dass Hitler sowohl Haushofer wie Ratzel weitgehend missverstand, steht auf einem anderen Blatt. Sehr viel genauer und angemessener haben sich zur gleichen Zeit führende sowjetische Intellektuelle und Politiker – von Karl Radek bis Alexander Radó – mit der „Geopolitik“ Haushofers befasst und dabei mit ihm selbst und seiner Zeitschrift kollegialen Kontakt unterhalten. (Vgl. Karl Schlögel, Ostbahnhof Berlin; dort: „Raum als Schicksal“. Die Internationale der Geopolitik, S. 252-272)

größte Unsinn, der jemals zum leitenden Prinzip der Staatspolitik erhoben wurde“.<sup>1342</sup> Schlimmer noch: Es hatte das deutsche Volk vergessen lassen, dass der Aufstieg Preußens und des Reichs nur „durch strahlendes Heldentum und nicht durch Finanzoperationen oder Handelsgeschäfte“ erkämpft worden war. England dagegen, das in wilhelminischer Sicht als Prototyp einer globalen „Kolonial- und Handelspolitik“ gegolten hatte, als ein Volk von „Händlern statt Helden“, wurde von Hitler nun geradezu als das Vorbild eines reinrassigen Herrenvolkes herausgestellt – „hat doch kein Volk mit größerer Brutalität seine wirtschaftlichen Eroberungen mit dem Schwerte besser vorbereitet und später rücksichtslos verteidigt, als gerade das englische“.<sup>1343</sup>

Wie konnte aber „gerade das deutsche Volk zu einer solchen Erkrankung seines politischen Instinkts kommen“? Des Rätsels Lösung war „der Marxismus“, mit dem der (von jüdischen Beratern und Finanziers umgebene) Kaiser 1914 einen „Burgfrieden“ geschlossen hatte, während diese „meineidigen Verbrecher die Revolution“ organisierten.<sup>1344</sup> Schon bis 1916/17 war „fast die gesamte Produktion unter die Kontrolle des Finanzjudentums“ gefallen. Zugleich wurden in den Kriegsgesellschaften skrupellos die Löhne erhöht, die sozialen Begehrlichkeiten und der Defaitismus angestachelt. Und gerade als Russland unter den Schlägen der deutschen Armeen endgültig zusammengebrochen war und als alle Kräfte für die letzte, entscheidende Offensive im Westen angespannt wurden, da „brach in Deutschland der Generalstreik aus“ und „nahmen die Zersetzungserscheinungen immer schneller zu“<sup>1345</sup> – bis schließlich die Kapitulation verkündet wurde.

### Bolschewismus als „letzte Revolution“

Von dieser mythisierten Weltkriegserfahrung her rückte der „Marxismus“ bzw. „Bolschewismus“ nun stärker als bisher ins Zentrum der apokalyptischen Weltvorstellungen Hitlers. In seinen früheren Reden waren alle die als „Novemberverbrecher“ gebrandmarkt worden, die zum Zusammenbruch und zur demokratisch-republikanischen Umwandlung des Reiches beigetragen hatten: Liberale, Demokraten und „Marxisten“, worunter er Sozialdemokraten, Unabhängige und

Spartakisten gleichermaßen fasste. Jetzt ergab sich eine geschichtlich aufsteigende Reihe, worin der „Marxismus“ oder „Bolschewismus“ die letzte, finale Waffe des Judentums bei seinem Griff nach der Weltmacht bildete.

Der Darstellung in „Mein Kampf“ zufolge hatte „der Jude“ sich im mittelalterlichen Europa vom reinen Parasiten (d.h. Händler, Zwischenträger, Wucherer) zu einem wahren „Staat im Staate“ gemausert. Er hatte sich von den Fürsten Privilegien erschlichen und vielfach als „Hofjude“ schon bestimmenden Einfluss gewonnen. Im dem Maße, in dem er sich die Staatsbürgerrechte sicherte, wurde er „Volksjude“, der sich an die Spitze der demokratisch-parlamentarischen Bewegungen setzte, um die Monarchie zu stürzen und selbst nach der Macht zu greifen. Zugleich setzte er seine Leute auch schon an die Spitze des aufrührerischen „vierten Standes“, den er selbst ruiniert und proletarisiert hatte. Kurzum: „Erst benützte er das Bürgertum als Sturmbock gegen die feudale Welt, nun den Arbeiter gegen die bürgerliche.“ Er ließ die Klassen miteinander kämpfen, um die nationale Wirtschaft zu ruinieren, „damit auf ihrem Leichenfeld die internationale Börse triumphieren kann“.<sup>1346</sup>

Aber das alles reichte noch nicht, um die arischen Nationen in ihrer rassischen Substanz und die menschliche Kultur insgesamt zu zerstören. „Was die Freimaurerei in den Kreisen der sogenannten Intelligenz an allgemein pazifistischer Lähmung des nationalen Selbsterhaltungstriebes einleitet“ und was „durch die Tätigkeit der großen, heute immer jüdischen Presse der breiten Masse ... vermittelt“ wird, das sollte nun der Marxismus „als Angriffs- und Sturmkolonne vollenden“. Denn das Schlussziel des Juden kann „sich nicht nur in der wirtschaftlichen Eroberung der Welt erschöpfen“, sondern muss „auch deren politische Unterjochung fordern“.<sup>1347</sup>

Dazu muss der Jude vor allem die völlige Bastardisierung der ihm verhassten weißen Rasse voranbringen. Diese „große, letzte Revolution“ kann ihm nur gelingen, wenn er die an die „niedersten Instinkte“ der proletarisierten Massen appelliert, sie auf alle Tüchtigeren und Wohlhabenderen hetzt und zur Zucht- und Sittenlosigkeit ermuntert, zur Paarung mit Fremdrassigen, die zur „Rassensenkung“ führt. „Politisch aber beginnt er, den Gedanken der Demokratie abzulösen

durch den der Diktatur des Proletariats.“ Jetzt endlich „wirft er die wenigen Hüllen, die er noch trägt, von sich“ Aus dem „demokratischen Volksjuden wird der Blutjude und Völkertyrann“, der „die Völker, indem er sie ihrer natürlichen geistigen Führung beraubt, reif zum Sklavenlos einer dauernden Unterjochung“ macht. „Das furchtbarste Beispiel dieser Art bietet Russland, wo er an dreißig Millionen Menschen in wahrhaft fanatischer Wildheit teilweise unter unmenschlichen Qualen tötete oder verhungern ließ, um einem Haufen jüdischer Literaten und Börsenbanditen die Herrschaft über ein großes Volk zu sichern.“<sup>1348</sup>

### Von der „Ostorientierung“ zur „Ostpolitik“

Erst im zweiten Band von „Mein Kampf“, der 1927 erschien, zog Hitler aus diesen Zuspitzungen seiner apokalyptisch-antisemitischen Weltanschauung auch die Konsequenz einer globalpolitischen Neuorientierung, in deren Zentrum nun „das Verhältnis Deutschlands zu Russland“ stand. Dieses Verhältnis sei „die vielleicht entscheidendste Angelegenheit der deutschen Außenpolitik“ und bilde den „Prüfstein“ schlechthin für die nationalsozialistische Bewegung. Offenkundig setzte Hitler eine beherrschende Tendenz der „Ostorientierung“ auch unter den Anhängern der eigenen Partei voraus, nicht nur „für den Mann, der von links zu uns kommt“, sondern auch „für die Angehörigen unserer sogenannten Intelligenz“.<sup>1349</sup>

Diese „Ostorientierung“ aber gelte es nun „ohne Rücksicht auf ‚Traditionen‘ und Vorurteile“ durch eine neue „Ostpolitik“ zu ersetzen, deren oberster Gesichtspunkt es sein müsse, „dem deutschen Volk den ihm gebührenden Grund und Boden dieser Erde zu sichern“.<sup>1350</sup> Auch die notwendige „Auseinandersetzung mit Frankreich“, also die Sprengung des Versailler Systems, mache nur dann Sinn, wenn sie „Rückendeckung bietet für eine Vergrößerung des Lebensraumes unseres Volkes in Europa“.<sup>1351</sup>

„Damit ziehen wir Nationalsozialisten bewusst einen Strich unter die außenpolitische Richtung unserer Vorkriegszeit. Wir setzen dort an, wo man vor sechs Jahrhunderten endete. Wir stoppen den ewigen Germanenzug nach dem Süden

und Westen Europas und weisen den Blick nach dem Land im Osten ... Wenn wir aber heute in Europa von neuem Grund und Boden reden, können wir in erster Linie nur an Russland und die ihm untertanen Randstaaten denken.“

Einen Schein von Realismus erhielt diese abenteuerliche und radikale Wendung – die alle verbreiteten russisch-östlichen Neigungen auf ihre Weise aufnahm und in nackte Kolonisierungsphantasien übertrug – allein durch eine Annahme, die Hitler denn auch als einen „Fingerzeig des Schicksals selbst“ deklarierte: „Indem es Russland dem Bolschewismus überantwortete, raubte es dem russischen Volke jene Intelligenz, die bisher dessen staatlichen Bestand herbeiführte und garantierte.“ Vom „germanischen Kern seiner oberen leitenden Schichten“ habe Russland über die Jahrhunderte gezehrt. „Er kann heute als restlos ausgerottet und ausgelöscht angesehen werden. An seine Stelle ist der Jude getreten. So unmöglich es dem Russen an sich ist, aus eigener Kraft das Joch des Juden abzuschütteln, so unmöglich ist es dem Juden, das mächtige Reich auf die Dauer zu erhalten ... Das Riesenreich im Osten ist reif zum Zusammenbruch. Und das Ende der Judenherrschaft wird auch das Ende Russlands sein.“<sup>1352</sup>

Die Absicht einer ausdrücklichen und radikalen Revision der bis dahin gültigen Ansichten tritt noch deutlicher in den anschließenden Passagen hervor, in denen Hitler die Unmöglichkeit eines Bündnisses mit Sowjetrußland auch im Kontext eines „Bundes der unterdrückten Nationen“ zu demonstrieren suchte. (Das zielte auf die Schnittstelle zwischen den nationalrevolutionären Vorstellungen der Jungkonservativen, etwa Moellers „Recht der jungen Völker“, und der Propaganda der Komintern, worin Deutschland als „Industriekolonie“ der Versailler Mächte firmierte.) Ein solcher Bund der Unterdrückten, höhnte Hitler nun, könne nur eine „Koalition von Krüppeln“ sein. „Im Falle eines Krieges Deutschland-Russlands gegen den Westen Europas“ werde sich der Kampf „nicht auf russischem, sondern auf deutschem Boden abspielen“. Das von der „allgemeinen Motorisierung der Welt“ noch kaum erfasste Russland werde nicht einmal in der Lage sein, Polen niederzuwerfen, „um den ersten Soldaten an eine deutsche Front zu bringen“.<sup>1353</sup> Damit wischte Hitler alle die verbreiteten und in der Tat höchst irrationalen und verschwiemelten Bündnisoptionen vom Tisch.

Eine entschlossene „Annäherung an England und Italien“ würde es dagegen ermöglichen, „in aller Ruhe diejenigen Vorbereitungen zu treffen, die ... für eine Abrechnung mit Frankreich getroffen werden müssten“. Dann könnte Britannien sich ganz seinen Kolonien, Italien sich seinen mediterranen („römischen“) Plänen widmen, Deutschland aber endlich „Ostpolitik im Sinne der Erwerbung der notwendigen Scholle für unser deutsches Volk“ treiben<sup>1354</sup>, d.h. die überfällige Dekomposition Russlands und die Entropie des jüdischen Bolschewismus „mit dem Schwerte“ vollenden.

Der erste Schritt aber war derjenige, den Mussolini getan hatte, als er „mit den inneren Feinden Italiens nicht paktierte, sondern ihre Vernichtung auf allen Wegen und mit allen Mitteln erstrebte“. Auch Deutschland könne erst an dem Tage, an dem „der Marxismus zerbrochen wird“, seine außenpolitischen Fesseln brechen. Dann werde sich die geschichtliche Erfahrung bestätigen, „dass aus den blutigsten Bürgerkriegen häufig ein stahlharter, gesunder Volkskörper erwuchs“.<sup>1355</sup> Das war der Primat der Innenpolitik, den Hitler von Beginn an verfocht und den man mit Günther Schubert auch als „invertierten Sozialimperialismus“<sup>1356</sup> bezeichnen kann.

Man kann der Konzeption Hitlers eine große innere Schlüssigkeit nicht absprechen. Nur dass sie auf Annahmen und Einschätzungen beruhte, die sich in der Realität der dreißiger Jahren schon wieder völlig verändert darstellten.

#### Goebbels „Ex oriente lux“

Mit der in „Mein Kampf“ erstmals zusammenhängend dargelegten neuen Politik und Ideologie konnte sich Hitler nach seiner Entlassung aus der Festungshaft im Sommer 1925 in der ihm halb entglittenen Partei nur gegen erhebliche Widerstände wieder durchsetzen. Der Strasser-Flügel der Partei, der die Mehrzahl der norddeutschen Landesverbände repräsentiert und mit dem jungen Goebbels einen neuen, wirkungsvollen Redner und Literaten dazu gewonnen hatte, vertrat eine nationalrevolutionäre Position, worin Sowjetrussland – bei aller handfest ausgeprägten Rivalität mit den Kommunisten – nicht nur einen potentiellen Bündnis-

partner, sondern mittlerweile sogar ein latentes Vorbild repräsentierte (fast so, wie es sich Radek in seinen „Schlageter“-Phantasien ausgemalt hatte).

Als die Köpfe der linken Parteifronde auf einer Führertagung im Februar 1926 wegen ihrer nationalbolschewistischen Tendenzen durch Hitler unnachgiebig zusammengestaucht wurden und schließlich zu Kreuze kriechen mussten, notierte Goebbels in sein Tagebuch: „Ich bin wie geschlagen. Welch ein Hitler? Ein Reaktionär? ... Unsere Aufgabe ist die Zertrümmerung des Bolschewismus. Bolschewismus ist jüdische Mache! Wir müssen Russland beerben! 180 Millionen!!! ... Ich bin wie vor den Kopf geschlagen.“<sup>1357</sup>

Diese Erschütterung war keineswegs rein konjunktureller Art. Bei Goebbels (als dem Abkömmling verarmter „Stehkragenproletarier“ und als Rheinländer) verband sich ein wütender Antikapitalismus, der zum Hauptobjekt seines Hasses „den Westen“ und das „jüdische Börsenkapital“ wählte, mit einer zeittypischen Russophilie, die durch und durch literarisiert war, vor allem durch exzessive Dostojewski-Lektüren. Goebbels (ungedruckter) autobiographischer Roman „Michael Voormann“ und seine ab 1924 geführten Tagebücher waren voll schwüler literarisch-politischer Bekenntnisse, worin Russland geradezu eine Erlöserrolle zugewiesen wurde, die der Hitlers und der NS-Bewegung direkt korrespondierte. So notierte er etwa nach erneuter Lektüre einer Dostojewski-Erzählung im Juli 1924: „Russland, wann wirst Du erwachen? Die alte Welt sehnt sich nach deiner erlösenden Tat! Russland, du Hoffnung einer sterbenden Welt! Wann wird es Tag werden?“<sup>1358</sup>

Nur Tage später notiert er nach einem Gespräch mit Parteifreunden: „Es oriente lux. Im Geiste, im Staate, im Geschäft und in der großen Politik ... Unsere herrschenden Kreise haben den Trieb nach dem Westen, weil die westlichen Mächte die klassischen Staaten des Liberalismus sind ... Aus dem Osten kommt der neue Staatsgedanke der individuellen Gebundenheit und verantwortlichen Zucht dem Staate gegenüber.“ Anzeichen einer neuen Hungersnot in Russland sah er als das Fanal einer erlösenden Krisis: „Russische Männer, jagt das Judenpack zum Teufel und reicht Deutschland eure Hand. Zum kommenden Menschen. In Russland

liegt der Schlüssel der europäischen Frage ... Ihr Herren Diplomaten, lest Spengler, Dostojewski, und nicht Rathenau und die Franzosen.“<sup>1359</sup>

Goebbels völkisch-antisemitische Radikalisierung stammt nicht von 1918 und nicht von 1923, als er sich in seinen Sympathien noch immer zwischen Nationalsozialisten und Kommunisten zerrissen sieht. Sondern sie setzt in voller Schärfe erst im Moment der Konsolidierung der Republik und den ersten Schritten einer nach Westen orientierten wirtschaftlichen und politischen Integration ein. Seine Tagebuch-Aufzeichnungen sind wie ein Seismograph:

„Judenfrage. Ich darf kaum noch darüber lesen, ich ärgere mich halbtot. Die Briganten in London haben sich geeinigt!“ (11.7.24) – „Darum muss das System der Plutokratie (=Demokratie) gebrochen werden. Das Dawes-Gutachten ist das Teuflichste, was je einem Menschenhirn entsprungen ist. Ein Volk wird zu 40jähriger Fronarbeit verurteilt.“ (12.8.24) – „In London hat man sich geeinigt. Natürlich. Nun geht die jüdische Sklaverei los. Wie lange? Bis wir uns selber frei machen.“ (20.8.24)<sup>1360</sup> – „Stresemann reist nach Locarno zur Konferenz. Deutschland an den Kapitalismus der Weststaaten verkaufen. Diese[s] fette, satte Schwein!“ (2.10.25)<sup>1361</sup> – „Locarno-Verträge heraus. Grauenhaft ... Herr Stresemann ist ein vollendeter Lump! Angenommen wird! Weil das Kapital das will. Das Kapital hat heute zu sagen. Rathenau sprach einmal von dem Privatsyndikat der Welt. Heute ist es da.“ (21.10.25)<sup>1362</sup>

Als aufstrebender Rednerstar der rheinisch-westfälischen Nationalsozialisten („Ich werde Demagoge schlimmster Sorte. Volksredner.“) mündeten seine Auftritte zwar regelmäßig in Saalschlachten mit den Kommunisten. „Wir haben mit 40 Mann über 300-400 Kommunisten den Sieg davongetragen. Aber diese Siege liebe ich nicht sehr.“ (8.6.25)<sup>1363</sup> Es war eine Rivalität, die auch eine starke Affinität ausdrückte. Noch immer sah er sich in erster Linie als Sozialisten: „National und sozialistisch! Was geht vor und was kommt nach? Bei uns im Westen kann die Frage gar nicht zweifelhaft sein. Zuerst die sozialistische Erlösung, dann kommt die nationale Befreiung wie ein Sturmwind.“ Hitler, so glaubt er, „steht zwischen beiden Meinungen“, sei aber „im Begriff, ganz zu uns herüberzukommen“. (11.9.25)<sup>1364</sup>

Als frischgebackener Schriftleiter des Strasserschen Parteiorgans „Nationalsozialistische Briefe“ ging Goebbels 1925 so weit, Lenin und Hitler, Bolschewismus und Nationalsozialismus ganz in eine Reihe zu stellen. So behauptete er, dass sich in Russland seit dem Tode Lenins und der Ausschaltung Trotzki derselbe Prozess einer „großen völkischen Reinigung“ vollziehe wie in Deutschland. Dieses Russland werde „einst im Geiste seines größten Denkers, im Geiste Dostojewskijs erwachen“. Und ein vom „jüdischen Internationalismus befreites“, in einen „sozialistischen Nationalstaat“ transformiertes Russland werde „der uns von Natur gegebene Bundesgenosse gegen die teuflische Versuchung und Korruption des Westens“ sein.

Lenin, der das russische Volk tiefer verstanden habe als jeder Zar, wurde den deutschen Kommunisten geradezu als Kronzeuge gegenübergestellt: „Lenin opferte Marx und gab dafür Russland die Freiheit. Sie [die Führer der KPD] wollen die deutsche Freiheit nun Marx opfern.“<sup>1365</sup> Aber das half ihm nicht über seine Verwirrungen hinweg. Gleich nach der Niederschrift seines (wie er hoffte, wegweisenden) Aufsatzes über „Bolschewismus und Nationalsozialismus“ notierte er: „Ich möchte einmal für ein paar Wochen zu Studienzwecken nach Russland.“ (21. Oktober 1925) Und wenig später: „Ostpolitik. Russland. Wer schaut ganz durch. Ich finde es grauenhaft, dass die Kommunisten und wir uns gegenseitig die Köpfe einschlagen ... Brief von und an Strasser. Wo können wir einmal mit führenden Kommunisten zusammenkommen?“ (31.1.26)<sup>1366</sup>

Im Frühjahr 1926, als der fraktionelle Kampf zwischen „Elberfeld“, das die Parteilinke zum „Mekka des deutschen Sozialismus“ ausbauen wollte, und „München“, d.h. der alten Hitler-Kamarilla um Rosenberg, Feder und Esser, voll entbrannt war – veröffentlichte Goebbels sein erstes Buch unter dem programmatischen Titel „Die zweite Revolution“. Darin fand sich ein fiktiver Brief an einen fiktiven russischen Revolutionär (den dostojewskihaften Iwan, der schon in dem noch ungedruckten Jugendroman „Michael“ das Pendant des deutschen Helden abgegeben hatte), worin es schon mit Blick auf die Gegenargumente der Münchner Parteikamarilla hieß: „Darum schauen wir nach Russland, weil es am ehesten mit uns den Weg zum Sozialismus gehen wird. Weil Russland der uns von der

Natur gegebene Bundesgenosse gegen die teuflische Verseuchung und Verweichlichung des Westens ist ...“. Ein deutsch-russisches Bündnis sei imperativ, „nicht darum, weil wir den Bolschewismus, weil wir die jüdischen Träger des Bolschewismus lieben, sondern weil wir im Bunde mit einem wahrhaft nationalen und sozialistischen Russland den Anfang unserer eigenen nationalen und sozialistischen Selbstbehauptung erkennen“.<sup>1367</sup>

Hitler, der die Fraktionen miteinander kämpfen ließ, seine Agitation insgesamt aber stärker auf die bürgerliche Mitte hin ausrichtete, umwarb den glänzenden jungen Agitator und zog ihn nach und nach auf seine Seite, indem er seine deutsch-völkischen und antisemitischen Affekte mobilisierte. Goebbels sekundierte dieser Umerziehung Schritt für Schritt mit neuen Lektüren, etwa Iwan Naschiwins „Rasputin“, den er „mit tiefer Erschütterung“ las, nur Tage, nachdem seine „Zweite Revolution“ erschienen war. Jetzt notierte er mit stark veränderter Tonlage: „Das grandiose Gemälde des russischen Bolschewismus. Wohl etwas weißrussisch gesehen. Aber niederdrückend in seiner satanischen Grausamkeit ... Der Jude ist wohl der Antichrist der Weltgeschichte. Man kennt sich kaum mehr aus in all dem Unrat von Lüge, Schmutz, Blut und viehischer Grausamkeit. Wenn wir Deutschland davor bewahren, dann sind wir wahrhaft patres patriae!“<sup>1368</sup>

### Rosenbergs „Mythus des 20. Jahrhunderts“

Rosenberg, der als Platzhalter Hitlers in der Zeit des Verbots die Partei nicht hatte zusammenhalten können, kompensierte seinen politischen Bedeutungsverlust durch ideologischen Übereifer. Sein „Mythus des 20. Jahrhunderts“, an dem er seit 1923/24 geschrieben hatte, war der (unausgesprochene) Versuch, dem Nationalsozialismus eine gültige und kohärente Weltanschauung zu verpassen. Dabei gingen allerdings viele der scheinbar so eindeutigen Zuspitzungen und Festlegungen, die Hitler in „Mein Kampf“ verkündet hatte, wieder verloren.

Das betraf zunächst die Gewichtung der Themen. Wie in den frühen Rosenberg-Schriften, spielten Russland und der Bolschewismus nun wieder eine eher

marginale Rolle. Stattdessen firmierte der vergangene Weltkrieg „als Beginn einer Weltrevolution auf allen Gebieten“. Und der Motor dieser Umwälzung war der (jüdische) Kapitalismus: „Die Finanz umschlingt mit goldenen Stricken Staaten und Völker, die Wirtschaft wird nomadisiert, das Leben entwurzelt.“<sup>1369</sup>

Der marxistische Sozialismus, in dem Sozialdemokraten und Kommunisten mit verteilten Rollen zusammenwirkten, war in Wirklichkeit nur „Weltkapitalismus mit anderen Vorzeichen“. Überall gehe der Marxismus doch „mit der demokratischen Plutokratie“ Hand in Hand und diene ihr als williges Werkzeug. Der „alte Sozialismus“ verfaule „dank börsenkapitalistischen Bindungen seiner fremdblütigen Führung“ und „vermählte sich mit tataro-bolschewistischen Verwesungskeimen“. In den „Konferenzsesseln von Genf und Paris und Locarno und im Haag ... wurde der sozialistische Gedanke an die Hyänen der Börse restlos verraten“.<sup>1370</sup>

Der Bolschewismus (der in dem über 700 Seiten starken Buch überhaupt nur ein halbes Dutzend mal knappe Erwähnung findet) wird durch Rosenberg einem neuen, rassistisch verschobenen Bild von Russland eingemeindet. „Der Bolschewismus bedeutet die Empörung des Mongoliden gegen nordische Kulturformen, ist der Wunsch nach der Steppe, ist der Hass des Nomaden gegen Persönlichkeitswurzel, bedeutet den Versuch, Europa überhaupt abzuwerfen. Die mit vielen poetischen Gaben begabte ostbaltische Rasse [offenbar synonym mit den Slawen, G.K.] erweist sich – bei mongolider Durchsetzung – als schmiegsamer Ton in der Hand nordischer Führer oder jüdischer oder mongolischer Tyrannen.“<sup>1371</sup>

Im Zuge dessen wurde auch die bisherige Dostojewski-Deutung umgekehrt: Dessen (so vielfach gerühmter) Psychologismus bewiese nur, dass „etwas ungesund, krank, bastardisch im russischen Blut“ sei und „alle Anläufe zum Hohen immer wieder durchkreuzt“. Es hatte durchaus Züge eines melancholischen Abschieds, wenn Rosenberg nun schrieb: „Beim ‚russischen Menschen‘, wie er um die Wende des 20. Jahrhunderts nahezu Evangelium wurde, tritt die Ehre als gestaltende Kraft überhaupt nicht in Erscheinung.“ Die Figuren Dostojewskis (die Brüder Karamasow, Fürst Myschkin, Raskolnikow und Smerdjakow) seien am Ende doch nur „Gleichnisse eines verdorbenen Blutes, einer vergifteten See-

le“.<sup>1372</sup> Ja, Bolschewismus bedeute eigentlich: „Smerdjakow herrscht über Russland.“ Deutschland müsse sich aus dem Bann dieser Welt der niederen „Dämonen“ befreien: „Wer ein neues Deutschland will, wird somit auch die russische Versuchung nebst ihrer jüdischen Ausnutzung von sich weisen.“<sup>1373</sup>

Die außenpolitischen Optionen eines nationalsozialistischen Dritten Reichs sind – bei aller Unterwerfung unter Hitlers Konzeption in „Mein Kampf“ – wieder mehr in das ältere Koordinatensystem zurückgeführt. Frankreich erscheint nun als das primäre, Deutschland infizierende Rassenbabylon, worin ein „rundköpfiges Volk“ die nordischen Langschädel längst verdrängt hat und durch immer neue, importierte Sklavenheere „mulattisiert“ worden ist, bevor es sich nach der französischen Revolution der „Emanzipation“, in Wirklichkeit der Herrschaft des Judentums verschrieb. Das moderne Frankreich und die von ihm geförderte Pan-Europa-Bewegung, die einen „rasselosen Einheitsstaat“ anstrebe, müsse „eigentlich heißen: Franko-Judäa“.<sup>1374</sup>

Gegenüber diesem „schwarz-weißen Frankreich“, das „ganz Europa bedroht, vergiftet“, müsse Deutschland sich mit England und Skandinavien – aber auch mit den ähnlich bedrohten USA – an die Spitze einer Bewegung zur Rettung der nordischen Rasse setzen. Insofern gehe es nicht darum, sich gegen „den Westen“ zu stellen, sondern einen „westlichen Geist“ zu bekämpfen, der „im wesentlichen nichts anderes als die Vermengung des späten Franzosentums mit den jüdisch demokratischen Gedanken“ sei. In einem neuen Staatensystem der Zukunft werde das Deutsche Reich als „Zentralmacht des Festlandes“ sich dann ganz der Errichtung und Sicherung eines „deutschen Mitteleuropa“ widmen können.

Das eigentliche Russentum aber, welches sich stets gegen die Europäisierung gesperrt habe, werde sich bescheiden müssen, „seinen Schwerpunkt nach Asien zu verlegen“. Und wenn jenes „Wort“, welches Russland nach Dostojewski der Welt zu sprechen habe, der Bolschewismus sei, dann möge es eben „nach Osten sprechen, wo Raum für dieses ‚Wort‘ ist“. Dagegen stehe schon der „ukrainische Süden gegen das Großrussentum in schärfster Abwehrstellung“. Ansonsten könne Russland getrost seinem bolschewistischen „Rassenchaos“ überlassen bleiben,

worin „Tataro-Kalmücken wie Lenin, Juden wie Trotzki und Kaukasier wie Stalin abwechselnd zur Herrschaft gelangen“.<sup>1375</sup>

Soweit der Bolschewismus allerdings „in Kreisen der chinesischen ausgeplünderten Arbeiterschaft auf regste Sympathie“ gestoßen und diese sozialrevolutionäre Strömung sich „mit einer nationalistischen, anti-europäischen Revolutionspropaganda“ verbunden habe, sei dagegen nichts zu sagen. Im Gegenteil: „China kämpft um seinen Mythos, um seine Rasse und seine Ideale ebenso wie die große Erneuerungsbewegung in Deutschland gegen die Händlerrasse, die heute alle Börsen beherrscht und die Handlungen fast aller Regierungen bestimmt.“<sup>1376</sup>

### Der Weg zur Macht

So endete Rosenbergs Versuch, eine zusammenhängende „nationalsozialistische Weltanschauung“ zu formulieren, in völliger Konfusion. Das entsprach allerdings der Natur der NS-Bewegung selbst, deren Stärke und Durchschlagskraft gerade darin bestand, mit einem eklektischen Sammelsurium von Argumenten und Ideologemen die frei fluktuierenden Ressentiments und aggressiven Ängste eines Segments der deutschen Bevölkerung zu bündeln, die sich mit dem Einbruch der Weltwirtschaftskrise – nach den traumatischen Erfahrungen der Niederlage und der Inflationszeit – im freien Fall wähnte.

In jener Propaganda, die die Nationalsozialisten ab 1930 zu triumphalen Wahlsiegen und binnen zwei, drei Jahren an die Macht führte, spielten die zentralen Themen und Thesen aus „Mein Kampf“ auch nur eine untergeordnete Rolle. Die Forderung nach „Lebensraum im Osten“, insbesondere durch einen – von außen beförderten – Sturz des „jüdischen Bolschewismus“ mit anschließendem „neuen Germanenzug“ kam in den Wahlprogrammen der Partei und in den Brandreden Hitlers oder Goebbels explizit kaum vor.

Tatsächlich hatte sich die Welt binnen weniger Jahre wieder gründlich verändert. Auch die Nazipartei war in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre vom deutschen Amerikafieber erfasst worden, in dessen Zentrum die mit dem Namen Henry Fords verknüpften Produktions- und Lebensformen standen, aus denen die

explizit antisemitischen Konnotationen inzwischen jedoch verschwunden waren. Gegenüber dem Bild der USA als aufstrebender Weltmacht verblasste jedenfalls das der Briten, die Hitler gerade noch zum Vorbild eines „Herrenvolks“ hatte erheben wollen.

Radikal verändert stellte sich ab 1929/30 auch wieder das Bild der Sowjetunion in der Periode der forcierten Industrialisierung und der Stalinschen „Fünf-Jahr-Pläne“ dar. Die Ostrazierung und Verfolgung der Trotzkisten wurde in allen politischen Lagern als die Ausschaltung des genuin „jüdisch-bolschewistischen“ Elements (mit den geläufigen Komponenten von „Messianismus“ bis „Kosmopolitismus“) verstanden, und damit zugleich als Übergang zu einer Großmachtpolitik älteren Stils, die auch Rückbezüge auf Traditionen des vergangenen Russischen Reiches keineswegs scheute.

Auch die Nazipartei hatte der zwiespältigen Bewunderung Rechnung zu tragen, die diese Politik – gerade durch ihre Rücksichtslosigkeit – in nationalistischen, deutsch-völkischen und deutsch-nationalen Kreisen sowie bei Teilen der Groß- und Schwerindustrie fand. Die Werberede, die Hitler im Januar 1932 vor dem Düsseldorfer Rhein-Ruhr-Club hielt, war denn auch dazu bestimmt, die deutliche Reserve unter den Industriemagnaten gegenüber seinem abenteuerlichen Programm und seiner pöbelhaften Massenpartei zu zerstreuen.

In einer geschickten Wendung rühmte Hitler zunächst die natürliche autoritär-hierarchische Ordnung im Wirtschaftsleben wie in der Armee, der gegenüber die politische Demokratie an sich schon eine Art Kommunismus sei. Von dort kam er auf den Bolschewismus zu sprechen, der keineswegs „nur eine in Deutschland auf einigen Straßen herumtobende Rotte“ sei, aber auch keine bloße „neue Produktionsmethode“ – sondern „eine Weltauffassung, die im Begriffe steht, sich den ganzen asiatischen Kontinent zu unterwerfen, und ... die ganze Welt langsam erschüttern und zum Einsturz bringen“ werde. Ja, der Bolschewismus werde, wenn man ihm nicht Einhalt gebiete, „die Welt einer so vollständigen Umwandlung aussetzen wie einst das Christentum“. Von Lenin werde man dereinst vielleicht mit derselben Verehrung reden wie heute von Jesus Christus oder Buddha. Kurzum, es handele sich um eine „gigantische Erscheinung“, die aus der Welt

nicht mehr weggedacht werden könne und „zwangsläufig eine der Voraussetzungen zu unserem Bestand als weiße Rasse zerstören“ müsse.

Hier, so könnte man meinen, wäre der elementare Antibolschewismus Hitlers (im Sinne der Thesen Ernst Noltes) endlich einmal zutage getreten. Doch sind zwei Dinge deutlich: Zum einen ging es dem Redner ganz offensichtlich darum, die Furcht der Industriellen vor einem Machtstreich der Kommunisten möglichst zu schüren und die eigene Partei als den Garanten einer nationalen Gegenrevolution herauszustreichen. In dieser Hinsicht trug der prononcierte Antibolschewismus Hitlers sehr berechnende Züge – nicht anders als später im Umgang mit den Staatsmännern des Westens, vor allem Großbritanniens. Die Furcht der Industriellen vor dem Anwachsen kommunistischer und klassenkämpferischer Stimmungen war in den Zeiten der Wirtschaftskrise zweifellos real. Nur gibt es keinen Grund anzunehmen, dass Hitler sie teilte. Er hatte sich intern wiederholt abfällig über die revolutionäre Potenz der Kommunisten geäußert, ähnlich wie Goebbels, der die Aktivitäten seiner Gegenspieler aus alter Affinität besonders eng verfolgte und schon Anfang 1932 keine Gefahr mehr in ihnen sah.

Bemerkenswerter war in Hitlers Rede vor den Industriellen dagegen die völlige Neubewertung der Sowjetunion im Verhältnis zu dem in „Mein Kampf“ gezeichneten Bild. Hatte sie dort als ein vom Judentums ausgehöltes, „vom Schicksal selbst“ dem kolonisierenden Zugriff eines deutschen Herrentums zugewiesenes Gebilde, firmiert, so hier nun als eine überlebensgroße Bedrohung durch einen Staat, der eine Weltbewegung repräsentierte und dessen Begründer womöglich einmal als Religionsstifter in die Geschichte eingehen werde. Vom Kampf um „Lebensraum“ konnte unter diesen Prämissen umso weniger Rede sein, wie auch das Wort vom „jüdischen Bolschewismus“ an keiner Stelle fiel.<sup>1377</sup>

Weder mit seinem manischen Antisemitismus noch mit seinen phantastischen Ostraumplänen hätte Hitler vor diesem Publikum auch reüssieren können. Aber die doppelte Zwangslage des Reiches, die er drängend beschrieb: die Schuldenlast durch die westlichen Sieger und Gläubiger und die Unterminierung des Reiches durch die stärker werdenden Kommunisten als Bürgerkriegspartei – das

machte durchaus Eindruck. Die nationale Erhebung, die er versprach, sollte zur rigorosen Ausschaltung des „Marxismus“ (somit auch der Gewerkschaften und jeder organisierten Interessenvertretung) und zur Errichtung einer neuen, korporativen Ordnung führen, die bei allen Ähnlichkeiten zum erfolgreichen italienischen Faschismus Züge einer originären deutschen „Volksgemeinschaft“ tragen würde. Dafür erntete er immerhin lebhaften Beifall, allerdings nur ein eher bescheidenes Spendenaufkommen. Irgendein Mandat der Machtübernahme und Kriegsvorbereitung, das Hitler auf dieser legendenumwobenen Sitzung seitens der „Großindustrie“ erteilt worden sein soll, ist nicht feststellbar.

### „Antikomintern“-Politik

An anderer Stelle habe ich bereits untersucht, wie schwankend die Position der Nazi-Partei auch nach 1933 gegenüber dem Bolschewismus und der Sowjetunion blieb, nicht nur praktisch-politisch, sondern auch theoretisch-weltanschaulich.<sup>1378</sup> In der Phase der „Antikomintern“-Politik von Anfang 1935 bis Ende 1938 wurden die alten Schemen des „jüdischen Bolschewismus“ wieder zu neuem Leben erweckt – jedoch in steter Konkurrenz mit der komplementären These von seinem „asiatischen“ Charakter, der auf das Stalinsche System besser zu passen schien, sich aber auch leichter mit positiven Konnotationen verbinden ließ.

So hielt es das Propagandaministerium von Goebbels für notwendig, in seinen internen Weisungen für die Propaganda 1937 – zur Zeit des Großen Terrors und der Moskauer Schauprozesse gegen das „trozkistisch-sinowjewistische Zentrum“ – ausdrücklich wieder den Bolschewismus „als Werk und Waffe des Judentums“ herauszustellen und die folgenden Auffassungen über Sowjetrußland „mit allem Nachdruck zu bekämpfen“: „1.) Der Bolschewismus in der Sowjet-Union sei eine ‚russische‘ Angelegenheit; er entwickle sich zu einer ‚Art ‚Nationalsozialismus‘; Stalin sei der ‚Führer Russlands‘ ... 2.) Der Bolschewismus habe die ‚Weltrevolution aufgegeben‘ ... 3.) Der Bolschewismus sei abzulehnen, weil er asiatisch sei“.<sup>1379</sup> Diese letztere Auffassung aber wurde namentlich vom Leiter

der Ostabteilung im Amt Rosenberg, Georg Leibbrandt, laufend verkündet: dass der „nordisch bestimmte Charakter“ des russischen Volkes von „mongolisch-asiatischen Instinkten“ längst überformt und ausgelöscht sei.<sup>1380</sup>

Alle diese widersprüchlichen Weltanschauungselemente blieben im übrigen stets den praktischen Zwecken und Imperativen der inneren und äußeren Politik untergeordnet: sei es zur Legitimation der antijüdischen Maßnahmen; sei es zur einseitigen Brechung der „Fesseln von Versailles“ und zur Schaffung eines eigenen, als „Antikomintern“ deklarierten Bündnissystems mit Japan und Italien, dessen Spitze gegen die „alten“, westlichen Mächte über die Stilisierung des Nationalsozialismus als „Bollwerk gegen den Bolschewismus“ kaschiert wurde. Vor allem gegenüber den britischen Konservativen und ihrer Politik des „Appeasement“ leistete diese Propaganda gute Dienste.

Jenseits ihrer durchsichtigen Zwecksetzungen blieb die „Antikomintern“ eine subalterne Unterabteilung des Goebbelschen Propagandaministeriums. Am wirksamsten waren noch die zahlreichen Propagandaschriften, die aus dem Erfahrungsfundus enttäuschter Rückkehrer, vielfach Ex-Kommunisten, sowie verbitterter Flüchtlinge aus dem „Sowjetparadies“ (wie es stets höhnisch hieß) schöpfen konnten. Im akademischen und publizistischen Bereich wurden einige rasch kompilierte Arbeiten in Auftrag gegeben, die der Denunziation der (nach wie vor präsenten) deutsch-konservativen „Ostorientierung“ und zur Ausschaltung der Exponenten einer wissenschaftlichen Russlandforschung (an erster Stelle Otto Hoetzschs und Karl Staehlins) dienen sollten.<sup>1381</sup>

Aber schon im Winter 1938/39 mussten die Propagandisten der „Antikomintern“ ihre Arbeit weitgehend wieder einstellen – einer internen Mitteilung ihres Leiters Taubert zufolge, „um nicht die Wirkung der antijüdischen Propaganda zu schwächen“, die nach der „Kristallnacht“ des 9. November 1938 auf Volltours lief. Diese richtete sich angesichts des negativen Echos in der westlichen Öffentlichkeit den Instruktionen Goebbels gemäß nun mit voller Wucht „gegen die Macht einer gewissen internationalen Presse“, vor allem in den USA, die Deutschland verleumde.<sup>1382</sup>

In seiner Reichstagsrede vom 30. Januar 1939 bezichtigte Hitler denn auch vor allem die amerikanische Regierung und Presse der offenen Feindseligkeit – und führte dies auf das Wirken des „internationalen Finanzjudentums“ zurück, welches bestrebt sei, „die Völker noch einmal in einen Weltkrieg zu stürzen“. Wenn dies aber geschehe, „dann wird das Ergebnis nicht die Bolschewisierung der Erde und damit der Sieg des Judentums sein, sondern die Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa“.<sup>1383</sup>

Damit rekurrierte Hitler nicht nur auf die antisemitische Urversion vom Bolschewismus als einem Instrument des „internationalen Finanzjudentums“ (das demnach das eigentliche Subjekt aller derartigen Umtriebe war). Sondern darin zeigte sich auch verstärkt wieder die strukturelle Ähnlichkeit mit dem „Antifaschismus“ der Komintern, die die faschistischen Bewegungen ihrerseits nur als terroristische Stoßtrupps des internationalen Finanzkapitals gelten ließ – was sich auch auf die internationale Ebene übertragen ließ. So wurden die bürgerlichen Westmächte von Stalin in dessen „Kastanienrede“ vom 10. März explizit bezichtigt, die „faschistischen Mächte“ Japan und Deutschland in einen Konflikt mit der Sowjetunion hineinzutreiben, für den es, wie er kühl bemerkte, überhaupt „keine sichtbaren Gründe“ gebe.<sup>1384</sup>

Manfred Weißbecker hat darauf hingewiesen, dass bereits 1938 innerhalb der zuständigen NS-Behörden eine neue, realistischere Sowjetunion-Forschung, die nicht durch reine Wunschbilder „eine fehlerhafte Wertung der tatsächlichen Kräfteverhältnisse“ produziere, angemahnt worden sei. Im Februar 1939 fand bereits ein regelrechter Wettlauf zwischen dem Reichsführer SS und dem Amt Rosenberg statt, um zur „Gewährleistung einer nationalsozialistisch zuverlässigen wissenschaftlichen Berichterstattung über die Sowjet-Union“ zu gelangen (entsprechend einer Forderung Martin Bormanns). In diesem Geiste hielt Rosenberg vor Diplomaten und Vertretern der ausländischen Presse einen Vortrag zur Frage: „Müssen weltanschauliche Kämpfe staatliche Feindschaften ergeben?“ – um zu verkünden, es müsse jenseits der „Tagespropaganda“ nun „eine stärkere Besinnung auf die Kräfte der Weltpolitik einsetzen“.<sup>1385</sup> Es ging nun also auch explizit wieder um das alte und neue Spiel der Mächte.

Tatsächlich fand die stille Weltkriegs-Allianz des nationalsozialistischen Deutschen Reichs und der bolschewistischen Sowjetunion ab August/September 1939 keine gravierenden Hindernisse in der jeweiligen Ideologie – und im Rekurs auf die „traditionelle“ deutsch-russische Verbundenheit wie in der Stoßrichtung gegen das „internationale“ Finanzkapital eine durchaus tragfähige Basis. Der „Völkische Beobachter“ pries den Pakt für die überrumpelten Parteigenossen als die „Wiederherstellung eines natürlichen Zustandes“.<sup>1386</sup>

Dem entsprach in den anderthalb Bündnisjahren ein beachtlicher Strom von Publikationen, in denen die Geschichte Russlands bis zur Revolution von 1917 ohne slawophobe oder antisemitische Tendenz dargestellt<sup>1387</sup> und die aktuelle Situation und Verfassung der Sowjetunion in betont sachlicher Weise analysiert und gewürdigt wurde.<sup>1388</sup> Gelegentlich durften sogar die historischen und kulturellen Verbindungen Russlands und Deutschlands wieder emphatisch herbeizitiert werden, etwa unter Berufung auf Nietzsches Diktum „Wir brauchen ein unbedingtes Zusammengehen mit Russland“.<sup>1389</sup>

Was Hitler betraf, so sind nicht nur seine zahlreichen bewundernden Äußerungen bei Tisch oder auch im Führerhauptquartier über die „Genialität“ und „Konsequenz“ Stalins bekannt, den er als einen nationalen Diktator eigenen Ranges anerkannte. In einem Schreiben an Mussolini vom März 1940 bestätigte er auch *expressis verbis* und auf höchster staatspolitischer Ebene die längst gehegte Auffassung des Duce, dass das sowjetische Regime sich vom internationalen Bolschewismus zu einem russischen Nationalismus entwickelt habe.<sup>1390</sup>

### Ein „antibolschewistischer Kreuzzug“?

Mit dem Überfall im Juni 1941 – auf den es keinerlei öffentliche Hinweise und ideologische Vorbereitungen gab – wurden allerdings über Nacht die Schleusen der antibolschewistischen Propaganda wieder geöffnet. Goebbels vermerkte in seinem Tagebuch zynisch, nun gelte es also „die antibolschewistische Walze“ wieder aufzulegen.<sup>1391</sup> Vor allem die Offiziere und Soldaten der „Barbarossa“-Armee mussten dringend indoktriniert werden, nicht nur um diesen neuen Krieg

zu begründen, sondern um die Außerkraftsetzung aller bis dahin gültigen Regeln für die Behandlung von Kriegsgefangenen wie von Zivilpersonen zu legitimieren.

In den harschen Formeln der militärischen Befehle und Geheimbefehle (angefangen mit dem „Kommissarsbefehl“) wie in der begleitenden Propagandaliteratur erwies sich erneut die plastische Wandlungs- und Anpassungsfähigkeit der NS-Ideologie, die sich je nach Autor, Adressat und Situation wechselweise der Stereotype des „jüdischen Bolschewismus“, des „slawischen Untermenschen“ oder des „Asiatentums“ (alias „Mongolismus“) bediente und damit jedem etwas bot. Im „Völkischen Beobachter“ trieb Theodor Seibert – der im August 1939 den „Brückenschlag“ des Hitler-Stalin-Pakts eben noch als die „Wiederherstellung eines natürlichen Zustandes“ gefeiert hatte – die propagandistische Wandlungsfähigkeit auf die Spitze, als er kurzerhand erklärte, dass es in der Sowjetunion „Russen im eigentlichen Sinne“ gar nicht mehr gebe. „In der knappen Spanne eines Vierteljahrhunderts hat ein Riesenvolk buchstäblich sein Gesicht verloren und sich aus einer kräftigen, innerlich und äußerlich gesunden Bauernnation in eine graue, körperlich verkümmerte und seelisch verstumpfte, verkrampfte Masse verwandelt“.<sup>1392</sup>

Genau im gleichen Geiste evozierte auch Edwin Erich Dwinger, der in seinen früheren Bestsellern wie dem (halb autobiographischen) Bürgerkriegsepos „Zwischen Weiss und Rot“ ein tragisch-romantisch unwittertes Bild von Russland und vom „russischen Menschen“ vermittelt hatte, nun in seinen Aufzeichnungen vom Ostfeldzug das Bild der Rotarmisten regelrechter Mutanten, die statt der alten Affinitäten nicht einmal Mitleid, sondern nur noch Verachtung und projektive Vernichtungsinstecke weckten. So wenn er gleich beim Anblick der ersten Gefangenen hinter dem Bug ausrief: „(Das) waren ja gar keine Russen mehr, wie sich sie doch so gut gekannt hatte – das waren gar nicht mehr jene bärenhaften Übermenschen ... Was mich hier irgendwie zutiefst fremd umstand, das war ja ein ausgemergeltes Volksgemisch ... Gott im Himmel, dachte ich erschrocken, ist diese Umwandlung bereits so weit gegangen, dass sie geradezu schon die biologische Substanz ergriffen?“ – „Ich hatte unwillkürlich die Empfindung, in einen

Haufen böser Termiten hineingeraten zu sein ...Es gab tatsächlich keinen Zweifel mehr, diesen Menschen hatte man durch eine Propaganda, die in ihrer ungeahnten Totalität schlechthin alles umfasste, unmerklich das ursprüngliche Gehirn gleichsam operativ herausgeredet ...“.<sup>1393</sup>

Nach diesem radikalen Wechsel der eigenen Optik war Dwinger bereit, auch die höhere Weisheit des (freilich nur intern bekannten) „Kommissarsbefehls“ zu legitimieren. Nach dem Verhör eines Komsomolzen mit dem „tückischen Blick des Politruks“ notierte er: „Es blieb wohl nichts anderes, als sie notfalls zu vernichten! Dies war ein harter Schluss, besonders für mich, der ich dies Volk einst geliebt – dennoch belastete er mich nicht, schien er mir zu verantworten, auch im Sinne höchster Gerechtigkeit: Einmal hat sich dies Volk selbst seiner gesamten Oberschicht entledigt, damit des einzigen wesensmäßig germanisch bestimmten Volksteils ... – zum andern hat die Führung den Rest bewusst mongolisch infiltriert, ihm durch diese Bastardisierung kaltherzig eine Stoßkraft verleihen wollen, die alles Europäische ... niederwälzt, da seiner Steppendumpfheit jedes Organ für kulturelle Errungenschaften fehlt ... Dies beides spricht uns frei, was wollte uns da noch hemmen, hart wie jene Ritter von Liegnitz zu kämpfen, die auf ihrer Walstatt den ersten Mongolensturm abwehrten? Es ist eben ein Titanenkampf, wer in ihm weich wird, der wird ihn verlieren ...“.<sup>1394</sup>

Freilich, Dwingers „Tagebuchblätter“ blieben zwiespältig – und markierten bereits die Linie, auf der sich die Differenzen innerhalb der NS-Führung nach dem Scheitern der Blitzkriegs-Erwartungen entwickeln würden. Denn nicht nur fand er im Hinterland auch seine „alten Russen“ wieder, die bärtigen Mushiks und hübschen Dorfmädchen, die ihn voller Furcht und Hoffnung mit Brot und Salz begrüßten und denen er verkündete, dass sie nunmehr frei seien und nach ihrer eigenen Art leben könnten.<sup>1395</sup> Sondern in der Figur eines verbissen kämpfenden und endlich abgeschossenen roten Fliegeroffiziers traf er auf einen Typus des „neuen Russen“, der ihm Rätsel aufgab: „Wer hätte als Kenner Russlands jemals geglaubt, dass die Russen noch einmal solche Flieger würden! Dass sie ihr ‚Nitschewo‘ so weit in sich überwänden, um mit solcher Entschlossenheit bis zum

letzten Atemzug zu widerstehen ... Wir werden noch manches ergründen müssen, bevor wir euch endgültig niederwerfen können!“<sup>1396</sup>

### Widersprüche und Differenzen

In Wirklichkeit war sehr schnell klar und wurde auch offen ausgesprochen, dass dieser Krieg für keinerlei Befreiungs- oder auch nur politische Neuordnungsziele geführt wurde, sondern – in Goebbels’ Worten – als ein „Krieg für Getreide und Brot, für einen voll gedeckten Frühstücks-, Mittags- und Abendtisch, ... um die Rohstoffe, um Gummi, um Eisen und Erze“.<sup>1397</sup> Das entsprach Hitlers intern geäußerten Ansichten, wonach „diese Völker uns gegenüber in erster Linie die Aufgabe haben, uns wirtschaftlich zu dienen“, weshalb es nur darauf ankomme, „aus den besetzten russischen Gebieten herauszuholen, was sich herausholen lasse“. Deshalb bedürften sie auch keiner, wie immer gearteten neuen „Staatsorganisation“<sup>1398</sup> – wie sie im Rosenberg-Ministerium für die Ostgebiete in Blaupausen nach den Mustern der älteren „Dekompositions“-Strategien ausgearbeitet wurden, vor allem durch die Abtrennung einer unabhängigen Ukraine und Weißrusslands („Weissruthenien“ genannt) vom eigentlichen Russland, das auf ein ursprüngliches „Moskowien“ zurückgedrängt werden sollte.<sup>1399</sup>

Auch Rosenberg hatte auf einer internen Sitzung vor Beginn des Feldzugs die Propaganda, die ihn begleiten sollte, von vornherein Lügen gestraft: „Wir führen ... heute nicht einen ‚Kreuzzug‘ gegen den Bolschewismus, allein um die ‚armen Russen‘ vor diesem Bolschewismus für alle Zeiten zu erretten, sondern um deutsche Weltpolitik zu treiben ... Ein Krieg mit dem Ziel, ein ungeteiltes Russland zu errichten, scheidet deshalb aus. Stalin mit einem neuen Zaren zu vertauschen oder gar einen nationalistischen Führer einzusetzen in diesem Gebiete, das würde alle Energien erst recht einmal gegen uns mobilisieren.“<sup>1400</sup>

Somit war der „Antibolschewismus“ dieses Eroberungs- und Versklavungskrieges ein reiner Vorwand, um die eigene Bevölkerung und die Weltöffentlichkeit zu täuschen. Aber auch die Rede vom „slawischen Untermenschen“ und von der angeblich durch die Juden vernichteten „staatsbildenden Fähigkeit“ der Rus-

sen verbarg in Wirklichkeit nur die blanke Furcht vor der potentiellen Macht der Sowjetunion als Verwandlungsform des Russischen Reiches.

Hannah Arendts Feststellung: „Freiheit vom Inhalt der eigenen Ideologie charakterisiert die innerste Schicht der totalitären Hierarchie“<sup>1401</sup> findet in Hitlers Monologen im Führerhauptquartier oder in seinen „Tischgesprächen“ immer wieder schlagende Bestätigung. Bei derselben Gelegenheit, bei der er forderte, die unterworfenen Völker Russlands „auf möglichst niedrigem Kulturniveau zu halten“, sprach er bewundernd über Stalin. Wenn dieser „beim russischen Volk in den vergangenen Jahren Methoden angewandt habe, wie sie damals Karl der Große beim deutschen Volk angewandt hätte, so dürfe man mit Rücksicht auf den derzeitigen kulturellen Stand der Russen nicht den Stab darüber brechen“ – so wenig wie über Karl den Großen, den Rosenberg in seinem kaum lesbaren „Mythus“ als „Sachsenschlächter“ verschrieen habe, nur weil er die erforderliche „staatliche Organisation durch Gewalt zusammengebracht“ habe. Wie denn sonst?! Stalin, notierte Hitlers amtlicher Eckermann Henry Picker, „habe aus der Erkenntnis heraus gehandelt, dass man die Russen zu einer straffen staatlichen Organisation zusammenfassen müsse, wenn man den Daseinskampf der gesamten in der UdSSR vereinigten Völkerschaften politisch sichern und Leistungen für den einzelnen ermöglichen wolle, die er aus eigener Kraft – wie zum Beispiel Erkenntnisse der medizinischen Wissenschaft – nicht schaffen könne“.<sup>1402</sup>

### Bolschewismus und „Endlösung“

Vom „jüdischen Bolschewismus“ ist hier wie in den meisten internen Erörterungen der Naziführung über die Sowjetunion kaum noch Rede – und je länger der Krieg im Osten dauerte, umso weniger. Im Gegenteil, auch die Verwendung der Juden erschien jetzt als ein Stück seiner staatsmännischen Klugheit. So nannte Hitler Stalin einmal sogar einen der größten lebenden Menschen, da er es geschafft habe, „aus dieser slawischen Kaninchenfamilie einen Staat zu schmieden“, wofür er sich habe „zwangsläufig der Juden bedienen“ müssen.<sup>1403</sup> Oder auch anders herum: „Man müsse das an Stalin schätzen, dass er ‚den Juden‘ an

die Kunst nicht herantasse“, raisonierte Hitler in der Wolfsschanze im Mai 1942; wohingegen es im Weimarer Deutschland gerade wegen der Kulturjuden „bergab gegangen sei“. <sup>1404</sup> Immerhin sei es eine der ersten Aufgaben gewesen, die er (Hitler) „nach der Machtergreifung angepackt habe, ... die gesamte deutsche Presse einheitlich auszurichten (ähnlich wie Stalin in der UdSSR)“. <sup>1405</sup>

Auch Stalins „großem Aufräumen in der Generalität“ <sup>1406</sup> stand Hitler mit einigem Verständnis gegenüber und war nur heilfroh, „dass es Stalin nicht gelungen sei, die kommunistische Anschauung der gesamten Roten Armee einzupfropfen“, da diese sonst womöglich – wie eine „sogenannte Weltanschauungsdivision“ auf der Halbinsel Kertsch im Mai 1942 – „bis zum Sterben kämpfe“. <sup>1407</sup> Er selbst beklagte immer öfter, dass er zugunsten des alten Offizierskorps auf die Heranbildung eines „revolutionären Offiziers- und Generalsnachwuchses“ verzichtet habe. <sup>1408</sup>

Und noch wenn Hitler von der „ungeheuren Gefahr“ sprach, die der „geniale“ Stalin „mit seinen Weltrevolutionsplänen und seinem beabsichtigten Überfall auf Mittel- und Westeuropa“ bedeutet habe, da „hinter Stalin ... der Jude“ stehe <sup>1409</sup> – klingt das völlig anders als die Feststellung in „Mein Kampf“, dass es „dem Juden“ konstitutionell unmöglich sei, „das mächtige Reich auf die Dauer zu erhalten“, da er „kein Element der Organisation, sondern ein Ferment der Dekomposition“ sei, welches Russland „reif zum Zusammenbruch“ mache. <sup>1410</sup> Was war aber dann übrig vom „Fingerzeig des Schicksals selbst“, das ihm in seiner Festungshaft Russland als das Kolonialland im Osten „angewiesen“ hatte?

Man könnte diese Kette vollkommen widersprüchlicher Äußerungen, die sich je nach Kriegs- und Großwetterlage drehten und wendeten, fast beliebig vermehren. Wolfram Wette hat in einem Problemaufriss zum „Russlandbild der NS-Propaganda“ ein eindrucksvolles Sample diesbezüglicher Zitate zusammengetragen. So wenn Goebbels nach Stalingrad in einer grotesken Kehrwendung die Propaganda anwies, „alle egoistischen Ziele im Osten abzustreifen und von dem heiligen Kreuzzug des 20. Jahrhunderts gegen den Bolschewismus zu sprechen“. <sup>1411</sup> Und hatte er noch Mitte 1942 den wachsenden Widerstand der Roten Armee als „die durch wildwütigen Terror zur Widerstandskraft organisierte pri-

mitive Animalität des Slawentums“ denunziert, so verfügte er ein dreiviertel Jahr später per Weisung, dass die slawischen Völker nicht mehr herabgesetzt werden dürften; vielmehr sollte nun verstärkt an ihre eigenen antibolschewistischen und antisemitischen Gefühle appelliert werden.<sup>1412</sup>

Auch das war eine Gratwanderung: Denn die Devise „Kraft durch Furcht“, mit der der Widerstandswillen der deutschen Soldaten und Zivilisten stimuliert werden sollte, bedeutete, die Kraft des Gegners anzuerkennen, und wäre es mit dem Schreckbild der „asiatischen Horden“.<sup>1413</sup> Am Ende (im März 1945) musste Goebbels sogar „zu der peinlichen Überzeugung kommen, dass die militärische Führerschaft der Sowjetunion aus einer besseren Klasse zusammengesetzt ist als unsere eigene“.<sup>1414</sup> Dies freilich nur für das eigene Tagebuch. Und wenn Hitler in seinen letzten Tagen vom „stärkeren Ostvolk“ sprach, dem wohl die Zukunft gehöre, während er in seinem Bormann diktierten „Testament“ noch einmal den Popanz des „jüdischen Bolschewismus“ beschwor, so war das offenkundig nur der letzte legitimatorische Titel, auf den er sich noch hätte berufen können.<sup>1415(\*)</sup>

### Russland – ein „Schüttelbild“

Umso unverständlicher bleibt Wettes Schlussfolgerung (oder richtiger wohl: seine Prämisse), wonach der deutsche Vernichtungskrieg im Osten „im Grunde erst vorstellbar (wird), wenn wir in ihm die konsequente Verwirklichung jener aggressiven ideologischen Feindbilder sehen, die das NS-Regime von Russland entworfen hatte“.<sup>1416</sup> Demnach hätte sich die eiserne Trias von Antisemitismus, Antibolschewismus und antislawischem Rassendünkel in der fixen Zielvorstellung von „Lebensraum“ und Judenvernichtung konkretisiert.

Gerade das ist zweifelhaft. Zwar steht außer Frage, dass die Entscheidung zur „Endlösung der Judenfrage“ im Zusammenhang des Hitlerschen „Ostfeldzuges“ gefallen ist. Die neueren Forschungen konvergieren überwiegend jedoch in dem

---

(\*) Noch absurder: Auch in diesen letzten Diktaten sprach Hitler wieder anerkennend davon, dass Stalin die jüdische Intelligenz, die er zur Zersetzung des Zarenreichs gebraucht habe, schließlich liquidiert habe. War es also jetzt Stalin und dem „stärkeren Ostvolk“ aufgetragen, im Sinne von Hitlers „Testament“ dem Weltjudentum in Gestalt der westlichen Plutokratie entgegenzutreten?

Befund, dass es sich um einen Prozess kumulativer Entscheidungen handelte, in denen nur wenig von vornherein feststand. Und wenn eine Reihe von Indikatoren gerade auf den Dezember 1942 als eine nochmalige „Zäsur im Gesamtgeschehen“<sup>1417</sup> (so Dan Diner) hindeuten, dann hatte das offensichtlich mit der Kriegserklärung an die USA zu tun. Am Tag darauf, am 12. Dezember 1941, erklärte Hitler jedenfalls seinen versammelten Reichs- und Gauleitern, nun werde seine „Prophezeiung“ in Erfüllung gehen, dass die Juden, die diesen neuen Weltkrieg zu verantworten hätten, ihre „Vernichtung erleben“ würden.<sup>1418</sup> Damit spielte er unzweifelhaft auf seine Reichstagsrede vom Januar 1939 an.

Ein halbwegs kohärentes Bild von Russland, vom Bolschewismus und von der Sowjetunion Stalins ist bei alledem nicht zu erkennen, weder in der öffentlichen Propaganda noch in den informellen Äußerungen der Führer des Dritten Reichs. Es handelte sich, wie Manfred Weißbecker treffend schrieb, „gleichsam um ein ‚Schüttelbild‘“<sup>1419</sup>, in dem die längst abgedroschenen Themen und Topoi wie in einem endlosen Recycling in immer neuer Legierung auftauchten. Statt durch genuine ideologische Überzeugungen waren Reden und Handeln eher durch das von Hitler entworfene Modell einer die Massen steuernden und konditionierenden Propaganda bestimmt, die praktischen Bedürfnissen gehorchte.

Im Weltbild und in der geschichtlichen Ambition Hitlers und seiner Führungsgarde hat es vielleicht nur zwei feste Pole gegeben: Erstens, dass allein der Kampf um das „größere Reich“ durch die Gewinnung von neuem „Lebensraum“, und zwar primär auf dem Boden des europäischen Kontinents, den Bestand des deutschen Volkes als dem ehernen Kern der „weißen“ arisch-germanischen Rasse würde sichern können; und zweitens, dass es zur Ausbildung eines gesunden, kampffähigen Volkskörpers der „Entfernung der Juden überhaupt“<sup>1420</sup> (in welcher Form auch immer) als des schlechthin feindlichen, zersetzenden Gegenparts bedürfe. Alles andere war offen und dem Gang der Geschichte, dem „Schicksal“, dem politischen Geschick und dem Kriegsglück anheim gegeben.

Die mehrfache Radikalisierung dieser Ziele und Ambitionen unterlag allerdings einer Logik der Steigerung, worin jeder der unvermuteten, durch die Fehler und Schwächen der überrumpelten Gegner errungenen diplomatischen und militäri-

schen Triumphe nur den Weg bereitete zur zwangsläufigen Überspannung aller Kräfte und zur maßlosen Entgrenzung aller Ziele. Es musste immer weiter, immer vorwärts gehen. Und jeder Rückschlag konnte nur mit der Steigerung der eingesetzten Mittel beantwortet werden. Ausrottungen und Versklavungen größten Stils waren in diesem Projekt von vornherein einkalkuliert und nahmen mit den ersten Anzeichen des künftigen Scheiterns immer monströseren Umfang an. So weit dies einer Ratio folgte, dann war das die kollektive Bindung im Verbrechen, das heißt, der mehr oder weniger bewusste Abbruch und das systematische Verbrennen aller politischen und moralischen Brücken, die etwa noch zu einem friedlichen Ausgleich und zur zivilisierten Existenz einer Nation unter Nationen hätten zurückführen können.

## DER RUSSISCHE „NEXUS“

### Das Weimarer Deutschland

#### zwischen Westintegration und Ostorientierung

In seinem dichten historisch-kulturellen Stadt- und Zeitporträt „Berlin Ostbahnhof Europas“ hat Karl Schlögel eine Art „ethnographische Expedition in das uns schon fern gerückte Europa vor dem letzten Krieg“ unternommen.<sup>1421</sup> Es handelte sich für ihn vor allem darum, „zivilisatorische Brüche“ zu markieren, die das Ende einer „kulturellen Nähe“ bedeuteten, welche „für Generationen fraglos und selbstverständlich gewesen war“.<sup>1422</sup>

Der erste und folgenreichste Bruch dieser Beziehungen hatte allerdings nicht erst 1945 oder 1933, sondern bereits 1917 oder schon 1914 stattgefunden. So fuhr Alfons Paquet im Juni 1918 auf der letzten noch verbliebenen Bahnlinie durch Landschaften des Weltkriegs und Bürgerkriegs, durch unbestellte Felder, halbverlassene Dörfer, devastierte Bahnhöfe und vagierende Menschenmassen. Er selbst empfand es bereits als eine Fahrt „hinüber“ in eine andere, durch eine unsichtbare Schranke getrennte Welt. Und das „Eichdorffische“ seiner ersten Reiseimpressionen bei der Annäherung an das rote Moskau, die unbestimmte „futuristische Verzauberung“, die ihn dort (inmitten des Elends und Terrors) ergriff und sich im November 1918 zur Vision „eines entfesselten idealen Willens“ steigerte, als er inmitten grauer, „mondsüchtig wandernder“ Menschenschwärme ins besiegte Berlin zurückfuhr – das alles gibt einen überdeutlichen Vorgegeschmack des projektiven Überschusses, der von nun an alle Beziehungen und Begegnungen prägen würde.

Nichts war mehr geblieben von der zivilen Selbstverständlichkeit, mit der er zehn oder fünfzehn Jahre zuvor als junger Mann auf eigene Faust in überfüllten Postzügen bis ans Ende des eurasischen Kontinents hatte reisen können. Diese Differenz beschreibt sehr genau die Lücke, die sich im System der materiellen

und persönlichen Kommunikationen seither aufgetan hatte. Die Metapher vom „eisernen Vorhang“, der das sowjetische Russland vom übrigen Europa trennte, stammt denn auch nicht erst aus der Zeit des „Kalten Kriegs“ nach 1947, sondern bereits aus der Zeit des „Cordon sanitaire“ nach 1919. Dieser Cordon galt freilich nicht allein dem Bolschewismus und seiner möglichen Ausbreitung, sondern ebenso dem „im Felde unbesiegten“ Deutschen Reich und seiner möglichen Alliiierung mit diesem neuen Russland – das in Wirklichkeit schon dabei war, sich jenseits aller internationalistischen Rhetorik in eine „glänzende“ Selbstisolation und sozialökonomische Quarantäne zurückzuziehen.

Gewiss: Neben die langsam wieder hergestellten Bahnverbindungen traten die neu geschaffenen oder wieder eröffneten See- und Luftverbindungen, auf die deutsch-russische Firmen („Derutrans“ und „Deruluft“) das Monopol hatten, wobei im wesentlichen die deutschen Partner, Hapag-Lloyd und die 1926 gegründete Lufthansa, die Schiffe und Maschinen stellten. Aber es war nicht nur ein allseitig reglementierter Verkehr, sondern er bedeutete nun auch den „Wechsel aus einer in die andere Hemisphäre: Von nun an enthielt jede Sowjetunionreise, wie Bernhard Furler bemerkt hat, das ‚obligate Eisenbahnkapitel‘, das dem kleinen, unscheinbaren Transitpunkt auf der Hauptstrecke von Berlin über Warschau nach Moskau: Negoreloje ... gewidmet war“.<sup>1423</sup>

### Berlin Ostbahnhof

Dennoch gab es unzweifelhaft – und Karl Schlögel hat es eindrucksvoll belegt – im Berlin der zwanziger Jahre eine Präsenz des Russischen, die in ihrer Dichte womöglich sogar alles Frühere und alles Spätere in den Schatten gestellt hat. Allerdings dürfte das nur zum Teil noch Ausdruck jener alten, selbstverständlichen „kulturellen Nähe“ gewesen sein. Vielfach verdankte sich der Reiz und die Intensität dieses Austauschs und dieser Begegnungen womöglich schon einer neuen „kulturellen Distanz“ oder Fremdheit. Und für einen großen Teil der Beteiligten und Betroffenen bedeutete es jedenfalls ein Leben im Ausnahmezustand.

Das galt nicht nur für die zeitweise nach Hunderttausenden zählenden russischen und jüdischen Flüchtlinge und Emigranten, die ein Jahrzehnt lang den Kern des „russischen Berlin“ bildeten, mitsamt den kaum weniger zahlreichen deutsch-russischen und baltischen Rücksiedlern, die ebenfalls oft als „Russen“ auftraten oder wahrgenommen wurden. Es galt ebenso für viele der zwischen Moskau und Berlin, Russland und dem Westen, „Rot“ oder „Weiß“ unentschieden pendelnden Künstler und Schriftsteller, deren materielle, intellektuelle und moralische Spielräume immer enger wurden. Und es dürfte in anderer Weise wohl auch für viele der abkommandierten sowjetischen Wirtschaftsfachleute und Ingenieure, Militärs und Handelsattachés, Verlagsleute oder Wissenschaftler im Konflikt zwischen Auftrag und Überzeugung gegolten haben. Und natürlich galt es für die ein- und durchgeschleusten Kader der Komintern, der GPU oder der Roten Armee, die in Berlin vielfach neue Identitäten und Instruktionen erhielten, unterwegs zu den Kriegsschauplätzen einer imaginären Weltrevolution.

Aber entsprechend spannungsvoll konnten die Kontakte auch für ihre jeweiligen deutschen Kollegen, Genossen und Partner sein. Das „neue Russland“ war für die deutsche Öffentlichkeit (nach einem sprechenden Ausdruck Ernst Blochs) ein „Indien im Nebel“ geworden. Gewiss, es fuhren – vor allem zwischen 1924 und 1932 – noch einige Tausend pro Jahr aus privaten, politischen oder geschäftlichen Gründen, einzeln oder in Delegationen, nach Sowjetrußland. Aber auch individuelle Reisen waren jetzt „organisierte“ Reisen, und jedes der arrangierten Treffen, ob einzeln oder in der Gruppe, war jetzt eine „Begegnung“, ein „Meeting“ oder eine Verhandlung. Reichwehroffiziere und deutsche Rüstungsingenieure fuhren wie die KPD- und Komintern-Kader unter falschem Namen und bewegten sich in exterritorialen Zonen, einer neuen „opritschnina“ ähnlich, die die Berührung mit der „semschtschina“ möglichst zu meiden hatte.

Natürlich konnte diese latente Dramatisierung aller Beziehungen und Kontakte ihre aufregenden und produktiven Seiten haben – zumal im Künstlerischen oder im Wissenschaftlichen. Das Leben im Ausnahmezustand oder im Exil zwischen den Kulturen kann bekanntlich erschöpfend und schöpferisch zugleich sein; und war es in dieser Zeit über alle Maßen. Aber alles zusammen genommen trug, wie

schon früher bemerkt, zur Ideologisierung der Beziehungen bei – zunächst im Sinne einer Dominanz des Projektiven über persönliche Erfahrungen und sachliche Kooperationen.

Jedenfalls lag gerade Berlin eine kurze, intensive Dekade lang im Schnittpunkt zweier Zeitalter und zweier auseinander driftender Welten. Und damit wurde es auch der Ort, an dem sich die vieldeutigen Faszinationen und Phobien, Enthusiasmen und Ressentiments prismatisch bündelten, die das neue, revolutionär verwandelte Russland gerade im besiegten Deutschland auf sich zog. In stadträumlicher Verdichtung findet sich hier dasselbe Phänomen, das wir auch in der zeitlichen Verdichtung, im „Chronotop“ dieses langen Jahrzehnts, finden, etwa bei der Durchsicht der gedruckten Literatur: eine Intensität der deutschen Beschäftigungen mit dem „neuen Russland“, für die sich kaum Parallelen finden lassen – und die zugleich in einer auseinander driftenden Welt zugleich schon etwas Unwirkliches, Virtuelles hatte.

#### „Komplex“ und „Nexus“

Tatsächlich hatte auch jene ältere, noch lebendige Tradition einer Sonderbeziehung von „Russia und Prussia“, die in dieser Periode kulminierte und endete, bereits mit dem Ende der Bismarck-Ära und beim Eintritt in die Ära des modernen (wilhelminischen) Imperialismus die Züge des Angestammten und Vertrauten mehr und mehr verloren.<sup>(\*)</sup> Trotz der vielfältigen dynastischen, persönlichen, sachlichen und affektiven Beziehungen hatte das Verhältnis beider Gesellschaf-

---

<sup>(\*)</sup> Einen nostalgischen letzten Salut der altpreußisch-konservativen Russophilie findet man im Monolog des alten Freiherrn von „Stechlin“ in Theodor Fontanes gleichnamigen Roman, der 1897 erschien und – aus vielen aktuellen Andeutungen ersichtlich – als ein Zeitroman angelegt war, der die eben vollzogene Wende von der bismarckischen Ära zum neuen wilhelminischen Zeitalter trennscharf markierte. Der alte Dubslav von Stechlin, der sich stolz auf „wendische“ (slawische) Vorfahren zurückführte und gerade auch darin als altpreußischer Konservativer von Schrot und Korn firmiert, sagt gleich eingangs im Gespräch mit einem jungen Offizier im Potsdamer Garderegiment: „Ich sage Ihnen, Hauptmann, das waren Preußens beste Tage, als da bei Potsdam herum die ‚russische Kirche‘ und das ‚russische Haus‘ gebaut wurden, und als es immer hin- und herging zwischen Berlin und Petersburg. (...) Anno dreizehn, bei Großgörschen, das war für uns die richtige Waffenbrüderschaft: jetzt haben wir die Waffenbrüderschaft der Orgeldreher und der Mausefallenhändler. Ich bin für Russland, für Nikolaus und Alexander ... – da hat man die richtige Anlehnung; alles andere ist revolutionär, und was revolutionär ist, das wackelt.“ (Fontane, Der Stechlin. Roman, München 1995, S. 42 -46, passim)

ten Züge eines gegenseitigen „Komplexes“ angenommen; nicht unbedingt im Sinne von Feindschaften und Phobien, sondern – wie im Eingangskapitel ausgeführt – als ein ständiger zwanghafter Versuch, das andere Land und Volk als das natürliche Objekt und Komplement eigener Größenphantasien und universaler Selbstberufungen in Anspruch zu nehmen. Die gesteigerte Präsenz des Russischen im Berlin der zwanziger Jahre ist insofern auch Teil der Vorgeschichte jenes „Zivilisationsbruchs“, dessen Energien und Ideologien sich ebenfalls großteils im Spannungsfeld zwischen diesen beiden Ländern aufbauten.

Dieser Prozess, worin in beiden Länder gleichsam wie in einem magnetischen Feld totalitäre Ideologien und Energien generiert wurden, ist allerdings kaum angemessen zu beschreiben und zu verstehen, wenn man nicht den „dritten“ Faktor oder Gegenpol mit in den Blick nimmt: den „neuen Westen“, der materiell und ideologisch in erster Linie nun von den USA vertreten wurde. Plakativ gesagt, dürfte schon damals von der Dynamik Amerikas als Exporteur von Kapital und Waren, Techniken und Sozialformen, Kulturprodukten und Lebensstilen eine „Weltrevolution“ anderer, weit durchgreifenderer Art ausgegangen sein als von den globalen Organisations- und Unterminierungsbemühungen der Komintern und dem industriell-militärischen Machtaufbaus der UdSSR auf dem Territorium des alten Russland; oder auch von Hitlers wahnwitzigem kontinentalem Projekt einer militärischen Annexion und Kolonisation eben dieses Territoriums als eines ethnisch bereinigten „Ostraumes“, eines nationalsozialistischen Rassenreiches arisch-deutscher Nation also.

Beide Projekte, Bolschewismus wie Nationalsozialismus, waren (bewusst oder unbewusst) aus jeweiligen nationalen Bedingungen und Traditionen gespeiste Reaktionen auf diese „amerikanische Herausforderung“. Aber zugleich waren sie auch direkte Rivalen, die die Potentiale des jeweils anderen als entscheidenden Faktor in ihre Rechnung einstellen mussten. Der Bolschewismus konnte (Lenins wie Stalins Vorstellung nach) im Weltmaßstab nur auf der Achse Moskau-Berlin siegen, d.h. wenn ein Sowjetdeutschland an die Seite Sowjetrusslands trat. Der Nationalsozialismus (glaubte Hitler) konnte sein indogermanisches Weltreich nur

aufrichten und um die Weltmacht kämpfen, wenn es ihm gelang, Russland ganz oder teilweise zu annexieren und zu kolonisieren.

Dieser „doppelte Nexus“ ist allerdings noch in seinen extremsten machtpolitischen und ideologischen Ausprägungen nicht zu verstehen und nicht zu entziffern ohne den Blick auf das gesamte soziale und kulturelle Beziehungsgeflecht zwischen Deutschland und Russland mit all seinen historischen Schichten und Knoten. Es handelte sich nicht nur und nicht in erster Linie um das Verhältnis zweier Ismen, Weltanschauungen oder „Systeme“, sondern um das zweier Länder, Gesellschaften, Staaten, Kulturen, Geschichten, Machtambitionen usw. Die Ideologeme und Doktrinen beider Seiten – die sich ohnehin den jeweiligen Lagen und Politiken beweglich anpassten – sind nur in diesem lebendigen und dynamischen Zusammenspiel sinnvoll zu rekonstruieren und zu interpretieren.

#### „Kultur der Niederlage“

Was Deutschland betrifft, muss man die gesamte sozialpsychologische Situation dieser Zwischenkriegszeit noch einmal genauer in den Blick nehmen. Gottfried Benn und W. H. Auden haben von der „ikarischen Existenz“ des modernen Menschen gesprochen, der sich immer höher hinauftragen lasse, im sicheren Bewusstsein, früher oder später umso tiefer zu stürzen.<sup>1424</sup> Das war nicht nur ein verbreitetes Zeitgefühl der Weltkriegsepoche, sondern könnte auch als Metapher für das Schicksal der Weimarer Republik dienen. Zweimal wurden ihre Bürger nach einer kurzen Phase trügerischer Konsolidierung in den Strudel einer Inflation gerissen, die ihnen stets von neuem den Boden unter den Füßen wegzog, so wie es die Niederlage 1918 auf andere Weise getan hatte.

Dieses Grundgefühl des „Schwindels“, wie es Sebastian Haffner in seinen „Erinnerungen eines Deutschen“ in besonders luzider Form erinnert und anhand der eigenen Person analysiert hat<sup>(\*)</sup>, war vielleicht „das Zentralsentiment und die

---

(\*) „Einer ganzen deutschen Generation ist damals ein seelisches Organ entfernt worden: ein Organ, das dem Menschen Standfestigkeit, Gleichgewicht, freilich auch Schwere gibt und das sich je nachdem als Gewissen, Vernunft, Erfahrungsweisheit, Grundsatztreue, Moral und Got-

Hauptmetapher“ dieser Zwischenkriegszeit.<sup>1425</sup> So Wolfgang Schivelbusch in seiner jüngsten Arbeit, worin er die mentale Verfassung der Weimarer Republik als eine „Kultur der Niederlage“ beschrieben hat, die wegen des unheroischen und demütigenden Charakters des militärischen Zusammenbruchs 1918, der keine innere Kompensation fand, stärker als in anderen, historisch vergleichbaren Fällen (der amerikanische Süden 1865, Frankreich 1871) zur „Schaffung einer imaginären – klinisch gesprochen: einer neurotisch-halluzinatorischen – Ersatzwelt“ drängte.<sup>1426</sup>

Tatsächlich war diese Niederlage, die eher einem „Militärstreik“ glich als der Kapitulation eines geschlagenen Heers, beispiellos und in mancher Hinsicht durchaus mysteriös. Noch „nie zuvor (hatte) eine Nation die Waffen gestreckt, deren Armeen so tief im Feindesland standen“.<sup>1427</sup> Auch Niall Ferguson stellt am Ende seiner Geschichte des Ersten Weltkriegs trocken fest: „Es gibt noch immer keine allgemeine Erklärung für die deutschen Massenkapitulationen am Ende des Jahres 1918.“<sup>1428</sup>

Die Führer der Westalliierten waren jedenfalls vollkommen überrascht. Der französische Oberkommandierende Marschall Foch war auch im Nachhinein noch davon überzeugt, dass die deutsche Armee „im November 1918 hinter dem Rhein hätte standhalten können“.<sup>1429</sup> Winston Churchill glaubte sogar, dass dem Deutschen Reich die „letzte Probe erspart geblieben wäre“, hätte es „sich, die Waffen in der Hand, an der Schwelle des eigenen Landes aufgestellt, bereit, als Geschlagener Frieden zu schließen, Gebiete abzutreten, Wiedergutmachung zu leisten; bereit auch, falls jedes Verhandeln abgelehnt würde, sich bis zum Äußersten zu verteidigen“. Mehr noch: Churchill gab im Jahre 1931 einer düsteren Vorahnung Ausdruck, als er über die stumme, kampflöse Aufgabe der deutschen Armeen im Sommer 1918 schrieb: „Ein solcher Anblick entsetzt die Menschheit; und selbst in der Stunde ihres Triumphs glaubten die Sieger das Läuten der Totenglocke erschallen zu hören.“<sup>1430</sup>

---

tesfurcht äußert. Eine ganze Generation hat damals gelernt – oder zu lernen geglaubt –, dass es auch ohne Ballast geht.“ (Sebastian Haffner, *Geschichte eines Deutschen*, S. 53)

Das konvergiert wiederum mit dem Urteil Arthur Rosenbergs, des kommunistischen Historikers der Weimarer Republik, der es für unbezweifelbar hielt, dass ein Sturz Ludendorffs und die Einsetzung einer demokratischen Regierung durch die Reichstagsmehrheit, ein freiwilliger Verzicht auf Brest-Litowsk und die Rückführung des Ostheeres, schließlich ein „fester politischer Block Deutschland-Russland-Österreich“ in der Lage gewesen wäre, „von der Entente einen billigen Frieden (zu) erhalten“.<sup>1431</sup>

Dies könnte immerhin die Gespräche Radeks mit Paquet und anderen deutschen Vertretern in Moskau im Sommer 1918 oder die parallelen Angebote Krassins, Worowskis und (kaum verklausuliert) Lenins während der Verhandlungen über die „Zusatzverträge“ in ein etwas realpolitischeres, weniger phantastisches Licht rücken. Genauso könnten allerdings auch die entgegengesetzten Pläne des Generals Hoffmann – Sturz der Bolschewiki mit deutscher Hilfe, Einsetzung einer bürgerlichen Regierung, einvernehmliche Kündigung von Brest-Litowsk und ein gemeinsames Friedensangebot an die Westmächte – retrospektiv durchaus Sinn machen.

Die „abenteuerlichste“ Politik war jedenfalls die, die tatsächlich verfolgt wurde. Sie führte zur totalen Überspannung und Ausblutung aller militärischen und zivilen Kräfte des Reiches bei skrupelloser Nahrung des russischen Bürgerkriegs von beiden Enden der Lunte her, dem roten wie dem weißen; und in der Schlusspanik des Herbstes 1918 dann zum überraschenden Waffenstillstandsersuchen, das den Zusammenbruch einleitete. Die infame Legende vom „Dolchstoß“ in den Rücken der Front, die die Hauptverantwortlichen im Moment ihres Scheiterns prophylaktisch ausgaben, wies bereits den Weg voraus zur „Flucht in den Hass“ (Anneliese Thimme)<sup>1432</sup>, dessen Stimme und Instrument schließlich der unbekannte Weltkriegsgefreite Adolf Hitler wurde.

Hitlers „nationale Erhebung“ von 1933 evozierte noch einmal die Bilder des „Aufbruchs von 1914“ – aber nicht als eine bloße Revanche, sondern zugleich als ein Versuch, die Beschämung der ruhmlosen Niederlage von 1918 auszulöschen. Damit imitierte sie den Marsch der Frontkämpfer in die Hauptstadt, um sich dort Kompensation und Genugtuung für alle sinnlos gebrachten Opfer des Weltkriegs

zu verschaffen – ein Marsch, der in Deutschland weder 1918 noch 1923 stattgefunden hatte. Der Nationalsozialismus evozierte die Bilder von Revolution und Konterrevolution zugleich, von Rot, Schwarz und Weiß in einer einzigen Emblematisierung. Als Farbmischung ergab das Braun.

### Weltkrieg und totalitäre Massenbewegungen

Aus der sozialen Grundenergie eines nach innen gerichteten Revanchismus haben sich alle totalitären Massenbewegungen des Zeitalters gespeist, die kommunistischen wie die faschistischen. Entstanden jeweils im Moment des politischen und militärischen Zusammenbruchs, könnte man sie als Projekte zur „Fortführung des Weltkriegs mit anderen Mitteln“ beschreiben – nämlich mit den Mitteln politischer Diktatur, ideologischer Mobilisierung, organisatorischer Erfassung, wirtschaftlicher Planung, allgemeiner Militarisierung und radikaler Homogenisierung des Sozialkörpers. Dieser Weg eines Wiederaufstiegs als Phönix aus der Asche des Weltkriegs setzte das Stahlbad eines Bürgerkriegs voraus, der sich der Soldaten als des entscheidenden „revolutionären Subjekts“ bediente und sich wesentlich aus den Erbitterungen und Fanatismen der Niederlage nährte.<sup>1433</sup>

Diese allgemeine Beschreibung trifft auch für den Bolschewismus zu, der erst im Sommer 1917 zu einer „Bewegung“ wurde, als sich die kleine Kaderpartei der Bolschewiki mit dem anarchischen „Agrarbolschewismus“ und „Schützengrabenbolschewismus“ verbündete und nach der Machteroberung im Zentrum des Reiches ihre Kräfte zunächst darauf konzentrierte, im Feuer des Bürgerkriegs eine neue Rote Armee zu schmieden und den Kern des alten Reichskörpers wieder zusammenzufügen.<sup>1434</sup>

Dabei griffen diese neuen, totalitären Bewegungen auf ihre Weise die Versprechen und Erwartungen auf, die durch den Krieg geweckt worden waren und die sich keineswegs nur auf imperiale Machtzuwächse, sondern ebenso auf die Perspektiven eines inneren Ausgleichs, demokratischer Teilhabe und sozialer Anerkennung richteten. Begriffe wie „Volksgemeinschaft“ und „Kriegssozialismus“ transportierten (nicht nur in Deutschland) auch schwärmerische Aspirationen

einer neuen Einfachheit, Sittlichkeit, Bindung und Sinngebung des Lebens, einer Aufhebung der Kontingenzen und Ambivalenzen der Moderne also.

Diese Erwartungen hatten, je länger der Krieg dauerte und je „totaler“ er wurde, statt Abkühlung und Ernüchterung eine immer weitere Steigerung erfahren. „Je größer die Zahl der Opfer, desto heiliger das Ziel, das sie rechtfertigen muss“, so Cora Stephan. „Mit ‚heiligem Ernst‘ begab sich die Nation zur Kommunion.“<sup>1435</sup> In Frankreich mit seiner „Union sacrée“ war das nicht anders als in Deutschland mit seiner Rhetorik vom „Existenzkampf“, worin „alles wieder einfach und stark (ist) wie vor hundert Jahren“; oder in Großbritannien, wo es auf dem Grab des unbekanntes Soldaten in Westminster Abbey hieß: „Für die heilige Sache der Gerechtigkeit und die Freiheit der Welt.“<sup>1436</sup>

Mit seinen „totalen“, auf alle Seiten des sozialen Lebens zugreifenden Tendenzen bedeutete der Weltkrieg im sozialen Gefüge und kulturellen Habitus der beteiligten Gesellschaften vielfach eine tiefer greifende Umwälzung als die politischen Revolutionen, die an seinem Ende standen; und jedenfalls war der Krieg selbst der Beginn und die Grundlage aller Revolutionen des Zeitalters. Allerdings flossen die vielfältigen (zunächst unsichtbaren, dann abrupt zutage tretenden) Änderungen und Verschiebungen im gesellschaftlichen und staatlichen Gefüge nicht konfliktlos zusammen, schon gar nicht in den Nationen, die sich als Verlierer oder „Betrogene“ der Friedensschlüsse sahen. Im Gegenteil: Die Veränderungen in der „Heimat“ (die sich als Verbürgerlichung, Kommerzialisierung, Feminisierung, „Verjudung“ und Egalisierung, als Verfall hergebrachter Lebensformen und angestammter Autorität darstellten) wurden von denen „im Feld“ vielfach als Verrat empfunden, erst recht nach der Rückkehr, als sich die demobilisierten oder verwundeten Soldaten und Offiziere einer massiven sozialen Degradierung unterworfen sahen.

Dieser tiefe Interessens- und Lebenskonflikt zwischen Militär und Zivil, der sich im Krieg hier und da bereits zu den giftigsten Aversionen gesteigert hatte, wurde nach Kriegsende noch überhöht durch die Erinnerung an den „Männerbund“ der Schützengräben (mit allen homophilen und halbreligiösen Komponenten)<sup>1437</sup>, der in den Landschaften des Todes die letzte menschliche Zuflucht und

Bindung geboten hatte und daher in einem keineswegs mystischen, sondern sehr bodennahen, elementaren Sinne sakrosankt war; und abermals durch Gefühle der Überlebensschuld gegenüber den an der Front „zurückgelassenen“ Toten, mit denen die rückkehrenden Frontkämpfer in „tragischer Identifikation“ lebten.<sup>1438</sup>

Im übrigen erschienen die Mittel des Krieges – zentrale Organisation und Planung, einheitliches Kommando und kollektive Gesamtziele – den Kriegsteilnehmern im Chaos der Nachkriegsjahre auch als das einzige probate Mittel zur Bewältigung der Krisen und als Modell einer stabilen und gerechten Gesellschaft. Eine korporative Sozialordnung, in denen die Idee der Nation mit der des Sozialismus verschmolz, erschien ihnen unabweisbar und geradezu natürlich. Klar war auch, dass den demobilisierten Soldaten und Offizieren in einer solchen Sozialordnung (wie Stadtler sie in seinem „Programm der sozialen Diktatur“ idealtypisch entworfen hat) das Primat zukommen musste.

Wolfgang Schivelbusch macht auch deutlich, wie im Vergleich mit dem Zusammenbruch Frankreichs 1870/71 in Deutschland 1918/19 eine (sei es symbolische) Geste nationaler Selbstbehauptung und demokratischer Erneuerung fehlte, wie sie Gambettas Ballonfahrt aus dem belagerten Paris und die Proklamation der Dritten Republik seinerzeit gewesen waren. In solchen Momenten gewinne die Niederlage Züge eines notwendigen, reinigenden Fegefeuers, aus dem neue Hoffnung geschöpft werden kann, oder sogar Züge einer Befreiung, während alle Schuld und Opfer in einem kollektiven Ritual der Entsöhnung den verjagten alten Machthabern aufgeladen werden können.<sup>1439</sup>

So fehlte der Republik von Weimar durch den Mangel eines „heroischen oder wenigstens in der nationalen Mythologie heroisierbaren Aktes“ von Beginn an ein „legitimierender Gründungsmythos“, wie Detlev Peukert gesagt hat.<sup>1440</sup> Und noch einmal Schivelbusch: „Statt der Revolution gab es den ‚Krawall mit Aufseherflucht‘ (Rathenau) und Systemkonkurs, abgewickelt von den Mehrheitssozialisten, die laut eigenem Bekenntnis die Revolution so hassten wie die Sünde“.<sup>1441</sup> Jedenfalls gab es nichts, was die Kränkung der Niederlage symbolisch und sozial hätte kompensieren und die frei flottierenden sozialen und psychischen Energien der Weltkriegsteilnehmer hätte binden können

### „Die große Angst“

Schon aus dieser Perspektive wird deutlich, dass das Bild einer beherrschenden bürgerlich-kleinbürgerlichen „Revolutions-“ oder „Bolschewismusfurcht“ für die Situation von 1918/19 schwerlich zutreffen kann. Nicht bare Angst vor Gewalt und Umsturz, sondern eher eine zurückgestaute Aggression, die kein Objekt fand, kennzeichnete die sozialpsychologische Situation in Deutschland.

Im übrigen war die „Große Angst“, von der man – in Analogie oder direkter Fortsetzung der „grande peur“ des europäischen Adels und Bürgertums in den Jahrzehnten nach der französischen Revolution – gesprochen hat, von jeher vieldeutiger. Schon das von Marx und Engels 1847/48 beschworene „Gespenst des Kommunismus“ war ja weniger eine politische Realität als eine polemisch-literarische Kunstfigur gewesen, die das Bürgertum als Klasse vorführen sollte, die aus Furcht vor dem rebellischen „vierten Stand“ nicht einmal mehr in der Lage sei, ihre „eigene“ bürgerlich-demokratische Revolution zu vollenden. Der wirkliche Gang der gesellschaftlichen Umwälzungen hatte mit diesem Schema einander ablösender, ihre „geschichtliche Aufgabe“ vollbringender Klassen wenig zu tun. Autoritäre Reformen von oben, nationale Kriege und imperialistische Mobilisierungen spielten eine weitaus größere und eingreifendere Rolle als die Klassenkonflikte im engeren. Auch die Sozialdemokratischen Parteien blieben letztlich nur ein Ferment der „Nationalisierung der Massen“ (George Mosse). Jetzt, am Ausgang des Ersten Weltkrieges, prägte diese universelle Tendenz des Zeitalters alle politischen Umwälzungen, auch die sozialistischen Revolutionen.

Denn das große Thema (die „geschichtliche Aufgabe“) der Jahre 1918/19 war die staatliche Neuordnung Europas, die Bildung neuer National- oder Nationalitätenstaaten und Ziehung neuer Grenzen. Die Wilsonsche Losung des „Selbstbestimmungsrechts der Nationen“ dürfte sehr viel größere Massen in Bewegung gesetzt haben als die Parolen des revolutionären Sozialismus oder Kommunismus. Und wo es zu kommunistischen Umstürzen kam, wie in Russland oder (für kurze Zeit) in Ungarn, waren nationale und soziale Fragen unmittelbar miteinander

der verschränkt. Die ungarische Räterepublik war geradezu prototypisch eine Aktion nationaler Selbstverteidigung vermittelt sozialistischer Mobilisierung der Massen und Zentralisierung aller Ressourcen, was immer ihre (vielfach jüdischen) Führer und Ideologen sich sonst noch vorgestellt haben.

Auch die Bolschewiki appellierten – sowohl in der Situation der „Doppelherrschaft“ 1917 wie erst recht im Bürgerkrieg 1918/19, der zum nationalen Verteidigungskrieg gegen eine „imperialistische Intervention“ stilisiert wurde, und vollends dann im Krieg mit Polen 1920 – an die Sache „Russlands“, des großen, imperialen Russland (Rossija), die mit der Sache des Sozialismus in eins gesetzt wurde. Die Losung eines „vaterländischen Krieges“, die Lenin am Beginn des Bürgerkriegs im Frühjahr 1918 erhob, sprach eine reale Motivlage an, die einen nicht geringen Teil der Offiziere der alten Armee in die Reihen der Roten Armee brachte. Und es war keineswegs bloße Demagogie, wenn gerade ein jüdischer Bolschewik wie Trotzki sich im Bürgerkrieg oder im polnischen Krieg 1920 nationaler Rhetoriken wie der „Sammlung der russischen Erde“ oder der „Freiheit und Unabhängigkeit Russlands“ bediente.<sup>(\*)</sup>

Eben diesen Geist einer kriegerischen Selbstbehauptung im Namen des Sozialismus und der Nation gegenüber den westlichen Siegermächten versuchte Radek den spartakistischen Schwarmgeistern auf dem Gründungsparteitag der KPD einzupauken. Er traf auf denselben Defaitismus wie sein Gegenspieler Stadtler, der eine militante antibolschewistische Massenmobilisierung in eine Demonstration

---

<sup>(\*)</sup> Es würde zu weit führen, das hier auszuführen – aber die Vorstellung vom quasi natürlichen „Internationalismus“ der jüdischen Kommunisten ist selbst kurzschlüssig. Fragt man nach den mentalen Dispositionen für die prominente Beteiligung jüdischer Aktivisten und Ideologen am bolschewistischen Projekt, kann man z.B. auf die Daseinsweise der osteuropäischen Juden als „imperialer Bevölkerungen“ verweisen, die vom Zerfall der Vielvölkerreiche und der Entstehung neuer Nationalstaaten (nicht nur in ihren Angstphantasien, sondern in der blutigen Realität der Jahre 1918/19) Unheil zu erwarten hatten. Insofern hatte es einige sozialpsychologische und sozialökonomische Schlüssigkeit, wenn jüdische Sozialisten versuchten, „mittels eines die nationalen Fragen neutralisierenden ‚Internationalismus‘ die in Auflösung begriffenen Strukturen der übernationalen Imperien neu zu codieren und in marxistischen Termini zu rationalisieren“ (Dan Diner, Papier zur Konferenz „Jüdische Fragen – Kommunistische Antworten“, Leipzig, November 2001) – Man kann auch sagen: diese handfeste Interessenlage und Neigung disponierte die Juden bzw. eine radikale Fraktion dieser Population zur Rolle eines sekundären sozialistischen Reichs- und Staatsvolks. In diesem Sinne waren Trotzki's russisch-nationale Selbstberufungen durchaus ernst gemeint. Natürlich waren sie inter-national erweiterbar, wie jede historische Reichsbildung.

nationaler Geschlossenheit gegenüber den Versailler Siegern und in einen Impuls für einen „deutschen Sozialismus“ hatte umwandeln wollen. Von dem einen wie dem andern konnte keine Rede sein.

### „Bolschewismus im Ballsaal“

Stattdessen machten sich im Alltagsleben der Republik „Subversionen“ ganz anderer Art geltend – zum Beispiel (um ein letztes Mal Schivelbusch zu zitieren) eine „Eruption von Sinnlichkeit und Hedonismus als Reaktion auf die Tanz- und Vergnüungsverbote der Kriegszeit“. Ein Teil der Nachkriegsjugend, aber auch der Überlebenden der Schützengräben, wurde von einer wahren „Tanzwut“ oder „Tanzmanie“ ergriffen. „Wie der Walzer zur Revolution von 1989 und der Cancan .... zur Julirevolution von 1830, so gehörten die sogenannten Jazztänze im Berlin der Jahreswende 1918/19 zum Novemberumsturz.“<sup>1442</sup> Und als die Tanzwütigen erwiesen sich die jungen Frauen. In den zwanziger Jahren, und gerade in den Zeiten der Hyperinflation, wurde daraus ein Phänomen, das der Psychologe Fritz Giese 1925 als „Girlikultur“ bezeichnete<sup>1443</sup> – die sichtbarste und emotional (weil erotisch) wahrscheinlich eingreifendste Form der Amerikanisierung, die das Weimarer Deutschland in sukzessiven Schüben geprägt hat.

Charakteristisch genug, sprachen zeitgenössische Beobachter – ironisch, angst- oder hasserfüllt – vom „Bolschewismus im Ballsaal“, obschon mit dem real existierenden Bolschewismus alles mögliche, nur keine Jazztänze verbunden werden konnten. Aber es war längst zur Manier geworden, den Begriff des „Bolschewismus“ als universelle Metapher der Auflösung alter Ordnungen und Sitten, Kunst- und Lebensauffassungen zu verwenden. So findet man pädagogische Warnschriften gegen den „sexuellen Bolschewismus“ der Jugend ebenso wie Brandreden gegen den „Musikbolschewismus“ der Neutöner oder gegen den „Kunstbolschewismus“ der Expressionisten und Abstrakten, ohne dass spezifische Bezüge zu Sowjetrußland und zur radikalen Linken vorlagen oder auch nur behauptet worden wären.<sup>1444</sup>

Die „große Angst“ dieser Epoche dürfte also nur zum Teil (und eher zum kleineren Teil) den sozialrevolutionären Umsturzbewegungen als solchen gegolten haben. Und selbst der Affekt gegen den „Bolschewismus“ meinte häufig Phänomene, die mehr der rapiden Amerikanisierung der Alltagskultur als einer fiktiven „Sowjetisierung“ entsprangen. Plakativ gesagt, ging es nicht allein und nicht einmal in erster Linie um Guillotinen oder Erschießungskommandos, um rote Kommandeure und Kommandeusen, sondern um „zerhackte“ Verse oder Bilder, um aufgelöste Harmonien und entwertete Geldzeichen, um kurze Haare und Damenwahl beim Tanz. „Bolschewismus“ war zur Metapher „einer gleichsam metaphysischen Umsturzidee“ geworden, „Vorzeichen einer fremd und chaotisch heraufziehenden Zeit, in der nichts mehr gelten würde, was Europa groß und vertraut gemacht hatte“<sup>1445</sup> – so Joachim Fest in seiner Hitler-Biographie.

Aber im gleichen Sinne war auch „Versailles“ binnen kurzem zu einer Metapher geworden, die unendlich viel mehr Themen und Stoffe transportierte, als sich mit dem harschen Friedensdiktat selbst nur annähernd verbinden ließen. Es ging, um noch einmal Fest zu zitieren, um „einen Akt des metaphysischen Verrats und der tiefen Untreue gegen sich selbst; denn es lieferte Deutschland, das romantische, gedankentiefe, unpolitische Deutschland ... eben jener westlichen Zivilisationsidee aus, die es in seinem Wesen bedrohte“.<sup>1446</sup> Das waren genau jene essentialistischen Gegenüberstellungen und Selbstzuschreibungen, die – wie ich in früheren Kapiteln dieser Arbeit versucht habe zu zeigen – den Kern der „deutschen Idee“ im Weltkrieg gebildet hatten.

### Medium Hitler

Als im September 1919 der anonyme Bewohner der Männerheime, Kasematten und Kasernen Adolf Hitler – wie ein „Schläfer“ ohne Auftrag, aus dem „es“ plötzlich zu sprechen beginnt – sein Talent als Demagoge entdeckte und „beschloss, Politiker zu werden“, da war dieser ausgediente Weltkriegsgefreite und provisorisch verwendete „Bildungsoffizier“ „wie das synthetische Produkt aller

Ängste, Pessimismen, Abschieds- und Abwehrgefühle“ (Joachim Fest), die seine Volks- und Zeitgenossen bewegten.

Seine „Weltanschauung“ war durchweg aus Elementen komponiert, die er sich als Autodidakt in seinen Wiener und Münchner Lehrjahren ziellos-zielstrebig angeeignet hatte – etwa die pseudowissenschaftlich beglaubigten Berufungen auf den „Kampf ums Dasein“ und das „Recht des Stärkeren“ als universellen Gesetzen des Lebens, die als sozialdarwinistische Gemeinplätze in einer ausgedehnten Literatur vor und nach der Jahrhundertwende ausgebreitet worden waren und in Hitlers Rassenkampf-Rhetorik nun trivialisiert und radikalisiert wiederkehrten. In alledem, so nochmals Fest, wurde „die tiefere Übereinstimmung zwischen ihm und dem bürgerlichen Zeitalter kenntlich, dessen illegitimer Sohn und Zerstörer er war“.<sup>1447</sup>

In dieser Bewertung Hitlers als eines Mediums oder Sprachrohrs stimmen seine neueren Biographen mehrheitlich überein – bis dahin, dass ihm jegliche „persönliche Existenz oder Geschichte außerhalb der politischen Ereignisse“ (so Ian Kershaw) abgesprochen worden ist. Im Vergleich zu einer solch vollkommenen Entpersonalisierung, die den Focus gänzlich auf die Gesellschaft statt auf die Person legt, könnte man den Anspruch Ernst Noltes immerhin für legitim halten, Hitler nicht zur reinen „Unperson“ und Verkörperung des „schlechthin Bösen“ zu machen, sondern zumindest die „Grundemotion“ zu erfassen, die ihm erst sein Flair eines von drängenden Erfahrungen und Einsichten Besessenen verlieh und ihn auf den Weg seiner beispiellosen Karriere trieb.

Nur dass Nolte diese „Grundemotion“ Hitlers fernab jedes lebendigen Bildes der Person, ihrer Zeit und ihrer Lebenswelt erst recht nur in der papiernen Schnittstelle seiner eigenen ideologiegeschichtlichen Rückkonstruktion ansetzt: der des „kausalen Nexus“ von Bolschewismus und Nationalsozialismus. Was er mit diesem „Reizwort des Historikerstreits“ seinerzeit habe bezeichnen wollen, das habe nun der 11. September 2001 „wie kein anderer Vorgang seit Jahrzehnten“ noch einmal in Erinnerung gebracht – schreibt Nolte in der Einleitung seines jüngsten Bandes mit Texten aus den neunziger Jahren, den er trotziger wieder unter den Titel „Der kausale Nexus“ gestellt hat.<sup>1448</sup> Wie im November 1917,

habe das Attentat des 11. September 2001 bei den einen „Entsetzen und das Verlangen nach radikaler, eventuell sogar extremer ... Reaktion“, und bei den anderen „Zustimmung, ja Enthusiasmus“ hervorgerufen. Und wie heute das New Yorker Attentat, sei damals der „Klassenmord“ der Bolschewiki „als etwas Präzedenzloses, namenlos Entsetzliches“ erkannt worden.<sup>1449</sup>

Dieses Entsetzen aber sei „der zentrale, wenngleich nicht der einzige Impuls Adolf Hitlers und seiner Partei“ gewesen. Ja, „die These darf nicht von vornherein abgewiesen werden, dass die künftigen Massenmörder in ihren politischen Anfängen von Zorn, Hass und Erbitterung gegenüber aktuellen Massenmördern erfüllt waren“. Und da sie nun einmal glaubten, „die Juden“ für diese Massenmorde verantwortlich machen zu müssen – so wäre es auch nicht richtig zu sagen, „der ‚antisemitische‘ Impuls sei als bloße Wahnvorstellung zu kennzeichnen“, zumal viele Bolschewiki ja tatsächlich Juden waren. So habe Hitler den (von Stalin fortgesetzten) bolschewistischen „Klassenmord“ schließlich in Form eines „Rassenmords“ als „Gegen-Vernichtung“ imitiert und beantwortet; allerdings erst, nachdem das internationale Judentum sich nach Ausbruch des zweiten Weltkriegs auch als ein echtes Feindvolk präsentiert und dem Dritten Reich seinerseits den Krieg erklärt habe.<sup>1450</sup>

So also lautet die jüngste und letzte, auf ihre barste Form reduzierte Version des Nolteschen „kausalen Nexus“ – die geradezu an ein binäres System erinnert: Hie Enthusiasmus, dort Entsetzen. Hie Bolschewismus, dort Faschismus. Hie Vernichtung, dort Gegen-Vernichtung. Die eigentliche Formel des „kausalen Nexus“ lautet: Weil Lenin, deshalb Hitler; oder: Ohne Lenin kein Hitler.

Dass fast nichts in der Biographie Hitlers und der Geschichte der nationalsozialistischen Bewegung für diesen, durch reines „Geschichtsdenken“ ermittelten Zusammenhang spricht, meine ich in den vorstehenden Kapiteln dieser Arbeit ausführlich nachgewiesen zu haben. Die Furcht vor dem russischen Bolschewismus und seinem befürchteten Übergreifen auf Deutschland und Mitteleuropa kam im Gros des deutschen Bürgertums (zu Recht) über Momente hypochondrischer Angstanfälle kaum hinaus, wie gerade die vermeintlichen Schlüsselzitate Thomas Manns aus den Tagen der Münchner Räterepublik eindrücklich bele-

gen.<sup>(\*)</sup> Auch die „antibolschewistische“ Literatur der Zeit war weniger horribel und in ihren Tendenzen und Schlussfolgerungen uneindeutiger, als gemeinhin angenommen wird.

Selbst Hitlers erster Mentor Dietrich Eckart propagierte im August 1919 in seiner Zeitschrift „Auf gut Deutsch“ noch (wie Stadtler und seine Leute) einen „deutschen Bolschewismus“, der als erstes die Abschaffung der „Zinsknechtschaft“ erzwingen müsse. Deren Verewigung sei dagegen die Hauptaufgabe des falschen, eben „jüdischen Bolschewismus“, mit dem Deutschland durch die westlichen Sieger infiziert werden solle.<sup>1451</sup> Das war der Standardtopos der Antisemiten dieser Jahre. Lenin, Trotzki, Radek oder Leviné firmierten hier im wesentlichen als die Höllenhunde des internationalen Finanzkapitals, bei dem alle Fäden zusammenliefen.

Hitler selbst zeigte in den Wochen des Spartakus-Aufstands und der Münchner Räterepublik eine neutrale, keineswegs übermäßig alarmierte Haltung. Wäre er wirklich entschlossen gegenrevolutionär gestimmt gewesen, hätte er risikolos zu den „Weißen“ überlaufen können. Stattdessen zog er es vor, die rote Binde anzulegen und in seiner Kaserne zu verharren. Erst nach der Niederschlagung der Rä-

---

(\*) Die von Nolte wiederholt als Schlüsselzitate eingeführten Tagebuch-Notizen Thomas Manns vom April 1918, in denen er seinem momentanen bürgerlichen Entsetzen vor einem eventuell drohenden bolschewistischen Terrorismus Ausdruck gibt (vgl. „Der europäische Bürgerkrieg“, S. 90 ff.), treten im Kontext gelesen deutlich hinter seinen gleichzeitigen, fast nationalbolschewistisch zu nennenden Hass gegenüber Versailles, dem Westen, der Demokratie und Zivilisation zurück – all dem also, wogegen er einen ganzen Weltkrieg hindurch seinen „Gedankendienst mit der Waffe“ geleistet hatte. Werkgeschichtlich und biographisch interessanter ist im übrigen Thomas Manns lebenslange Faszination an den „kommunistisch-chiliastischen Dingen“, und besonders am (sowjetischen) Kommunismus, der „tiefe Wurzeln hat im russischen Menschentum“. Und schließlich war er nach eigenem Bekenntnis stets „gut russisch“ gewesen. Natürlich war er nie ein Parteigänger oder Fellow-traveller gewesen. Aber alle „Scheu“ vor den „Ideen des Terrors und der Menschenknechtung“ hinderte ihn nicht, den „totalitären Staatsmann“ (Lenin ebenso wie Stalin) als säkularen „Religionsstifter“ zu würdigen, in dessen Figur der „heilige Schrecken, die neue Kirche, der neue universelle Bindung bietende Glaube“ sich verkörpere – im Unterschied zur „individualistischen Diaspora“ des Liberalismus, worin „der Mensch nicht zu leben vermag“, ja, in der es „wohl gar keine Menschheit geben kann“. (Chicagoer Rede „Meine Zeit“, 1950. In: Gesammelte Werke XI, S. 318 ff.) – In der vorliegenden Darstellung habe ich die Thomas Manns Haltung zum Bolschewismus ansatzweise diskutiert im Kapitel „Die Revolution und die ‚Weisen von Zion‘“, S. 507 f. Eine ausführliche Darstellung, die das Thema in einen größeren lebens- und werksgeschichtlichen Zusammenhang einordnet, findet sich in meinem langen Beitrag „Betrachtungen eines Unpolitischen. Thomas Mann über Russland und den Bolschewismus“. In: Koenen/Kopelew (Hrsg.), Deutschland und die russische Revolution, S. 313-379

terepublik stellt er sich als Informant und deutsch-völkischer Propagandist der Münchner Armeeführung zur Verfügung. Sein Eintritt in die „Politik“ datiert aus den Monaten nach dem Versailler Friedensdiktat. Im September 1919 besuchte er eine Veranstaltung der winzigen „Deutschen Arbeiter-Partei“. Das Thema lautete: „Wie und mit welchen Mitteln beseitigt man den Kapitalismus?“ Es referierte Gottfried Feder über die „Zinsknechtschaft“.

### Projektive Ausrottungsphantasien

Hitlers „Grundemotion“ – wenn man diesen Begriff einmal gelten lassen wollte – lässt sich denn auch vollkommen anders dechiffrieren, als Nolte es tut. Es ging offenkundig um die Externalisierung der Scham der Niederlage, die durch Friedrich Eberts Trostformel „Im Felde unbesiegt“ eben nicht mehr getröstet, sondern im Gegenteil angestachelt wurde. Hitlers späterer, stilisierter Lebensbericht in „Mein Kampf“ ist an keiner Stelle so authentisch und literarisch prägnant wie in der Schilderung des „Kriegserlebnisses“. Und nicht erst mit der Revolution von 1918, sondern mit dem Burgfrieden von 1914 beginnt in seiner ideologisierten Rückinterpretation das Verhängnis.

Damals, als die Arbeiter treu zur Fahne eilten, habe der „Marxismus, dessen letztes Ziel die Vernichtung aller nichtjüdischen Nationalstaaten ist und bleibt“, sich „die Tarnkappe der Lüge über die Ohren“ gezogen und „frech die nationale Erhebung mit“ gemimt. Solchen Verrat aber hätte eine nationale Staatsregierung (anders als die von jüdischem Gemauschel umgebene Regierung Bethmanns und Wilhelms) niemals dulden dürfen: „Es wäre die Pflicht einer besorgten Staatsregierung gewesen, ... die Verhetzer dieses Volkstums unbarmherzig auszurotten. Wenn an der Front die Besten starben, dann konnte man zu Hause wenigstens das Ungeziefer vertilgen.“<sup>1452</sup>

Überdeutlich ist in diesen Passagen, dass Hitlers „ursprünglicher“, vernichtender Hass, soweit er sich auf den „Marxismus“ bezog, nicht den Organisatoren eines revolutionären „Klassenmords“, sondern den Vaterlandsverrätern und Zersettern der Fronten im Weltkrieg galt, die als „Novemberverbrecher“ im Augen-

blick der ruhmlosen Niederlage eine demokratische Republik gründeten – ohne jeden „Klassenmord“ übrigens, was dem Vernichtungsimpuls gegen dieses „Ungeziefer“ keinen Abbruch tat. Im Gegenteil: Der unbekannte Weltkriegsgefreite zeigte sich selbst zu jedem beliebigen Klassen- oder Rassenmord bereit, wenn das nur die Schmach hätte abwaschen können. Und die Metapher des „Ungeziefers“ deutete auf ein ganz anderes „Schreckbild“ als das bolschewistischer Massen-Exekutionen: Es ist das Bild einer Infektion, einer Vergiftung und Verseuchung, die fataler ist als jeder Dolchstoß oder Mord. „Der Dolchstoß ist männlich und erfolgt schlagartig. Die Seuche ist weiblich und schleichend.“<sup>1453</sup>

Wenn Nachrichten aus dem Bürgerkrieg in Russland oder die „Geiselmorde“ im Münchner Luitpold-Gymnasium für die Hitlerschen Grunddispositionen irgendeine Rolle gespielt haben, dann allenfalls als Entblockierung eigener mörderischer Aggressionen. Was in Noltes Modell die treuherzige Vorstellung einer „Gegenvernichtung“ aus aufrichtiger bürgerlicher Empörung annimmt, das dürfte recht exakt den Tatbestand dessen erfüllt haben, was in der Psychologie als „Projektion“ bezeichnet wird.<sup>(\*)</sup>

Die „große Angst“ des Zeitalters, die Hitler (schon kein ganz junger Mann mehr) geteilt und auf seine Weise formuliert hat, galt ansonsten dem Weltumsturz in all seinen Erscheinungsformen. Als dessen Urheber aber entdeckte er im Moment seines politischen Erwachens „den Juden“ – dem alles, „was Menschen zu Höherem streben lässt, sei es Religion, Sozialismus, Demokratie, ... nur Mittel zum Zweck, Geld und Herrschgier zu befrieden“, sei. In diesem frühesten politischen Credo Hitlers vom September 1919 ist vom Bolschewismus mit keinem Wort die Rede. Es handelt ausschließlich vom Judentum als „Rassentuberkulose der Völker“, die restlos „entfernt“ werden muss.<sup>1454</sup>

---

(\*) Ohnehin ist es ein unhistorischer und unpsychologischer Gedanke zu meinen, es müsste für derartige Vernichtungswünsche stets irgendwo ein „Vorbild“ oder „Schreckbild“ gegeben haben. Und das auch noch im Falle eines Weltkriegssoldaten, der für alle Opfer, Leiden, aber auch Zurücksetzungen (nach vier Jahren immer noch Gefreiter!) Kompensation verlangte, und vor allem eine Antwort auf ein erdrückendes, traumatisches „Warum?“. Fast müsste man Nolte vorwerfen, seinem Helden (und all sein Geschichtsdenken dreht sich um die Figur Hitlers) das nötige Maß an „Grundsympathie“ zu verweigern, das er unermüdlich einfordert, um den Mann und seine Motive wenigsten im Ansatz zu verstehen. Aber gerade im Ansatz versteht er ihn vollkommen miss.

### Kampf um die Moderne

Eine Reihe neuerer Darstellungen hat die Entwicklung Deutschlands in der Periode vor und nach dem Ersten Weltkrieg ein Stück weit ihres „Sonderwegs“-Charakters entkleidet. Mark Mazower z.B. hat in seiner Geschichte Europas im 20. Jahrhundert („Der schwarze Kontinent“) geschildert, wie vielfältig und weit verbreitet in dieser Zeitperiode antidemokratische, antiliberale, völkische, antisemitische und totalitäre Gesellschaftsvorstellungen waren, die auf jeweilige Weise darauf abzielten, mit den Mitteln sozialdarwinistischer Auslese, ethnischer Diskriminierung oder sozialtechnologischer und biologischer Manipulationen „gesunde“ Volkskörper und „starke“ Nationen herauszubilden und ihnen einen möglichst erweiterten „Lebensraum“ zu schaffen (um dieses nicht erst von den Nazis erfundene Wort in seiner allgemeineren Bedeutung zu gebrauchen).<sup>1455</sup>

Besonders im östlichen Mitteleuropa und auf den Territorien der auseinandergebrochenen drei östlichen Reiche (dem Osmanischen, Zaristischen und Habsburgischen) kam es zu einer Reihe von Staatsgründungen aus völkischem Geist, darunter auch weitgreifenden Versuchen, ein neues Großgriechenland, Großrumänien, Großpolen usw. zu begründen – hypertrophe Sekundärreiche also, die sich jeweils an den äußersten ethnischen Siedlungsgrenzen orientierten.<sup>1456</sup> Bei der Übertragung westlich-demokratischer Selbstbestimmungs- und Minderheitenrechte in die Sphäre der östlichen Ethnizismen und Nationalitätenkämpfe spielten die imperialen Interessen der Versailler Mächte, speziell Frankreichs mit seinen Vorstellungen eines „cordon sanitaire“, eine höchst problematische und eher verschärfende als mildernde Rolle, bis dahin, dass durch den zwangsweisen Einschluss und/oder „Transfer“ (sprich Deportation) ganzer Bevölkerungen den eigenen Klientenstaaten Gebiete zugeschustert oder schwelende Konfliktherde (wie im Musterfall der Griechen und Türken) ethnisch bereinigt wurden.

Zu den Problemen der staatlichen Neuordnung kamen die materiellen und sozialen Zerrüttungen des Weltkriegs und vor allem die Tatsache, dass es nicht gelang, jene (mindestens teilweise) integrierte und balancierte Weltwirtschaft wie-

derherzustellen, die den beispiellosen sozioökonomischen Take-off der Vorkriegsjahrzehnte erst ermöglicht hatte. Die von John Maynard Keynes frühzeitig beschriebenen „Economic Consequences of the Peace“, die nachwiesen, dass die Idee der Reparationen in Gold und Devisen sich in fataler Weise gegen die Empfänger dieser Tribute selbst wenden und den Wiederaufbau eines tragfähigen internationalen Finanzsystems untergraben mussten, waren ein Faktor der Instabilität, aber bei weitem nicht der einzige. Von kaum geringerer Tragweite war womöglich auch die immer radikalere sozialökonomische (Selbst-)Abschließung der entstehenden UdSSR.

Dennoch waren alle diese unterschiedlichen, ideologisch überhöhten oder verbrämten Autarkismen, Ethnizismen und Nationalismen ein – wenn auch paradoxer oder regressiver – Ausdruck des „Kampfs um die Moderne“, der Gunther Mai zufolge „der Kernkonflikt der Zwischenkriegszeit“ war. Allerdings wurde diese „Moderne“ jetzt nicht mehr im alten, emphatischen Sinne des 19. Jahrhunderts als „Fortschritt“ oder als Ausdruck einer (wenn auch unsichtbaren) „Vernunft“ der Geschichte verstanden, sondern eher als Schicksal und als Krise empfunden – „als chaotische Gemengelage pathologischer, weil unvereinbarer Antinomien: von Universalismus und Partikularismus, Kollektiv und Individuum, Differenzierung und Einheit, Konformität und Individualität, Sicherheit und Selbstverantwortung, Bindung und Freiheit, Rationalität und Irrationalismus“.<sup>1457</sup>

Was zu Jahrhundertbeginn ein diffuser „Kulturpessimismus“ gewesen war, hatte nach dem Durchgang durch den Totalisator des Weltkriegs die Gestalt absoluter ideologischer Systeme angenommen, die sich auf jeweilige Weise anheischig machten, die Widersprüche der Moderne gewaltsam zu bändigen. Diese überwältigende Zeitströmung ist unter vielen, ganz unterschiedlichen Aspekten und Begriffen beschrieben worden – als „Untergang des Abendlandes“ (Oswald Spengler), als „Entzauberung der Welt“ (Max Weber), als „Aufstand der Massen“ (Ortega y Gasset), als „Untergang der Seele“ (Ludwig Klages), als „Unbehagen in der Kultur“ (Sigmund Freud), als „Zeitalter der Angst“ (W. H. Auden) oder als „Daseinsangst, die nur Rettung will“ (so Karl Jaspers).

In historischer Retrospektive handelte es sich um ein Gefühl der Überwältigung durch einen radikalisierten Prozess der Moderne, der mit den Begriffen der Globalisierung, Kommerzialisierung, Säkularisierung, Pluralisierung und Individualisierung zu beschreiben wäre und dessen mächtigster Antriebsmotor seit 1917 Amerika geworden war, das dabei selbst in immer neue Höhen und Tiefen von Konjunktur und Krise, Euphorie und Depression geschleudert wurde. Umso mehr galt das für das mühsam sich neu ordnende und regenerierende Europa. Aber niemand konnte sich diesem Prozess der radikalisierten Moderne mehr entziehen; ja, auch seine entschiedenen Verächter oder Gegner (gleich ob von links oder rechts, ob im Gewande einer romantischen Reaktion oder einer „wissenschaftlichen Steuerung“) trieben diesen Prozess nolens volens immer weiter voran.

Wahrscheinlich galt dieser Effekt einer „Modernisierung wider Willen“ für Nationalsozialisten, Faschisten oder Falangisten, die den Großteil der alten Eliten und bürgerlichen Produktionsformen korporativ und staatlich integrieren konnten, noch mehr als für Bolschewiki und Kommunisten, die hinter dem Schirm weitgehender Autarkie, mit neu gezüchteten Eliten und unter dem absoluten Primat der Politik eine „andere Moderne“ ausbilden wollten. Alle diese totalitären Projekte erscheinen, wie schon gesagt, im Lichte der weiteren Historie als „Reaktionen“ (im weiten Sinne des Wortes) auf die eigentliche Weltrevolution des 20. Jahrhunderts, die man (positiv oder pejorativ) als globale „Verwestlichung“ oder auch als „atlantische Revolution“ beschrieben hat.

Zum Haupttypus dieser Reaktionsbildung wurden die „faschistischen“ Bewegungen und autoritär-korporativen Diktaturen, die in den dreißiger Jahren (bis auf England, Frankreich, die Tschechoslowakei und die skandinavischen Länder) fast zur politischen Normalform geworden waren. Kommunistische Parteien hatten nur dort eine Chance, wo es sich um die Wiederausammenfügung kollabierter alter Großreiche (wie in Russland und später dann China) oder supranationaler Staatsbildungen (wie in Titos Jugoslawien oder Ho Chi Minhs Indochina) mit starken Anteilen vorkapitalistischer Produktionsformen und etablierten Traditionen einer bürokratischen „Staatsgesellschaft“ handelte. Im historischen Nachhinein erscheinen die politischen Formen dieser Reaktionsbildung zwischen den

einzelnen Völkern und Nationen kaum austauschbar. Das bedeutet nicht, dass ihre zugrundeliegenden Motive nicht ganz ähnlicher Art waren.

### „Verrat der Intellektuellen“?

Julien Benda hat in seiner altfränkisch-demokratischen Kampfschrift „La trahison des clercs“ („Der Verrat der Intellektuellen“) von 1927 seinerzeit einen „Nexus“ anderer, universellerer Art konstruiert. Er datierte die antidemokratische Grundtendenz seiner Zeit bis in die 90er Jahre zurück, als Frankreich für fast ein Jahrzehnt in den Hexensabbath der Dreyfus-Affäre geriet.<sup>1458</sup> Bereits damals, so Benda, hätten „die Schriftsteller erkannt, dass ein Bekenntnis zur Autorität, zur Disziplin und Tradition, dass Verachtung für den Geist der Freiheit und die Behauptung, Krieg und Sklaverei seien moralisch wertvolle Institutionen, ... unendlich besser geeignet sind, schlichte Gemüter zu beeindrucken als die Sentimentalitäten des Liberalismus und des Humanitarismus“.<sup>1459</sup> Benda sah Kriege heraufziehen, „die jenen Kämpfen auf Leben und Tod gleichen, die ganze Arten von Nagetieren und Fleischfressern einander liefern“. Und im Panorama seiner Zeit (Mitte der zwanziger Jahre) lieferten ihm das faschistische Italien und das bolschewistische Russland lebendiges Anschauungsmaterial, „um zu erkennen, welche beispiellosen Perfektionsgrad der Geist des Hasses gegen alles ‚andere‘ erlangen kann“.<sup>1460</sup>

Tatsächlich gibt gerade der Blick auf die Allgemeinheit der antiliberalen und antidemokratischen Ängste und Affekte der Künstler und Intellektuellen dieses Zeitalters erst eine Vorstellung ihrer Ernsthaftigkeit. Es handelte sich um eine Kritik der Moderne, die – wie Gunther Mai herausgestellt hat – gerade deshalb fundamentalistisch war, weil sie „zutiefst wertorientiert“, nämlich „auf absoluten, d.h. apriorisch gesetzten Normen begründet“ war.<sup>1461</sup> Und wenn es sich um eine Reaktionsbildung handelte, dann nicht im hergebrachten Sinne von „Reaktion“ als gewaltsamer Rückkehr zu einem idealen Vorzustand – sondern im Sinne eines „konservativ-revolutionären“ Projekts der „Aufhebung“ dieser Moderne und der „Erlösung“ aus ihren Widersprüchen. „Selbst radikalvölkische Schriftsteller

wie Rosenberg ... verwarfen die romantische Forderung nach Rückkehr zur Natur: ‚Nicht ‚die Technik‘ tötet heute alles Vitale, sondern der Mensch ist entartet.“<sup>1462</sup> Es galt demnach, nicht nur eine aus den Fugen gegangene Weltordnung wiederherzustellen und zu „heilen“; sondern „der Mensch“ selbst musste völlig neu gemodelt und gezüchtet werden.

Alle diese antagonistischen, aber parallel gerichteten Versuche, durch neue Eliten und ein neues, absolutes Führertum politisch-moralisch „gebundene“ und „gesundete“, auf große Gesamtzwecke ausgerichtete Gemeinwesen zu schaffen, die in der Lage wären, eine intellektuell und künstlerisch „wiederverzauberte“ Lebenswelt und Hochkultur hervorzubringen, dem persönlichen Dasein Sinn und Gewicht zu verleihen, Technik und Natur zu versöhnen, die alten Geißeln von Hunger und Krankheit zu überwinden (für die eigenen „Volksgenossen“ jedenfalls) und aus den katastrophisch hereinbrechenden Krisen der Wirtschaft und Gesellschaft in eine neue Ära autarker Stabilität und „tausendjähriger“ (zeitloser) Macht hinüberzuführen – alle diese ihrem eigenen Anspruch nach „totalen“ Projekte erschienen einem Gutteil der Zeitgenossen offenbar intellektuell plausibler, emotional befriedigender und künstlerisch inspirierender, als es die unaufhebba- ren Ambivalenzen einer bürgerlich-zivilen Gesellschaft und der banale Gang ihrer Alltagsgeschäfte jemals sein konnten. Die einzige Ausnahme von dieser Regel bildeten jene Länder – im Grunde genommen nur zwei, England und Amerika –, in denen diese Sozialformen bereits als nationale Errungenschaften durch Tradition und Sentiment geheiligt, freilich auch durch ihre koloniale und weltmarktbeherrschende Position sozial abgefedert waren.

### Landschaft nach der Schlacht

Aus dieser erweiterten Perspektive nimmt sich die geistige und politische Landschaft der Weimarer Republik zunächst nicht gar so exzeptionell aus. Immerhin behauptete die Republik sich ein gutes Jahrzehnt lang gegen alle diese virulenten Unterströmungen. Noch aus der Perspektive des Jahres 1930 wirkte das, was 1933 und danach geschah, unwahrscheinlich, nahezu undenkbar. Nichts war

„vorgezeichnet“ oder gar zwangsläufig. Und die Republik war bis zum letzten Augenblick keineswegs zum Untergang verurteilt, wie es die fast kampflose Machtübernahme der Nazis 1933 den Zeitgenossen, aber vor allem auch den Nachkommenden suggerierte – bis heute.<sup>(\*)</sup>

Weder war die von Hugo Preuss entworfene Weimarer Verfassung den deutschen Traditionen so völlig fremd und von den Siegern oktroyiert, wie es die nationalistische und die kommunistische Fama wollte; noch war die Republik nach innen und außen so wehrlos, wie sie sich selbst suggerierte; noch war die soziale und ökonomische Situation so katastrophal, wie alle Welt behauptete, im Gegenteil, sie war über weite Strecken trotz Reparationen noch besser als die der Siegerstaaten – vor allem Frankreichs, das ein Viertel seiner männlichen Bevölkerung verloren hatte und dessen industrielle Kerngebiete im Westen devastiert waren; aber auch Englands, das in den zwanziger Jahren einen ersten, epochalen Niedergang als Industrie- und Handelsmacht erlebte und die Last seines kolonialen Empire kaum noch tragen konnte.

Auch die außenpolitische Konstellation war nicht so ungünstig und Deutschland nicht derart isoliert, wie es sich einredete. Das bolschewistische Russland bedeutete jedenfalls die Sprengung der früheren „Triple-Allianz“, und von einer „Einkreisung“ im Sinne der imperialen Mächtekonstellationen vor 1914 konnte keine Rede mehr sein. Mit der Vielzahl neuer Nachbarstaaten ließ sich durchaus Politik machen. Die „Versailler“ Mächte bildeten schon untereinander einen so spannungsvollen und prekären Zusammenhang, dass sie vor allem deshalb (um ihre eigene, mühsam gefundene Einheit zu wahren) mit Deutschland 1919 nicht mehr hatten in Einzelverhandlungen eintreten können.<sup>1463</sup>

Darin lagen ebenso viele Anknüpfungen für eine aktive und positive deutsche Revisionspolitik. Nicht nur die USA und Großbritannien, sondern gerade auch

---

<sup>(\*)</sup> Es gehört zu den erhellendsten Passagen von Dan Diners universalhistorischem Deutungsversuch „Das Jahrhundert verstehen“, wie er die Berufung Hitlers zum Reichskanzler („das große Änigma deutscher Geschichte“) in einer detaillierten Analyse der versagenden Krisenmechanismen des Reiches ab 1930 mit allen Kontingenzen, kleinlichen Intrigen und jederzeit vorhandenen Alternativen zu rekonstruieren versucht hat, vor allem im Vergleich mit der kaum weniger dramatischen Systemkrise in Großbritannien zur selben Zeit. Zu gering bewertet ist vielleicht die fatale Rolle der KPD mit ihrer Politik der bewussten Spaltung und eines „revolutionären Attentismus“. (Ebenda, S. 135-193)

Frankreich wäre – wie sich in Locarno zumindest andeutete – für eine konstruktive Politik europäischer Kooperation unter der Aufsicht des Völkerbundes zu gewinnen gewesen. Ähnliches gilt für Polen, mit dem die Weimarer Republik sich stattdessen in einen sinnlosen wirtschaftlichen Abnutzungskrieg verwickelte. Auch hier wäre, wie schon die stattgefundenen Referenden zeigten, einer positiven Revisionspolitik Spielraum geboten gewesen. Danzig hätte beiden Ländern als Hafen wie als „Korridor“ dienen können.

Man bewegt sich bei solchen retrospektiven Überlegen keineswegs im leeren Raum des historischen Konjunktivs. In der Ruhrkrise 1923 hatte die Reichsregierung mit ihrer Politik des „passiven Widerstands“ und der Geldentwertung zwar über Monate hinweg Vabanque gespielt; aber dann hatte sie – unter der energischen Führung Stresemanns – diese selbstzerstörerische Politik aufgegeben und die Lage nach innen wie nach außen konsolidiert. Mehr noch: sie hatte die Gelegenheit beim Schopf ergriffen und mit dem kaum weniger erschöpften Frankreich in Locarno zu einem Arrangement gefunden, das zum ersten Mal einen Ausweg aus der beiderseitigen Sackgasse wies. Die voraufgegangene Zustimmung zum Dawes-Plan (1924), später zum Young-Plan (1928) ließ sich zwar in astronomische Zeitmaße und Gesamtsummen (hundert Jahre und tausend Milliarden) hochrechnen; sie legte aber für die gegebene Situation zunächst eine Rate von Reparationen fest, die tragbar war und sich mit amerikanischer Kapitalhilfe für eine festere Verknüpfung der westeuropäischen Volkswirtschaften nutzen ließ. Die sozialökonomischen Folgen, die sich in der Erinnerung später im Bild der „goldenen Zwanziger“ festsetzten, waren sofort fühlbar.

Kurzum, die Weimarer Republik befand sich, getragen von einer parlamentarischen Mehrheit mit dem Schwerpunkt rechts der Mitte, fast immer unter Einschluss der Sozialdemokratie, auf einem Kurs der faktischen Westintegration, der – konsequent verfolgt – seine eigene Dynamik hätte entwickeln können. Natürlich kann man die Geschichte der Weimarer Republik nicht in eine Art verpasste Frühgeschichte der Bonner Bundesrepublik auflösen. Aber die Geschichte der Bundesrepublik, die sich vom Boden eines reinen Provisoriums aus schließlich zum Eckpfeiler eines zusammenwachsenden Europa entwickelt hat, fügt – wie

auf andere Weise auch die Geschichte der DDR – den Rückblicken auf Weimar doch wesentliche Aspekte hinzu.

Im übrigen kann die unheilvolle Verwicklung der internationalen Beziehungen, die schließlich in der Weltwirtschaftskrise kulminierte, auch nicht einseitig auf das Konto der Weimarer Regierungen geschrieben werden. Zu den fatalen Mechanismen der Nachkriegsordnung gehörte zum Beispiel, dass Frankreich (auch nach Locarno) deshalb so unnachgiebig auf den deutschen Reparationen bestand und das Rheinland als letztes Faustpfand behalten wollte, weil es sonst seine eigenen Kriegsschulden gegenüber den USA nicht hätte bezahlen können. Es ging im wörtlichsten Sinne um die Hypotheken des Weltkrieges und ihre Abarbeitung.

Aber auch die Weltwirtschaftskrise war nicht dasjenige Ereignis, das den Weg Deutschlands in das Dritte Reich oder in den zweiten Weltkrieg bereits vorgezeichnet und gar besiegelt hätte. Fast umgekehrt: Die Krise – verschärft von der aggressiven Erfüllungspolitik der Regierung Brüning, die das Reich (wie 1923, wenn auch mit entgegengesetzten Mitteln) bewusst zahlungsunfähig machte – sprengte binnen kurzem nicht nur das gesamte System der Reparationen, sondern auch das der einseitigen Rüstungsbeschränkungen. Mit dem Hoover-Moratorium von Juni 1931 und schließlich der Lausanner Konferenz im Dezember 1932 war dem Deutschen Reich durch Fünfmächte-Erklärung die volle „Gleichberechtigung“ in einem zu schaffenden „System, das allen Nationen Sicherheit bietet“, zugesichert. Bevor Hitler also die Macht antrat, war das Versailler System de facto und de jure weitgehend aufgehoben.<sup>1464</sup> In diesem Sinne hatte die deutsche Revisionspolitik gesiegt – aber sich selbst und Europa dabei zu Tode gesiegt.

### Die deutsche Hysterie

Gunther Mai hat das historische Rätsel, das die ungeheuerlichen Metamorphosen Deutschlands in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts aufgeben, auf die sozial-ökonomische Feststellung und mentalitätsgeschichtliche Frage zugespitzt: „wie ... ein annähernd gleiches Niveau der volkswirtschaftlichen Gesamtleistung und der individuellen Lebenshaltung 1913, 1928, 1938 und 1955 (in Westdeutsch-

land) zu völlig unterschiedlichen politischen Grundhaltungen und Systemoptionen führte, also im wesentlichen innerhalb der Lebensspanne einer einzigen Generation“.<sup>1465</sup>

Mai sieht darin vor allem ein Beispiel für die unübersehbare „Wirkungsmacht von Ideen und Ideologien“. Man kann die Frage allerdings gleich weitergeben: Wie erklärt es sich, dass ein und dieselbe Ideologie, der Nationalsozialismus zum Beispiel, ab 1930 plötzlich eine „Wirkungsmacht“ entfaltete, die sie im Jahrzehnt zuvor nicht annähernd besaß? Die Gründe können offensichtlich nur in den sozialen und psychischen Dispositionen der Massen gefunden werden, die sich von diesen „Ideen und Ideologien“ nun plötzlich en masse erfassen, organisieren und in Marsch setzen ließen; d.h. in dem lebendigen und höchst wechselhaften Fonds an Erwartungen und Enttäuschungen, Gefühlen und Interessen, Hysterien und Zwangsvorstellungen, Verletzungen und Tröstungen, die die Menschen jeweils bewegt und beherrscht haben. Und da das differenzierte Instrumentarium von Meinungsumfragen oder sozialpsychologischen Tiefenstudien als Medium gesellschaftlicher Selbstdiagnose und als historisches Quellenmaterial neuer Ordnung für die Vorkriegszeit nicht zur Verfügung steht, sind Historiker auf kulturgeschichtliche Zeugnisse angewiesen, noch immer meist in Form gedruckter Texte, deren ideologische, emotionale und psychische „Wirkungsmacht“ sich nur durch Interpretation und Interpolation näherungsweise erschließen lässt.

Dass rein sozialhistorische Interpretationen (darauf will auch Mai hinaus) das Rätsel nicht lösen können, zeigt sich schlagend daran, dass die eigentliche und nachhaltige nationalistische Radikalisierung in Deutschland – auf deren Grundlage auch die Nazipartei aus ihrem Sektendasein in breitere Gewässer hinaus kam – nicht nach Versailles 1919 und nicht nach Rapallo 1922, sondern erst nach Locarno 1925 begann, mitten in der kurzen Phase einer ökonomischen Prosperität und (äußerlichen) politischen Beruhigung also. Je stärker der Sog einer materiellen Westintegration des Reiches wurde, umso heftiger wurden die Gegenreaktionen. Schon auf der Ebene der offiziellen Politik war das deutlich sichtbar. Gegen Rapallo hatte es praktisch von keiner Seite wirklichen Widerstand gegeben,

im Gegenteil. Locarno dagegen konnte nur gegen heftige Proteste von allen Seiten mit hauchdünner Mehrheit durchgesetzt werden.

Locarno, hieß es etwa in einer Denkschrift im Auswärtigen Amt, bedeute „das Ende jeder Politik“. Brockdorff-Rantzau in Moskau drohte mit Rücktritt, weil mit Locarno „das Atout, das wir seit Rapallo den Alliierten gegenüber besaßen“, aufgegeben worden sei.<sup>1466</sup> Und der Historiker Hermann Oncken erklärte es – nach dem Young-Abkommen 1928 – für schlechthin unzulässig, „eine bindende Verpflichtung nach außen hin, über die eigene Generation hinweg“, einzugehen, während doch gerade darum gehen müsse, das deutsche Volk endlich aus seiner „seelischen Hölle“ zu erlösen.<sup>1467</sup>

Äußerungen wie diese spielen, wohlgemerkt, noch auf der gutbürgerlichen Vorderbühne der politisch-intellektuellen Szenerie, nicht auf der extremistischen Hinterbühne, auf der von rechts wie von links mit den „Sklavenketten“ gerasselt wurde. Nicht zu Unrecht hat Peter Krüger jemanden wie den eher liberalen Hermann Oncken als Repräsentanten einer maßlos übertreibenden nationalen Rhetorik gewählt. Dessen Formeln aus dem Jahr 1919 von „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung“ und vom „Unglück ohne Grenzen“, welches „in der Zeit unseres Lebens nicht auszuschöpfen“ sei, gehörten zu den fixen Topoi der gebildeten Schichten. Aber wie Fichte in der Zeit preußischer Ohnmacht nach 1806, hatte Oncken den Durchgang durch die nationale Erniedrigung als Etappe zum Wiederaufstieg beschworen, dessen „Umriss einer großen weltgeschichtlichen Sendung“ in der heroischen Leistung des vergangenen Krieges schon sichtbar geworden seien.<sup>1468</sup> (Dass er damit Lenins Gedankenfigur vom „Tilsiter Frieden“ als Durchgang zum nationalen Wiederaufschwung Russlands in einem „vaterländischen Krieg“ repetierte, dürfte Oncken schwerlich bewusst gewesen sein.)

Man befindet sich hier im Herzen jener „deutschen Hysterie“, der der ungarische Politiker und Staatsrechtler István Bibó zwischen 1942 und 1944 in Budapest (im Auge des Orkans sitzend) nachgegangen ist. Bibó sah den historischen Kern dieser scheinbar unstillbaren Hysterie darin, dass die Deutschen es (gerade durch ihre habsburgischen und preußischen Verflechtungen mit Ostmitteleuropa, darunter Ungarn) nie zu einem deutlich konturierten und selbstbewussten Natio-

nalstaat gebracht hatten, sondern sich in ihren romantisch-phantastischen Reichsideen eingegelt und innenpolitisch (was die Instrumente einer völlig überfälligen Reichsreform anging) selbst blockiert hatten, sodass sie nach ihrem fehlgeschlagenen Griff nach der europäischen Hegemonie vollends „in die polaren Extreme von Minderwertigkeitskomplex und Machtwahn getrieben“ worden seien.<sup>1469(\*)</sup> Man kann die historische Analyse des Phänomens sicherlich präziser ansetzen. Aber der Begriff Bibós bleibt haften: der der „deutschen Hysterie“.

### Mythische Selbsterfindungen

Aus anderer Perspektive könnte man sagen, dass die Deutschen sich im Angesicht ihrer tiefsten (weil scheinbar freiwilligen, „gutgläubigen“, mit Illusionen gepflasterten) Niederlage noch einmal selbst erfanden – aber nun erst recht nicht als eine Nation unter Nationen, sondern als ein von einer „Welt von Feinden“ betrügerisch um den Sieg geprelltes Reichsvolk mit einer unerfüllten „weltgeschichtlichen Sendung“, das (um noch einmal Oncken zu zitieren) aus seiner von Gott und der Geschichte gegebenen Mittellage heraus nur die Alternative habe, sich entweder zur „natürlichen Führung des Weltteils“, also Europas, aufzuschwingen oder aber zwischen West und Ost zerrieben zu werden.<sup>1470</sup> Deutschland würde nicht sein, wenn es nicht Weltmacht sein konnte – das war die unverrückbare Botschaft.

Radikaler noch als die „Ideen von 1914“, wurden die „Ideen von 1918“ als Antithese der in Versailles angeblich zu sich gekommenen, auf ihren wahren Wesenskern gebrachten Ideen des siegreichen Westens entwickelt. Als Leitschriften – neben Thomas Manns „Betrachtungen eines Unpolitischen“ – können etwa Moeller van den Brucks „Das Recht der jungen Völker“ oder Spenglers „Preußentum und Sozialismus“ gelten. Aber auch die Titel der beiden Anthologien

---

(\*) Sehr zutreffend Bibós Bemerkung: „Allerdings muss davor gewarnt werden, in deutscher Manier verkehrte Geistesgeschichte zu betreiben und den philosophischen Gedanken oder den ideologischen Systemen Wirkungen zuzuschreiben, zu denen sie nicht in der Lage sind. Katastrophen stammen nicht aus den Gedanken als solchen, sondern aus den Affekten, die in die gedanklich gegebenen Schemata eindringen können.“ (S. 149)

expressionistischer Dichtung, „Menschheitsdämmerung“ und „Kameraden der Menschheit“, illuminieren den Hintergrund dieser Zeitstimmung.

Alles steht hier im Zeichen des steilen Willens, nun erst recht sich (vorerst im Geiste) zum Weltvolk oder zur „Über-Nation“ zu formen, auf etwas hin, „was man von uns noch nicht wollte“ (Nietzsche). Der von Thomas Mann mitten im Krieg bereits formulierte Wunsch nach einem „Dritten Reich“, einer letzten, unerhörten Metamorphose des tausendjährigen Reichs der Deutschen im Sinne eines durchgeistigten und sittlich gebundenen Machtstaates neuer, höherer Ordnung, wurde zum Fluchtpunkt aller politisch-unpolitischen Aspirationen der Nachkriegszeit, lange bevor die Nazis sich dieses Begriffs bemächtigten. Es war jedenfalls die Weigerung, sich in dem neuen Weltzustand einzurichten, sich mit nüchternen Augen anzusehen, zu sich selbst zu kommen.

Wie eine Verkörperung dieses abstrakten, leeren Ideen-Fanatismus kann die diskrete, fast unsichtbare Figur Moeller van Brucks betrachtet werden, der sich als intellektueller Fundamentalist völlig dem Projekt einer Neuerfindung der Deutschen aus dem Geist eines ideellen Preußentums verschrieben hatte. Seine Vorstellung vom „Dritten Reich“ unterschied sich nicht nur als gedankliche Konzeption, sondern auch in der „Grundemotion“ (um den Begriff Noltes nochmals aufzunehmen) deutlich von der Hitlers. Wie alle Nationalrevolutionäre, nahm Moeller die Niederlage von 1918 als eine Fügung hin, da ein Sieg des wilhelminischen Deutschland dieses womöglich in den Kulturzusammenbruch des Westens verwickelt hätte. Viel schlimmer war, dass das deutsche Volk auch „die Revolution verloren“ hatte – die Chance nämlich, im Moment der Einstellung des Kampfes Sozialismus und Nation untrennbar miteinander zu verschmelzen und das nachzuholen, was es 1914 versäumt hatte: sich an die Spitze der unterdrückten und „jungen Völker“ zu setzen.

Wie für Moeller, war auch für Oswald Spengler in seiner Kampf- und Bekenntnisschrift „Preußentum und Sozialismus“ von 1919 Deutschland von seiner ganzen geschichtlichen Konstitution her das Land des „autoritativen Sozialismus“, das seinem ureigenen „Wesen nach illiberal und antidemokratisch“ und daher berufen sei, „englischen Liberalismus und französische Demokratie“ weltge-

schichtlich zu überwinden.<sup>1471</sup> Dieser „echte Sozialismus“, der „im August 1914 aufgestanden“ war und sich „im letzten Ringen an der Front bewährt“ hatte, war im November 1918 vom marxistischen „Pack mit dem Literatengeschmeiß an der Spitze“ verraten worden.<sup>1472</sup> Nicht dass der degenerierte wilhelminische Überbau abgeworfen worden war, war also das Unglück, sondern im Gegenteil, das Kraft- und Stillose dieser Revolution: „Kein mächtiger Augenblick, nichts Begeistern- des; kein großer Mann, kein bleibendes Wort, kein kühner Frevel.“<sup>1473</sup> Der innere Weg zur Gesundung und zum Wiederaufstieg war „vorgezeichnet: der wertvolle Teil der Arbeiterschaft in Verbindung mit den besten Trägern des altpreußischen Staatsgefühls, beide entschlossen zur Gründung eines streng sozialistischen Staates“.<sup>1474</sup>

Für Moeller (darin unterschied er sich von Spengler, dessen kulturmorphologische These vom „Untergang des Abendlandes“ er ablehnte) gehörte dieses Preußen-Deutschland noch zu den „jungen Völkern“, die in anderer, zeitgenössischer Beleuchtung (etwa im Wortschatz des italienischen Faschismus) auch die „proletarischen Völker“ waren. Sie waren „jung“, weil sie stark und fruchtbar waren, in sich noch eine unverbrauchte, barbarische Kraft der Mythenbildung trugen, der Erde und dem schöpferischen Chaos, aus dem neue Ordnung entstehen konnte, näher lebten, und weil daher nur sie noch in der Lage waren, sich der fressenden Macht des westlichen Rationalismus entgegenzustellen. Neben Japan, Italien und einigen kleineren Völkern waren die großen, einer kraftvollen Regeneration fähigen „jungen Völker“ Moeller zufolge Amerika, Russland und Preußen-Deutschland.<sup>1475</sup> Amerika würde früher oder später allerdings dem „Drehungsgesetz der Erde“ unterliegen, das der Formel gehorchte: Jugend – Bauerntum – Innerlichkeit – Osten.<sup>1476</sup> Zwar befürwortete Moeller in der gegebenen Nachkriegssituation ein Bündnis Deutschlands mit Amerika und Russland zugleich, worin es sich als Mittelmacht hätte entfalten und bewähren können. Aber seine tiefere Bestimmung war es, in der Linie der preußischen Geschichte die „deutsch-russische Seite der Welt“ gegenüber dem Westen zu entwickeln.<sup>1477</sup>

Dazu hatte Moeller sogar eine eigene Rassentheorie parat, die etwa besagte, dass sich die Germanen auf dem Wege ihrer Völkerwanderung in Russland mit

einem jüngeren (ostslawischen) Volk gekreuzt hätten, weshalb die Russen nicht nur ein junges Volk, sondern auch eine junge Rasse seien.<sup>1478</sup> Ähnlich wie bei Eugen Diederichs und anderen Ideologen der Jugendbewegung im „Tat-Kreis“, konnten diese Vorstellungen einer germanisch-slawischen Synthese als einem quasi natürlichen, männlich-weiblichen Zeugungsakt auch koloniasatorisch ausgelegt werden, wie es Moeller in seinen Kriegsschriften auch getan hatte, da sich das Zarenreich nun einmal gegen Deutschland gewendet hatte. Aber bei alledem blieb Russland immer eine Art Jungbrunnen, rassisch, politisch und spirituell. Ja, Deutschland bedurfte der „russischen Geistigkeit“ als eines notwendigen Antidotums gegen das übermächtige Westlertum.<sup>1479</sup>

Damit trat Moeller in der Rolle auf, als der er in der Öffentlichkeit von Haus aus ohnehin am bekanntesten und am einflussreichsten war: nämlich als der deutsche Herausgeber der Werke Dostojewskis seit 1905 und (in einer Vielzahl von ausführlichen Einleitungen, zusammen mit Dmitri Mereschkowski) auch als sein maßgeblicher Exeget.

### „Das protestierende Reich“

Dostojewskis Wort von Deutschland als dem „protestierenden Reich“, das schon für Thomas Mann den Ausgangs- und Angelpunkt seiner „Betrachtungen eines Unpolitischen“ gebildet hatte, wurde in den Jahren nach 1919 zum Leitbegriff und Gemeinplatz vieler, fast möchte man sagen: „aller“ nationalfundamentalen Selbstfindungsprozesse.

Tatsächlich hatte Dostojewski in seinem Artikel aus dem Jahr 1877 „Die deutsche Weltfrage“ geschrieben: „Der charakteristischste, wesentlichste Zug dieses großen, stolzen und besonderen Volkes bestand schon seit dem ersten Augenblick seines Auftretens in der geschichtlichen Welt darin, dass es sich niemals, weder in seiner Bestimmung noch in seinen Grundsätzen, mit der äußersten westlichen europäischen Welt hat vereinigen wollen ... Es protestierte gegen diese Welt diese ganzen zweitausend Jahre hindurch, und wenn es auch sein eigenes Wort nicht aussprach – und es überhaupt noch nie ausgesprochen hat, sein scharf

formuliertes eigenes Ideal, zum positiven Ersatz für die von ihm zerstörte altrömische Idee – so, glaube ich, war es doch im Herzen immer überzeugt, dass es noch einmal imstande sein werde, dieses neue Wort zu sagen und mit ihm die Menschheit zu führen.“<sup>1480</sup>

Bezeichnend für den Eifer, mit dem man das „geistige Russland“ zum Kronzeugen der verloren gegangenen eigenen Bestimmung herbeizitierten wollte, war die Tatsache, dass der durchaus herablassende Ton, in dem Dostojewski über das ewig protestierende Deutschland gesprochen hatte, das (anders als Russland) auch nach zweitausend Jahren noch nicht in der Lage war, der Welt sein „eigenes Wort“ zu sagen, von Thomas Mann wie all den zahllosen Zitatoren geflissentlich überlesen wurde. Dasselbe gilt für das komplementäre, ebenso oft zitierte Dostojewski-Diktum: „dass die Abhängigkeit von dem Bündnis mit Russland allem Anschein nach die verhängnisvolle Bestimmung Deutschlands ist, und besonders seit dem Deutsch-Französischen Kriege“. Weggelassen wurde der recht hämische Vorsatz: „Wie, wenn sie (die Russen) plötzlich erraten, dass nicht sie das Bündnis mit Deutschland brauchen, wohl aber Deutschland das Bündnis mit Russland“ – weshalb auch der von sich selbst so überzeugte Herr Bismarck nicht an die „allzu große Ehrerbietung Russlands“ glauben wollte!<sup>1481</sup>

Aber man las aus diesen recht oberflächlichen, ressentimentgeladenen Feuilletons des „Sehers und Künders“ heraus, was man darin finden wollte. Und mit dem anverwandten Dostojewski erfand man auch das dazugehörige Russland, das er angeblich auf tiefste und authentischste Weise verkörperte, gleich mit. Diese, ans Absurde reichende Gleichsetzung steigerte sich bei Oswald Spengler bis zu der Behauptung: „Der echte Russe ist ein Jünger Dostojewskis, obwohl er ihn nicht liest, obwohl *und weil* er überhaupt nicht lesen kann. Er ist selbst ein Stück Dostojewski.“<sup>1482</sup>

Dieses imaginäre Dostojewski-Russland galt für das von jeher gegen „Rom“ und den bürgerlich-kapitalistischen Westen „protestierende“ Deutschland als ein existenzieller, geradezu kreatürlicher Verbündeter, der alles, was der Deutsche verachtete, noch tiefer, noch wesenhafter verachtete: „Das Russentum sieht in der Welt des Kapitalismus einen Feind ... (Es) empfindet das Denken in Geld als

Sünde. Die Maschinenindustrie ist ihren Geiste nach unrußisch ... Der echte Russe ist ohne Unterschied Bauer, auch als Gelehrter, auch als Beamter ... Und das schweigende Rußentum der Tiefe hat sich inzwischen längst vom Westen abgewandt und blickt nach Asien.“<sup>1483</sup> Ja, die Russen firmierten in Spenglers die Jahrtausende umfassender Geschichtsschau als „das Versprechen einer kommenden Kultur“: „Die Russen sind überhaupt kein Volk wie das deutsche und das englische, sie enthalten die Möglichkeit vieler Völker der Zukunft in sich wie die Germanen der Karolingerzeit.“<sup>1484</sup> Sie waren also die neuen Germanen.

Dem kategorischen Bild der „horizontalen“ russischen Kultur mit ihren durchaus asiatischen Zügen, wie sie Spengler im ersten Band seines „Untergang des Abendlandes“ (1918) als eine noch immer zukünftige, ihrer vollen Entfaltung harrende Lebenswelt dargestellt hatte, wurde letztendlich auch der Bolschewismus eingemeindet – obwohl Spengler ihn als „westliche“ Doktrin (im Geiste von „Tolstoi, nicht Marx“ allerdings) durchaus verabscheute und anfangs als eine letzte Steigerung der zweihundertjährigen „Pseudomorphose“ Russlands in der Tradition des Petrinismus (d.h. im Sinne einer gewaltsam aufgezwungenen Verwestlichung) interpretiert und abgelehnt hatte. Aber 1922 zeigte er sich doch davon überzeugt, dass „die Russen den Bolschewismus nach ihrem eigenen Wesen umgeschaffen“ hätten und das sowjetische Rußland somit eine „Doppelnatur“ aufweise. Und *eine* Person hatte er von seiner Kritik ohnehin ausgenommen: Lenin, in dem er eine wahre „Cäsarengestalt“ sah – genau von der Statur, deren Fehlen er in Deutschland so schmerzlich beklagt hatte.<sup>1485</sup>

#### Eine deutsche „Dostojewtschina“

„Dass die europäische, zumal die deutsche Jugend Dostojewski als ihren großen Schriftsteller empfindet, nicht Goethe, auch nicht einmal Nietzsche“ – das stand für Hermann Hesse schon 1918 außer jedem Zweifel.<sup>1486</sup> Drei Jahre später sprach Thomas Mann anhand zweier Erzählungen Hermann Ungars von der „Herrschaft Dostojewskis über die europäische Jugend von 1920“.<sup>1487</sup> Wieder drei Jahre später stellte Erdmann Hanisch fest, die Werke Dostojewskis seien dem deutschen

Publikum mittlerweile „in geradezu bedrohlicher Menge“ zugänglich gemacht worden.<sup>1488(\*)</sup>

Diese „Dostojewski-Inflation“ beschrieb die Slawistin Sonia Lane 1931 in einem detaillierten bibliographischen Rückblick und nannte es eine Tatsache, dass der russische Dichter und Denker „zum innersten Bestandteil der deutschen Kultur, des deutschen Geistes – und der deutschen Nervosität geworden ist ... Kein Land Europas hat sich diesen schicksalhaften, richtunggebenden Dichter so zu eigen gemacht wie gerade Deutschland.“<sup>1489</sup> Der Theologe Theoderich Kampmann schließlich ging in seinem Buch „Dostojewski in Deutschland“ aus dem gleichen Jahr noch einen Schritt weiter, als er feststellte, „dass Dostojewski – in einer ähnlichen Weise wie nur noch Shakespeare – zum bleibenden Bestandteil deutschen Geisteslebens geworden“ sei, was von solch universeller geistiger Bedeutung sei, „dass die Welt nur über den deutschen Dostojewski hinweg sich des russischen wird bemächtigen können“.<sup>1490</sup>

Tatsächlich galt das Interesse an Dostojewski, wie Stefan Zweig bereits 1920 feierlich erklärt hatte, längst nicht mehr nur dem Werk des Schriftstellers und Dichters, sondern der „mythischen Urgestalt“<sup>1491</sup> – in welche Dostojewski sich gerade durch Texte wie die Zweigs tatsächlich immer mehr verpuppte. Dabei kam sein stets beschworener Leidensweg fast dem eines Religionsstifters und Nachfolgers Christi gleich. „Dies aber ist Dostojewski: die Höllenfahrt des Sünders und die Auferstehung des Heiligen“, so Werner Mahrholz 1921.<sup>1492</sup> In den

---

(\*) Ab 1916 begannen die Auflagen Dostojewskis anzuziehen. Die „Sämtlichen Werke“ im Piper-Verlag wurden bis 1919 auf 22 Bände komplettiert und hatten bis 1920 bereits eine Gesamtauflage von 135 Tsd., bis 1922 von 179 Tsd. erreicht. Parallel brachte Piper alle Werke auch in Einzelausgaben heraus – in scharfer Konkurrenz mit einem halben Dutzend anderer Verlage, die an der Konjunktur partizipierten. Der Insel-Verlag zum Beispiel brachte zwischen 1919 und 1921 nicht nur alle größeren Werke Dostojewskis in eigenen Übersetzungen und Einzelausgaben heraus. 1921 kündigte Insel auch „Sämtliche Romane und Novellen in 25 Bänden, eingeleitet von Stefan Zweig“ an – ein ausgesprochenes Prestige-Unternehmen. Insgesamt erschienen nach einem womöglich noch unvollständigen Überblick zwischen 1918 und 1924 von Dostojewski in deutschen Verlagen nicht weniger als 4 Gesamtausgaben, 22 Sammelwerke und 120 Einzelausgaben. Oft gab es von ein und demselben Roman in einem Jahr zwei oder sogar drei Neuübersetzungen. Nimmt man alle Nachauflagen in den seit 1919 entstandenen Buchklubs oder in anderen populären Buchreihen hinzu, so wurden Werke Dostojewskis über die 20er Jahre hinweg von rund 60 Verlagen verbreitet. Ihren Klimax erreichte diese Konjunktur im „Dostojewski-Jahr“ 1921 (zum 100. Geburts- und 40. Todesjahr des Dichters). Allein in diesem einen Jahr betrug die Auflagen seiner Bücher in allen deutschen Verlagen 203 Tsd. Exemplare. Bis 1925 sank die Kurve dann wieder auf rd. 60 Tsd.

Augen von Eduard Thurneysen dagegen war Dostojewski gerade „*nicht* Heiliger, *nicht* Asket, keine edle, sondern eine dämonische Seele“; und eben dies verleihe seinem Werk den „Zug *ewiger* Wesenheit“.<sup>1493</sup> Zitate und Dispute dieser Art ließen sich in unendlicher Reihung anführen.

Als ein negativer Indikator dieser deutschen Dostojewtschina kann schließlich gelten, dass die Schriftstellerin Bertha Diener-Eckstein 1925 unter dem Pseudonym „Sir Galahad“ einen furiosen, von russophoben und antisemitischen Invektiven nur so strotzenden „Idiotenführer durch die russische Literatur“ auf den Markt warf, dessen polemischer Hauptstoß sich eben gegen den Kult um Dostojewski richtete. Denn mit „der Inthronisierung des Idiotenideals in der russischen Literatur“ habe erst „die systematische Welthetze gegen den vornehmen Menschen“ begonnen.<sup>1494</sup> Noch bezeichnender war die Verteidigung dieses Pamphletes durch den Herausgeber der Süddeutschen Monatshefte, Josef Hofmiller: „Dass Dostojewskis Geistigkeit eine Vorform des Bolschewismus ist; dass Lenin und Trotzky nur ernten, was er gesät hat, nämlich die Idolatrie der Erniedrigten und Beleidigten; dass diese östliche Psyche für uns, für ganz Europa eine ungeheure Gefahr ist: solche Feststellungen werden offenbar als unbequem empfunden“.<sup>1495</sup>

Den in diesen gehässigen Abwehrreflexen verzerrt angesprochenen Zusammenhang findet man, in ganz anderer, ernsterer Wendung, aber auch in einigen Reflexionen Hannah Arendts, die ja selbst noch eine Zeitgenossin der deutschen „Dostojewtschina“ der zwanziger Jahre war. In dem Abschnitt ihrer Schrift über „Elemente und Ursprünge totalitärer Herrschaft“, der den Panbewegungen im östlichen Europa als Protoformen totalitärer Bewegungen gewidmet ist, finden sich einige Bemerkungen über die panslawistische Kulturpropaganda gegenüber Europa (der sie Dostojewskis Idolatrie der Russen als dem „heiligen Volk der Neuzeit“ klar mit zuordnet). In dieser Literatur, die unter den Bedingungen bürokratisch-despotischer Willkür und inmitten des „trägen Chaos“ der Lebensbedingungen des alten Russland entstanden war, sei in „einer schier unendlichen Variation von Einfällen das flache, sterile und nur zivilisierte Europa, das nicht weiß, was Leiden und Opfer sind, der Tiefe und ursprünglichen Gewalttätigkeit Russ-

lands gegenübergestellt“ worden. Und stets erschien dann dem unbefangenen Leser „die ‚östliche Seele‘ unendlich reicher, ihre Psychologie unendlich komplizierter und ihre Literatur unendlich tiefer ... als die der westlichen Völker der gleichen Periode“.<sup>1496</sup>

Arendts Betrachtungen über die panslawistische Propaganda des 19. Jahrhunderts ließe sich abgewandelt auch auf die späte Rezeption Dostojewskis und der russischen Literatur insgesamt im geschlagenen Deutschland übertragen, in der diese nicht nur als Kronzeugin gegen den „flachen“ Westen dienen musste, sondern unvermittelt auch als Geistesverwandte in Anspruch genommen wurde. So wenn Hermann Rauschning in seinem Abriss der „Konservativen Revolution“ von 1941 halb kritisch und halb selbst noch im Banne dieser Haltung schrieb, die Menschen Dostojewskis und die deutschen Nationalisten nach 1918 seien Besessene gewesen, „wie es nur ein Deutscher oder ein Russe sein kann“.<sup>1497</sup>

#### „Bilder mythischer Meister“

Der Dostojewski-Kult in den Jahren nach Weltkrieg und Revolution bildete allerdings nur das Zentrum eines sprunghaft gewachsenen Interesses an der russischen Literatur insgesamt und an ihren „mythischen Meistern“ – wie sie Thomas Mann in seinem Geleitwort zum „Russenheft“ der Süddeutschen Monatshefte im Februar 1921 noch einmal lebhaft-feierlich evozierte.<sup>1498</sup> Sein eigenes, geflügeltes Wort von der „heiligen russischen Literatur“ zitierend, verkündete er, „dass, seit Gogols Tagen, der Kampf um das ‚Reich‘, um das neue Menschentum und die neue Religion ... nirgends kühner und inniger geführt wird, als in der russischen Seele“.<sup>1499</sup> Und Thomas Mann hatte auch 1921 (wie 1917) keine Bedenken, diese angenommene geistige Nähe unmittelbar ins Politische zu übertragen: „Denn Russland und Deutschland müssen einander besser und besser kennen. Sie sollen Hand in Hand in die Zukunft gehen.“<sup>1500</sup>

Arthur Luther, selbst einer der bedeutendsten Übersetzer und Herausgeber, stellte das neue Interesse an der russischen Literatur seinerseits in einen direkten zeitgeschichtlichen Kontext. Im „Sonderheft Russland“ der Verlegerzeitschrift Das deutsche Buch, das aus Anlass einer deutschen Bücherschau in Moskau im Sommer 1923

herausgegeben wurde, schrieb Luther: „Noch nie ist der deutsche Büchermarkt so mit Übersetzungen aus dem Russischen überschwemmt gewesen wie heute. Waren es früher immer nur einzelne große Russen, die die Aufmerksamkeit deutscher Literaturfreunde auf sich zogen – Turgenjew, Tolstoi, Dostojewski, später Tschechow, Gorki –, so scheint jetzt das Bestreben der deutschen Leser darauf gerichtet zu sein, die ganze russische Literatur kennen zu lernen, sich ein Bild von ihrer Gesamtentwicklung zu machen, das russische Wesen aus ihr kennen zu lernen. Die Russen haben uns plötzlich ungemein viel zu sagen, – nicht bloß weil wir uns ihnen schicksalsverwandt fühlen, nicht bloß weil man vielfach glaubt, nur der Anschluss an Russland könne uns aus unseren politischen und sozialen Nöten helfen, sondern weil wir in den Erlebnissen der russischen Seele vieles entdeckt haben, was uns unmittelbar ergreift, was unserem eigenen Erleben entspricht.“<sup>1501</sup>

Neben den immer neuen Übersetzungen und Ausgaben der modernen Klassiker der russischen Literatur betraf diese Feststellung Luthers vor allem die Plejade jüngerer Autoren, von denen manche schon vor oder während des Krieges übersetzt worden, andere aber noch ganz unbekannt waren. Viele wurden von den bolschewistischen Machthabern in die Emigration, das Verstummen oder Vergessen abgedrängt, einige starben einen vorzeitigen Tod. Umso beachtlicher war es, dass Autoren wie Remisow, Kusmin, Sologub, Andrejew, Bunin, Bjely, Balmont, Brjussow, Blok, Hippus, Wjatscheslaw Iwanow, Jessenin, Alexej Tolstoi, Ehrenburg oder Schmeljow in repräsentativer Weise den deutschen Lesern bekannt gemacht wurden.

#### Auftritt der jungen „Sowjetliteratur“

Dagegen hatte Luther wie viele seiner Kollegen aus der Zunft der Literaturvermittler (viele mit deutsch-russischen Biographien) nur ein sehr beschränktes Sensorium für die Texte, die ab 1923/24 unter dem Signum „junge Sowjetliteratur“ für einige Furore sorgten. Wesentlichen Anteil an dieser Ausblendung hatte die Tatsache, dass diese Revolutions-Poeme, -Stücke und -Erzählungen zunächst als eine bloße Form künstlerischer Parteipropaganda auftraten, nicht nur ihrem eigenen Gestus, sondern ihrer Verbreitungsweise nach. Ab 1919/20 hatte sich in Deutschland, Österreich und der

Schweiz ein Netz recht leistungsstarker (und über die Kanäle der Komintern zum Teil üppig finanzierter) Verlage etabliert.<sup>(\*)</sup>

So gut wie alle Übersetzungen der frühen „Sowjetliteratur“ erschienen zunächst in Parteiverlagen – mit der prominenten Ausnahme Majakowskis, von dem einige Kulturzeitschriften ab 1919/20 bereits Texte und Verse in deutscher Übertragung veröffentlicht hatten. 1922, 1923 und 1924 war Majakowski auch jeweils für ein paar Wochen in Berlin gewesen, hatte auf Veranstaltungen seine Verse rezitiert und eine Menge Leute getroffen. Das begründete seinen frühen Ruf.<sup>1502</sup> Die andere Ausnahme war Demjan Bedny, den Arthur Holitscher in seinem Reisebericht „Drei Monate in Sowjetrussland“ 1921 als den „Volksdichter des bolschewistischen Russland“ vorgestellt hatte. Die Knüttelverse „Demjans des Armen“ auf Freund und Feind wurden als Inbegriff russischer Revolutionslyrik in der bürgerlichen wie der kommunistischen Presse häufig zitiert und prägten insoweit das Bild der neuen sowjetischen Agitpropkunst.

1922/23 folgten die ersten dichterischen Verarbeitungen der Revolution und des Bürgerkrieges in Prosa – wie „Iwanows Erzählungen aus dem Leben der sibirischen Partisanen, Malyschkins Hymnus auf die Kraft der Masse, Libedinskijs Schilderung des heroischen Alltags der Revolution“.<sup>1503</sup> Dazu kamen Erzählungen von Dorochow, Dybenko, der Sejfullina, Serafimowitsch, Nikitin und anderen. Alle diese Texte erschienen jedoch nach wie vor als Teil der sowjetischen Auslandspropaganda, die dank der überbordenden Aktivitäten ihrer begabten Emissäre wie des erwähnte „Genossen Thomas“ (alias Jakob Reich) einen solchen Strom gut gemachter und preiswerter (weil subventionierter) Bücher und Broschüren über den deutschen Markt ausstreute, dass die Führung der KPD sich genötigt sah, in Moskau Protest einzulegen, weil die Publikationstätigkeit der Komintern der eigenen Verlagsarbeit kaum einen Spielraum ließ.<sup>1504</sup>

---

(\*) Als Verlage der Komintern bzw. KPD fungierten unmittelbar Hoym (Hamburg), Seehof (Berlin) und Frankes (Leipzig) sowie der Verlag Rote Fahne (Berlin). Dazu kamen der Verlag der Jugendinternationale (Berlin), die Vereinigung Internationaler Verlags-Anstalten VIVA (Berlin), der Führer Verlag (Berlin), der Verlag der Arbeiterbuchhandlung (Berlin und Wien) sowie weiterhin der Internationale Verlag (Zürich). Daneben gab es eine Reihe kleinerer, weniger eindeutig zuzuordnender Verlage wie Agis (Berlin), Die Schmiede (Berlin), Futurus (München) oder Taifun (Frankfurt/M.). Direkte sowjetische Staatsverlage in Deutschland waren der Verlag der Russischen Korrespondenz (Berlin), Kniga (Berlin) sowie L.D. Frenkel (Berlin-Moskau-Petrograd). Mit offizieller Unterstützung agierte auch der Grshebin Verlag (Berlin-Moskau-Petrograd).

Erst der von Willi Münzenberg 1924 gegründete „Neue Deutsche Verlag“, der sich zumindest in verlegerischer Hinsicht einer gewissen Unabhängigkeit erfreute, gab der neuen Sowjetliteratur eine erste eigene literarische Kontur. Gestützt auf die Infrastruktur der „Internationalen Arbeiter-Hilfe“ (IAH), wurde er zum Kern des bald legendenumwobenen „Münzenberg-Konzerns“, zu dem auch die erfolgreiche A.I.Z („Arbeiter-Illustrierte-Zeitung“) und der „Prometheus“-Filmvertrieb gehörten, der mit Eisensteins „Panzerkreuzer Potemkin“ 1926 in den Berliner Kudamm-Kinos buchstäblich Triumphe feierte und viel Geld verdiente. Später kamen die Satirezeitschrift „Eulenspiegel“, der Buchklub „Universum-Bücherei für alle“, die Boulevardzeitung „Die Welt am Abend“ und andere Medien hinzu.<sup>1505(\*)</sup>

Die entscheidende Rolle eines Promoters der neuen russischen Literatur fiel jedoch, nicht zufällig, einem Verlag zu, der sich jenseits der Komintern- und Parteistrukturen aus eigener Kraft entwickelt hatte: der von dem Schriftsteller Wieland Herzfelde, seinem Bruder und Graphiker John Heartfield sowie dem Zeichner und Maler George Grosz bereits 1917 gegründete „Malik-Verlag“. In der Hauszeitschrift „Der Gegner“, die 1919 gegründet wurde, waren anfangs noch mit dem radikalen Gestus eines dadaistisch gefärbten Proletkult die schönen Künste allesamt zugunsten einer reinen Agitprop- oder Maschinenkunst verworfen worden.<sup>1506</sup> Tatsächlich waren die Herausgeber aber viel zu sehr Künstler, um Malik als reinen Politverlag zu führen. Mit ihren eigenen Texten sowie denen ihrer Freunde, zu denen auch die Erzählungen, Theaterstücke und Schriften Franz Jungs gehörten, dann aber mit dem Publikumserfolg der Romane von Upton Sinclair im Rücken, entwickelte sich Malik bald schon zu einem der anspruchsvollsten Literaturverlage der Weimarer Jahre.

Ab 1924 begann Malik sich in besonderer Weise der Literatur und Kunst der „neuen Russen“ anzunehmen – und wurde damit (neben den Münzenberg-Unternehmen) zum Trendsetter. Graphik und Photographie (angefangen mit den Zeichnungen von Grosz und den Kollagen von Heartfield) spielten im Programm des Verlages ja von jeher eine hervorgehobene Rolle – wie in der neuen sowjetischen Kunst auch. Es war diese Anmutung des Modernen, höchst Zeitgenössischen, das die Malik-Bücher

---

(\*) Eine ähnlich weitgespannte Aktivität entwickelte ab 1924 auch der in Wien ansässige „Verlag für Literatur und Politik“, der dem Moskauer Staatskomitee für Literatur unmittelbar unterstellt war. Neben einer Reihe von Zeitschriften der Komintern übernahm der Verlag auch die Erstherausgabe der Lenin-Werke. Darüber hinaus aber betätigte er sich als Vermittler der sowjetischen Literatur im deutschen Sprachraum und verstand es, auch an ein nicht-kommunistisches Publikum heranzukommen.

schon durch ihre Gestaltung, von der Typographie bis zu den berühmten Buchumschlägen, aus den Produktionen der kommunistischen Parteiverlage wie auch der großen bürgerlichen Verlage hervorhob.

### Gorki als lebender Russenmythos

Der größte verlegerische Coup des Malik-Verlages war jedoch 1926 die Übernahme der Rechte an den deutschen Ausgaben aller Werke Maxim Gorkis. Zeitlich fiel diese Übernahme mit den Vorbereitungen der Rückkehr Gorkis aus dem Exil in die Sowjetunion zurück. Der 60. Geburtstag des Dichters im Jahre 1928 bot einen zusätzlichen Anlass, Gorki einem deutschen Publikum in neuer Beleuchtung wieder näher zu bringen. Der Staatsverlag der UdSSR, der eine aufwendige – und politisch bereinigte – siebenbändige Werkausgabe in 100.000 Exemplaren herausbrachte, gab damit das Signal zu einer weltweiten Kampagne, in der Gorki nunmehr als proletarischer Dichterstern an der Seite des neuen Staats- und Parteiführers Stalin zum Idol einer eisernen Sowjetzivilisation und sozialistischen Hochklassik ausgerufen wurde.

Ein Jahrzehnt lag es zurück, dass die Stimme Gorkis in den Tagen der russischen Revolution 1917/18 eine neue Authentizität und Bedeutung gewonnen hatte. Seine Feuilletons unter dem Titel „Unzeitgemäße Betrachtungen“, in denen er sowohl die pogromartigen Exzesse der Massen wie die Putschpläne und den Terror seiner eigenen Partei, der Bolschewiki, harsch kritisiert hatte, wurden in der deutschen Presse aufmerksam verfolgt und in Auszügen nachgedruckt. Aufmerksam registriert wurde als nächstes seine (zunächst bedingte) Aussöhnung mit dem Regime Lenins und national inspirierten Aufrufe zur Verteidigung Sowjetrusslands gegen die Interventionen der Westmächte, die ganz in das deutsche Bild von der globalen Willkürherrschaft der Entente passten und denen selbst die deutschen Antibolschewisten lebhaft akklamierten.<sup>1507</sup> Dagegen sorgten Gorkis Ausfälle gegen „Bourgeois“, „Kleinbürger“, „Monarchisten“ und „Konterrevolutionäre“, in denen er den roten Terror verteidigte, bald für neue Irritationen. Andererseits war bekannt, dass er sich für viele zum Tode verurteilte oder an Kälte und Hunger hinsiechende Bürger und Intellektuelle persönlich einsetzte. Seine Emigration im Jahre 1921 erschien insofern wieder konsequent und fügte sich in das Bild des großen Exodus der unabhängigen Intelligenz, der damals stattfand.

Sein literarischer Ruhm stieg wieder durch die Übersetzung einiger früherer Texte, vor allem seiner „Erinnerungen an Tolstoi“, sowie durch die sukzessive erschienenen Bände seiner Autobiographie („Meine Kindheit“, 1917; „Unter fremden Menschen“, 1918; „Wanderer in den Morgen“, 1926), die ein großer, nachhaltiger Erfolg wurden. Edzard Nidden etwa sah sich im „Kunst- und Kulturwart“ 1922 nach der Lektüre von Gorkis Tolstoi-Schrift sowie der beiden ersten Bände der Autobiographie zu der folgenden, für den Ton der Zeit durchaus typischen Eloge hingerissen: „Aber wie dieser ‘Muschik’ Gorki den ‘Barin’ Tolstoi, wie der Mensch Gorki den Menschen Tolstoi, der Suchende den Suchenden in sich aufnimmt, in sich saugt, in sich abbildet ..., wie er zugleich den Propheten, Gelehrten und Erzieher packt, aber auch aus allem den Menschen hinreißend herausschlt ..., das alles wirkt wie das Aufleuchten einer Doppelflamme, wenn zwei Feuer sich einen.“ Von diesem Bilde Gorkis als eines neuen „mythischen Meisters“ der russischen Literatur war es zum Mythos Russlands nicht weit; den Stoff lieferte eben seine Autobiographie: „Hunderte von Ereignissen verschlingen sich zu einem ‘Leben’, dessen Erlebnistypus, leidenschaftlich oder stumpf, bewusst oder unbewusst, willensvoll oder willensarm, magisch auf uns übergeht ..., wenn sich darin zum Herzerbrechen deutlich und furchtbar das russische überstehen des Erdendaseins spiegelt; aber *Leben* ist es, so tief aus der Kraft einer ganzen, trotz alledem nie gebrochenen Natur erfasst, dass wir nicht ohne Schaudern den Blick darauf halten.“<sup>1508</sup>

Dieser Mystifizierung entsprach es, dass die deutschen Verlage bemüht war, Gorki möglichst in seiner überkommenen Rolle eines Dichters der Vagabunden und „Barfler“ zu konservieren. Die Ausgaben seiner Werke, die es gab, waren ganz um seine frühen Erzählungen gruppiert und ignorierten hartnäckig seine späteren Arbeiten und politisch-polemischen Schriften. Erst die Malik-Ausgabe ab 1928 zwang Gorkis deutsche Verehrer, sich von liebgewonnenen Klischees zu verabschieden und der neuen Rolle ihres Helden als eines obersten Staatsdichters der Sowjetunion ins Auge zu schauen.<sup>1509</sup>

Der deutsche Russland-Mythos hatte allerdings einen großen Magen, um noch die gegenstzlichsten Phänomene in einer Sauce zu baden und zu verspeisen. ber die neue Gorki-Ausgabe schrieb die liberale Vossische Zeitung, darin enthülle sich „ein wahres Pandmonium, unheimlich, lächerlich und grausig, eine hinreißende Schilderung des russischen Menschen“.<sup>1510</sup> Das las sich wie eine ironische Paraphrase der Werbung der Büchergilde Gutenberg für ihre neueste – Dostojewski-Ausgabe: „Auf

seinen Schultern erhob sich das junge Russland, stark und unbelastet und mit hellen Augen, in denen das Licht eines neuen Morgens glänzt“.<sup>1511</sup> Die Texte waren austauschbar geworden.

### Russische und „sowjetische“ Literatur

Im Jahre 1931 stellte der Bibliotheksrat Curt Wormann auf Grund einer Erhebung in verschiedenen Bibliotheken fest: „Der neue russische Roman, der fast ausschließlich bolschewistischer Roman ist, wird nicht nur in Großstädten stark gelesen, sondern auch in Mittelstädten, überall dort, wo eine aktive Lesergruppe von Arbeitern und Angestellten vorhanden ist. Er wird in seinen Hauptwerken in der Großstadt ebenso stark gelesen wie etwa Thomas Manns ‘Buddenbrooks’, wie Hamsuns ‘Segen der Erde’, ebenso stark wie ‘Anna Karenina’ von Tolstoi, wie ‘Schuld und Sühne’ von Dostojewski. Am stärksten werden gelesen ‘Zement’ (1927) von Gladkow und ‘Mutter’ von Gorki ...“.<sup>1512</sup>

Die Parallelen waren sprechend. Die neuen „Sowjetromane“ wurden somit offenkundig als neo-naturalistische Sozial- und Milieuromane gelesen, so wie die Romane Gorkis oder Hamsuns oder selbst des frühen Thomas Mann. Zugleich traten sie aber auch das Erbe Tolstojs und Dostojewskis, der klassischen russischen Literatur also, an. In Anbetracht der scharfen politischen Polarisierungen der Zeit war es dann doch ein bemerkenswertes Faktum, dass von gut 100 Autoren, die mit Sowjetrussland und seiner neuen Literatur identifiziert wurden, in dem Jahrzehnt vor 1933 über 300 Werke in 85 deutschen Verlagen erschienen sind.<sup>1513(\*)</sup> Der Erfolg dieser neuen sowjetisch-russischen Literatur korrespondierte im übrigen dem phänomenalen Echo, das die russischen Theater-Gastspiele oder die neuen „Russen-Filme“, vor allem seit dem „Panzerkreuzer Potemkin“, damals in der deutschen Öffentlichkeit fanden.<sup>1514</sup>

Alle angeführten Beispiele unterstützen den Befund, dass das gebildete Deutschland in den Jahren nach Weltkrieg und Revolution so intensiv wie niemals zuvor und niemals seitdem auf russische Stimmen gehört hat. Alfred Henschke, unter

---

(\*) Den statistischen Erfassungen des Börsenblatts für den deutschen Buchhandel zufolge standen Übersetzungen aus der russischen Sprache mit 12% seit Kriegsende kontinuierlich an dritter Stelle, hinter denen aus der englischen (mit 46%) und französischen Sprache (mit 24%). Im Jahr 1932 rangierten die russischen Übersetzungen sogar vor den französischen an zweiter Stelle.

dem Dichternamen „Klabund“ einer der populärsten Autoren dieser Jahre, schrieb in seiner „Literaturgeschichte“ 1929 (die binnen kurzem 80 Tsd. Exemplare Gesamtauflage verzeichnete) einen Epilog, der dieser Zeitstimmung schwärmerischen Ausdruck gab: „Wir leben, wie das Mittelalter um das Jahr 1000, in einer Weltuntergangsstimmung. Der große Krieg, die große bolschewistische Revolution haben sie gezeugt. Theosophie und Chiliasmus, Glaube und Aberglaube blühen. Die Menschen, die einen Halt in sich nicht finden, suchen ihn außer sich ... Gott lebt, auch wenn er schläft und träumt. Die nächste Zukunft der Erde hängt von den großen Völkern ab, in denen Gottes Traum am lebendigsten geträumt wird: von Russland und Deutschland.“<sup>1515</sup>

### Ein Massiv gedruckter Texte

Diese spezifischen Intensitäten des deutschen Sprechens über Russland, die heute undenkbar erscheinen, lassen sich für das „Chronotop“ der Jahre 1917-24, des ausgehenden Weltkriegs, der Revolution und des „Nachkriegs“ also, näher quantifizieren und qualifizieren.

Die von mir für den Sammelband „Deutschland und die russische Revolution“ (1998) erstellte „Gesamtbibliographie der deutschsprachigen Literatur über Russland 1917-1924“ war der Versuch, die damals in deutscher Sprache verfasste und gedruckte Buch- und Broschüren-Literatur über Russland und die russische Revolution annähernd vollständig zu ermitteln. Sie ergab mehr als 1200 Titel und ist nach differenzierten sachlichen Gesichtspunkten und – innerhalb der Sachtitel – nach chronologischen Gesichtspunkten gegliedert.<sup>(\*)</sup> Sie lässt sich also als ein Zeitdokument eigener Art „lesen“.

<sup>(\*)</sup> Das Spektrum der erfassten Literatur war dabei weiter gesteckt, als das üblicherweise der Fall ist. So wurden auch ausgesprochene Trivialtexte und Kolportagen (wie z.B. "Rasputin. Russische Sittenbilder nach den Erinnerungen eines Ochrana-Agenten" oder "Blutausch. Eine Liebesgeschichte aus dem roten Rußland") aufgenommen, erstens weil sie massenwirksam und zweitens weil sie auf ihre Weise zeittypisch waren. Auf der anderen Seite sind stocknüchterne Fachtexte (etwa über die "Kohlevorkommen in Sibirien" oder den "Handelshafen von Odessa") verzeichnet, wiederum weil sie in einem ganz bestimmten Kontext zeitgeschichtlicher Erwartungen standen und insofern historisch-politische Aussagekraft besitzen. Auch Übertragungen aus der klassischen und zeitgenössischen russischen Belletristik wurden (in einer repräsentati-

Tausendzweihundert Buch- und Broschürentitel für einen Zeitraum von acht Jahren sind auch in einem derart weitgefassten Themenspektrum eine sehr große Zahl. Es hätte den Rahmen der Arbeit natürlich gesprengt, quantitative oder qualitative Vergleiche mit der zeitgenössischen Literatur über andere Länder und Thematiken anzustellen. Man kann aber nach meinem Überblick davon ausgehen, dass es in diesen Jahren im deutschen Sprachraum keine annähernd so reichhaltige Literatur über die USA, Großbritannien oder Frankreich gegeben hat. Auch in einem internationalen Vergleich würde man wohl nirgends eine vergleichbare Dichte an Texten über das alte und das neue Russland finden. So verzeichnet die Bibliographie von Philipp Grierson aus dem Jahr 1943, in der die Russlandliteratur des gesamten englischen Sprachraumes mit einem ähnlichem Anspruch auf Vollständigkeit erfasst worden ist, für den Zeitraum 1917-1924 nach meiner Zählung gerade 387 Titel.<sup>1516</sup>

Mit aller gebotenen Vorsicht ließe sich behaupten, dass man für eine solche Befassung der lesenden Öffentlichkeit eines Landes mit einem anderen Land, wie sie sich in der hier vorgestellten Bibliographie der deutschen Russlandliteratur der unmittelbaren Kriego- und Revolutionszeit niederschlägt, überhaupt nur wenige historische Parallelen findet. Die Gründe für diese außerordentliche Dichte von Texten dürften allerdings nur teilweise auf der Seite der Leser, d.h. der Nachfragenden zu suchen sein. Sie lagen auch auf der Seite der Autoren, d.h. der Anbieter. Es gab eben gerade zu dieser Zeit und gerade in Deutschland eine große Zahl von Menschen, die sich subjektiv gedrängt fühlten und zugleich eine spezifische Kompetenz von Wissen und Erfahrung besaßen, um über die Geschichte, Kultur, politischen Kräfte oder sozialen Umwälzungen in Russland zu schreiben. Zugleich war Deutschland in diesen Jahren auf besondere Weise das Subjekt und Objekt eines weltanschaulichen Kampfes. Ein Gutteil dieser Literatur aus und über Russland ist also Instrument und Teil dieses Kampfes um die „deutsche Seele“.

---

ven Auswahl) mitaufgenommen, da die enorme Zahl der Übersetzungen sowie die Dichte der begleitenden Texte, wie beschrieben, ebenfalls zu den zeittypischen Phänomenen gehörte. Im Prinzip wurde alles erfasst, was in diesen Jahren im Medium der gedruckten Buch- und Broschüren-Literatur zur Prägung deutscher Russlandbilder beigetragen haben könnte. In Einzelfällen sind auch Zeitschriftenbeiträge, Artikel-Folgen, Themen-Hefte oder längere Einzeltexte aus Sammelwerken aufgenommen worden, wenn sie ihrem Umfang und Gewicht nach einer Buch- oder Broschüren-Publikation gleichkamen. Andererseits sind Broschüren, die den Charakter reiner Flugschriften hatten (im allgemeinen unter 12 Seiten Umfang) oder die eine bloße Reprise anderweitig schon verbreiteter Texte darstellten, nicht mit aufgenommen worden.

### Diffusionen und Konversionen

Die schiere Masse dieser Texte korrespondiert auch der irisierenden Vielfalt der Interessen, Neigungen und Affekte, die das sowjetische Russland auf sich zog. Osten und Westen, Russland und Sozialismus, Nationalismus und Internationalismus, Krieg und Frieden, Terror und Humanität, Arbeiter und Bauern, Eliten und Massen, Männer und Frauen, Technik und Seele, Moderne und Archaik, Rationalität und Glaube, Psychotechnik und Seelenhaftigkeit, Materie und Gott – alle Themen und Topoi, die aktuellsten und die zeitlosesten, waren mit im Spiel und konnten in der gegensätzlichsten Weise aufgefasst und aufgegriffen werden.

Das ließ – zumal in Deutschland in der Situation des verlorenen Weltkrieges – Raum für vollkommen unterschiedliche politische Stellungnahmen und weltanschauliche Positionen. Schon die direkten politischen Bekehrungen zum Parteilager waren, näher betrachtet, äußerst vieldeutig. Johannes R. Becher etwa, der verhinderte Kriegsfreiwillige von 1914, schwärmerische Germanophile und bürgerliche Dekadent, verkörperte als expressionistischer Dichter zunächst eine allgemeinere Zeittendenz, die bereits vor dem Krieg eingesetzt und sich im Krieg und nach dem Krieg verfestigt hatte: ein Wendung vom Westen zum Osten, wie man sie generell kulturdiagnostisch mit dem Wechsel vom Impressionismus zum Expressionismus verbunden hatte.<sup>1517</sup>

So verschmolz das helle Traumpreußen der Kleist-Hymnen Bechers von 1914 bald schon mit dem düsteren Traumrussland seiner Dostojewski-Hymnen von 1916: „Stern der Legende: der Gewalt-Gedanke / Verfärbt im Blitz-Sturm Deiner Ewigen Schrift.“<sup>1518</sup> 1917 klingen die obligaten Dostojewski-Referenzen bereits recht bolschewistisch: „Aljoscha tötet Gott, und setzt sich über ihn. / Er reicht der Armut Land und Hermelin.“<sup>1519</sup> Im „Gruss des deutschen Dichters an die Russische Föderative Sowjet-Republik“ von 1919 schließlich ist die Adressatin überdeutlich die Rächerin der deutschen Niederlage: „Der Dichter grüßt dich – : Sowjet-Republik. / Zertrümmert westliche Demokratien! / Schon sternt ein Beil ob Albions Stier-Genick. / Dein Sieg, o Frankreich, muss dich niederziehen!“<sup>1520</sup>

Kaum weniger existenziellen Charakter trug die Konversion Ernst Blochs, der im Schweizer Exil noch entschieden die Seite der bürgerlich-demokratischen Mächte des Westens eingenommen und kategorisch erklärt hatte: „die neu zu gewinnende Freiheit ... wird die großen Ideale der *bürgerlichen* Demokratie begeistert bewahren, wird sie nicht brechen, bespeien und in bolschewistischer Sozialdiktatur untergehen lassen“.<sup>1521</sup> Daher war er gerade auch aus germanophilen Berufungen für den Sieg der Entente eingetreten, der „unter allen Umständen dem Sieg des geliebten Deutschland, des Reichs der Tiefe, näher steht als der Triumph Preußens“.<sup>1522</sup> Auch 1919 vermochte er im Bolschewismus nur eine Sozialdiktatur des barsten Materialismus zu sehen, die die Sache des Sozialismus entscheidend behinderte.

Allerdings, da war Russland: „voll von Bauern und Christentum ... – und alle Wachträume Iwan Karamasows, der an Gott glaubte, aber seine Welt ablehnt, werden von Russland aus die Wirklichkeit durchdringen“.<sup>1523</sup> Immer zunehmend begann Bloch Russland (nun schon das sowjetische) als das neue „Reich der Tiefe“ zu entdecken, sprach er von der „tollen Ungleichzeitigkeit des Landes“, in dem das ersehnte „Reich des dritten Evangeliums“ in Umrissen Gestalt annehme. Dieses „Indien im Nebel“ sei berufen, dem „leeren westlichen Menschen“ wieder eine ursprüngliche, chiliastisch aufgeladene Gläubigkeit zu vermitteln. Hier sei „zum ersten Mal Christus als Kaiser“ zur Macht gelangt, der berufen sei, das „Gewaltrecht des Guten“ zu üben – und für Bloch bald die Gestalt Lenins, später erst recht die Stalins annahm.<sup>1524(\*)</sup>

---

(\*) Nicht zufällig wurde gerade Bloch, für den sich 1933 alles auf die vermeintliche Alternative „Hitler oder Stalin“ zuspitzte, auch ein besonders entschiedener Verfechter des Kultes um Stalin. Auf dem Höhepunkt des Terrors, der (auch unter seinen Freunden und Bekannten in Amerika, wohin er emigriert war) so viele „Abtrünnige“ hervorgebracht, rühmte er im Kult um Stalin „die Glanzmotive ... des Retters und eben des Dritten, zuletzt gar des Tausendjährigen Reiches“. Denn schließlich: „Der Wunsch nach einem Führer dürfte der älteste sein.“ Wie das Kind den Vater, die Herde das Alphetier, die Jagdvölker den Häuptling, so suchten die Unterdrückten von jeher den Befreier, den Führer ins gelobte Land: Moses, Alexander, Augustus, Christus, Barbarossa usw. Nicht anders die revolutionäre Klasse und die unentschiedenen Massen: sie alle „wünschen ein Gesicht an der Spitze, das sie hinreißt“, einen „Steuermann, dem sie vertrauen“. Hitler und seine Nationalsozialisten dagegen waren die Aftergestalt dieses alten Wunsches, denen der Traum vom „Dritten Reich“ durch die kommunistische Bewegung und die Rettergestalt Stalins entrissen werden musste. (Zur Originalgeschichte des Dritten Reiches. In: Internationale Literatur, Moskau 1937. In: Erbschaft dieser Zeit, Frankfurt/M. 1977, S. 128 f., 147 ff.)

Auch Georg Lukács kam vom deutschen Idealismus über die russische Literatur, über Tolstoi und Dostojewski, die „den neuen Menschen“ bereits in ihren Gestalten vorgeahnt und vorgezeichnet hätten, in einem jähen Akt der Konversion zum Bolschewismus. In einer irrwitzigen Volte erklärte er József Lengyel (mit Verweis auf die Brüder Karamasow): „Wir Kommunisten sind wie Judas. Unsere blutige Arbeit ist es, Christus zu kreuzigen ... Wir Kommunisten nehmen also die Sünden der Welt auf uns, um dadurch die Welt zu erlösen.“<sup>1525</sup>

Dieser existenziellen „Urwahl“ unterlegte Lukács in den Jahren darauf seine metaphysische Konstruktion von „Geschichte und Klassenkampf“ als der dialektischen Entfaltung des Hegelschen Weltgeistes, der in Marx erst zum Bewusstsein seiner selbst kam und in der von Lenin geschaffenen marxistischen Partei des Proletariats Gestalt angenommen hatte, bis ihre höchste Verkörperung (nicht aus bloßem Opportunismus, sondern unerbittlicher innerer Logik) schließlich Stalin war. Von dieser überlegenen Erkenntnisposition vermochte Lukács seine existenzielle Wahl jederzeit zu legitimieren, da gerade auch „das Böse ... Vehikel des objektiven Fortschrittes sein“ konnte und die „Despotie des Terrors“ nur eine letzte Form der „Entäußerung“ war, die ihre Rücknahme schon in sich trug, eine „List der Vernunft“ eben.<sup>1526</sup>

Diese transitorische „Vernunft“ einer Diktatur war wiederum das, was den konservativen Staatsrechtler Carl Schmitt 1920 (vor dem Hintergrund der Kontroversen zwischen Kautsky, Lenin und Trotzki über den Begriff der „proletarischen Diktatur“) zu seinen ersten Reflexionen über das Verhältnis von Herrschaft des Rechtes, Demokratie und Diktatur anregte. Jedenfalls war es in der Systematik seiner Begriffe ein Verdienst der leninistischen Literatur, dass sie „nicht nur die bekämpfte politische Ordnung, sondern auch die erstrebte eigene politische Herrschaft Diktatur“ nannte, und damit wieder den „kommissarische(n) Charakter“ dieser Herrschaftsform, „als ein Mittel, um einen bestimmten Zweck zu erreichen“, klar herausgearbeitet hatte. In diesem „kommissarischen Charakter“ jenseits bloßer Tyrannei aber hatte ihre Bedeutung in der französischen Revolution gelegen. Diese kommissarische Zweckstellung hatte Fichte weitergetrieben bis zur Vorstellung des Diktators als eines „Zwingherrn“, der die „widerstrebende

Natur“ der Menschheit, „ob sie es verstehe oder nicht, unter die Herrschaft des Rechts und der höheren Einsicht“ zwingen. In der Philosophie der katholisch-gegenrevolutionären Staatsdenker wie Bonald und Donoso Cortes schließlich habe der Gedanke einer Willkür und Anarchie überwindenden Diktatur eine so entschiedene Gestalt angenommen, dass „jene großen Katholiken ... mit den Anhängern einer Diktatur des Proletariats“ darin partiell zusammentrafen.<sup>1527</sup>

#### „Arbeitsgemeinschaft zum Studium der Planwirtschaft“

Im April 1941 musste der in Moskau kurzfristig verhaftete, dann freigelassene Georg Lukács Auskunft geben über die fraktionelle Arbeit, die er zehn Jahre zuvor in Berlin innerhalb der „Arbeitsgemeinschaft zum Studium der Planwirtschaft“ (Arbplan) geleistet hatte – unter deren prominenten Mitgliedern er mit an erster Stelle Carl Schmitt nannte, den „Kronjuristen des Dritten Reiches“ also, wie man ihn zu Recht oder Unrecht später bezeichnete. Diese Vereinigung war (nach Lukács' Aussage) „im Spätherbst 1931 begründet worden, um eine Reihe hochqualifizierter Intellektueller, die vorwiegend politisch rechts organisiert waren, die aber aus verschiedenen Gründen Anhänger einer prosowjetischen Orientierung der deutschen Politik waren, in dieser Richtung zu bestärken und einzelne, wenn möglich, unseren Ideen näher zu bringen“. Unter den prominenten Mitgliedern nennt Lukács neben Schmitt die Professoren Otto Hoetzsch, Friedrich Lenz, Adolf Grabowsky, den Publizisten Ernst Jünger, Friedrich Hielscher und Ernst Niekisch, den jungen Dozenten am Königsberger Osteuropa-Institut Klaus Mehnert; Arvid Harnack, der noch in der nationalrevolutionären „TAT“ schrieb (aber wohl bereits ein „geheim geführtes Mitglied der KPD“ gewesen sei) sowie Paul Massing, Karl-August Wittfogel, Alfred Polgar und andere.<sup>1528(\*)</sup>

---

(\*) Im Sommer 1932 habe man dann noch einen „Bund geistiger Berufe“ gegründet, der „zur ideologischen Beeinflussung solcher Intellektuellen“ habe dienen sollen, die für die Partei sonst unerreichbar gewesen seien. Aktivster Kopf der Gruppe war der Ökonom Friedrich Lenz, der „vor allem aus deutsch-patriotischen Gründen“ mit der Sowjetunion sympathisiert habe, aber erklärt habe, der Sowjetunion „als Preis für ihre militärische Hilfe die Sowjetisierung Deutschlands“ zuzugestehen; daneben Ernst Jünger, dessen „Sympathie zur Sowjetunion“ sich auf die „bizarre Konzeption des Sozialismus“, wie er sie in seiner Schrift „Der Arbeiter“ 1932 formuliert habe, gegründet habe; und schließlich Adam Kuckhoff, der ebenfalls zum nationalrevoluti-

Lukács Bericht diene (Reinhard Müller zufolge, der das Dokument publiziert hat) u.a. der Beurteilung des Umfeldes einiger Gründer der „Roten Kapelle“ (Arvid Harnack und Adam Kuckhoff), die 1940 als Widerstandsorganisation direkt der sowjetischen Auslandspionage zuarbeitete. Überhaupt wirkt die Zusammenstellung der Personen äußerlich gesehen überraschend, aber verrät viel über die nach links wie nach rechts verfließenden Grenzen des Weimarer Parteiensystems in der Phase seiner Auflösung.

Ein wesentliches Medium dieser Grenzüberschreitungen war die Faszination der sowjetischen Fünfjahr-Pläne, die in diesen Jahren der Weltwirtschaftskrise und wachsenden internationalen Spannungen die deutschen Nationalisten kaum weniger beschäftigte als die den Kommunisten nahestehende Linke. Die KPD hatte mit ihrem großdeutsch ausgerichteten „Programm zur nationalen und sozialen Befreiung des deutschen Volkes“ von 1930 ihrerseits die Weichen auf eine solche Annäherung gestellt – freilich, nur zu ihren Bedingungen.

### Strömungen und Phänomene

Tableau! Das alles sind nur mehr oder weniger bezeichnende Splitter, Fragmente, Aperçus aus einem Gesamtbild, das – etwa unter dem Verlegenheitstitel einer „Ostorientierung“ – klar zu umreißen wahrscheinlich unmöglich wäre. Man stößt auf ein derart weites, sich ständig verschiebendes und ergänzendes Spektrum von Namen, Periodika, Gruppen, Themen und Stichworten, dass man den Befund kaum in ein Bild bringen könnte.

Es ginge einem doppelt und dreifach so wie weiland Armin Mohler mit seiner „Konservativen Revolution“, deren Existenz als eine markante geistig-politische Strömung der Zwischenkriegszeit er mit einem bizarren Aufgebot von wenigstens dreihundert mehr oder minder prominenten Namen und ungefähr fünf Dutzend verschiedenen Einzeltendenzen, Gruppen und Periodika belegen wollte – nur um zu hören, dass er einem Phantom nachjage, welches er offenbar posthum

---

onären TAT-Kreis zählte und mit Arvid Harnack zusammen nach Kriegsausbruch den Kern der „Roten Kapelle“ bildete.

zu revitalisieren gedenke (was tatsächlich sein Hauptmotiv war). Seither hat sich allerdings ein halbes Dutzend Autoren ganz anderer Orientierung mit diesem Phantom eingehend auseinander gesetzt – sodass mittlerweile außer Frage steht, dass es in Weimarer Zeiten eine solche Strömung gegeben hat, auch wenn es bis heute nicht möglich war, sie exakt zu umreißen oder auch nur zu benennen.

Sicher ist nur, dass die unter dem Titel der „Konservativen Revolution“ verborgenen fundamentalistischen Selbstzuschreibungen in direkter Kontinuität zur „deutschen Idee“ der Weltkriegsperiode standen; und dass sie je länger, umso mehr einer geistig-politischen Geographie folgten, wie sie Ernst von Salomon in seinem Roman „Die Geächteten“ 1929 seinen ehemaligen Freikorps-Kameraden in den Mund legte: „Wo immer nach dem Niederbruch sich Männer fanden, die nicht verzichten wollten, erwachte eine *unbestimmte Hoffnung auf den Osten*. Die ersten, die das kommende Reich zu denken wagten, ahnten mit lebendigem Instinkt, dass der Ausgang des Krieges jede Bindung nach dem Westen hart zerstören musste.“<sup>1529</sup>

Das führt zu dem überlappenden, aber keinesfalls identischen Phänomen des „Nationalbolschewismus“ dieser Jahre, worunter sowohl nationalistische Strömungen im deutschen Kommunismus zu fassen waren, die auf eine Einheitsfront im „Befreiungskampf gegen Versailles“ hinaus wollten, wie zugleich nationalistische Intellektuelle, Offiziere, Jugendliche, die bereit waren, nicht nur ein Bündnis mit Sowjetrussland einzugehen, sondern auch für Deutschland selbst einen „Kriegs-Bolschewismus“ als Mittel der totalen Mobilmachung in Kauf zu nehmen.

Auch hier gab es einen Autor (Otto-Ernst Schüddekopf, 1961), der unter einem von Kurt Hiller geborgten, recht verqueren, aber deshalb ganz passenden Titel („Linke Leute von rechts“) das Phänomen mit einem enormen Aufwand an biographischem und literarischem Material beschrieb. Nur um eine Reihe von Gegendarstellungen zu ernten, deren gewichtigste die von Louis Dupeux war, der das obskure Phänomen eines deutschen „Nationalbolschewismus“ nur in Gänsefüßchen gelten lassen wollte. Wobei er mit einem massiven Aufgebot weiterer, bezeichnender Texte und biographischer Beispiele materialiter demonstrierte,

was er begrifflich zu falsifizieren versuchte: nämlich jene diffuse, aber äußerst virulente Strömung eines deutschen „Nationalbolschewismus“, die – wie Mohler schon gesagt hatte – in „drei Wellen“ hochschäumte: 1919/20, 1923 und nach 1930. Dass in diesen trüben Aufwallungen wenig Platz für saubere begriffliche Zuordnungen war und dass nur wenige der Protagonisten bereit und in der Lage waren, ihre Ideen bis zur letzten Konsequenz zu verfolgen, war richtig. Aber kam es darauf an?

Im gleichen Sinne könnte man schließlich sogar davon sprechen, dass es ein Phänomen wie den „Kulturbolschewismus“ tatsächlich gegeben hat – so belastet dieser Begriff durch den odiosen Gebrauch der Nazis auch sein mag. Jedenfalls gab es im intellektuellen und künstlerischen Weimar-Berlin, dieser höchst lebendigen und produktiven „Republik der Außenseiter“ (Peter Gay), nicht nur eine dezidiert politische, sondern auch eine weit verbreitete vorpolitische Sympathie mit (Sowjet-)Russland, die sich zu bedeutenden Leistungen wie Fehlleistungen steigern konnte.

Als einen Indikator könnte man etwa die Tatsache nehmen, dass sich das „russische Berlin“ der Emigranten mit seiner enormen Dichte an künstlerischen und intellektuellen Lebenskulturen Mitte der zwanziger Jahre rapide, fast fluchtartig leerte. Das hatte sicherlich soziale, aber auch atmosphärische Gründe. Als „Weiße“ deklarierte Emigranten, ob Menschewiki, Liberale oder Monarchisten, ob jüdische Intellektuelle oder russischer Adel, galten hier in einer Weise als „gewesene Menschen“, wie das in Frankreich oder in den USA noch nicht ganz der Fall war. Hinzu kam die Tatsache, dass Berlin als Nebenhauptstadt der Komintern und vieler der legalen wie konspirativen Auslandsverbindungen der UdSSR für alle diejenigen, die nicht Parteigänger waren oder ein Arrangement getroffen hatten, immer unangenehmer und riskanter wurde.

Für umso zukunftssträchtiger galt in den Berliner Salons, auf den Bühnen, in den Galerien, Konzertsälen und Ateliers die frische, politisierte Avantgarde- und Propaganda-Kunst aus Sowjetrußland, die der Invasion amerikanischer Lebensstile entschieden Konkurrenz machte und in ihrer bewussten Kombination von Design und Alltagskultur, Architektur und industrieller Produktion, Kunst und

Engagement eine höhere und überlegene Form der Kultur zu repräsentieren schien. Unbestreitbar schuf sie eine neue Formensprache auf vielen Gebieten, die begreiflichen Enthusiasmus weckte und in den Bestand der Moderne einging. Dass diese sowjetischen Künstler, Schriftsteller, Filmemacher und Architekten auch in diesen kurzen Blütejahren relativer Freizügigkeit vielfach schon in einem Zustand unerträglicher Spannung, „mit dem Schweiß auf der Stirn“, arbeiteten; dass viele, die als glänzende Vertreter der neuen „Sowjetkultur“ galten, schon Gezeichnete waren – das dürften jedenfalls ihre deutschen Partner, Mitspieler, Enthusiasten am allerwenigsten bemerkt haben.<sup>1530</sup> Der Drang zum „Gesamtkunstwerk“, zu einer Kulturproduktion, die einen „Auftrag“ und eine „Mission“ zu erfüllen hatte, worin der Kulturschaffende mit „der Macht“ (in der Idealgestalt eines aufgeklärten Staatsführers) und andererseits mit „dem Volk“ in eine Art direkter Kommunikation trat, das alles war nicht nur ein deutscher, sondern ein moderner Künstler- und Intellektuellentraum dieser Zeit. Aber er besaß in Deutschland einen besonders kräftigen Resonanzboden. Und derselbe Goebbels, der gegen den „Kulturbolschewismus“ angiftete, schulte sich eifrig und neidisch am Stil und an den Inszenierungen der sowjetischen Agitprop-Kunst.

### „Rom oder Moskau“ (I)

Man kann schließlich die Gegenperspektive wählen – und wird einiges mit bloßem Auge und in großen Umrissen erkennen können. Von der Klage des Romanisten Ernst Robert Curtius von 1920 über die wachsende Gleichgültigkeit der deutschen Jugend gegenüber Frankreich, die ernster sei als jede Feindschaft, war bereits die Rede. Und Curtius hatte in diesem Zusammenhang Paquets Formel „Rom oder Moskau“ zitiert, die der allgemeinen Hinwendung nach Osten Ausdruck gebe.

Das Paris der Vorkriegsjahre – als die Stadt nicht nur voller junger Russen, Spanier oder Italiener (von Chagall und Trotzki bis Marinetti und Picasso) war, sondern auch für alle jungen deutschen Künstler und Intellektuellen wenigstens für einige Monate oder Jahre ein „Muss“ war, – dieses Paris von 1912, wie es

Fritz Max Cahén in seinen Erinnerungen schilderte, gab es in den zwanziger Jahren nicht mehr: „Man war wie eine große Familie. Jeder kannte jeden und da saß niemand, der nicht davon träumte, einmal jemand zu sein, wenn er nicht schon jemand war. Krieg? Keiner dachte daran.“<sup>1531</sup> Richtiger gesagt, gab es dieses Künstler-Paris natürlich immer noch, und vielleicht lebendiger denn je. Nur waren es jetzt die „Amerikaner in Paris“, die die Deutschen abgelöst hatten.

Natürlich sind das reine Hypothesen – die man vielleicht besser als Fragen formuliert. Zum Beispiel: Gab es auf der Ebene der historischen Wissenschaften für die Länder des westlichen Europa eine so lebhaft sich entwickelnde Zunft wie die der Russland- und Osteuropa-Historiker in den zwanziger Jahren? Erst recht, wenn man sie – was peinlich sein mag und doch in einen zeitgeschichtlichen Kontext gehört – mit den aufwendigen, mit recht modernen Methoden arbeitenden Forschungen der „deutschen Volkstumskunde“ (die sich fast durchweg mit dem europäischen Osten beschäftigte) zusammennimmt? Gab es auf der Ebene der Wirtschaftsstatistik und Wirtschaftsgeographie Institute, die sich mit dem westlichen Europa ähnlich eingehend befassten wie die Institute in Breslau oder in Königsberg mit der Sowjetunion und Mittelosteuropa? Wer hätte überhaupt auf die Idee kommen können, eine solche Bibliographie der aktuellen deutschen Literatur über Frankreich oder England zu erstellen, wie sie Klaus Mehnert 1932 über „Sowjetrussland“ erstellte?

Berichte mit einem solchen Gestus der Bedeutsamkeit, wie ihn die Aberdutzende „Entdeckungsreisen ins neue Russland“ in aller Regel atmeten, hätten nach der anderen, westlichen Seite hin allerdings auch etwas lächerlich gewirkt, schon weil hier noch mehr von jener alten Selbstverständlichkeit der Kommunikationen erhalten war. Allenfalls Reisen in die USA oder auch in andere Kontinente (wohin viele Deutsche nach dem Weltkrieg auswanderten) produzierten eine entfernt vergleichbare „Entdeckungsliteratur“ – niemals jedoch mit einer solchen Bedeutungsschwere, ob pro oder contra. Wer hätte, wie der junge Leo Matthias zum Beispiel, im Jahre 1921 in ein anderes Land als eben Sowjetrussland fahren sollen, um zu prüfen, ob dort der neue „antimoralische Mensch“ Nietzsches „in die Helle des politischen Geschehens tritt“?<sup>1532</sup> Wo anders wäre ein jugendbewegter

Autor, der die „Erdkräfte an ihrer Verwurzelungsstätte“ und die Quellen einer neuen Menschheitsreligion suchen wollte, und der dabei in die Hungerkatastrophe des Jahres 1921/22 geriet, auf die Idee gekommen, inmitten millionenfachen Todes die „Geburt einer neuen Generation, gestählt zwischen Leben und Tod, atmend unter dem Zwange des Wesentlichen“ hymnisch zu feiern?<sup>1533</sup>

Die Liste der Beispiele ist lang, und nicht umsonst habe ich in einem früheren Aufsatz diese Texte als „Modelle projektiver Wahrnehmung“ rubriziert und referiert. *Solche* Reisen machte man in kein anderes Land, und das hing nicht nur mit dem neuen, bolschewistischen „Überbau“, sondern mindestens so sehr mit der vermeintlich „ewigen“ Basis zusammen: eben Russland, das wirklich in den Augen einer breiten deutschen Öffentlichkeit ein „Indien im Nebel“ geworden war.

### Rom oder Moskau (II)

Thomas Mann mag noch einmal als „Repräsentant“ (in dem von ihm stets beanspruchten Sinne) für einen Blick in die Gegenrichtung dienen.<sup>1534</sup> Nach dem Mord an Rathenau 1922 hatte er eine entschiedene und öffentliche Wendung von seinen „konservativ-revolutionären“ Neigungen der ersten Nachkriegsjahre hin zur Republik genommen. Er gehörte nun zu denen, die man (wie Troeltsch, Max Weber und andere) als „Vernunftrepublikaner“ bezeichnete. Das tat seinen russischen Neigungen keinen Abbruch, rückte sie aber stärker ins Ungefähre. Auch bedeutete seine Wendung von der düster-monomanen Prophetengestalt Dostojewski hin zur heller-universalen Figur Tolstois, den er in seinem großen Standardvortrag „Goethe und Tolstoi“ jetzt dem Weimarer Olympier in recht frappierenden Vergleichen an die Seite stellte, ein vorsichtiges Abrücken vom bolschewistischen hin zum „geistigen Russland“, auch zu dem „jenseits der Grenzen“, in der Emigration.

In einem Nachruf auf Lenin hatte Thomas Mann 1924 – kurz vor dem Erscheinen des „Zauberberg“ – den Toten in Worten gewürdigt, die er im Roman (was niemand wissen konnte) fast wörtlich seinem Naphta in den Mund gelegt hatte: „Lenin war ohne Zweifel eine säkulare Erscheinung, ein Mensch-Regent neuen,

demokratisch-gigantischen Stils, eine kraftgeladene Verbindung von Machtwille und Askese, ein großer Papst der Idee, voll vernichtenden Gotteseifers. Man wird seiner gedenken wie jenes Gregor, von dem das Heldengedicht sagt: ‚Leben und Lehre standen nicht miteinander im Missklang.‘ Der selbst gesagt hat: ‚Verflucht sei der Mensch, der sein Schwert zurückhält vom Blute.‘<sup>1535(\*)</sup>

In einem Interview mit dem Korrespondenten des „Berliner Börsen-Courier“ vom Oktober 1925 über die west-östlichen Dialoge im „Zauberberg“ sagte Thomas Mann auf die Frage, ob sein Hans Castorp sich wie der Christian Wahnschaffe in Jakob Wassermanns gleichnamigem Roman Russland zugewandt hätte: „Nein, ich glaube nicht, dass mein Hans Castorp, sollte er den Krieg überlebt haben, dem russischen Einfluss erlegen wäre. Dazu ist er zu frei, zu sehr aufs Balancieren bedacht. Er wäre heute, auch geistig gesprochen, ein Anhänger der Politik der freien Hand und würde vielleicht gerade in diesem Augenblick mehr dem Westen zuneigen. Deutschland steht zwischen Ost und West als das Land der Mitte. Diese seine ewige Situation hat ein beständiges Lavieren im Gefolge. Die Möglichkeit einer höheren Synthese muss immer gewahrt bleiben ... Das Entgegenkommen, das Deutschland in Locarno gefunden hat, wurzelt in der Furcht vor dem Bolschewismus. Settembrinis und Naphtas Werben um Hans Castorps Seele entspricht ganz dem politischen Werben der gegenfüßlerischen östlichen und westlichen Mächte um – Deutschlands Seele ... Es besteht immer die Gefahr, dass es sich von der einen Seite zu sehr einwickeln lässt. Seine eigentliche Aufgabe wäre vielleicht etwas Drittes ... Doch ich lege heute für meine Person das Gewicht ganz bewusst mehr auf die westliche Seite ...“<sup>1536</sup>

In welcher Weise Thomas Mann sich allerdings verwahrte, bei seiner neuen Hinwendung zum Westen sich "einwickeln" zu lassen, belegt das Journal seiner Reise nach Paris im Januar 1926. Der Besuch hatte Züge einer Staatsvisite, geradezu eines geistig-politischen Locarno; und Thomas Mann selbst beschrieb ihn

---

(\*) Nahezu wörtlich so hatte Naphta im Roman die Übereinstimmung der mittelalterlichen Vorstellungen vom Reich Gottes mit denen der Diktatur des Proletariats begründet: "Das Proletariat hat das Werk Gregors aufgenommen, sein Gotteseifer ist in ihm, und so wenig wie er wird es seine Hand zurückhalten dürfen vom Blute. Seine Aufgabe ist der Schrecken zum Heile der Welt und zur Gewinnung des Erlösungsziels, der staats- und klassenlosen Gotteskindschaft." Siehe Th.M., Der Zauberberg. In: Gesammelte Werke, Bd. III, S. 559

voller Behagen auch so. Seine republikanische Wende hatte sich auch hier herumgesprochen, und der frische Ruhm das „Zauberberg“ eilte ihm voraus. Gleich bei der ersten Begegnung überließ er sich dem Reiz des "causer" in französischer Sprache – „ein Kosen der Sprache, gedämpft, delikat und genussreich“. Nur um fortzufahren: „den ganzen aristokratischen Reiz der humanistischen Zivilisation des Westens kostet man beim Lauschen, spürt auch genau, was diese alte Welt unter 'Barbarei' versteht und weiß dabei, dass es eine todgeweihte Welt ist, schon tot eigentlich, im Begriffe, von der östlich-proletarischen Welt verschlungen und begraben zu werden.“<sup>1537</sup>

Noch spitzer entwickelte Thomas Mann diesen Gedanken in einem Gespräch mit dem Schriftsteller Alfred Fabre-Luce am Rande eines Banketts. Mit Genugtuung stellte er fest, dass seine „Betrachtungen eines Unpolitischen“ im Nachhinein auf „unbedingtes Verständnis“ stießen, nämlich als ein „Protest gegen die moralische Weltvereinfachung durch die demokratische Tugendpropaganda“. Fabre-Luce meinte, dies letztere sei doch in erster Linie eine Angelegenheit der bürgerlichen Linken seines Landes, die dem ideellen Deutschland am feindlichsten gegenüberstehe. Worauf Thomas Mann replizierte, dies sei „glänzend bemerkt“, und „die Wiederannäherung des deutschen Denkens an das westeuropäische [stelle] durchaus eine geistige Möglichkeit“ dar. Doch müsse man dies wohl „der allgemeinen Weltrevolutionierung überlassen“. Und diese laufe wesentlich auf die „Unterminierung des bürgerlichen, des klassischen, des konservativ-revolutionären Frankreich“ hinaus, und zwar durch „östlich-proletarische Kräfte, die in gewissem Sinn die Europäisierung Frankreichs betrieben.“<sup>1538</sup>

Dass Deutschland hier auf der Seite der Weltrevolutionierung stand und gerade ihm eine Vermittlerrolle bei der „Europäisierung Frankreichs“ zufallen werde, war in der Gegenübersetzung der universellen „Beweglichkeit“ des deutschen Geistes zur erstarrten „Klassizität“ des französischen Esprit bereits enthalten und trug beinahe schon Züge einer intellektuellen Revanche. Überhaupt zog Thomas Mann als Resümee seiner Reise, dass mittlerweile „in Frankreich die dem Osten nähere geistig-geographische Lage Deutschlands als ein Vorteil für uns empfunden

den“ werde.<sup>1539</sup> Dies war vielleicht die eigentliche Botschaft seiner „Pariser Rechenschaft“.

Es dauerte bis 1931, bis in Deutschland ein Buch wie Friedrich Sieburgs „Gott in Frankreich“ erschien, das (bei allen Vorbehalten und affektiven Widerhaken) doch seit langem ein frisches, authentisches Interesse ausdrückte. Aber im Jahr darauf erschien Sieburgs Reisebericht „Die rote Arktis. ‚Malygins‘ empfindsame Reise“ – und das war dann schon etwas ganz anderes. An Bord dieses sowjetischen Expeditionsschiffes fand Sieburg Menschen, junge Komsomolzen, Arbeiter, Techniker, Wissenschaftler, die auch im Alltag wie Soldaten lebten und handelten und in ihrem Stolz entwaffnend waren: „Was sie zu viel besaßen, das hatten wir zu wenig: Glauben.“ Geschrieben war das Buch an „einem ruhevollen englischen Oktobertag“, während die letzten Rosen von Devonshire verwelkten und bevor ein „stählerner Winter“ anbrach – wie ihm schien, „die letzte Frist, die das Schicksal sich gesetzt habe, Frist für England, für Europa, für alle“.<sup>1540</sup> Ein Vorkriegsbuch.

### „Rom oder Moskau“ (III)

Man kann Paquets Antithese, die dieser Arbeit den Titel gegeben hat, statt als ein bloßes zeitgenössisches Ideologem, auch theoretisch ernster nehmen – wie es Helmuth Plessner in seinen 1935 in niederländischen Exil verfassten Betrachtungen über „Das Schicksal deutschen Geistes“ getan hat, die mehr als zwanzig Jahre später unter dem Titel „Die verspätete Nation“ erschienen sind.

Plessner zählte Deutschland (neben Italien und Spanien) zu jenen europäischen Völkern, welche „an der Entwicklung des modernen Staatsbewusstseins seit dem 17. Jahrhundert nicht teilgenommen haben“. Während Frankreich und England „durch ihre Staatsideen geprägt“ wurden, idealisierte und ideologisierte sich das „deutsche Volk“ als besonderen „Organismus“, „in Opposition gegen die einebene Abstraktheit der allgemeinen Menschheitsidee“. Fichtes These, wonach das deutsche Volk „ein ‚Urvolk‘ sei, mit gewachsener Sprache, nicht latinisiert

und deshalb mit seinem Ursprung noch in Kontakt ..., wirkt dabei wie eine Analyse der ganzen im Begriff des Volkes aufgespeicherten Affektladung“.

Hinter der „Erbfeindschaft“ mit Frankreich verberge sich insofern ein tieferer Gegensatz – eben der zu einem symbolischen (nicht dem wirklichen) „Rom“. Dieses erscheine als der ewige Gegenspieler des deutschen Volkes: als die kultivierende Weltmacht, die ursprünglich die Germanen ins Licht der Zivilisation zog, sie als römisch-katholische Kirche christianisierte, als Humanismus, Renaissance und später als Aufklärung mächtig einwirkte, aber vor allem über das aus dem römischen Recht wiedererweckte Ideal der Republik sich als Staatsgedanke Westeuropas, und in erster Linie Frankreichs, der deutschen Tradition entgegenstellte.

In dieser Feindschaft gegen das Römische, so Plessner, meldete sich aber „nicht nur das unglückliche Bewusstsein der Deutschen“, sondern „ebenso sehr die reale Geschichte selbst“. Deutschland östlich der Elbe war Kolonisationsgebiet; dort hatte sich die Geschichte Preußens entschieden. An diesem Zwiespalt laboriere Deutschland und das Preußisch-Deutsche Reich seither. Es verstehe sich als protestantisch, also antirömisch, obwohl das Römische selbst zur deutschen Geschichte gehöre, also innerer Gegenspieler sei. Aber es gehe auch nicht um den „Süden, das wirkliche Rom“, sondern um Frankreich, das „der vom Schicksal begünstigte Konkurrent im inneren Kampf um die römische Reichsidee“ gewesen sei. Auch vom Calvinismus, von der radikalen bürgerlich-antikatholischen Reformation also, die die Niederlande, England und Amerika geprägt und ihre Verfassungsgeschichte religiös fundiert habe, sei Deutschland (das katholische wie das lutherische) unberührt geblieben, ebenso wie später von der französischen Aufklärung.

Wenn Deutschland also „in keiner staatlichen Tradition zur Ruhe kommt“, sondern einem romantischen Bild des „Reichs“ nachhänge, das nur durch ein mythisiertes „Volk“ und seine Blutsbande gestiftet werden könne, dann spiegele sich darin nur „die tiefe Selbstunsicherheit des deutschen Geistes“, dem es so scheine, „als bildeten alle großen Aufbrüche deutscher Geschichte ... *einen* Kampf der Riesen gegen Rom, den Armin, der Cherusker, begann“.

Zugleich habe sich allerdings kein andere europäisches Land „der Wissenschaft und der Wirtschaft ... mit einer so hemmungslosen Energie verschrieben“ wie Deutschland seit dem 19. Jahrhundert. Gerade seine staatliche Strukturlosigkeit habe es in gewissem Sinne zu „Neuland“ gemacht und eine „Verbindung aus Preußentum und Amerikanismus“ hervorgebracht.

Den Mangel einer „bürgerlich-politischen Tradition“ habe zuerst der Historismus, die Berufung auf die „Autorität der wirklichen Geschichte“ und ihren innerweltlichen Heilsplan, in Verbindung mit der idealistischen Philosophie kompensieren müssen, um in einer Zeit der Entgötterung schließlich durch Ökonomie und Biologie substituiert zu werden, durch die „Selbsthilfe einer künstlichen autoritären Bindung“ und die „machtpolitische Position der bloßen Selbstbehauptung“.<sup>1541(\*)</sup>

Diese Thesen Plessners argumentieren – wie schon der Begriff der „verspäteten Nation“ anzeigt – von einer Idealtypik der Staatsentwicklung her, die man heute als unhistorisch, wenn auch keineswegs als untriftig empfinden wird. Sie sind selbst noch ganz den Gedanken ihrer Zeit verhaftet; man erkennt das „protestierende Reich“ Dostojewskis und viele andere der gängigen Topoi. Aber gerade in diesem Kontext gelesen, beziehen sie eine übergeordnete, kritische Position, die die Konturen der charakteristischen politischen Denkfiguren der Zeit mit scharfer Reissfeder nachzeichnet.

---

(\*) Im Antisemitismus schließlich sieht Plessner – in einer Nachbemerkung von 1959 – einen Ausfluss der „Selbstunsicherheit“ gegenüber einem Volk, welches „aus der Rolle des geduldeten Außenseiters in die des progressiven Konkurrenten überwechselnd, ... die Hassgefühle der von Kapitalismus, Industrialisierung und moderner Wissenschaft besonders bedrohten Volksschichten“ auf sich gezogen habe. Darüber hinaus aber verberge sich eine weitergehende, tiefere Konkurrenz zwischen Deutschen und Juden: „Beide sind ‚Völker‘ mehr als Staaten. Beide sind ... Zeugen einer untergegangenen Vorwelt und Unterpfänder einer erst kommenden Weltordnung. Beide sind unglücklich und darin groß: von vorgestern und von übermorgen, ohne Ruhe im Heute. Gibt es einen stärkeren Beweis für diese Ähnlichkeit im Schicksal, als dass die Deutschen in ihrer Furcht vor Überfremdung ... sich, wenn auch in biologischer Ausdrucksweise des \*Rassentheorems und der Vererbungswissenschaft, dem vorchristlichen Stammesdenken ihres vermeintlichen Gegners in einer ... veritablen *préhistoire moderne* anzugleichen suchten?“

### Rom oder Moskau (IV)

Exemplifizieren lässt sich dieses Denken der Zeit in letzter, vielleicht konsequentester Zuspitzung an der Figur, den Schriften und Aktivitäten eines Ernst Niekisch. Aus der Sozialdemokratie kommend, hatte er in der Zeit der Münchner Räterepublik versucht, die Ideen des deutschen Kriegssozialismus mit den Räteideen östlicher Provenienz zu verknüpfen (und dabei im März 1919 ein kurioses Gespräch mit Walther Rathenau geführt, den er, angeblich mit Erfolg, für die Idee und praktische Inangriffnahme eines „Europäischen Planamtes“ in München erwärmt haben will). Nach 1923 entwickelte Niekisch immer schwärmerischerfanatischere Ideen von der Neugeburt der deutschen Nation und des Reiches aus dem Geist von „Potsdam“<sup>1542</sup>, einem idealen Preußentum also, das gestützt auf eine „Aristokratie der Arbeit“ auch „die Vernichtung der Klasse durch die wahrhaft nationale Volksgemeinschaft“ bedeuten sollte.<sup>1543</sup> 1926 verließ er mit seinem „Hofgeismarer Kreis“ die SPD.

Hauptziel war es jetzt, das „nationale und soziale Rebellentum“ Deutschlands gegen den „Geist von Locarno“ zu erwecken: „Deutsche Politik kann kein anderes Ziel haben als die Wiedergewinnung deutscher Unabhängigkeit, die Befreiung von den auferlegten Fesseln, die Zurückeroberung einer großen, einflussreichen Weltstellung.“<sup>1544</sup> Das war der Kern der „Widerstandsideologie“, die zum Leitgedanken einer zu gründenden nationalrevolutionären „Widerstandsbewegung“ werden sollte. Deren Ideologie eines reinen, „unbedingten Nationalismus“ sollte vorerst aber „keine Massenbewegung, sondern die Angelegenheit eines ‚geheimen Ordens‘“ sein.<sup>1545</sup> Es ging also um die Züchtung einer neuen Elite – wofür Niekisch einen weiten Radius von Kontakten pflegte.

So stand seine entstehende, um die Zeitschrift „Widerstand“ gruppierte Bewegung (die auf dem Höhepunkt Anfang der 30er Jahre ca. 4000 bis 6000 Mitglieder zählte) in enger Fühlung mit dem Kreis um die Gebrüder Jünger; mit dem „Ring“-Kreis und (nach dem Tode Moellers) den „Herrenklubs“ um Heinrich von Gleichen; mit der 1928 losgebrochenen „Landvolkbewegung“ unter dem holsteinischen Bauernführer Claus Heim; mit aktivistischen Teilen der Bündi-

schen Jugend; mit Vertretern der ehemaligen Freikorps und Wehrverbände, die sich im „Stahlhelm“ sammelten; sowie schließlich mit dem sozialistischen Flügel der NSDAP und SA um die Brüder Strasser, vor allem dann mit Otto Strassers 1930 aus der Partei geworfener „Schwarzer Front“. Darüber hinaus unterhielt Niekisch lebhaft Kontakte mit hohen Offizieren der Reichswehr (von Seeckt bis Schleicher) sowie mit führenden Industriellen.<sup>1546</sup>

Und schließlich gehörte Niekisch im Herbst 1931 auch zu den Initiatoren und Aktiven jener „Arbeitsgemeinschaft zum Studium der Planwirtschaft“ (Arbplan) gehörte, die Georg Lukács von Seiten der Komintern „anleitete“. Im August 1932 reiste er mit weiteren 25 Arbplan-Mitglieder (mehrheitlich Akademiker und Publizisten) nach Russland, wurde von Volkskommissaren empfangen, besuchte Fabriken und Institute und war so enthusiastisch wie nur möglich.<sup>1547</sup>

Dabei war er kein Neubekehrter, im Gegenteil: Je schärfer er seine völkisch-nationalistischen Ideen entwickelte, umso enger wurden seine Beziehungen zur KPD, und zwar gerade weil sie das war, was Sozialdemokraten und Bürgerliche ihr vorwarfen: Statthalter Moskaus. Denn Niekisch stellte seine Ideologie und Politik immer umfassender unter einen Primat der Außenpolitik: den der unbedingten Ostorientierung. Das bedeutete die „Heimkehr“ zum harten preußischen Kern des Reiches und eine bewusste „Umwertung aller Werte“ (der des Westens nämlich).<sup>1548</sup> Stand gegen den „Römer“ und „Juden“ als dritter imperialer Kulturtypus der „Germane“, so war Preußen das großartige Beispiel einer „slawisch-germanischen Blutmischung“, aus der (mit einem Schuss Keltentum) eine neue, noch zukunftskräftigere Rasse entstanden war, die als „Siedler und Kolonisator“ berufen war, die deutsche „Sendung“ im weiten Osten zu vollenden.<sup>1549</sup>

Über die herkömmliche Konzeption eines von Deutschland geführten „Mitteleuropa“ hinaus führte der Wiederaufstieg zur Weltmacht für Niekisch aber „nur über Moskau“. Denn: „Aus dem Schutt erst, in den das französische Europa mit Russlands Hilfe gelegt wurde, kann ein deutsch beherrschtes Mitteleuropa aufgebaut werden.“<sup>1550</sup> Stießen zu den „100 Millionen ... russischen Fanatiker(n) noch 80 Millionen gleichgerichtete deutsche Fanatiker“, würde die „Versailler Ordnung“ wie ein Kartenhaus zusammenstürzen.<sup>1551</sup>

Das war mehr als die Frage einer bloßen zeitweisen Allianz. Die Achse Potsdam/Berlin – Moskau, die als einzige der westlichen Achse Paris/London – Washington würde entgegentreten können, musste am Ende ein „germanisch-slawisches Weltreich“ anderer, gegensätzlicher Verfassung hervorbringen: „An Stelle der westlichen Zentralisations- und gleichmacherischen Einebnungstendenzen tritt das organisch-irrationale, germanisch-slawische Ordnungsprinzip ... Ein neues Zentrum entstünde alsdann, das vom Stillen Ozean bis zum Rhein, von Wladiwostok bis Vlissingen reichte; ein Raumgebiet, das ‚nordisch‘ in dem Sinne wäre, dass es sich breit über den Norden Asiens und Europas hinlagerte ... Es wäre Europa-Amerika im Osten wie im Westen, Mittelpunkt der Welt, Kopf der Welt, die Achse, um welche sie sich dreht.“<sup>1552</sup>

Von dieser Basis her ließe sich dann die sozialistische Weltrevolution vollenden, in Gestalt eines „Endimperiums“, das – in Anlehnung an die Vorstellungen Ernst Jüngers – „das ‚total‘ mobilgemachte, nur ‚Arbeitern‘ Raum gewährende ‚sozialistische Gemeinwesen‘“ wäre, eine „planwirtschaftlich organisierte, ‚technokratische‘ Weltföderation aller Arbeiterrepubliken“.<sup>1553</sup>

#### „Rom oder Moskau“ (V)

Als einen völkischen Rechtsextremen eigener Ordnung haben sowohl Louis Dupoux<sup>1554</sup> wie neuerdings Michael Pittwald<sup>1555</sup> den Nationalrevolutionär Niekisch qualifiziert – und allenfalls als einen Pseudo-Widersacher Hitlers. Kurz vor dessen Machtantritt hatte er den Führer „Ein deutsches Verhängnis“ genannt, da er nur ein „romanisierter Deutscher“ war, der als Katholik „gegenreformatorische Instinkte ... in seinem Blute“ trug, weder Preuße noch Revolutionär, sondern ein legalistisch und „sozialpazifistischer“ Bürger, der einen „flachen Antibolschewismus“ vertrat, um Stimmen und Gelder zu bekommen.<sup>1556</sup>

Aber Niekisch landete nach 1945 nicht aus Zufall oder Opportunismus, sondern aus Überzeugung in der Sowjetischen Besatzungszone und dann der DDR. Sicher nährte sich seine Vision eines deutsch-russischen „Endreichs“ aus der Hybris deutsch-völkischen Kolonisatorenstolzes. Aber Russland trat darin eben doch als

eine unbesiegbare, dominierende Kraft in den Vordergrund. Es war zunächst Deutschland, das sich an Russland „anzulehnen“ hatte, nicht umgekehrt. Und dieses Russland war zur Hälfte noch stets „asiatisch“, was Niekisch ebenso anerkennend wie nervös konstatierte. Dieses halbasiatische Reich zu sich herüber zu ziehen, sich ihm und es sich zu assimilieren, war also eine deutsche Lebens- und Überlebensfrage.

In diesem Sinne ist Niekisch eher schon eine direkte Gegenfigur zu Hitler. Er verkörperte genau die Position, von der Hitler sich und seine Partei mit „Mein Kampf“ radikal abkoppelte – und auch abkoppeln musste, wenn er freie Hand gewinnen wollte. Niekischs Position einer halb völkisch-ideologisch, halb sozialistisch-doktrinär begründeten „Ostorientierung“ bedeutete in der Tat für einen radikalisierten deutschen Imperialismus eine babylonische Gefangenschaft, die sich nicht zufällig bis zur phantastischen Vorstellung „eines Reiches von Wladivostok bis Vlissingen“ steigerte. Dagegen war Hitlers „Germanenzug“ die reine Realpolitik.

Hitler befreite seine Bewegung zusammen mit der „Ostorientierung“ auch vom Zwangsgedanken eines Primats der Außenpolitik, wie es Niekisch und fast alle Nationalrevolutionäre und Nationalbolschewisten verfochten. Mehr noch: Hitler entledigte sich nicht nur des Schwarms der völkischen Apostel mit Blechschwert, sondern auch der Masse pseudoradikaler Literaten, die diese Szene bevölkerten. Denn das fällt eben auf, sobald man daran geht, sich mit der „Konservativen Revolution“, dem „Nationalbolschewismus“ oder der politischen Tendenzen einer „Ostorientierung“ eingehender zu befassen. Die riesige Literatur, die sie produzierten, spricht in der Tat „Bände“, d.h. sie zeugt von einer politischen Impotenz, die aber nicht unbedingt in den Personen lag, sondern in der Sache selbst.

Hitlers Braunhemden mit ihrer Mischung aus Hetzreden und Schlägertum, Schweiß und Leder, signalisierten jedenfalls eines: den unbedingten Willen zur Macht; und dass sie ihre Sache in einem kaum noch auszumalenden Weise „ernst meinten“. Anders das dicht bevölkerte Feld der übrigen völkisch-nationalistisch-sozialistischen Gruppen, Parteien, Klubs, Zeitschriften, Bünde usw. In dieser Hinsicht kann Mohlers „Handbuch“ tatsächlich fast wie ein Baedeker in das „ge-

heime Deutschland“ gelesen werden, als welches diese Szene sich in Kyffhäuser-Nebel zu hüllen und recht „gefährlich“ zu machen suchte.

Man war sehr zahlreich, sehr bedeutend, sehr „tief“. Es wimmelte von „Persönlichkeiten“, und tatsächlich war in diesem radikalisierten Zwischenfeld des politischen Weimar eine beachtliche Masse an intellektuellem und künstlerischem Potential versammelt. Auch an Geld oder an militärischer und konspirativer Erfahrung sowie an „Verbindungen“ fehlte es nicht. (In diesem, aber nur in diesem Sinne könnte man Mohlers Vergleich mit den „Trotzkisten des Nationalsozialismus“ gelten lassen.)

Letzten Endes war man jedoch mit sich selbst beschäftigt. Weder gelang es diesen Gruppen, Personen und Organen, sich im Feld der offiziellen parlamentarischen Politik als einflussreiche Strömung zu etablieren. Noch brachten sie außerparlamentarisch schlagkräftige Massen auf die Beine; nichts jedenfalls, was der marschierenden Hitler-SA das Wasser hätte reichen können.

Kurzum, es handelte sich um eine virulente „Unterströmung“ der Weimarer Politik und Kultur, die mithalf, das Klima aufzuheizen, ohne ihre Bestrebungen in anderes als papierne Deklamationen umsetzen zu können. Soweit Leute wie Niekisch überhaupt Politik machten, dann als Stichwortgeber oder Mitmischer in den Nebenpolitiken, die die Reichswehr, aber teilweise auch die Industriellen und bestimmte Berufsverbände und Interessengruppen trieben. Vor allem aber die Reichswehr – die sich nach der Formel Seeckts gegenüber der Republik in einem Zustand der „Überwinterung“ befand. Auch sie war ein Stück „geheimen Deutschland“ im Wartestand: auf die Krise, den Führer, eine Verschiebung der Kräfte.

Hier schien es zumindest um reale Fragen und handfeste Dinge zu gehen: um Rüstungsvorhaben, Waffenentwicklungen, Generalstabskontakte, Schulungen und Lagebesprechungen. Aber nie, so oft und zuweilen intim unter den führenden Militärs darüber geredet wurde, kamen beide Länder in die Nähe eines realen Bündnisses. Es entstanden vielfältige informelle Verbindungen, persönliche Affinitäten, eine Art virtueller Waffenbrüderschaft – aber nichts, was den Veränderungen der Politik nach 1933 und im Weltkrieg am Ende standhielt.

### Der russische „Nexus“ (I)

Man kann das dahin verallgemeinern, dass die Beziehungen der Weimarer Republik zu Sowjetrußland insgesamt einen Zug des Virtuellen trugen. Gewiss bildete Rapallo bzw. der daran anschließende „Berliner Vertrag“ ein diplomatisches „Gegengewicht“. Aber – zu was? Wenn sich daraus ein Spielraum einer konstruktiven Politik nach Westen ergab, dann wurde er jedenfalls nicht genutzt.

Umgekehrt fixierte die informelle Alliiierung mit Sowjetrußland die Weimarer Politik in ihrem sterilen Revisionismus. Die bloße Existenz der UdSSR – gerade als einer sozialistischen, autarken, dem Weltmarkt entzogenen und zugleich noch immer irgendwie provisorischen, in steten Metamorphosen befindlichen Macht – schien die abstrakte Möglichkeit einer umfassenden Änderung der Lage des Reiches zu signalisieren. Dass das geschlagene Deutschland (mit seiner Technik, Bildung, Organisationskultur) und das revolutionär verwandelte Rußland (mit seinen Rohstoffen, seinen bildungshungrigen Massen und seinem ungerichteten Elan) eine potentielle Traumkombination abgäben, wurde in unendlichen Variationen von links bis rechts beschworen.

Über dieser Chimäre (die allen potentiellen Gegnern und Rivalen an sich schon Respekt einflößen sollte) versäumte die Weimarer Politik es, dort, wo sie stand, festeren Grund unter die Füße zu bekommen. Der „Rhein als Schicksal“, den Alfons Paquet so oft beschwor, wurde der fiktiven Alternative „Rom oder Moskau“ geopfert. Man erging sich in „geistigen Möglichkeiten“, in „Schicksalsgemeinschaften“ und „Wahlverwandtschaften“, und nach wie vor in weiträumigen Machtträumen eines deutsch geprägten Mitteleuropa, das sich dem seiner Erschließung harrenden, gigantischen Sowjetkomplex in exklusiver Weise assoziieren und kraft seiner selbst schon mythisierten Potenzen von Arbeit, Technik, Organisation und Wissenschaft zu neuer Weltgeltung emporarbeiten würde. Auch Stresemann begleitete jeden praktischen Schritt seiner Politik mit solchen schicksalsumwölkten Großraumperspektiven. Mit diesen permanenten weltpolitischen

Überfrachtungen hing es zusammen, dass die Republik zu keinem Ausgleich mit sich selbst kam.

Aber der entscheidende Faktor, der die Beziehungen letztlich immer wieder unfruchtbar machte, war die innere Verfassung der Sowjetunion und ihrer Führung, die von hundert Zwangsgedanken und Realängsten gepeitscht war. Gewiss, es gab zahllose Gespräche, Konsultationen und Bankette. Man gab und erhielt Kredite und tauschte Waren; deutsche Techniker und Technologien waren (neben amerikanischen) unverzichtbarer Teil der sowjetischen Industrialisierungsprogramme, und in gewissen Zeiten halfen die „Russenaufträge“ der deutschen Industrie über die Flauten und schlimmsten Krisen hinweg. So schien es zumindest.

Näher betrachtet, konnte nicht einmal davon wirklich die Rede sein. Auch der Außenhandel unterlag in der Periode der industriellen und militärischen Aufrüstung der Stalinschen Sowjetunion, die sich bereits 1926/27 abzeichnete, dem Primat des Politischen. Die Bildung des „Russlandausschusses der deutschen Wirtschaft“ 1928 war der Versuch, dem sowjetischen Staatskartell ein Gegenkartell entgegenzusetzen, nur um die Sache am Laufen zu halten. Die Euphorie der frühen Konzessionspläne war gründlich verflogen. Das vorherrschende Gefühl war Frustration.<sup>1557</sup>

Die Industriellendelegation, die unter Führung von Peter Klöckner im Februar 1931 nach Moskau reiste und „deren Mitgliederliste sich wie ein deutscher Industriegotha ausnahm: Krupp, Borsig, DEMAG, MAN, Otto Wolff, Vereinigte Stahlwerke, Gutehoffnungshütte, Siemens und AEG“, wurde zwar noch einmal mit einem gigantischen, im Stil der Fünfjahrpläne glattweg verdoppelten Auftragsvolumen verblüfft und geködert. Und natürlich zeigte man sich von den „Großbaustellen des Sozialismus“ gebührend beeindruckt. Nur dass die deutsche Seite, und vor allem die bankrotte Berliner Regierung, diese Aufträge weitgehend selbst hätte finanzieren müssen. Die Weltwirtschaftskrise trieb dem Höhepunkt zu, die Unternehmen drängten auf raschen Abschluss, aber der volkswirtschaftliche Nutzen für Deutschland war durch viele negative Gegeneffekte (Kreditbelastungen, sowjetische Dumpingexporte usw.) fast Null.<sup>1558</sup>

Was in der Sowjetunion selbst mit diesen en gros importierten Maschinen geschah und woher das mitten in den Hungerkatastrophen der Kollektivierungsjahre auf den Weltmarkt gepumpte Getreide stammte – das alles waren noch Themen für sich. Ein in Wirtschaftsfragen versierter Publizist wie Arthur W. Just konnte bei seinem Besuch im Sommer 1931 – bei aller hochgestimmten Aufmerksamkeit – schlechterdings nicht übersehen, dass die auf dem Papier entworfenen Hyper-Kombinate am Ural „ohne Rücksicht auf Verluste“ konzipiert waren und auf vollkommen illusionären Annahmen und Berechnungen beruhten.<sup>1559</sup>

Kurzum, eine selbsttragende zivile Austauschdynamik zwischen beiden Ländern ist niemals in Gang gekommen, wie in der Wirtschaft, so auch auf anderen Gebieten. Bis Ende der zwanziger Jahre waren die Enthusiasten einer aktiven Politik mit Sowjetrussland – wie etwa der Staatssekretär von Maltzan, der sozialdemokratische Legationsrat Moritz Schlesinger oder der Doyen des Korps der Auslandspresse in Moskau, Paul Scheffer – abberufen, zurückbeordert oder ausgewiesen. Aber sie wären womöglich auch von sich aus gegangen. Die konstruktive Ostpolitik, die sie sich vorgestellt hatten, war mit dem real existierenden Russland Stalins nicht zu machen.

Paul Scheffer, der als Korrespondent des liberalen „Berliner Tagblatt“ ab 1926 mit wachsender Aufmerksamkeit und journalistischer Unbestechlichkeit die innenpolitische Verschärfung beobachtet und kommentiert hatte, legte sich nach seiner Ausweisung (d.h. Nicht-Wiederzulassung) im Oktober 1928 keine Zurückhaltung mehr darin auf, auch die Folgen für die Beziehungen beider Länder zu benennen. Im März 1930 schrieb er: „Dass Deutschland auf Russland angewiesen, dass die Freundschaft mit Russland ihm unentbehrlich sei, dass Rapallo Versailles durchlöchere, sind allgemeine Sätze, die nur gemessen an ihrer Realisierbarkeit Wert haben. Wir haben jetzt sieben Jahre Zeit gehabt, sie auf ihren praktischen Wert zu prüfen. Wer sich nicht auf schale Allgemeinheiten verließ, sondern sorgfältig zuzusehen sich bemühte, musste schon seit Jahren fürchten, dass die NEP und also die Grundlage von Rapallo untergehe. Denn der Weg der direkten Sozialisierung [der Kollektivierung, G.K.] bedeutet eine außerordentliche Verstärkung der Labilität des Sowjetsystems ... Die Revolution kehrte zuerst

schrittweise zu ihren vernichtenden Methoden zurück und jetzt ist sie in vollem Galopp dahin. Das ist für die gegenwärtige miserable Lage in Moskau, ganz Russland der deutliche Ausdruck.<sup>1560</sup>

Alle zuletzt zitierten Beispiele zeigen im übrigen, dass ein aus Überzeugung oder Erfahrung gespeister Antibolschewismus im Spektrum der Weimarer Republik am ehesten bei Personen und Parteien der politischen Mitte zu finden war, am entschiedensten in der Sozialdemokratie, in deren Publizistik einige emigrierte und wohl informierte russische Sozialdemokraten (wie der zitierte Paul Olberg z.B.) ihren Platz behaupteten. Insofern war der Furor der stalinistischen „Sozialfaschismus“-These durchaus zu verstehen. Sie diente auf der anderen Seite dazu, den Begriff völlig beliebig zu machen. Die bürgerliche Welt bestand, so betrachtet, aus lauter Faschismen (Sozialfaschisten, Klerikalfaschisten, Nationalfaschisten usw.) – was einer Politik der Spaltung und der Bündnisse nach den Bedürfnissen der sowjetischen Außenpolitik jeden Spielraum eröffnete.

Umgekehrt: Wäre der Antibolschewismus eine so dominante Haltung in der Weimarer Politik und Publizistik gewesen, wie er in der historischen Rekonstruktion (nicht nur in der DDR-Historik, sondern seit den sechziger Jahren auch in der selbstkritischen Geschichtsaufarbeitung der Bundesrepublik) überwiegend gezeichnet wurde, dann hätte der Weg der Weimarer Republik mit ganz anderer Gradlinigkeit zur Westintegration führen müssen. Dabei dürfte niemand in der Innenpolitik der Weimarer Zeit mehr neben der Spur gestanden haben als Leute wie der Industrielle Arnold Rechberg oder der verabschiedete General Hoffmann, die vorschlugen, sich auf der Schiene eines militanten und prinzipiellen Antibolschewismus so eng wie möglich an die Westmächte, vor allem an Großbritannien und die USA (die bis 1932 die Aufnahme diplomatischer Beziehungen mit der UdSSR verweigerten), anzuschließen.

Es war eher umgekehrt: Eine illusionäre „Ostorientierung“ hielt die Republik in ihrem Bann und suggerierte ihr die Möglichkeit einer Politik der „freien Hand“ oder des „Gleichgewichts“, die zu ihrer Bodenlosigkeit wesentlich beitrug. Diese Vorstellungen dienten als vorläufiges Surrogat der beschädigten Weltmachtträume und hielten sie zugleich am Leben. Die elementare Weltkriegserfahrung, dass

im Westen kein Durchkommen war, während der Osten in unbestimmter Gärung und „offen“ lag, gab das Grundmuster aller fundamentalistischen deutschen Selbsterfindungen ab. Im Materialkrieg an der Westfront hatte sich der Jüngerische neue Menschentypus, der Arbeiter-Soldat einer neuen imperialen Zivilisation, erstmals gezeigt und gestählt. Sein künftiges historisches Betätigungsfeld war der weite Osten der „jungen Völker“, deren Mekka vorläufig das rote Moskau war. Berlin konnte das Medina werden, von dem aus sich ganz neue, noch unbekannte Reichsbildungen denken ließen.

Wenn es also einen „Nexus“ zwischen Bolschewismus und Nationalsozialismus gab, dann lag er in dieser Dauerentzündung der imperialen Phantasien. Er lag andererseits in der Verschärfung aller Kategorien von Politik und Krieg. So wie die beiden Armeen aneinander Maß nahmen, sich aneinander schulten, neue Vernichtungstechniken explorierten, sich in virtuellen Kriegsszenarien übten und einen Kaderstock beliebig ausdehnbarer technisierter Massenarmeen ausbildeten, so war es zum Teil auch auf dem Felde der Theorie und Ideologie. „Politische Wissenschaftler“ beider Seiten entwickelten in loser, produktiver Kooperation ihre jeweils eigene Version einer „Geopolitik“, die ihrem Begriff nach nicht weniger als den gesamten Erdball im Auge hatte.<sup>1561</sup> Auch die Hirnforscher, die Bevölkerungswissenschaftler, die Eugeniker und die Rassenkundler – viele, die im NS-Reich kaum ein Jahrzehnt später zu den „Vordenkern der Vernichtung“ (Götz Aly / Susanne Heim) zählen sollten –, haben sich nicht zuletzt über das Studium der sowjetischen Literatur und Praxis oder in direktem Austausch mit sowjetischen Kollegen ausgebildet, die ähnlich „kühn“ und von konventionellen Hemmungen unbeschwert dachten und forschten.<sup>1562</sup>

Weder hier wie dort folgte dieser Prozess dem naiven Modell von „Vorbild“ oder „Schreckbild“; sondern es ging, wenn schon, um eine positive Rivalität, d.h. einen Wettstreit in der hohen Kunst der Zuspitzung und des Denkens in Kategorien des „Ernstfalls“. In diesem Sinne haben wir uns nicht getäuscht, als wir 1968/69 in sozialwissenschaftlichen Universitätsseminaren in Frankfurt obligatorisch Carl Schmitts „Begriff des Politischen“ als Parallelektüre zu Lenins „Staat und Revolution“ lasen.

- 
- <sup>1</sup> Alfons Paquet, Rhein und Donau. In: Rom oder Moskau. Sieben Aufsätze, München 1923, S. 25 f.
- <sup>2</sup> Thomas Mann, Das Problem der deutsch-französischen Beziehungen, zuerst veröffentlicht in: Der neue Merkur 5 (1921/22), H. 10; hier zitiert nach: Thomas Mann, Aufsätze-Reden-Essays, Bd. 3: 1919-1925, hrsg. von Harry Matter, Berlin-Weimar 1986, S. 187
- <sup>3</sup> Ernst Robert Curtius, Deutsch-französische Kulturprobleme, in: Der Neue Merkur 5 (1921/22), H. 3, September 1921
- <sup>4</sup> Fritz T. Epstein: Der Komplex 'Die russische Gefahr' und sein Einfluß auf die deutsch-russischen Beziehungen des 19. Jahrhunderts, in: Deutschland in der Weltpolitik des 19. und 20. Jahrhunderts, hg. von I. Geiss und B.J. Wendt, Düsseldorf 1973, S. 143-159
- <sup>5</sup> Dietrich Geyer: Ostpolitik und Geschichtsbewußtsein in Deutschland, in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, H. 2, 1968, S. 147-158; hier S. 150
- <sup>6</sup> Epstein, Der Komplex 'Die russische Gefahr', S. 143
- <sup>7</sup> Ebenda, S. 146 ff.
- <sup>8</sup> Dietrich Beyrau: Der deutsche Komplex – Russland zur Zeit der Reichsgründung. In: Historische Zeitschrift, Beiheft 6 (Neue Folge), 1980, S. 63-107
- <sup>9</sup> Vgl. dazu die Bände 1 bis 3 der „West-östlichen Spiegelungen“, Reihe B „Deutsche und Deutschland aus russischer Sicht“, hrsg. von Dagmar Herrmann u.a., München 1989-1998; sowie Gerd Koenen: Der unerklärte Frieden. Deutschland, Polen und Russland. Eine Geschichte, Frankfurt/M. 1985
- <sup>10</sup> Schultze-Gävernitz: Der Nationalismus in Russland und seine wirtschaftlichen Träger. In: Preußische Jahrbücher 75 (1894). Hier zit. nach Beyrau, ebenda, S. 100
- <sup>11</sup> Hans Erich Volkmann (Hg.): Das Russlandbild im Dritten Reich, Weimar-Wein 1994, S. 4 f.
- <sup>12</sup> Vgl. „Historikerstreit“. Dokumentation der Kontroverse über die Einzigartigkeit der nationalsozialistischen Judenvernichtung, München-Zürich 1987
- <sup>13</sup> Ernst Nolte: Der europäische Bürgerkrieg 1917-1945. Nationalsozialismus und Bolschewismus, Frankfurt/M. und Berlin 1987; sowie seinen Artikel in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom Juni 1986, der den Auslöser des „Historikerstreits“ bildete: Vergangenheit, die nicht vergehen will. Eine Rede, die geschrieben, aber nicht gehalten wurde. Wieder abgedruckt in: „Historikerstreit“, S. 45 ff.
- <sup>14</sup> Ernst Nolte: Der Faschismus in seiner Epoche. Die Action Française - Der italienische Faschismus - Der Nationalsozialismus, Stuttgart 1963; sowie Ders.: Die faschistischen Bewegungen, München 1966
- <sup>15</sup> Andreas Hillgruber: Das Russland-Bild der führenden deutschen Militärs vor Beginn des Angriffs auf die Sowjetunion, in: Ders.: Die Zerstörung Europas. Beiträge zur Weltkriegsepoche 1914 bis 1945, Frankfurt/M. - Berlin 1988, S. 256 f.
- <sup>16</sup> Arthur Luther: Russische Literatur in Deutschland. In: Das deutsche Buch. Sonderheft Russland, Leipzig 1923, S. 12
- <sup>17</sup> Boris Groys: Die Erfindung Russlands, München 1995, S. 8
- <sup>18</sup> Ebd., S. 14
- <sup>19</sup> Ebd., S. 10
- <sup>20</sup> Rudolf Jaworski: Osteuropa als Gegenstand historischer Stereotypenforschung. In: Geschichte und Gesellschaft 13 (1987), S. 63-76; hier S. 63
- <sup>21</sup> M. Koch-Hillebrecht: Das Deutschenbild. Gegenwart, Geschichte, Psychologie, München 1977, S. 248
- <sup>22</sup> Ders.: Der Stoff, aus dem die Dummheit ist. Eine Sozialpsychologie der Vorurteile, München 1978
- <sup>23</sup> Vgl. Lew Kopelew, Fremdenbilder in Geschichte und Gegenwart. In: Russen und Russland aus deutscher Sicht, 9.-17. Jahrhundert. Hrsg. von Mechthild Keller (= West-östliche Spiegelungen, Reihe A, Bd. 1), S. 11-34; hier S. 17 – Die von Lew Kopelew initiierte und herausgegebene Reihe der „West-östlichen Spiegelungen“ wird im folgenden zitiert als: WÖS. Die Reihe A (roter Einband) behandelt die Russlandbilder der Deutschen, die Reihe B (grüner Einband) die Deutschlandbilder der Russen.
- <sup>24</sup> Lew Kopelew und Gerd Koenen: Verlorene Kriege, gewonnene Einsichten. Rückblick vom Ende eines Zeitalters. Ein Gespräch. In: Gerd Koenen / Lew Kopelew: Deutschland und die russische Revolution 1917-1924 (= WÖS, Reihe A, Bd. 5), S. 15-46
- <sup>25</sup> Hannah Arendt: Little Rock. Ketzerische Ansichten über die Negerfrage und equality. In: Dies., Zur Zeit. Politische Essays, Berlin 1986, S. 104 f.
- <sup>26</sup> Lucien Lévy-Brühl: Das Denken der Naturvölker, 1921. Hier zit. nach Kopelew, Fremdenbilder in Geschichte und Gegenwart, WÖS, A/1, S. 17
- <sup>27</sup> Kripal Singh Sodhi, Rudolf Bergius, Klaus Holzkamp: Urteile über Völker. Versuch einer Problemanalyse. In: Vorurteil. Ergebnisse psychologischer und sozialpsychologischer Forschung. Hrsg. von Anitra Karsten, Darmstadt 1978, S. 177 f.

- <sup>28</sup> Bruno Naarden: *Socialist Europe and Revolutionary Russia: Perception and Prejudice 1848-1923*, Cambridge 1992, S. 11 f.
- <sup>29</sup> J. Koty: Nationalcharakter. In: *Wörterbuch der Soziologie*. Hrsg. von Wilhelm Bernsdorf, Stuttgart 1969, S. 731
- <sup>30</sup> So Georg Elwert in einem Aufsatz in der *Kölner Zeitschrift für Soziologie*, H. 3, 1989
- <sup>31</sup> Vgl. etwa Ernst Gellner: *Nationalismus und Moderne*, Berlin 1995
- <sup>32</sup> Benedict Anderson: *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts*, Frankfurt/M. 1988, S. 15 f. - Dort auch das Zitat von Gellner aus *Thought and Change*, 1964, S. 169
- <sup>33</sup> Georges Duby: *Der Sonntag von Bouvines*, Berlin 1988
- <sup>34</sup> Lucien Febvre: Marc Bloch. In: *Ders.: Das Gewissen des Historikers*. Hrsg. von Ulrich Raulff, Berlin 1988, S. 226
- <sup>35</sup> Helmut Fleischer hat diesen Kerngedanken in vielen seiner Publikation entwickelt; etwa in seinem Aufsatz: *Marxismus - Sieg der Ideologie über die Ideologie-Kritik*. In: *Ders. (Hrsg.), Der Marxismus in seinem Zeitalter*, Leipzig 1994, S. 201-232; als explizites Zitat S. 220
- <sup>36</sup> Otto-Ernst Schüddekopf: *Linke Leute von rechts. Die nationalrevolutionären Minderheiten und der Kommunismus in der Weimarer Republik*, Stuttgart 1960, S. 16 ff.
- <sup>37</sup> Walter Laqueur: *Russland und Deutschland*, Berlin 1965, S. 13
- <sup>38</sup> Geprägt hat den Begriff George F. Kennan in seiner Arbeit: *„Die französisch-russische Annäherung 1875-1890*, Berlin-Wien 1981, S. 12
- <sup>39</sup> Heinrich Stammler: *Wandlungen des deutschen Bildes vom russischen Menschen*, in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 5 (1957), S. 271-305
- <sup>40</sup> Ebenda, S. 271
- <sup>41</sup> Ebenda, S. 294 f.
- <sup>42</sup> Ebenda, S., 305
- <sup>43</sup> Ebenda, S. 274
- <sup>44</sup> Ebenda, S. 305
- <sup>45</sup> Ebenda, S. 304
- <sup>46</sup> Dieter Groh: *Russland und das Selbstverständnis Europas. Ein Beitrag zur europäischen Geistesgeschichte*, Neuwied 1961 (Erweiterte Neuauflage u.d.T.: *Russland im Blick Europas*, Frankfurt/M. 1988)
- <sup>47</sup> Dmitrij Tschizewskij / Dieter Groh (Hrsg.): *Europa und Russland. Texte zum Problem des westeuropäischen und russischen Selbstverständnisses*, Darmstadt 1959
- <sup>48</sup> Groh, S. 11
- <sup>49</sup> Ebenda, S. 378 f.
- <sup>50</sup> Walter Laqueur: *Deutschland und Russland*, Frankfurt/M. – Berlin 1966
- <sup>51</sup> Ebenda, S. 7
- <sup>52</sup> Ebenda, S. 10
- <sup>53</sup> Ebenda, s. 9
- <sup>54</sup> Ebenda, S. 13
- <sup>55</sup> Kronzeuge dieser Darstellung war Henri Rollin, ein französischer Geheimdienstoffizier, und seine (selbst durchaus apokryphe) Schrift *„L' apocalypse de notre temps“* aus dem Jahre 1939. Vgl. dazu das Kapitel *„Die Weisen von Zion“* in dieser Arbeit.
- <sup>56</sup> Peter Lösche: *Der Bolschewismus im Urteil der deutschen Sozialdemokratie 1903-1920*, Berlin 1967, S. 2
- <sup>57</sup> Ebenda, S. 234
- <sup>58</sup> Vgl. etwa S. 169
- <sup>59</sup> Ebenda, S. 283f.
- <sup>60</sup> Ebenda, S. 3
- <sup>61</sup> Vgl. das entsprechende Kapitel dieser Arbeit
- <sup>62</sup> Diese Formulierung gebrauchte Landsberg vor dem Untersuchungsausschuß des Reichstages über die Ursachen des deutschen Zusammenbruchs; hier zitiert nach Lösche, S. 253
- <sup>63</sup> Die gründliche Arbeit von Jürgen Zarusky (1992) kommt denn auch zu einem sehr viel ausgewogeneren und präziseren Urteil, auch im Verhältnis zu Uli Schölers verspätetem *Anti-Kautsky* (1990), der noch einmal an Lösches Arbeit von 1967 anschließt.
- <sup>64</sup> Vgl. vor allem die verschiedenen Gesamtdarstellungen des Komplexes der „Konservativen Revolution“ bzw. des „Nationalbolschewismus“ in Deutschland, insbesondere die frühen Arbeiten von Armin Mohler (1949/1972), Klemens von Klemperer (1957) und Ernst Otto Schüddekopf (1960/1972). Sie werden in einem späteren Kapitel dieser Arbeit gesondert diskutiert.
- <sup>65</sup> Zu erwähnen sind hier insbesondere die wenig ergiebigen Dissertationen von Ute Döser (1961) und Gerlind Nasarski (1974)

66 Hans Hecker: Die Tat und ihr Osteuropa-Bild 1909-1939 (Diss.), Köln 1971 – Heckers Arbeit entstand im Rahmen eines Forschungsprojektes von Prof. Günther Stökl, das sich in den Jahren nach 1968 erstmals systematischer mit dem Komplex der deutschen Bilder von Russland und Osteuropa auseinandersetzte. Den Basistext des Projektes bildete Günther Stökl's noch immer anregender Abriss: Osteuropa und die Deutschen (1967). Im Anschluss daran entstand die Arbeit von Maria Lammich: Das deutsche Osteuropabild in der Zeit der Reichsgründung (1977)

<sup>67</sup> Hecker, Die Tat und ihr Osteuropabild, S. 189

<sup>68</sup> Ebenda, S. 185 f.

<sup>69</sup> Ebenda, S. 183 f.

<sup>70</sup> Vgl. Armin Mohler, Die konservative Revolution in Deutschland, 1918-1932, Stuttgart 1950 (Zweite, völlig neu bearbeitete und erweiterte Fassung, Darmstadt 1972) – Klemens von Klemperer: Konservative Bewegungen zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus, München 1958 – Ernst-Otto Schüddekopf: Linke Leute von rechts. Die nationalrevolutionären Minderheiten und der Kommunismus in der Weimarer Republik, Stuttgart 1960, S. 11 ff., 392 ff. In der gekürzten Taschenbuchfassung u.d.T. Nationalbolschewismus in Deutschland 1918-1933, Frankfurt/M.-Berlin-Wien 1973 fehlen gerade die Eingangskapitel, die erst eine Einordnung der Arbeit von Schüddekopf erlauben. – Fritz Stern: The Politics of cultural despair, Berkeley 1961 (Dt. Ausgabe u.d.T.: Kulturpessimismus als politische Gefahr. Eine Analyse nationaler Ideologie in Deutschland, Bern-Stuttgart 1963.) Hier zitiert nach der Taschenbuch-Ausgabe München 1986, S. 351 – Louis Dupeux: Stratégie communiste et dynamique conservatrice. Essai sur les différents sens de l'expression „Nationalbolchevisme“ en Allemagne sous la République de Weimar, Paris 1976. – Dt. Fassung u.d.T.: „Nationalbolschewismus“ in Deutschland 1919-1933. Kommunistische Strategie und konservative Dynamik, München 1985

<sup>71</sup> Klemperer, Konservative Bewegungen, S. 249

<sup>72</sup> Ebenda, S. 63

<sup>73</sup> Ebenda, S. 345 ff.

<sup>74</sup> Ebenda, S. 76

<sup>75</sup> Mohler, Die Konservative Revolution, S. XXVII f., 3ff., 18

<sup>76</sup> Dupeux, „Nationalbolschewismus“, S. 19

<sup>77</sup> Ders., Im Zeichen von Versailles. Ostideologie und Nationalbolschewismus in der Weimarer Republik. In: Koenen / Kopelew (Hrsg.), Deutschland und die russische Revolution, (Anm. 78) S. 191-218; sowie Ders., Lecture du totalitarisme russe via le ‚national-bolchevisme‘ allemand (1919-1933). In: revue de l'Allemagne, Juli-September 1998, S. 261-171 – Nicht mehr verarbeitet werden konnte das letzte Buch von Dupeux: Aspects du fondamentalisme national en Allemagne de 1890 à 1945, Strasbourg 2001

<sup>78</sup> Christoph Kleßmann: Osteuropaforschung und Lebensraumpolitik im Dritten Reich. In: Peter Lundgreen (Hrsg.): Wissenschaft im Dritten Reich, Frankfurt/M. 1985, S. 350-381 – Kleßmann vermerkt, dass es bis dahin in der westdeutschen Historiographie mit Ausnahme eines Beitrages von Werner Philipp aus dem Jahre 1966 über „Nationalsozialismus und Ostwissenschaften“ (in: Nationalsozialismus und die deutsche Universität, Berlin 1967) keinen einzigen Aufsatz zu dieser Thematik gegeben habe.

<sup>79</sup> Ebenda, S. 352

<sup>80</sup> Klaus Zernack: Osteuropa. Eine Einführung in seine Geschichte, München 1977, S. 18

<sup>81</sup> Gabriele Camphausen: Die wissenschaftliche historische Russlandforschung in Deutschland 1892-1933 (= Forschungen zur osteuropäischen Geschichte 42), Berlin 1989, S. 7-108

<sup>82</sup> Dies.: Das Russlandbild in der deutschen Geschichtswissenschaft 1933 bis 1945. In: Hans-Erich Volkmann (Hrsg.): Das Russlandbild im Dritten Reich, Köln-Weimar-Berlin 1994, S. 257-283. Der Aufsatz ist eine Kurzfassung des Buches von Gabriele Camphausen: Die wissenschaftliche historische Russlandforschung im Dritten Reich 1933-1945, Frankfurt/M. u.a. 1990. Vgl. auch Dies.: Die wissenschaftliche historische Russlandforschung in Deutschland 1892-1933 (= Forschungen zur Osteuropäischen Geschichte 42), Berlin-Wiesbaden 1989

<sup>83</sup> Ebenda, S. 257

<sup>84</sup> Ebenda, S. 272 ff.

<sup>85</sup> Ebenda, S. 281 f.

<sup>86</sup> Ebenda, S. 276

<sup>87</sup> Ebenda, S. 272 ff.

<sup>88</sup> Götz Aly: Rückwärtsgewandte Propheten - Willige Historiker. Bemerkungen in eigener Sache. In: Ders., Macht Geist Wahn. Kontinuitäten deutschen Denkens, Frankfurt/M. 1999, S. 153-183. Ausführlicher findet sich Alys Argumentation bereits in seinem zusammen mit Susanne Heim verfassten Buch: Vordenker der Vernichtung. Auschwitz und die deutschen Pläne für eine neue mitteleuropäische Ordnung, Hamburg 1990; sowie in: „Endlösung“. Völkerverschiebung und der Mord an den europäischen

Juden, Frankfurt 1996 – Zur Debatte auf dem Frankfurter Historikertag vgl. den Abschnitt über „Deutsche Historiker im Nationalsozialismus“. In: Intentionen – Wirklichkeiten. 42. Deutscher Historikertag in Frankfurt am Main 1998. Berichtsband, München 1999

<sup>89</sup> Auf den methodisch innovativen Charakter der „Volkstumforschungen“ der zwanziger und frühen dreißiger Jahre hatte bereits Rudolf Jaworski hingewiesen: Osteuropa als Gegenstand historischer Stereotypenforschung. In: Geschichte und Gesellschaft 13 (1987), S. 63-76. Vgl. dazu auch: Willi Oberkrome: Volksgeschichte. Methodische Innovation und völkische Ideologisierung in der deutschen Geschichtswissenschaft 1918-1945, Göttingen 1993

<sup>90</sup> Aus der Vielzahl neuerer Untersuchungen zu diesem Themenkomplex seien herausgegriffen: Winfried Schulz / Otto G. Oexle (Hrsg.): Deutsche Historiker im Nationalsozialismus, Frankfurt/M. 1999; Rüdiger Hohls / Konrad H. Jarausch (u.a.): Versäumte Fragen. Deutsche Historiker im Schatten des NS, Stuttgart 2000; Ingo Haar: Historiker im Nationalsozialismus. Die deutschen Geschichtswissenschaften und der „Volkstumskampf“ im Osten, Göttingen 2000; Joachim Lerchenmueller: Die Geschichtswissenschaften in den Planungen des Sicherheitsdienstes der SS, Bonn 2001

<sup>91</sup> Vgl. etwa die Textsammlung: Die richtige Seite. Bürgerliche Stimmen zur Arbeiterbewegung. Hrsg. von Wolfgang Tenzler und Manfred Bogisch, Berlin (DDR) o.J. [1969]

<sup>92</sup> Vgl. Viktoria Hertling: Quer durch: Von Dwinger bis Kisch. Berichte und Reportagen über die Sowjetunion aus der Epoche der Weimarer Republik, Königstein 1982; Rolf Elias: Die Gesellschaft der Freunde des neuen Russland, Köln 1985; Bernhard Furler: Augen-Schein. Deutschsprachige Reisereportagen über Sowjet-Russland 1917-1939, Frankfurt/M. 1987; Christiane Uhlig: Utopie oder Alptraum? Schweizer Reiseberichte über die Sowjetunion 1917-1941, Zürich 1992

<sup>93</sup> Das 18. Jahrhundert galt als das „Jahrhundert der bedeutenden Reisen“. Vgl. Ralph-Reiner Wuthenow: Die erfahrene Welt. Europäische Reiseliteratur im Zeitalter der Aufklärung, Frankfurt/M. 1980, S. 16 – Hier zitiert nach Furler, Augen-Schein, S. 25

<sup>94</sup> Vgl. „Historikerstreit“. Die Dokumentation der Kontroverse um die Einzigartigkeit der nationalsozialistischen Judenvernichtung, München – Zürich 1987

<sup>95</sup> Die maßgebliche Argumentation Noltes findet sich in seinem Buch: Der europäische Bürgerkrieg 1917-1945. Nationalsozialismus und Bolschewismus, Frankfurt/M.-Berlin 1987

<sup>96</sup> Eine erste Auseinandersetzung mit den Thesen Ernst Noltes und den Antithesen seiner Kritiker habe ich seinerzeit in dem Aufsatz „Der verfehlte Nexus“ (Kommune 7/1988) geführt.

<sup>97</sup> Als letzte, gewichtige Äußerungen Noltes zum Thema seien angeführt: François Furet / Ernst Nolte: „Feindliche Nähe“. Kommunismus und Faschismus im 20. Jahrhundert. Ein Briefwechsel, München 1998; sowie Ernst Nolte: Historische Existenz. Zwischen Anfang und Ende der Geschichte?, München – Zürich 1998 (Kapitel 49-52)

<sup>98</sup> Kai-Uwe Merz: Das Schreckbild. Deutschland und der Bolschewismus 1917 bis 1921, Berlin-Frankfurt/M. 1995

<sup>99</sup> Ebenda, S. 12

<sup>100</sup> Ebenda, S. 9

<sup>101</sup> In diesem Sinne argumentierte schon Merz' Dissertation: Die deutsche Linke und der Bolschewismus, Berlin 1990

<sup>102</sup> Ebenda, S. 497

<sup>103</sup> Ernst Nolte: Der Faschismus in seiner Epoche, München-Zürich 1979<sup>5</sup>, S. 485

<sup>104</sup> Ebenda, S. 490

<sup>105</sup> Vgl. Ernst Nolte: Das Zeitalter des Marxismus. In: Helmut Fleischer (Hrsg.): Der Marxismus in seinem Zeitalter, Leipzig 1994, S. 37-56

<sup>106</sup> Vgl. Ernst Nolte, Der europäische Bürgerkrieg, S. 514 ff.

<sup>107</sup> Ders., Das Zeitalter des Marxismus. In: Helmut Fleischer (Hrsg.): Der Marxismus in seinem Zeitalter, Leipzig 1994 – Der Aufsatz ist eine Zuspitzung der Gedanken, die Nolte bereits früher entwickelt hat. Vgl. Ders., Marxismus und industrielle Revolution, Frankfurt/M.-Berlin 1983

<sup>108</sup> Andreas Wirsching: Vom Weltkrieg zum Bürgerkrieg? Politischer Extremismus in Deutschland und Frankreich 1918-1933/39. Berlin und Paris im Vergleich, München 1999

<sup>109</sup> Donal O'Sullivan: Furcht und Faszination. Deutsche und britische Russlandbilder 1921-1933, Köln (u.a.) 1996, S. 1

<sup>110</sup> Karl Schlögel (Hrsg.): Russische Emigration in Deutschland 1918 bis 1941. Leben im europäischen Bürgerkrieg, Berlin 1995

<sup>111</sup> Zu nennen sind neben den älteren Arbeiten von Hans-Erich Volkmann (1966), Robert C. Williams (1972) und Lazar Fleijshman u.a. (1983) eine Reihe neuerer Arbeiten, darunter vor allem Marc Raeff: Russia Abroad. A cultural history of the russian Emigration 1919-1939, N.Y.-Oxford 1990; Wjatscheslaw Kostikow: Ne budem proklinat' izgnanie ... Puti i sudby russkoi emigracii, Moskau 1990; Bettina Duden-

hoeft: „Laßt mich nach Russland heim“. Russische Emigranten in Deutschland von 1918 bis 1945, Frankfurt/M.-Berlin-Bern 1993

<sup>112</sup> Berlin – Moskau 1900 – 1950. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung, hrsg. von Irina Antonowa und Jörn Merkert, München-New York 1995

<sup>113</sup> Karl Schlögel: Berlin Ostbahnhof Europas. Russen und Deutschen in ihrem Jahrhundert, Berlin 1998, S. 9

<sup>114</sup> Ebenda, S. 11

<sup>115</sup> Ebenda, S. 140

<sup>116</sup> Gerd Koenen / Lew Kopelew (Hrsg.): Deutschland und die russische Revolution 1917-1923 (= West-östliche Spiegelungen, Reihe A: Russen und Russland aus deutscher Sicht, Bd. 5), München 1998

<sup>117</sup> Bis zum Tode Kopelews im Sommer 1997 waren fünf Bände erschienen: die drei ersten Bände der Reihe A und zwei Bände der Reihe B. Mittlerweile sind auch die übrigen Bände erschienen. Für die hier vorgelegte Arbeit ist insbesondere von Bedeutung: Mechthild Keller (Hrsg.): Von der Reichsgründung bis zum Ersten Weltkrieg (Reihe A, Bd. 4), München 2000. – Gegenwärtig wird das Projekt unter der Leitung von Prof. Karl Eimermacher, Bochum weitergeführt. Vier Bände werden die Periode der beiden Weltkriege und des „Kalten Krieges“ behandeln.

<sup>118</sup> Albert Soergel: Dichtung und Dichter der Zeit. Neue Folge: Im Banne des Expressionismus, Leipzig 1925, S. 211 (Schreibweise wie im Original) – Das Paquet-Zitat stammt aus: Selbstbildnis, S. 20 (siehe unten, Fn. 7)

<sup>119</sup> Winfried Baumgart: Von Brest-Litovsk zur Deutschen Novemberrevolution. Aus den Tagebüchern, Briefen und Aufzeichnungen von Alfons Paquet, Wilhelm Groener und Albert Hopman, März bis November 1918, Göttingen 1971.

<sup>120</sup> Ebenda, S. 8

<sup>121</sup> Vgl. etwa Vera Niebuhr: Alfons Paquet -- Rheinischer Dichter und Verfechter des Internationalismus. In: Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, H. 57 (1980); sowie Dies.: Alfons Paquet. The Development of his Thought in Wilhelmian and Weimar Germany, (Diss.), University of Wisconsin, Madison 1977

<sup>122</sup> Skizze zu einem Selbstbildnis; zitiert nach: Bibliographie Alfons Paquet, Frankfurt/M. 1958, S. 18

<sup>123</sup> Ebenda, S. 11

<sup>124</sup> Ebenda, S. 19

<sup>125</sup> Ebenda, S. 11

<sup>126</sup> Ebenda, S. 15

<sup>127</sup> So Wolfgang Schivelbusch: Geschichte der Eisenbahnreise. Zur Industrialisierung von Raum und Zeit im 19. Jahrhundert, Frankfurt/M.-Berlin 1984, S. 16

<sup>128</sup> Auf der Bahnhofsbücke. Momentbilder aus dem Eisenbahnleben. In: Frankfurter Zeitung, 17. Juli 1904. Hier zit. nach Sabine Brenner: Alfons Paquets frühe Reiseberichte – Russland, Japan, China. Zur Poetik und literarischen Praxis der Gattung, Magisterarbeit der Philosophischen Fakultät der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, 1999, S. 18

<sup>129</sup> Eine Herbstfahrt durch die Mandschurei und Sibirien. Artikelfolge in der Deutschen Zeitung ab dem 29.11.1903

<sup>130</sup> Die Stadt, genannt die Ferne. In: Alfons Paquet (GW I), S. 180 f.

<sup>131</sup> Der Text der Denkschrift ist bisher nicht aufgefunden.

<sup>132</sup> Von der Donau zum Euphrat. Artikelfolge (I-VI) in Düsseldorf Zeitung, November-Dezember 1905. Hier zitiert nach: „Levante. Eine Reise auf Pfaden deutscher Arbeit und Politik“, Bl. 51 (handschriftl. Numerierung). Bei dem Konvolut aus handschriftlichen Ausführungen Paquets sowie aufgeklebten Passagen der gedruckten Zeitungs-Artikel handelt es sich offenbar um ein nicht zum Druck gelangtes Buch-Manuskript. Es befindet sich im Nachlass Paquet, Abt. A 5, in der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt am Main.

<sup>133</sup> Ebenda, Bl. 67a

<sup>134</sup> Ebenda, Bl. 26

<sup>135</sup> Ebenda, Bl. 2

<sup>136</sup> Ebenda, Bl. 3

<sup>137</sup> Ebenda, Bl. 44 ff.

<sup>138</sup> Vgl. Bernhard Koßmann: Führer durch die Ausstellung. In: Begleitheft zur Ausstellung „Alfons Paquet 1881-1944“. Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt/M., 1981, S. 27; sowie Sabine Brenner: Paquets frühe Reiseberichte, S. 20 ff.

<sup>139</sup> Das Ausstellungsproblem in der Volkswirtschaft (Diss. 1906), gedruckt Jena 1908

<sup>140</sup> Skizze zu einem Selbstbildnis, S. 17 f.

- <sup>141</sup> Heinrich Geffert, Einleitung zu: Der Sendling. Erzählungen und Schilderungen von Alfons Paquet, Hamburg 1919, S. 11
- <sup>142</sup> Reise nach China. Notizen (I-IV); im NL Paquet, Sign. A7: Tagebücher, Hefte 13-16. Das Zitat in: Notizen I (Heft 13), Bl. 46
- <sup>143</sup> Ebenda, Bl. 56
- <sup>144</sup> Ebenda, Bl. 45
- <sup>145</sup> Südsibirien und die Nordwestmongolei. Politisch-geographische Studie und Reisebericht an die Geographische Gesellschaft zu Jena, Jena 1909
- <sup>146</sup> Asiatische Reibungen. Politische Studien, München-Leipzig 1909
- <sup>147</sup> Ebenda, S. V
- <sup>148</sup> Ebenda, S. 112
- <sup>149</sup> Ebenda, S. VI
- <sup>150</sup> Südsibirien und die Nordwestmongolei, S. 6
- <sup>151</sup> Reise nach China, Notizen (siehe Anm. 25), Heft 14, Bl. 55
- <sup>152</sup> Ebenda, S. 50
- <sup>153</sup> Li oder Im neuen Osten, Frankfurt/M. 1912, S. 11
- <sup>154</sup> Sibirische Reise. In: Der Sendlung (Anm. 24), S. 46
- <sup>155</sup> Ebenda, S. 58 f.
- <sup>156</sup> Ebenda, S. 90
- <sup>157</sup> Ebenda, S. 78 f.
- <sup>158</sup> Ebenda, S. 15
- <sup>159</sup> Li oder Im neuen Osten, S. 290 f. – Unter dem Titel „Chinas Verteidigung gegen europäische Ideen“ brachte Paquet kurz darauf die jüngste Arbeit Ku Hung-Mings in deutscher Übersetzung heraus: Ku Hung-Ming. Chinas Verteidigung gegen europäische Ideen, hg. von Alfons Paquet, Jena 1911
- <sup>160</sup> Ebenda, S. 291
- <sup>161</sup> Ebenda, S. 304
- <sup>162</sup> Ebenda, S. 316 f.
- <sup>163</sup> Ebenda, S. 318
- <sup>164</sup> Skizze zu einem Selbstbildnis, S. 10 f.
- <sup>165</sup> Ebenda, S. 12 f.
- <sup>166</sup> Die atlantische Stadt, zuerst veröffentlicht in: Auf Erden. Ein Zeit- und Reisebuch in fünf Passionen, Düsseldorf 1906; hier zitiert nach: Amerika. Hymnen, Gedichte, Leipzig 1925
- <sup>167</sup> Ebenda, S. 15 f.
- <sup>168</sup> Kamerad Fleming. Roman, Frankfurt a.M. 1911, S. 17
- <sup>169</sup> Ebenda, S. 19 f.
- <sup>170</sup> Ebenda, S. 32
- <sup>171</sup> Ebenda, S. 150
- <sup>172</sup> Ebenda, S. 278
- <sup>173</sup> Ebenda, S. 279 f.
- <sup>174</sup> Der Kaisergedanke, in: Der neue Merkur 1 (1914), H. 1 – Der Aufsatz war wiederabgedruckt in einer Sammlung von Kriegsschriften Paquets, der er auch den Titel lieh: Der Kaisergedanke. Aufsätze, Frankfurt a.M. 1915
- <sup>175</sup> Ebenda, S. 45
- <sup>176</sup> Ebenda, S. 67
- <sup>177</sup> Ebenda, S. 60 f.
- <sup>178</sup> Ebenda, S. 56
- <sup>179</sup> Ebenda, S. 61
- <sup>180</sup> Ebenda, S. 65 f.
- <sup>181</sup> Ebenda, S. 72
- <sup>182</sup> Ebenda, S. 70
- <sup>183</sup> Ebenda, S. 71
- <sup>184</sup> Erster Entwurf einer Großen Ausstellung für Weltwirtschaft und Verkehr, Frankfurt a.M., Februar 1914
- <sup>185</sup> Die Tage der Entscheidung, Frankfurter Zeitung, 9. August 1914
- <sup>186</sup> Das neue Deutschland, zuerst veröffentlicht in: Frankfurter Zeitung, 27.8.1914; hier zitiert nach: Kaisergedanke, S. 12
- <sup>187</sup> Ebenda, S. 15 f.

- <sup>188</sup> Ebenda, S. 21
- <sup>189</sup> Ebenda
- <sup>190</sup> Ebenda, S. 25 f.
- <sup>191</sup> Ebenda, S. 30
- <sup>192</sup> Nach Osten! (= Der Deutsche Krieg. Politische Flugschriften, hrsg. von Ernst Jäckh, 23. Heft), Stuttgart-Berlin 1915
- <sup>193</sup> Ebenda, S. 5
- <sup>194</sup> Ebenda
- <sup>195</sup> Ebenda, S. 7 f.
- <sup>196</sup> Ebenda, S. 10
- <sup>197</sup> Ebenda, S. 12
- <sup>198</sup> Ebenda, S. 20 f.
- <sup>199</sup> Ebenda, S. 22
- <sup>200</sup> Skizze zu einem Selbstbildnis, S. 16
- <sup>201</sup> In Palästina, Jena 1915; hier zitiert nach der Neuauflage München 1923, S. 90
- <sup>202</sup> Juden im Osten, in: März 9 (1915), H. 40, S. 1
- <sup>203</sup> Ebenda, S. 4
- <sup>204</sup> Ebenda, S. 5
- <sup>205</sup> Ebenda, S. 6 f.
- <sup>206</sup> Ebenda
- <sup>207</sup> Peter Brenner: Der Reisebericht in der deutschen Literatur. Ein Forschungsüberblick, Tübingen 1990, S. 556
- <sup>208</sup> Frank Trommler: Sozialistische Literatur in Deutschland. Ein historischer Überblick, Stuttgart 1976, S. 391 – Über die Nähe Paquets zum „Werkbund“ vgl. auch Vera Niebuhr: Alfons Paquet, S. 28 ff.
- <sup>209</sup> Vgl. Hans Hecker, Die Tat und ihr Osteuropabild 1909-1939, S. 14 ff.
- <sup>210</sup> Friedrich Naumann, Demokratie und Kaisertum, in: Ders., Werke. Politische Schriften, hg. von Theodor Schieder, Bd. 2: Schriften zur Verfassungspolitik, Köln-Opladen 1964, S. 348
- <sup>211</sup> Paquet, Sibirische Reise. In: Ders.: Der Sendling. Erzählungen und Schilderungen, Hamburg 1914, S. 46
- <sup>212</sup> Vgl. etwa Gerd Hardach, Der Erste Weltkrieg (Geschichte der Weltwirtschaft im 20. Jahrhundert, Bd. 2), München 1973, S. 9-15
- <sup>213</sup> Ebenda, S. 15
- <sup>214</sup> Zitiert nach Fritz Fischer, Krieg der Illusionen. Die deutsche Politik von 1911 bis 1914, Düsseldorf 1969, S. 73
- <sup>215</sup> Max Lenz: Die großen Mächte. Ein Rückblick auf unser Jahrhundert, Berlin 1900
- <sup>216</sup> Delbrück und Tirpitz, hier zitiert nach Ludwig Dehio, Ranke und der deutsche Imperialismus. In: Ders., Deutschland und die Weltpolitik im 20. Jahrhundert, München 1955, S. 46
- <sup>217</sup> Hier zitiert nach Dehio, Ebenda, S. 54
- <sup>218</sup> Vgl. Eckart Kehr, Englandhaß und Weltpolitik. In: Ders., Der Primat der Innenpolitik. Gesammelte Aufsätze zur preußisch-deutschen Sozialgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert. Hrsg. von H.-U. Wehler, Frankfurt/M u.a. 1976<sup>2</sup>, S. 149 ff.
- <sup>219</sup> Transatlantische Warnsignale, in: Die Zukunft, 30. Juli 1998; hier zitiert nach: Walther Rathenau, Schriften, Berlin 1965, S. 321 /322
- <sup>220</sup> Vgl. etwa Gabriele Camphausen: Die wissenschaftliche historische Russlandforschung in Deutschland 1892-1933, S. 9 ff.
- <sup>221</sup> Vgl. Gerd Voigt, Russland in der deutschen Geschichtschreibung 1843-1945, S. 91 ff.
- <sup>222</sup> Vgl. Liskowski, Zur Aktualisierung der Stereotype „Die deutsche Gefahr“ im russischen Neoslavismus, S. 278-294; sowie Horst-Günther Linke: Russlands Weg in den Ersten Weltkrieg und seine Kriegsziele 1914-1917. In: W. Michalka (Hrsg.), Der Erste Weltkrieg. Wirkung, Wahrnehmung, Analyse, München – Zürich 1994, S. 60 f.
- <sup>223</sup> Vgl. Uwe Liskowski, Osteuropaforschung und Politik. Ein Beitrag zum historisch-politischen Denken und Wirken von Otto Hoetzsch, 2 Bde., Berlin 1988; Gerd Voigt, Otto Hoetzsch 1876-1946. Wissenschaft und Politik im Leben eines deutschen Historikers, Berlin 1978, S. 69 ff.
- <sup>224</sup> Vgl. Werner Markert, Die deutsch-russischen Beziehungen am Vorabend des ersten Weltkrieges – Zur Gründung der ‚Deutschen Gesellschaft zum Studium Osteuropas‘ im Jahre 1913. In: Ders., Deutsch-russische Beziehungen von Bismarck bis zur Gegenwart, Stuttgart 1964, S. 40-79, insbesondere S. 55 ff.; sowie Camphausen, Die wissenschaftliche historische Russlandforschung, S. 32 ff.

- <sup>225</sup> Bis Sommer 1914 sind immerhin drei Arbeiten erschienen. Erst 1927 konnte Hoetzsch mit einer „Neuen Folge“ der „Osteuropäischen Forschungen“ fortfahren. Vgl. Markert, Ebenda
- <sup>226</sup> Thomas G. Masaryk: *Russland und Europa. Studien über die geistigen Strömungen in Russland*. Erste Folge: *Zur russischen Geschichts- und Religionsphilosophie. Sociologische Skizzen*, 2 Bde., Jena 1913 (Wieder aufgelegt u.d.T. *Russische Geistes- und Religionsgeschichte*, 2 Bde., Frankfurt/M. 1992. In der Einleitung zur Neuausgabe rekapituliert Karl Schlögel auch die Entstehung der Arbeit im Kontext der gesteigerten deutschen und europäischen Interessen an russischer Geistesgeschichte vor dem Ersten Weltkrieg
- <sup>227</sup> Fridtjof G. Nansen: *Sibirien – ein Zukunftsland*, Leipzig 1914 (2. Aufl. 1919)
- <sup>228</sup> Otto Hoetzsch: *Russland. Eine Einführung auf Grund seiner Geschichte von 1904 bis 1912*, Leipzig-Berlin 1913, S. 519/20
- <sup>229</sup> Vgl. dazu meinen Beitrag: *Bilder mythischer Meister. Zur Aufnahme der russischen Literatur in Deutschland nach Weltkrieg und Revolution*. In: *West-östliche Spiegelungen*, Reihe A, Bd. 5, S. 763 ff.
- <sup>230</sup> Vgl. F. Dietert, *Der Russenkult in der deutschen Literatur*, in: *Monatsblätter für deutsche Literatur*, 7 (1902/03), S. 161 ff. – Hier zitiert nach Theoderich Kampmann: *Dostojewski in Deutschland* (Diss.), Münster 1931, S. 61
- <sup>231</sup> Hier zitiert nach Stefan Klessmann: *Deutsche und amerikanische Erfahrungsmuster von Welt. Eine interdisziplinäre, kulturvergleichende Analyse im Spiegel der Dostojewski-Rezeption zwischen 1900 und 1945*, Regensburg 1990, S. 93.
- <sup>232</sup> Hier zitiert nach Markert, *Die deutsch-russischen Beziehungen*, S. 70
- <sup>233</sup> Gunther Mai, „Verteidigungskrieg“ und „Volksgemeinschaft“. In: Michalka, *Der Erste Weltkrieg*, S. 585
- <sup>234</sup> So der „Vorwärts“ vom 25. August 1914; hier zitiert nach: Erich Matthias, *Die deutsche Sozialdemokratie und der Osten 1914-1945. Eine Übersicht*, Tübingen 1954, S. 6
- <sup>235</sup> Philipp Scheidemann, *Memoiren eines Sozialdemokraten*, Bd. I, Dresden 1928, S. 369; hier zitiert nach: Ebenda, S. 7
- <sup>236</sup> „Vorwärts“, Ende August 1914, hier zitiert nach: Ebenda
- <sup>237</sup> Thomas Mann in einem Brief an Richard Dehmel vom 14.12.1914. In: Thomas Mann, *Briefe 1889-1936*, hg. von Erika Mann, Frankfurt/M. 1961, S. 114 f. Hier zitiert nach: Helmut Fries, *Deutsche Schriftsteller im Ersten Weltkrieg*, in: Michalka, *Der Erste Weltkrieg*, S. 825
- <sup>238</sup> So Carl Busse in der Einleitung zu der von ihm herausgegebenen Anthologie: *Deutsche Kriegslieder 1914/16*, Bielefeld-Leipzig 1916; hier zitiert nach Fries, *Deutsche Schriftsteller*, Ebenda
- <sup>239</sup> Hermann Lübbe: *Politische Philosophie in Deutschland. Studien zu ihrer Geschichte*, Basel-Stuttgart 1963, S. 22
- <sup>240</sup> Ralph A. Lutz, *Studies of World War Propaganda 1914-1933* (Biographical Article), in: *The Journal of modern History*, 5 (1933), H. 4, S. 497 – Vgl. auch Leon W. Fuller, *The War of 1914 as interpreted by German Intellectuals*, in: *The Journal of modern history*, 14 (1942), No. 2, S. 145; sowie das im Text zitiert Buch von Hans Thimme, *Weltkrieg ohne Waffen. Die Propaganda der Westmächte gegen Deutschland, ihre Wirkung und ihre Abwehr*, Stuttgart-Berlin 1932
- <sup>241</sup> Vgl. dazu die Arbeiten von Georges-Henri Soutou, insbesondere seinen Aufsatz: *Die Kriegsziele des Deutschen Reiches, Frankreichs, Großbritanniens und der Vereinigten Staaten während des Ersten Weltkrieges: ein Vergleich*. In: Michalka (Hrsg.), *Der Erste Weltkrieg*, S. 28-53. Weiter die Aufsätze von Matthias Peter: *Britische Kriegsziele und Friedensvorstellungen*, Ebenda, S. 95-124; sowie von Horst Günther Linke: *Russlands Weg in den Ersten Weltkrieg und seine Kriegsziele 1914-1917*, Ebenda, S. 54-94. Von Linke liegt auch die ausführlichere, bis jetzt nicht überholte Darstellung vor: *Das zarische Russland und der Erste Weltkrieg. Diplomatie und Kriegsziele 1914-1917*, München 1982
- <sup>242</sup> Magnus Hirschfeld, *Warum hassen uns die Völker? Eine kriegspsychologische Betrachtung*, Bonn 1915 – Der berühmte Psychologe und Sexualforscher gab darauf eine erstaunlich schlichte Antwort: „Mißgunst, nichts sonst, ist dieses Krieges Wurzel.“ (Ebenda, S. 17)
- <sup>243</sup> Thomas Mann, *Betrachtungen eines Unpolitischen*, in: *Gesammelte Werke in 13 Bänden*, Bd. XII, Frankfurt/M. 1974, S. 49
- <sup>244</sup> Ebenda, S. 43
- <sup>245</sup> Vgl. Hermann Lübbe, *Politische Philosophie in Deutschland*; hier insbesondere der Vierte Teil: *Die philosophischen Ideen von 1914*, S. 173-238
- <sup>246</sup> An neueren Darstellungen vgl. etwa: Kurt Flasch: *Die geistige Mobilmachung. Die deutschen Intellektuellen und der Erste Weltkrieg*, Berlin 2000; Barbara Beßlich: *Wege in den „Kulturkrieg“*. *Zivilisationskritik in Deutschland 1890-1914*, Darmstadt 2000; sowie seit neuestem: Jeffrey Verhey: *Der „Geist von 1914“ und die Erfindung der Volksgemeinschaft*, Hamburg 2002

- <sup>247</sup> Rudolf Eucken: Die sittlichen Kräfte des Krieges, Leipzig 1914. Hier zit. nach Lübbe, S. 178-187. Vgl. auch Flasch, S. 15-35
- <sup>248</sup> Paul Natorp: Krieg und Friede. Drei Reden, gehalten auf Veranstaltungen der „Ethischen Gesellschaft“ in München im Spتمبر 1915, S. 39
- <sup>249</sup> Ders.: Der Tag des Deutschen. Vier Kriegsaufsätze, Hagen 1915, S. 55 Hier zit. nach Lübbe, Politische Philosophie, S. 188
- <sup>250</sup> Paul Natorp: Die deutsche Kultur. In: Adolf Bauser (Hrsg.); Deutsche Staatsbürgerkunde, Stuttgart 1922, S. 63; hier zit. nach Lübbe, Ebenda, S. 189 ff.. Vgl. auch Flasch, Geistige Mobilmachung, S. 320 ff.
- <sup>251</sup> Lübbe, Ebenda, S. 197
- <sup>252</sup> Johann Gottlieb Fichte: Reden an die deutsche Nation (1808). In J.G. Fichtes Sämtliche Werke, hrsg. von J. H. Fichte, Berlin 1845, S. 374; hier zit nach. Lübbe, Ebenda, S. 196 ff.
- <sup>253</sup> Lübbe, Ebenda,, S. 193 ff.
- <sup>254</sup> Vgl. die Widmung Paquets zu seiner Aufsatzsammlung „Der Kaisergedanke“ 1915: „Keinem Würdigeren als Ihnen, Sven Hedin, gebührt die Widmung eines Buches, das so wie dieses im Hinblick auf die Zukunft geschrieben ist“. Würdigungen Hedins, den er „Meister“ nannte, findet man aus Paquets Feder aber auch noch 1935, 1940 und 1943 in der Frankfurter Zeitung. Vgl. Sabine Brenner: Alfons Paquets frühe Reiseberichte, S. 38 f.
- <sup>255</sup> Vgl. Egmont Zechlin: Die deutsche Politik und die Juden im Ersten Weltkrieg, Göttingen 1969; sowie Clemens Picht: Zwischen Vaterland und Volk. Das deutsche Judentum im Ersten Weltkrieg. In: Michalka, Der Erste Weltkrieg, S. 736-755
- <sup>256</sup> Max Scheler: Die Ursachen des Deutschenhasses. Eine nationalpädagogische Erörterung, Leipzig 1917, S. 7 f. Hier zit. nach Lübbe, Ebenda, S. 225 f. – Eine ausführliche Würdigung der einflussreichen Kriegsschriften und widersprüchlichen Figur Schelers bei Flasch, Geistige Mobilmachung, S. 103-146
- <sup>257</sup> M.L. Sanders / Philip M. Taylor: Britische Propaganda im Ersten Weltkrieg, Berlin 1990, S. 11
- <sup>258</sup> Werner Sombart, Helden und Händler, München 1915, S. 135
- <sup>259</sup> Rudolf Kjellén: Die Ideen von 1914. Eine weltgeschichtliche Perspektive, Leipzig 1915
- <sup>260</sup> Sombart, Händler und Helden; hier zit. nach Lübbe, Ebenda, S. 212-218; sowie Fuller, The War of 1914, S. 147 ff.
- <sup>261</sup> Thomas Mann, Betrachtungen eines Unpolitischen, S. 32
- <sup>262</sup> Ebenda, S. 31
- <sup>263</sup> Ebenda, S. 30
- <sup>264</sup> Natorp, Tag des Deutschen, S. 48. Hier zit. nach Lübbe, Politische Philosophie, S. 191
- <sup>265</sup> Johann Plenge: Der Krieg und die Volkswirtschaft (Kriegsvorträge an der Universität Münster i.W. 11/12), S. 187 f.. Hier zit. nach Lübbe, Ebenda, S. 206 f.
- <sup>266</sup> Friedrich Naumann: Mitteleuropa, Berlin 1915; insbesondere das Kapitel: „Das mitteleuropäische Wirtschaftsvolk“, S. 102-112
- <sup>267</sup> Alle Zitate aus der Zusammenstellung von Dieter Krüger: Kriegssozialismus. Die Auseinandersetzung der Nationalökonomien mit der Kriegswirtschaft 1914-1918 In: Michalka (Hrsg.), Der Erste Weltkrieg, S. 506-529
- <sup>268</sup> Gunter Mai, „Verteidigungskrieg“ und „Volksgemeinschaft“. Staatliche Selbstbehauptung, nationale Solidarität und soziale Befreiung in Deutschland in der Zeit des Ersten Weltkrieges (1900-1925, in: Michalski, Weltkrieg, S. 587
- <sup>269</sup> Zitiert nach Ernst Schulin, Zu Rathenaus Hauptwerken. In: Walther Rathenau, Hauptwerke und Gespräche, hrsg. von Ernst Schulin (Rathenau Gesamtausgabe, Bd. II), München-Heidelberg 1977, S. 561 f.
- <sup>270</sup> Vgl. Wolfgang Kruse, Kriegswirtschaft und Gesellschaftsvision. Walther Rathenau und die Organisation des Kapitalismus, in: Walther Rathenau 1867-1922. Die Extreme berühren sich, hg. von Hans Wilderotter, Berlin 1993, S. 160; sowie Wolfgang Michalka: Kriegsrohstoffbewirtschaftung, Walther Rathenau und die „kommende Wirtschaft“. In: Michalka, Weltkrieg, S. 485-505
- <sup>271</sup> Walther Rathenau, Deutschlands Rohstoffversorgung, Berlin 1916, S. 5
- <sup>272</sup> Ebenda, S. 27, 46
- <sup>273</sup> Vgl. Krüger, Kriegssozialismus, S. 514
- <sup>274</sup> Friedrich Naumann, Mitteleuropa, S. 103
- <sup>275</sup> An Exzellenz ..., 30.8.1915, in: Walther Rathenau, Politische Briefe, Dresden 1929, S. 46 f.
- <sup>276</sup> Ebenda, S. 47 f.
- <sup>277</sup> Ebenda, S. 49
- <sup>278</sup> Winfried Baumgart (Hg.): Von Brest-Litovsk zur deutschen Novemberrevolution. Aus den Tagebüchern, Briefen und Aufzeichnungen von Alfons Paquet, Wilhelm Groener und Albert Hopman März bis November 1918, Göttingen 1971 – Das Zitat stammt aus der Einleitung von Baumgart, S. 19
- <sup>279</sup> Berichterstattung (Zeitungsausschnitt und maschinenschriftl. Text mit diesem Titel). In: NL Paquet

- <sup>280</sup> Politisches Tagebuch I (Stockholm), Eintrag vom 17. Mai 1917. In: NL Paquet, Tagebücher – (Die Tagebücher von Alfons Paquet befinden sich in der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt/M. im Nachlass Alfons Paquet. Sie sind mit Römischen Ziffern durchnummeriert. Die Hefte I-IV sind im wesentlichen in Stockholm, Finnland und Frankfurt verfasst und reichen von Mai 1917 bis Juni 1918. Das anschließende, von Winfried Baumgart 1971 edierte Moskauer Tagebuch (siehe Anm. 1) setzt in Heft IV im Juli 1918 ein und endet in Heft VI, November 1918.
- <sup>281</sup> Die Besprechung von Paquets Buch „Asiatische Reibungen“ findet sich in: Die Neue Zeit 28 (1909/10), Nr. 41, S. 509 f.
- <sup>282</sup> Tagebuch I, Eintrag vom 17. Mai 1917
- <sup>283</sup> Ebenda, Eintrag vom 19. Juni 1917
- <sup>284</sup> Ebenda, Eintrag vom 24. Juni 1917
- <sup>285</sup> Ebenda, Eintrag vom 1. Juli 1917
- <sup>286</sup> Ebenda
- <sup>287</sup> Nach Osten!, S. 22
- <sup>288</sup> Tagebuch II, Eintrag vom 23. Januar 1918
- <sup>289</sup> Tagebuch I, Eintrag o.D. (Anfang Juli 1917)
- <sup>290</sup> Ebenda, Eintrag vom 18. Juli 1917
- <sup>291</sup> Ebenda, Eintrag o.D. (Ende Juli 1917)
- <sup>292</sup> Ebenda, Eintrag vom 3. August 1917
- <sup>293</sup> Ebenda, Einträge vom 27. August und 21. Oktober 1917
- <sup>294</sup> Ebenda, Eintrag vom 31. Oktober 1917
- <sup>295</sup> Ebenda, Eintrag vom 31. Oktober 1917 (Gegenüberliegende Seite)
- <sup>296</sup> Vgl. Kurt Riezler. Tagebücher, Aufsätze, Dokumente. Eingeleitet und herausgegeben von Karl Dietrich Erdmann, Göttingen 1972, S. 451, Anm. 1 (dort auch Angabe der entsprechenden Aktenstücke).
- <sup>297</sup> Die in diesen Aufzeichnungen Paquets angesprochenen Berichte, Telegramme usw. sind im Politischen Archiv des AA allerdings nicht auffindbar.
- <sup>298</sup> Tagebuch I, Eintrag vom 8. Dezember 1917
- <sup>299</sup> Riezler, Tagebücher, S. 730
- <sup>300</sup> Zitiert nach: Karl Dietrich Erdmann, Kurt Riezler – ein politisches Profil. In: Ebenda, S. 86 f. (Dort auch Quellenangaben zu den Riezler-Zitaten)
- <sup>301</sup> Riezler an AA, 8.11.1917, zitiert nach: Ebenda, S. 89
- <sup>302</sup> Riezler an den Reichskanzler Graf Hertling, 26. November 1917. In: Zbynek A. Zeman (Ed.), *Germany and the Revolution in Russia 1915-1918. Documents from the Archives of the German Foreign Ministry*, London u.a. 1958, S. 89 ff. (engl. Übers.)
- <sup>303</sup> Tagebuch I, Eintrag vom 14. November [sic! – richtig: Dezember] 1917
- <sup>304</sup> Vgl. Winfried B. Scharlau / Zbynek A. Zeman: *Freibeuter der Revolution. Parvus-Helphand – Eine politische Biographie*, Köln 1964, S. 282 f.
- <sup>305</sup> Ebenda, S. 291; mit Verweis auf ein Telegramm Kühlmanns an Riezler vom 22. November 1917 -- Vgl. auch das Schreiben von Kühlmann an den Vertreter des Außenministeriums im Hauptquartier vom 3. Dezember 1917. In: Zeman, *Germany and the Russian Revolution*, S. 94 ff. (engl. Übers.)
- <sup>306</sup> Paquet, Stockholmer Tagebuch I, Eintrag vom 15. Dezember 1917
- <sup>307</sup> Paquet, Stockholmer Tagebuch II, Eintrag vom 12. Januar
- <sup>308</sup> Im Nachlass Brockdorff; hier zitiert nach: Scharlau/Zeman, *Freibeuter*, S. 308
- <sup>309</sup> Riezler an von Bergen, 24. Dezember 1917, zitiert nach: Ebenda
- <sup>310</sup> Zitiert nach Scharlau/Zeman, *Freibeuter*, S. 299
- <sup>311</sup> Tagebuch I, Eintrag vom 20. Dezember 1917
- <sup>312</sup> Tagebuch II, Eintrag vom 11. Januar 1918
- <sup>313</sup> Ebenda, Eintrag vom 14. Januar 1918
- <sup>314</sup> Ebenda
- <sup>315</sup> Ebenda, Eintrag vom 17. Januar 1918
- <sup>316</sup> Ebenda, Eintrag vom 18. Januar 1918
- <sup>317</sup> Ebenda, Eintrag ohne Datum, vor dem Gespräch mit Parvus am 18. Januar 1918 (s.o.)
- <sup>318</sup> Tagebuch II, Eintrag vom 25. Januar 1918
- <sup>319</sup> Ebenda, Eintrag vom 23. Januar 1918
- <sup>320</sup> Ebenda, Eintrag vom 30. Januar 1918
- <sup>321</sup> Ebenda
- <sup>322</sup> Ebenda, Eintrag vom 1. Februar 1918

- <sup>323</sup> Ebenda, Eintrag vom 8. Februar 1918
- <sup>324</sup> Ebenda – Hervorhebung im Original (Unterstreichung)
- <sup>325</sup> Vgl. Hans Peter Neureuter: Alfons Paquet und seine Reportagen aus dem Finnischen Bürgerkrieg 1918. In: Trajekt. Beiträge zur finnischen, lappischen und estnischen Literatur, H. 3/1983, S. 31-50; hier insbes. S. 43 ff.
- <sup>326</sup> Tagebuch III (Kriegsreise nach Finnland)
- <sup>327</sup> „In Finnland“. Artikel in der Frankfurter Zeitung vom 14. und 19. März sowie vom 3. und 19. April 1918, nachgedruckt in Hans Peter Neureuter (Anm. 49), S. 51-63
- <sup>328</sup> Ebenda, Eintrag vom 17. Februar 1918
- <sup>329</sup> Von November bis November, Bl.. 238 ff.
- <sup>330</sup> Tagebuch II, Eintrag vom 16. Februar 1918
- <sup>331</sup> Ebenda, Eintrag vom 18. Februar 1918
- <sup>332</sup> Tagebuch II, Eintrag vom 9. März 1918
- <sup>333</sup> Ebenda, Eintrag vom 22. März 1918
- <sup>334</sup> Ebenda, Eintrag vom 10. März 1918
- <sup>335</sup> Ebenda, Eintrag vom 12. März 1918
- <sup>336</sup> Ebenda, Eintrag vom 22. März 1918
- <sup>337</sup> Ebenda, Eintrag vom 22. März 1918
- <sup>338</sup> Ebenda, Eintrag vom 18. Mai 1918
- <sup>339</sup> Auf dem Vorsatzblatt zum Heft IV der Tagebücher findet sich der Eintrag: „Begonnen in Frankfurt/M. 1. Juni 1918. Beendet in Moskau, 21. August 1918“
- <sup>340</sup> Tagebuch IV, Eintrag vom 1. Juni 1918
- <sup>341</sup> Vgl. Fischer, Griff nach der Weltmacht, S. 234 ff. – Sering hatte auch ein politisch-landeskundliches Buch zur dem Themenkomplex herausgegeben, das Paquet gekannt haben könnte: Max Sering (Hrsg.): West-Russland in seiner Bedeutung für die Entwicklung Mitteleuropas, Leipzig-Berlin 1917
- <sup>342</sup> Tagebuch IV, Eintrag o.D. (Anfang Juni 1918)
- <sup>343</sup> Notizbuch, Eintrag vom 8. Juni 1918
- <sup>344</sup> Fritz Fischer, Griff nach der Weltmacht, S. 309
- <sup>345</sup> Ebenda, S. 90 ff., 109 ff.
- <sup>346</sup> Rudolf Nadolny, Mein Beitrag. Erinnerungen eines Botschafters des Deutschen Reiches, Köln 1985, S. 86
- <sup>347</sup> Vgl. Kurt Koszyk: Deutsche Pressepolitik im Ersten Weltkrieg, Düsseldorf 1968
- <sup>348</sup> Die Aufstellung vom 30.1.1918 findet sich in AA, WK 11, geh., Bd. 5; hier zit. nach Fischer, Griff nach der Weltmacht, S. 130
- <sup>349</sup> Nadolny, S. 87
- <sup>350</sup> Vgl. Martin Kröger: Revolution als Programm. Ziele und Realität deutscher Orientpolitik im Ersten Weltkrieg. In: Michalka, Erster Weltkrieg, S. 366-391
- <sup>351</sup> Wolfgang Peter: Der Kampf um die deutschen Kolonien. In: Ebenda, S. 392-411
- <sup>352</sup> Vgl. Fischer, S. 157 f.
- <sup>353</sup> Vgl. Barbara Vogel: Die deutsche Regierung und die Revolution von 1905. In: Geiss / Wendt, Deutschland in der Weltpolitik des 19. und 20. Jahrhunderts, S. 222-236; sowie Klaus Meyer: Die russische Revolution von 1905 im deutschen Urteil. In: Liskowski, Russland und Deutschland, S. 265-277
- <sup>354</sup> Zitiert nach Jost Dülffer: Kriegserwartung und Kriegsbild in Deutschland vor 1914. In: Wolfgang Michalka, Der Erste Weltkrieg. Wirkung, Wahrnehmung, Analyse, München 1994, S. 779
- <sup>355</sup> Siehe „Von November bis November“ (Ms.), Bl. 46
- <sup>356</sup> So in Riezlers Buch „Die Erforderlichkeit des Unmöglichen – Prolegomena zu einer Theorie der Politik“, das 1913 herauskam. Hier zitiert nach Hans-Dietrich Erdmann: Kurt Riezler – ein politisches Profil (1882-1955. In: Kurt Riezler. Tagebücher, Aufsätze, Dokumente, Göttingen 1972, S. 37
- <sup>357</sup> Hier zitiert nach Erdmann, Ebenda, S. 81
- <sup>358</sup> Tagebuch-Eintrag vom 6.4.1917. In: Ebenda, S. 424 – „Es kommt eine scheußliche Zeit und Rückgang aller Kultur. Engl(isch)-amerikanische Phrasenwelt. Ungeheuer gross und tief wird Russland sein.“
- <sup>359</sup> Erdmann, Ebenda, S. 82
- <sup>360</sup> Tagebuch-Eintrag vom 2.11.1914. In: Ebenda, S. 223
- <sup>361</sup> Vgl. die Einträge vom 23.12. und 31.12.1914, S. 235, 237. Riezler schlägt vor, „Grossfürst Nikolai, die Seele des Widerstandes“, zu ermorden, mit der Hoffnung, dass Russland „moralisch zusammenbricht“.
- <sup>362</sup> Ebenda, S. 241 – Orthographie wie im Original

- <sup>363</sup> Ebenda, S. 243 – Orthographie wie im Original. Wer die „Lodzer Revolutionäre“ sind, bleibt unklar. Unmittelbar zuvor war Riezler im eben eroberten Łódź gewesen, um die Situation in Polen zu erkunden.
- <sup>364</sup> Erdmann, Einleitung, S. 82 f.
- <sup>365</sup> Ebenda, S. 277
- <sup>366</sup> Eintrag Riezler vom 21.7.1915, Ebenda, S. 286 f.
- <sup>367</sup> Brockdorff Rantzau an Bethmann Hollweg, 6. Dezember 1915. In: PA-AA, Deutschland Nr. 131, Bd. 18, Bl. 97-100.
- <sup>368</sup> Vgl. A. Strazhas: Deutsche Ostpolitik im Ersten Weltkrieg. Der Fall Ober Ost 1915-1917
- <sup>369</sup> Vgl. Egmont Zechlin: Die deutsche Politik und die Juden im Ersten Weltkrieg, Göttingen 1969; sowie Clemens Picht: Zwischen Vaterland und Volk. Das deutsche Judentum im Ersten Weltkrieg. In: Michalka, Der Erste Weltkrieg, S. 736-755
- <sup>370</sup> Zechlin, Ebenda, S. 119 f.
- <sup>371</sup> Ebenda, S. 123
- <sup>372</sup> Ebenda, S. 124
- <sup>373</sup> Simon Dubnow: Mein Leben, hrsg. von Elias Hurwicz, Berlin 1937, S. 137; hier zitiert nach Zechlin, S. 137
- <sup>374</sup> Vgl. Zechlin, Die deutsche Politik und die Juden, S. 126 ff.
- <sup>375</sup> Aktenvermerk ohne Autor und Datum. In: PA-AA, R. 10544 (= Russland Nr. 74), Geheime Akten betreffend: Die russische Presse, Bd. 2
- <sup>376</sup> Ungezeichnete Aktennotiz, 16. Januar 1916. In: PA-AA, R 10540 (= Russland Nr. 74), Akten betreffend: Die russische Presse, Bd. 35
- <sup>377</sup> Schreiben von Lucius an Bethmann Hollweg, 24. Januar 1916. In: Ebenda
- <sup>378</sup> Schreiben Jagow an Lucius, 8. Mai 1916. In: PA-AA, R 2062 (= Deutschland Nr. 131), Geheime Akten betreffend: Das Verhältnis Deutschland zu Russland, Bd. 18, Bl. 106 f.
- <sup>379</sup> Aufzeichnung des Direktors Bockelmann über die Verhandlungen mit den russischen Herren, betreffend Beeinflussung der russischen Presse. Anlage zu einem Schreiben von Lucius an Bethmann Hollweg, 19. Juli 1916. In: PA-AA, s. Anm. 15
- <sup>380</sup> Vereinbarung zwischen Herrn Bockelmann und Hugo Stinnes, Stockholm 2. August 1916. In: Ebenda
- <sup>381</sup> Aufzeichnung Stinnes: Besprechungen mit Kolyschko, 16. Dezember 1916 (Abschrift). In: Ebenda
- <sup>382</sup> Alexander Solschenizyn: Lenin in Zürich. Die entscheidenden Jahre zur Vorbereitung der Oktoberrevolution, Reinbek 1980, S. 96
- <sup>383</sup> Winfried Scharlau / Zbynek B. Zeman: Freibeuter der Revolution. Parvus-Helphand – Eine politische Biographie, Köln 1964, S. 194 ff. – Vgl. auch Paul Lenschs Schrift „Drei Jahre Weltrevolution“ von 1917, die mit ihrer extrem antibritischen Stoßrichtung allerdings nicht völlig mit den Ansichten von Parvus entsprach.
- <sup>384</sup> Vgl. Scharlau/Zeman, Freibeuter der Revolution, S. 180 ff., 207 ff. usw.
- <sup>385</sup> Konrad Haenisch, Parvus, S. 31
- <sup>386</sup> Das „Memorandum von Dr. Helphand“, das vom Auswärtigen Amt mit dem Eingangsdatum 9. März 1915 versehen wurde, ist dort aufbewahrt unter dem Aktenzeichen A 8629, Weltkrieg 11 c, geh., Bd. 5. Es findet sich abgedruckt u.a. in Scharlau/Zeman, Parvus-Helphand, S. 361-374
- <sup>387</sup> Dokumente in: Hahlweg, S. 39
- <sup>388</sup> Michael Futrell, Northern Underground. Episodes of Russian Revolutionary Transport and Communication through Scandinavia and Finland 1863-1917, London 1963, S. 145
- <sup>389</sup> Von Romberg an den Reichskanzler Bethmann Hollweg, 14. März 1915; hier zit. nach Gerhard Schiesser/ Jochen Traupmann: Russisch Roulette. Das deutsche Geld und die Oktoberrevolution, Berlin 1998, S. 66 f.
- <sup>390</sup> Nadolny, Stellv. Generalstab der Armee, Abt. IIIb, an das Auswärtige Amt, 3. Mai 1915; in der Anlage „eine von Alexander Stein (Kesküla) verfasste Denkschrift über die revolutionäre Organisation in Russland“. In: Der Weltkrieg 11c. Geh., Unternehmungen und Aufwiegelungen in Russland, besonders Finnland und den Ostseeprovinzen, Bd. 20, Dokument A 15126; teilw. faksimiliert wiedergegeben in: Schiesser / Traupmann, Ebenda, S. 279-281
- <sup>391</sup> Futrell, Northern Underground, S. 151
- <sup>392</sup> Romberg an das Auswärtige Amt, 24.2.1915, in: Weltkrieg 11c, geh., Bd. 5; hier zit. nach Fischer, Griff nach der Weltmacht, S. 128 f.
- <sup>393</sup> Denkschrift vom 26.7.1915, gezeichnet mit „A. Stein“; hier zit. nach Hahlweg, S. 8 f.
- <sup>394</sup> So in immer wiederkehrenden Formulierungen in seinen Briefen, etwa denen an Schljapnikow vom 17. und 30. 10. 1914. In: W.I. Lenin, Briefe, Bd. IV (August 1914-Oktober 1917), Berlin 1967, S. 14, 23
- <sup>395</sup> Lenin: Der Krieg und die russische Sozialdemokratie. In: LW Bd. 21, S. 19
- <sup>396</sup> Lenin: Die Aufgaben der revolutionären Sozialdemokratie im europäischen Krieg, Ebenda, S. 3 f.

- <sup>397</sup> Lenin, *Der Krieg und die russische Sozialdemokratie*, S. 14
- <sup>398</sup> Romberg an Bethmann Hollweg, 30. September 1915. In: Hahlweg, S. 40 f.; zu Kesküla siehe Futrell, S. 150
- <sup>399</sup> Vgl. Futrell, *Northern Underground*, S. 121 ff.
- <sup>400</sup> Vgl. Futrell, S. 150 – Danach betrachtete Kesküla die deutschen Gelder als Kredite, die er 1923 – auf dem Höhepunkt der Inflation allerdings – tatsächlich an die deutsche Reichsregierung zurückzahlte!
- <sup>401</sup> Vgl. Ebenda, S. 119 ff.
- <sup>402</sup> Dieses Bild, wie es sich nach den deutschen Quellen ergibt, entspricht ziemlich genau dem, das Kesküla Futrell irgendwann 1960 gegeben hat. Ebenda, S. 146 – Vgl. auch Werner Hahlweg, *Lenins Rückkehr*, S. 8 ff; sowie die Dokumente in Z.A.B. Zeman: *Germany and the Revolution in Russia 1915-1918*, London 1958, etwa das Referat des Berichtes von „Stein“ (alias Kesküla) durch den deutschen Agenten des Generalstabs in Skandinavien, Steinwachs, vom 18. Januar 1916, Ebenda S. 11 ff.
- <sup>403</sup> Sielfeldt (russ. Zifeldt) schrieb (offenbar schon als Sowjetfunktionär) über seine Begegnungen mit Lenin (und Parvus sowie Kesküla) im Lokalblatt „Bakinski raboč“ am 1., 3. und 10. Februar 1924. Vgl. Futrell; *Northern Underground*, S. 146, 149 f.; sowie schließlich die Schilderung der Begegnung bei Scharlau / Zeman, *Freibeuter der Revolution*, S. 177 f.
- <sup>404</sup> Parvus, *Im Kampf um die Wahrheit*, Berlin 1918, S. 31
- <sup>405</sup> Artikel im „Socialdemokrat“, 20. November 1915. Hier zit. nach Scharlau / Zeman, *Freibeuter der Revolution*, S. 205
- <sup>406</sup> Vgl. Erdmann, Kurt Riezler, S. 82 ff.
- <sup>407</sup> Brockdorff-Rantzau an Bethmann Hollweg, 6. Dezember 1915. In: PA-AA, Deutschland Nr. 131, Bd. 18, Bl. 98 f.
- <sup>408</sup> Eine Durchsicht der einschlägigen Literatur findet sich etwa in dem Kapitel „’Nemeckoe zoloto’ dla Lenina“ bei A.G. Latyšev; *Rassekrečenny Lenin*, Moskau 1996, S. 90-114. Auch Dmitri Wolkogonows *Lenin-Biographie* enthält in der russischen Originalfassung (Moskau 1994, Bd. 1, S. 197-232, 443-446) sehr viel ausführlicher als in der gekürzten deutschen Version (Düsseldorf 1994) die einschlägigen Hinweise auf das „deutsche Gold“. Vgl. ansonsten die Hinweise im folgenden Kapitel „Revolutionärer Defaitismus“.
- <sup>409</sup> Werner Hahlweg, *Lenins Rückkehr*, S. 3
- <sup>410</sup> Fritz Max Cahén: *Der Weg nach Versailles. Erinnerungen 1912-1919. Schicksalsepoche einer Generation*, Boppard 1963, S. 205
- <sup>411</sup> Ebenda, S. 197
- <sup>412</sup> Ebenda, S. 207
- <sup>413</sup> Kurt Riezler, *Tagebücher, Aufsätze, Dokumente*. Eingeleitet und herausgegeben von Karl Dietrich Erdmann, Göttingen 1972
- <sup>414</sup> Fritz Fischer: *Juli 1914: Wir sind nicht hineingeschlittert. Das Staatsgeheimnis um die Riezler-Tagebücher*. Eine Streitschrift, Reinbek b. Hamburg 1983, S. 62 ff. – Die bis in die jüngste Zeit anhaltende Debatte mit Beiträgen von Sösemann, Schulte u.a. ist hier nicht zu verfolgen (und vielleicht für niemanden mehr so recht nachzuvollziehen).
- <sup>415</sup> Vgl. Erdmann, Kurt Riezler – ein politisches Profil. In: Riezler, *Tagebücher* S. 82 ff.
- <sup>416</sup> Sebastian Haffner: *Der Teufelspakt. Die deutsch-russischen Beziehungen vom Ersten zum Zweiten Weltkrieg*, Zürich 1989, S. 5 (Erstausgabe 1967)
- <sup>417</sup> Ebenda, S. 12
- <sup>418</sup> Zitiert nach Alfred Opitz: *Die russische Revolution des Frühjahrs 1917 im Echo führender Tageszeitungen des zeitgenössischen Deutschland*, in: *Osteuropa*, 17 (1967), H. 4, S. 237 ff.
- <sup>419</sup> Ebenda, S. 240
- <sup>420</sup> Ebenda, S. 248
- <sup>421</sup> Vgl. Jürgen Zarusky: *Vom Zarismus zum Bolschewismus. Die deutsche Sozialdemokratie und der „asiatische Despotismus“*. In: Koenen/Kopelew (Hrsg.), *Deutschland und die russische Revolution*, S. 109 f.; sowie Erich Matthias: *Die Rückwirkungen der russischen Oktoberrevolution auf die deutsche Arbeiterbewegung*. In: Helmut Neubauer (Hrsg.), *Deutschland und die Russische Revolution*, Mainz 1968, S. 69-93; hier insbes. 78 ff.
- <sup>422</sup> Zitiert nach Albert Norden: *Zwischen Berlin und Moskau. Zur Geschichte der deutsch-sowjetischen Beziehungen*, Berlin (DDR) 1954, S. 44 ff.
- <sup>423</sup> Zitiert nach Ebenda, S. 44 f.
- <sup>424</sup> Angaben zur Propaganda unter den russischen Kriegsgefangenen in Deutschland in: Strazhas, *Ober Ost*, S. 26 f. – Die von Lenin und Krupskaja an Malinowski geschriebenen Briefe finden sich neuerdings dokumentiert in: W.I. Lenin, *Neizvestnye dokumenty 1891-1922*, Moskau 1999; sowie in Richard Pipes, *The Unknown Lenin*, New Haven – London 1998, S. 31. Weitere Angaben in *Service, Lenin*, S. 331

- <sup>425</sup> Tagesbericht der Abteilung IIIb, N.O.Obost, Propagandatätigkeit 20.10.17. In: Weltkrieg 2 Geh., Bd. 55 „Friedensstimmungen und Aktionen zur Vermittlung des Friedens“, Bl. 46
- <sup>426</sup> Ebenda, Bericht vom 1.11.17, Bl. 182
- <sup>427</sup> Weltkrieg 2 Geh., Bd. 52, Bl. 17/18 – Die Archivierung der Frontberichte in den Bänden 52-55 entspricht nicht deutlicher der Chronologie
- <sup>428</sup> Der Weltkrieg. Illustrierte Kriegs-Chronik des Daheim, 8. Band, Bielefeld und Leipzig, S. 241 f.
- <sup>429</sup> Wolfgang Wilhelmus: Deutsche Presseorgane 1917/18 über die Oktoberrevolution. In: Beiträge zur Geschichtswissenschaft, H. 2, 1989, S. 207 – Vgl. auch Alfred Opitz: Die russische Revolution des Frühjahrs 1917 im Echo führender Tageszeitungen des zeitgenössischen Deutschland. In: Osteuropa, H. 4, 1967, S. 235-257
- <sup>430</sup> Wilhelmus, Ebenda, S. 208
- <sup>431</sup> Ebenda S. 209
- <sup>432</sup> Lujo Brentano: Russland, der kranke Mann (= Fehler und Forderungen. Schriftenfolge zur Neugestaltung deutscher Politik, H. 4, hg. von Palatinus), München 1918
- <sup>433</sup> Ebenda, S. 17
- <sup>434</sup> Ebenda, S. 52
- <sup>435</sup> Ebenda, S. 61
- <sup>436</sup> Ebenda, S. 63
- <sup>437</sup> Protokolle des Zentralkomitees der SDAPR (B): August 1917 – Februar 1918, Moskau 1958 (russ.) – Hier zitiert nach Sergej Slutsch: Deutschland und die UdSSR 1918-1939. Motive und Folgen außenpolitischer Entscheidungen. In: H.A. Jacobsen u.a. (Hrsg.): Deutsch-russische Zeitenwende. Krieg und Frieden 1941-1995, S. 29
- <sup>438</sup> Denkschrift vom 18. November 1917. In: PA-AA, Weltkrieg 2, Geh. Hier zit. nach Werner Hahlweg: Der Diktatfrieden von Brest-Litowsk 1918 und die bolschewistische Weltrevolution, Münster 1960, S. 18
- <sup>439</sup> Maschinenschriftl. Ausarbeitung mit handschriftl. Verbesserungen, 3. Dezember 1917. Gezeichnet: St.S. (wohl „Staatssekretär“). In: Deutschland Nr. 131, Geh., Bd. 18, Bl. 112-114
- <sup>440</sup> Legationssekretär Lersner, Hauptquartier, an Auswärtiges Amt, 29. November 1917. Ebenda, Bl. 111
- <sup>441</sup> Ludendorff: Meine Kriegserinnerungen 1914-1918, Berlin 1919, S. 448
- <sup>442</sup> Ludendorff: Kriegführung und Politik, Berlin 1922 (2. durchges. Auflage), S. 208 ff.
- <sup>443</sup> Niall Ferguson: Der falsche Krieg. Der Erste Weltkrieg und das 20. Jahrhundert, Stuttgart 1999, S. 274 ff.
- <sup>444</sup> Winfried Baumgart: Deutsche Ostpolitik. Von Brest-Litowsk bis zum Ende des Ersten Weltkrieges, Wien-München 1966, S. 20
- <sup>445</sup> Ebenda, S. 45/46
- <sup>446</sup> Ebenda, S. 51
- <sup>447</sup> George Buchanan, My Mission to Russia, Bd. 2, London 1923, S. 225 f.; hier zit. nach Baumgart, S. 45
- <sup>448</sup> Vgl. Ebenda, S. 47/48
- <sup>449</sup> Aus der Vielzahl einschlägiger Schriften Rohrbachs, vgl. die nach den Erfolgen an der Ostfront verfasste Broschüre: Rußland und wir, 1915. Hier zit. nach Peter Borowsky: Paul Rohrbach und die Ukraine. Ein Beitrag zum Kontinuitätsproblem. In: Immanuel Geiss / Bernd-Jürgen Wendt: Deutschland in der Weltpolitik des 19. und 20. Jahrhunderts, Düsseldorf 1973, S. 441 f.
- <sup>450</sup> Paul Rohrbach, Die russische Revolution., In: März, H. 13, 1917, S. 275 f.
- <sup>451</sup> Ebenda, S. 520
- <sup>452</sup> Vgl. Uwe Liskowski: Osteuropaforschung und Politik. Ein Beitrag zum historisch-politischen Denken von Otto Hoetzsch, Berlin 1988, Bd. I, S. 137 ff.
- <sup>453</sup> Alle Zitate aus Artikeln in der „Neuen Preußischen Kreuz-Zeitung“ zwischen November 1917 und April 1918. Hier zitiert nach: Liskowski, Ebenda, S. 192 ff.
- <sup>454</sup> Vgl. Borowsky, Paul Rohrbach und die Ukraine, S. 453 ff.
- <sup>455</sup> Besonders nachdrücklich geschildert ist die Welt der bolschewistischen Kampforganisationen, in der vor allem Stalin groß wurde, sowie Lenins zäher Kampf um die materiellen Mittel der Partei bei Bertram D. Wolfe: Lenin, Trotzki, Stalin. Drei, die eine Revolution machten. Eine biographische Geschichte, Frankfurt/M. 1965, passim
- <sup>456</sup> Darauf hat insbesondere Michael Futrell hingewiesen, vgl. Northern Underground, S. 211 f.
- <sup>457</sup> Dietrich Geyer: Lenin und der deutsche Sozialismus. In: Werner Markert (Hrsg.): Deutsch-russische Beziehungen von Bismarck bis zur Gegenwart, Stuttgart 1964, S. 81

- <sup>458</sup> W.I. Lenin: Was tun? Brennende Fragen unserer Bewegung. In: Lenin Werke (LW), Bd. 3; hier zitiert nach Geyer, Lenin und die deutsche Sozialdemokratie, S. 86, der die sehr viel kräftigere Übersetzung in der ersten deutschen Ausgabe der „Sämtlichen Werke“ Lenins von 1929 (Bd. IV/2, S. 264) verwendet.
- <sup>459</sup> Ebenda, S. 87
- <sup>460</sup> Vgl. die eindruckliche Schilderung bei Paul W. Massing: Vorgeschichte des politischen Antisemitismus, März 1986, Kapitel XII: Die Sozialdemokratische Partei in der Ära des Imperialismus, S. 203-225
- <sup>461</sup> So Rosa Luxemburg in ihrer Artikelserie „Die Revolution in Russland“ in der Neuen Zeit, mit der sie die Ereignisse des Jahres 1905 begleitete. Hier zitiert nach Klaus Mayer: Die russische Revolution 1905 im deutschen Urteil, S. 269 f. – Vgl. auch Helmut Hirsch: Vom Zarenhass zur Revolutionshoffnung. Das Russlandbild deutscher Sozialisten. In: Mechthild Keller (Hrsg.): Russen und Russland aus deutscher Sicht - Von der Bismarckzeit bis zum Ersten Weltkrieg (= WÖS, Reihe A, Bd. IV), S. 265 ff.
- <sup>462</sup> Vgl. Dietrich Geyer: Kautskys Russische Dossier. Deutsche Sozialdemokraten als Treuhänder des russischen Parteivermögens 1910-1915, Frankfurt und New York 1981
- <sup>463</sup> Brief an den Vorstand der SPD, 15. März 1913. In: Lenin Werke, Ergänzungsband I, S. 273-277
- <sup>464</sup> Brief an Rykow in Berlin, 25. Februar 1911: Für die „Swesda“ (die Vorläuferzeitung der „Prawda“) werde dringend Geld benötigt. „Es gibt nur eine Quelle – die Deutschen. Wenden Sie sich über Pfannkuch an den Vorstand. Bitten Sie um 5000 Mark (dann werden sie uns 3000 geben.“ In: Lenin Briefe III, S. 33
- <sup>465</sup> Brief an Inessa Armand, Anfang April 1914. In: Ebenda, S. 286
- <sup>466</sup> Vgl.
- <sup>467</sup> Bei der Lektüre von Luxemburgs Buch äußerte Lenin 1913: „Schauderhafte Verirrungen. Das ist nicht mehr Marx.“ Pannekoek, Bauer und andere hätten zu Recht gegen Luxemburg dasselbe vorgebracht, „was ich 1899 gegen die Volkstümler gesagt habe“. (Brief an Kamenew. In: Ebenda, S. 177)
- <sup>468</sup> Alexander Solschenizyn Lenin in Zürich, S. 17
- <sup>469</sup> Der Krieg und die russische Sozialdemokratie. In: LW 21, S. 13-21
- <sup>470</sup> Brief an Schljapnikow, 27.10.1914. In: Lenin, Briefe IV, S. 19
- <sup>471</sup> Ebenda, S. 13
- <sup>472</sup> Der Krieg und die russische Sozialdemokratie, S. 19
- <sup>473</sup> Gesetzentwurf über die nationale Gleichberechtigung. In: LW 20, S. 19
- <sup>474</sup> Über den Nationalstolz der Großrussen. In: LW Bd. 21, S. 91-95
- <sup>475</sup> Lenin: Über den Separatfrieden, LW 23, S. 123-131; hier insbesondere S. 124 f.
- <sup>476</sup> Ebd., S. 131
- <sup>477</sup> Als jüngste Produkte auf diesem Gebiet wären zu nennen: Gerhard Schiesser / Jochen Traupmann: Russisch Roulette. Das deutsche Geld und die Oktoberrevolution, Berlin 1998 – das mit einigen wenig bekannten Dokumenten und Fotos bestückte Nebenprodukt einer Fernsehproduktion; Elisabeth Heresch: Geheimakte Parvus. Die gekaufte Revolution, München 2001; Taina oktrjabrskogo perevorota. Lenin i nemecko-bol'sevistki zagavor, Sankt Peterburg 2001 – Alle wesentlichen Arbeiten zum Thema (von George Katkov, Werner Hahlweg, Zbynek A. Zeman, Winfried B. Scharlau, Fritz Fischer, Michael Futrell, Stefan Possony, George Bonnin, Leonhard Haas u.a.) sind bereits in den fünfziger und sechziger Jahren verfasst worden.
- <sup>478</sup> Semion Lyandres: The Bolsheviks ‚German Gold‘ revisited. An Inquiry in the 1917 Accusations, Pittsburgh 1997; dort auf S. 106 auch eine Übersicht der neueren russischen Literatur zum Thema
- <sup>479</sup> Brief an A.M. Kollontai, September 1915. In: Briefe, Bd. IV, S. 134
- <sup>480</sup> Geyer, Kautskys Russisches Dossier, S. 244
- <sup>481</sup> Vgl. Lenin an Tichomirnow, 9. September 1914; sowie Lenin an Hanecki, 28. September 1914. In: Briefe IV, S. 3; 7
- <sup>482</sup> Vgl. Andreas Petersen: Radikale Jugend. Die sozialistische Jugendbewegung der Schweiz 1900-1930, Zürich 2001, S. 358 ff.
- <sup>483</sup> So (ohne Beleg) Solschenizyn, Lenin in Zürich, S. 89
- <sup>484</sup> Über seine guten Kontakte zu deutschen Journalisten, aber auch Amtsträgern in der Schweiz sprach Radek mit Paquet, Cahén, Gustav Meyer und anderen. Dass auch Romberg ihn kannte – oder vice versa – lässt sich möglicherweise aus einer Notiz Rombergs beim Auftauchen Radeks in Brest-Litowsk schließen. Vgl. Schüddekopf, Radek in Berlin, S. 94
- <sup>485</sup> Scharlau / Zeman, Freibeuter der Revolution, S. 136
- <sup>486</sup> Ebenda, S. 174
- <sup>487</sup> Briefe an Radek sowie an Kollontai, ca. 4. August 1915. In: Lenin Briefe IV, S. 113 f.
- <sup>488</sup> Ebenda, S. 152 f. – Das Dokument von der Busches ist abgedruckt bei Zeman, Germany and the Revolution in Russia, Dok. 84; dort in der Fußnote auch ein weiteres Dokument mit Angabe der geflossenen Geldsumme.

- <sup>489</sup> Futrell, Northern Underground, S. 108 – mit Verweis auf die schwedischen und finnischen Quellen, die er studiert hat.
- <sup>490</sup> Vgl. Albrecht Buchholtz: Leonid Krasin und sein Verhältnis zu Deutschland. In: Russland und Deutschland, hrsg. von Uwe Liszkowski, Stuttgart 1974, S. 299
- <sup>491</sup> Georgij Solomon: Lenin i ego sem'ja (Ul'janovy). In: Ders.: Sredi krasnych voshdej, Moskau 1995, S. 432-496; hier S. 481
- <sup>492</sup> Karl Schlögel: Jenseits des Großen Oktober. Das Laboratorium der Moderne – Petersburg 1909-1921, Berlin 1988, S. 295 ff.
- <sup>493</sup> Ebd., S. 482
- <sup>494</sup> Semion Lyandres, Bolshevik Gold, S. 99, 121
- <sup>495</sup> Ebenda, S. 52
- <sup>496</sup> Scharlau / Zeman, Freibeuter der Revolution, S. 260
- <sup>497</sup> Dejatel'i SSSR i revoljucionogo dviženija Rossii. Enciklopedičeskij slovar' Granat (Nachdruck Moskau 1989), S. 98
- <sup>498</sup> Vgl. den Brief Lenins an J. Hanecki, 17. Februar 1915, geschickt von Bern nach Zürich, mit Grüßen an „Ihre Familie und an alle Freunde in Zürich“. Erstmals veröffentlicht in V.I. Lenin, PSS, Bd. 49; hier nach der dt. Ausgabe von Lenin, Briefe, Bd. IV, S. 63
- <sup>499</sup> Lyandres, German Gold revisited, S. 20 ff. Lyandres datiert die Übersiedlung bereits auf Juni 1915. Dort finden sich eine Vielzahl von Quellenhinweisen, darunter auch Kaderakten aus dem früheren Parteiarchiv.
- <sup>500</sup> Vollständiger Text des übersetzten Dokuments in Schiesser / Traupmann, Russisch Roulette, S. 75 ff. – leider ohne genaue Quellenangabe. Dem Archivalien-Verzeichnis ist allerdings zu entnehmen, dass die Autoren im Firmenregister des Kopenhagener Ratsarchivs recherchiert haben.
- <sup>501</sup> Text ebenda, S. 78 ff.
- <sup>502</sup> Schiesser / Traupmann, unter Verweis auf die im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, im Nachlass Helphand, Bde. 9-12 und 14 enthaltenen Dokumente
- <sup>503</sup> Text des Vertrages, leider ohne Datumsangabe und archivarische Bezeichnung, in Schiesser / Traupmann, S. 86 f.
- <sup>504</sup> Vgl. die lange Fußnote zu Kolyschko (unter Einschluss deutscher Quellen) in: Zeman, Germany and the Revolution in Russia, S. 92
- <sup>505</sup> Der handschriftliche Text des Briefes in RZChIDNI, Fond 142, op. 1, d. 885, Bl. 9 f. – Hervorhebung im Original
- <sup>506</sup> Vgl. etwa Markus Wehner / Alexander Vatlin: „Genosse Thomas“ und die Geheimtätigkeit der Komintern in Deutschland 1919-1925. In: Internationale Wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung (IWK), H. 1, 1993, S. 3; sowie Boris Nicolaevsky, Le récit du camarade Thomas. In: Contributions à l'Histoire du Comintern, ed. Jacques Freymond, Genf 1965, S. 12
- <sup>507</sup> Vgl. dazu neuerdings Waltraud Bayer (Hrsg.): Verkaufte Kultur. Die sowjetischen Kunst- und Antiquitätenexporte 1919-1938, Frankfurt/M. u.a. 2001
- <sup>508</sup> Vgl. Joseph L. Wiczyński: The modern Encyclopedia of Russian and Soviet History, Bd. 12, Gulf Breeze (Fl.) 1979, S. 79
- <sup>509</sup> Vgl. Die „geheime Verbindung“: Briefe von Aleksandra Kollontaj an Vjačeslav Molotov 1926-1952. Vorbereitet und kommentiert von Marina Fuchs. In: Forum für osteuropäische Ideen- und Zeitgeschichte, H. 1, 2001, S. 295-353
- <sup>510</sup> A. Šljapnikov, Kanun semnacetogo goda, Bd. IV, 1923, S. 297/98; hier zit. nach Scharlau / Zeman, Freibeuter der Revolution, S. 184
- <sup>511</sup> Futrell, Northern Underground, S. 165 f.; 169
- <sup>512</sup> Brief aus Petrograd an J. Hanecki und K. Radek, 25. April 1917. In: Briefe IV, S. 434. In einem „Verzeichnis der bisher nicht aufgefundenen Briefe“ im Anhang des Bandes findet sich auch der Hinweis auf den Brief vom 15. April aus Haparanda an Hanecki mit der kryptischen Inhaltsangabe (S. 479)
- <sup>513</sup> Hélène Carrière d'Encasse: Lenin, München-Zürich 2000, S. 175 – Seltsam auch die banale Auskunft bei Wolkogonow, der als einziger Einblick in die unveröffentlichten Lenin-Fonds hat nehmen können: „Sein Briefwechsel mit Ganetzki oder Belenski betraf ... überwiegend geschäftliche und politische Angelegenheiten.“ (Ders.: Lenin - Utopie und Terror, Düsseldorf u.a. 1996, S. 102)
- <sup>514</sup> Das Adressbuch Lenins und der Krupskaja findet sich in: Istoričeskij Archiv, 1959, H. 3, S. 31-50. Vgl. auch Robert Service: Lenin. Eine Biographie, München 2000, S. 312; sowie Futrell, S. 177 ff.
- <sup>515</sup> Vgl. Gerd Koenen: Utopie der Säuberung. Was war der Kommunismus?, Berlin 1998, Kapitel 3 („Revolution und Involution“), S. 43-62
- <sup>516</sup> Es würde zu weit führen, diese Evolution der Gedanken Lenins hier im einzelnen aus seinen Schriften der Jahre 1916-18 nachzuweisen. Ich lasse also die These an dieser Stelle unbelegt stehen.

- <sup>517</sup> Service, Lenin, S. 323 f.; dort auch das Zitat aus LW 38, S. 170
- <sup>518</sup> Vgl. Zeman, *Germany and the Revolution in Russia*, S. 24
- <sup>519</sup> Wolkogonow, Lenin, S. 119, unter Berufung auf einen Bericht im *Novy Žurnal*, Nr. 102, 1971, S. 226
- <sup>520</sup> Eine Aussage des langjährigen Betriebsleiters Gutner vor der Petrograder Staatsanwaltschaft findet sich (ohne Quellennachweis) abgedruckt in Heresch, *Geheimakte Parvus*, S. 292 f.
- <sup>521</sup> So Wolkogonow, Lenin, S. 118 – Bei Traupmann / Schiesser werden daraus (ohne Quellenverweis) „täglich insgesamt 3.200.000 Zeitungen“.
- <sup>522</sup> So Dietrich Beyrau: *Petrograd 1917. Die russische Revolution und der Aufstieg des Kommunismus*, München 2001, S. 23; unter Verweis auf Roger Pethybridge: *The Spread of the Russian Revolution*, London 1972, S. 111 ff.
- <sup>523</sup> Beyrau, Ebenda, S. 22
- <sup>524</sup> Wo ist die Macht, wo ist die Konterrevolution? *Prawda*, 23. Juli 1917. In: LW 25, S. 151-156
- <sup>525</sup> Den Verleumdern (*Rabotschaja Gaseta*, 26. Juli 1917). In: LW 25
- <sup>526</sup> Scharlau/Zeman, *Freibeuter der Revolution*, S. 261
- <sup>527</sup> Ebenda, 259 f.
- <sup>528</sup> Hier zit. nach Ebenda, S. 270 ff.
- <sup>529</sup> Parvus: *Meine Antwort an Kerenski & Co.*, Berlin 1917, S. 3 ff.
- <sup>530</sup> Gustav Mayer: *Erinnerungen. Vom Journalisten zum Historiker der deutschen Arbeiterbewegung*, Zürich-Wien 1949, S. 260 f.
- <sup>531</sup> Ebenda, S. 265
- <sup>532</sup> Ebenda, S. 276
- <sup>533</sup> Ebenda, S. 278
- <sup>534</sup> Ebenda, S. 261 f.
- <sup>535</sup> Vollständig abgedruckt im Anhang zu: Otto-Ernst Schüddekopf: *Deutschland zwischen Ost und West. Karl Moor und die deutsch-russischen Beziehungen*. In: *Archiv für Sozialgeschichte*, Bd. III (1963), S. 241-249; Zitat S. 248
- <sup>536</sup> Lenin an das Auslandsbüro des Zentralkomitees, 30. August 1917. In: *Briefe* Bd. IV, S. 444
- <sup>537</sup> Semion Lyandres: *Novye dokumenty o finansovych subsidiach bol'shevikam v 1917 godu*. In: *Otečestvennaja istorija*, 1993, H. 2, S. 128-142
- <sup>538</sup> Telegramm Nr. 1833 vom 15. November 1917. In: *Der Weltkrieg 2 Geh.*, Bd. 51, Bl. 67
- <sup>539</sup> Telegramme Nr. 1895 vom 25. November 1917 und Nr. 1367 vom 28. November. In:
- <sup>540</sup> *Protokoly centralnogo komiteta RSDRP (b)*, Moskau 1958, S. 250 – Vgl. Futrell, S. 174 f., 220
- <sup>541</sup> Lenin an die Juristische Kommission, 26. Juni 1917. In: *Briefe*, Bd. IV, S. 438; die Stellungnahme der Polnisch-Litauischen Partei ist dort im Anhang (S. 559) auszugsweise zitiert.
- <sup>542</sup> Erstmals veröffentlicht in: *Leninski Sbornik XXXVI*, Hier zitiert nach Futrell, *Northern Underground*, S. 176
- <sup>543</sup> Alfons Paquet: *Im kommunistischen Russland. Briefe aus Moskau*, Jena 1919
- <sup>544</sup> Hans Vorst: *Das bolschewistische Russland*, Leipzig 1919, S. 31 f.
- <sup>545</sup> Paquet, *Im kommunistischen Russland*, S. 2
- <sup>546</sup> Ebenda, S. 10 f.
- <sup>547</sup> Ebenda, S. 12
- <sup>548</sup> Ebenda, S. 16 ff.
- <sup>549</sup> Notizbuch, Eintrag vom 4. Juli. – Die Einträge aus dem Notizbuch, ebenso wie die Moskauer Tagebücher von Alfons Paquet, werden hier und im folgenden zitiert nach der Druckfassung in Winfried Baumgart: *Von Brest-Litovsk zur deutschen November-Revolution. Aus den Aufzeichnungen von Alfons Paquet, Wilhelm Groener, Albert Hopmann*, Göttingen 1971; hier S. 51 – Eine Ausnahme bilden diejenigen Einträge in den Notiz- und Tagebüchern, die Baumgart nicht in die Druckfassung übernommen hat und hier nach der Originalfassung im Nachlass zitiert werden.
- <sup>550</sup> Ebenda
- <sup>551</sup> Tagebuch IV, Eintrag vom 6. Juli, S. 60 f. – Vgl. auch den Eintrag vom 14. Juli, S. 69
- <sup>552</sup> Ebenda, S. 71
- <sup>553</sup> Kurt Riezler: *Tagebücher, Aufsätze, Dokumente*. Hrsg. von Karl-Dietrich Erdmann, Göttingen 1972; hier Tagebuch-Eintrag vom 17.8.1918, S. 466 f. – Orthographie wie im Original
- <sup>554</sup> Notizbuch, Eintrag vom 9. Juli 1918, S. 65
- <sup>555</sup> Das Attentat. In: *Im kommunistischen Moskau*, S. 31
- <sup>556</sup> Riezler, Tagebuch, S. 469

- <sup>557</sup> Nachrichtenoffizier Mitte des Generalstabes des Feldheeres, Tagebuch-Nr. 12051, 27. Juli 1918, Betr.: Schleunigen Erwerb der ‚Nowoje Wremja‘ – Gefahr, dass die Entente zuvorkommt. In: PA-AA, Russland Nr. 74, Geheime Akten, betreffend: Die russische Presse, Bd. 35, ohne Numerierung, Dok. A 32456)
- <sup>558</sup> Tagebuch II, Eintrag vom 18. Mai 1918 (Originalfassung im NL Paquet)
- <sup>559</sup> Notizbuch, undatierter Eintrag, Bl. 51 (Originalfassung im NL Paquet)
- <sup>560</sup> Karl Schlögel, *Jenseits des Großen Oktober – Das Laboratorium der Moderne. Petersburg 1909-1922*, S. 229
- <sup>561</sup> Undatiertes und ungezeichnetes Exemplar der Denkschrift in: Deutschland Nr. 131 Geh., Bd. 18, Bl. 168-173
- <sup>562</sup> Vgl. etwa Winfried Baumgart: *Deutsche Ostpolitik 1918. Von Brest-Litowsk bis zum Ende des Ersten Weltkriegs*, Wien-München 1966, S. 347, Fn. 63
- <sup>563</sup> Schreibweise und Kontext im Roman-Entwurf legen nahe, dass es sich um ein amtliches, botschaftsinternes Schriftstück gehandelt habe. Ein authentischer Text dieser Art, der Paquet bei der Abfassung des Romans 1931 vorgelegen haben müsste, ließ sich allerdings weder im Paquet-Nachlass noch im Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes finden. Die Akten der Moskauer Gesandtschaft sind verloren.
- <sup>564</sup> Von November bis November (Maschinenschriftl. Fassung), S. 306-308
- <sup>565</sup> Tagebuch IV, Eintrag vom 28. Juli 1918, S. 85 f.
- <sup>566</sup> Ebenda, Eintrag vom 30. Juli 1918, S. 86 f.
- <sup>567</sup> Notizbuch, Eintrag vom 27. Juli 1918, S. 83
- <sup>568</sup> Notizbuch, Eintrag vom 30. Juli 1918, Bl. 83 R (Originalfassung im NL Paquet; nicht in der gedruckten Fassung)
- <sup>569</sup> Paquet, Tagebuch, Eintrag vom 18. Juli 1918, S. 77
- <sup>570</sup> Notizbuch, Eintrag vom 19. Juli 1918, S. 80
- <sup>571</sup> Tagebuch IV, Eintrag vom 18. Juli 1918, S. 77
- <sup>572</sup> Notizbuch, Eintrag vom 19. Juli 1918, S. 80
- <sup>573</sup> Notizbuch, Bl. 89 R / 90 (Originalfassung im NL Paquet; nicht in der gedruckten Fassung.) – Der Eintrag ist undatiert; dem Kontext nach stammt er von Ende Juli/Anfang August.
- <sup>574</sup> Brief an seine Frau, 22. August 1918, S. 122
- <sup>575</sup> Tagebuch IV, Eintrag vom 18. August 1918, S. 114 f.
- <sup>576</sup> Ebenda, Eintrag vom 27. August 1918, S. 131
- <sup>577</sup> Vollständiger Text unter Kennzeichnung der von der Zensur gestrichenen Passagen in der Buchfassung: *Im kommunistischen Russland*, S. 77 ff.
- <sup>578</sup> Tagebuch IV, Eintrag vom 31. August 1918, S. 137
- <sup>579</sup> Ebenda, Eintrag vom 6. September 1918, S. 144
- <sup>580</sup> *Terror*, Frankfurter Zeitung, 28.9.1918. In: *Im kommunistischen Russland*, S. 112
- <sup>581</sup> Ebenda, S. 120
- <sup>582</sup> Tagebuch IV, Eintrag vom 10. September 1918, S. 152
- <sup>583</sup> Brief an seine Frau, 15. September 1918, Ebenda, S. 157
- <sup>584</sup> Tagebuch IV, Eintrag vom 14. August 1918, S. 106 – Hervorhebung im Original
- <sup>585</sup> Tagebuch V, Eintrag vom 20. September 1918, Ebenda, S. 158 f.
- <sup>586</sup> Ebenda, Eintrag vom 25. September 1918, S. 162
- <sup>587</sup> Ebenda, Eintrag vom 29. September 1918, S. 164
- <sup>588</sup> Ebenda, Eintrag vom 30. September 1918, S. 166 f. – Schreibweise der Namen wie im Original
- <sup>589</sup> Ebenda, Eintrag vom 1. Oktober 1918, S. 169
- <sup>590</sup> Ebenda, S. 169/70
- <sup>591</sup> Ebenda, Eintrag vom 2. Oktober 1918, S. 171 ff.– Hervorhebungen im Original als Unterstreichungen.
- <sup>592</sup> Ebenda, S. 171 ff.
- <sup>593</sup> Ebenda, S. 173/74
- <sup>594</sup> Ebenda, Eintrag vom 3. Oktober 1918, S. 175 f.
- <sup>595</sup> W.I. Lenin, Schreiben an die Gemeinsame Sitzung des Gesamtrossischen Zentralexekutiv-Komitees und des Moskauer Sowjets, 3. Oktober 1918. In: *Lenin, Werke*, Bd. 28, S. 90 ff.
- <sup>596</sup> Telegramm des Generalkonsuls Hauschild an das Auswärtige Amt, 3. Oktober 1918. In: *Deutschland Nr. 131 Geh.*, Bd. 51, Bl. 31 – Das Fortsetzungs-Telegramm, das Baumgart als nicht auffindbar erklärt hat (S. 175, Anm. 720), findet sich eben dort, Bl. 60/61
- <sup>597</sup> Tagebuch V, Eintrag vom 9. Oktober 1918, S. 180
- <sup>598</sup> Ebenda, Eintrag 12. Oktober 1918, S. 181
- <sup>599</sup> Tagebuch, 19. Oktober 1918, S. 185

- <sup>600</sup> Ebenda, S. 184 – Hervorhebung im Original als Unterstreichung
- <sup>601</sup> Ebenda, Eintrag vom 18. Oktober 1918, S. 181 f.
- <sup>602</sup> Ebenda, Eintrag vom 20. Oktober 1918, S. 186
- <sup>603</sup> Ebenda, Eintrag vom 21. Oktober 1918, S. 189/90
- <sup>604</sup> Ebenda, S. 190
- <sup>605</sup> Ebenda, Eintrag 22. Oktober 1918, S. 190
- <sup>606</sup> Ebenda, Eintrag vom 23. Oktober 1918, S. 195 – Die letzten Worte in kyrillischen Buchstaben
- <sup>607</sup> Ebenda, Eintrag vom 30. Oktober 1918, S. 198
- <sup>608</sup> Ebenda, Eintrag vom 1. November 1918, S. 200
- <sup>609</sup> Tagebuch 2. November, Ebenda, S. 201
- <sup>610</sup> Ebenda, S. 202 ff.
- <sup>611</sup> Ebenda, Eintrag vom 20. August 1918, S. 117
- <sup>612</sup> Die Außerordentliche. In: Frankfurter Zeitung, 3. Dezember 1918. Hier zitiert nach: Im kommunistischen Russland, S. 121 ff.
- <sup>613</sup> Tagebuch VI, Eintrag vom 3. November 1918, S. 206/07
- <sup>614</sup> Ebenda, Eintrag vom 5. November 1918, S. 208
- <sup>615</sup> Ebenda, 9. November 1918, S. 223 f.
- <sup>616</sup> Die Rote Armee. Hier zitiert nach: Im kommunistischen Russland, a.a.O., S. 189 f.
- <sup>617</sup> Tagebuch VI, Eintrag vom 10. November 1918, S. 227
- <sup>618</sup> Ebenda, S. 229
- <sup>619</sup> Ebenda, Eintrag vom 13. November 1918, S. 240
- <sup>620</sup> Ebenda, Eintrag vom 12. November 1918, S. 234
- <sup>621</sup> Tagebuch V, Eintrag vom 1. Oktober 1918, S. 173
- <sup>622</sup> Tagebuch VI, Eintrag vom 16. November 1918, S. 246 f.
- <sup>623</sup> Ebenda, S. 248
- <sup>624</sup> Ebenda, Eintrag vom 18. November 1918, S. 232 f.
- <sup>625</sup> Ebenda, Eintrag vom 26. November 1918, S. 255
- <sup>626</sup> Die gefesselte Stadt. Hier zitiert nach: Im kommunistischen Moskau, S. 190 ff.
- <sup>627</sup> Das neue Deutschland. In: Der Kaisergedanke, 24 f.
- <sup>628</sup> Gedanken zum jüdischen Problem. In: Tagebuch, Maschinenschrift. Fassung, I, S. 268 f. (NL Paquet) – In der gedruckten Fassung des Tagebuchs Hinweis auf die Auslassung S. 220 unten (Eintrag vom 8. November 1918)
- <sup>629</sup> Der Bolschewismus und die deutschen Intellektuellen, Leipzig 1920, S. 77
- <sup>630</sup> Im kommunistischen Russland, S. 202
- <sup>631</sup> Richard von Kühlmann, Erinnerungen, Heidelberg 1918, S. 523 f.
- <sup>632</sup> Vgl. Thesen über den sofortigen Abschluss eines annexionistischen Separatfriedens; sowie das Nachwort zu den Thesen. In: Lenin Werke, Bd. 26, S. 442 ff.; 452
- <sup>633</sup> So die letzte, nicht veröffentlichte 22. These über den Abschluss eines Separatfriedens, Ebenda, S. 450
- <sup>634</sup> Theodor Schieder: Die Probleme des Rapallo-Vertrages (1956); hier zitiert nach Hahlweg, Brest-Litowsk, S. 52
- <sup>635</sup> Denkschrift des AA vom 25. Mai 1918. Hier zitiert nach Baumgart, Ostpolitik, S. 74 f.
- <sup>636</sup> Vgl. Nicolas Werth: Ein Staat gegen sein Volk. Gewalt, Unterdrückung und Terror in der Sowjetunion. In: Das Schwarzbuch des Kommunismus. Unterdrückung, Verbrechen und Terror, München-Zürich 1998, insbesondere Kap. 2: Der „bewaffnete Arm“ der Diktatur des Proletariats, S. 67-84
- <sup>637</sup> Das sozialistische Vaterland in Gefahr!. In: LW 27, S. 16
- <sup>638</sup> Eine ernste Lehre und eine ernste Verantwortung. In: LW 27, S. 69
- <sup>639</sup> Die Hauptaufgabe unserer Tage. In: LW 27, S. 147-151
- <sup>640</sup> Über ‚linke‘ Kinderei und über Kleinbürgerlichkeit. In: LW Bd. 27, S. 318
- <sup>641</sup> Ebenda, S. 326 f.
- <sup>642</sup> Ebenda, S. 332
- <sup>643</sup> Ebenda
- <sup>644</sup> Ebenda, S. 333
- <sup>645</sup> Vgl. z.B. Karl Schlögel, Berlin Ostbahnhof Europas, S. 111 ff.
- <sup>646</sup> Von Rosa Luxemburg und ihren Freunden in Krieg und Revolution 1914-1919. Von Mathilde Jacob. In: IWK, Heft 4, 1988, S. 435-515; Zitat S. 486
- <sup>647</sup> Brief von T. Akselrod an Lenin, o.O., 8. Juni 1918. In: RZChIDNI, Fonds 5, op. 1, d. 3080, Bl. 1-4
- <sup>648</sup> Brief von Akselrod an Lenin, Berlin, 15. August 1918. In: Ebenda, Bl. 5-8
- <sup>649</sup> Brief an Bersin, 14. August 1918. In: W.I. Lenin, Neizvestie dokumenty, S. S. 247

- <sup>650</sup> Ebenda, S. 252
- <sup>651</sup> Vgl. George F. Kennan: *The Decision to Intervene. Soviet-American Relations 1917-1920*, Bd. 2, Princeton 1958; sowie Richard H. Ullmann: *Intervention and the War. Anglo-Soviet Relations 1917-1921*, Princeton 1961. Dazu auch Baumgart, *Deutsche Ostpolitik 1918*, S. 52 -60
- <sup>652</sup> Zitiert bei Ullmann, Ebenda, S. 169
- <sup>653</sup> Ebenda, S. 211. Vgl. auch Baumgart, *Deutsche Ostpolitik*, S. 54
- <sup>654</sup> Über die Hungersnot (Brief an die Petrograder Arbeiter), 22. Mai 1918. In: LW 27, S. 385 ff.
- <sup>655</sup> Thesen zur gegenwärtigen Lage, 26. Mai 1918. In: Ebenda, S. 401 ff.
- <sup>656</sup> Referat auf der Sitzung des Gesamtrussischen ZEK, später veröffentlicht als Broschüre unter dem Titel: „Der Kampf ums Brot“. In: LW Bd. 27, S. 426
- <sup>657</sup> Vgl. Nicolas Werth, *Ein Staat gegen sein Volk*, insbesondere Kapitel 4: Der „schmutzige Krieg“, S. 95 -123
- <sup>658</sup> Leo Trotzki: *Mein Leben*, Frankfurt/M. 1974, S. 307 – In der deutschen Version lautet der Satz: „Die Moskauer Periode wurde zum zweiten Mal in der russischen Geschichte eine Periode des Sammelns von Staaten und der Schaffung von Organen ihrer Verwaltung.“ Das offenkundig unpassend übersetzte Zitat spielt deutlich auf den historischen Begriff der „Sammlung der russischen Erde“ an.
- <sup>659</sup> Hier zitiert nach Günter Rosenfeld: *Sowjetrussland und Deutschland 1917-1922*, Berlin 1960, Köln 1984, S. 90 ff.
- <sup>660</sup> Hier zitiert nach Buchholtz, *Leonid Krasin und sein Verhältnis zu Deutschland*, S. 300
- <sup>661</sup> Ebenda, S. 304 ff.
- <sup>662</sup> Ungezeichnete Aufzeichnung von Stresemann, 7. Juli 1918, im Nachlass Stresemanns. In Auszügen dokumentiert in Hans W. Gatzke: *Zu den Deutsch-Russischen Beziehungen im Sommer 1918*. In: *VJfZG*, H 1 / 1955, S. 67-98; Zitat S. 73
- <sup>663</sup> Ebenda, S. 73
- <sup>664</sup> Ebenda
- <sup>665</sup> Ebenda, S. 78
- <sup>666</sup> Brief an Kommerzienrat Stollwerck, Anfang September 1918. Zitiert nach Ebenda, S. 77
- <sup>667</sup> Hier zitiert nach Baumgart, *Deutsche Ostpolitik*, S. 277
- <sup>668</sup> Joffe an Tschitscherin, 18. Juni 1918. In: *RZChiDNI*, Fond 5, op. 1, d. 2133, l. 30
- <sup>669</sup> Vgl. Baumgart, *Deutsche Ostpolitik*, S. 299
- <sup>670</sup> Vgl. Ebenda, S. 309 f.
- <sup>671</sup> Vgl. Max Hoffmann: *Die Aufzeichnungen des Generalmajors Max Hoffmann*, Bde. 1-2, hrsg. von Karl Friedrich Nowak, Berlin 1929
- <sup>672</sup> Rede in der Sitzung der Kommunistischen Fraktion des V. Gesamtrussischen Sowjetkongresses, 3. Juli 1918. In: LW 28, S. 503
- <sup>673</sup> Rede in der Gemeinsamen Sitzung des Gesamtrussischen Zentralexekutivkomitees (usw.), 29. Juli 1918. In: LW 28, S. 9, 13 ff.
- <sup>674</sup> *Genossen Arbeiter! Auf zum letzten, entscheidenden Kampf*. In: Ebenda, S. 40-43, passim
- <sup>675</sup> Brief an einen unbekannt Adressaten (zur Anfrage von Ter-Gabrieljan), 5. Juni 1918. In: *Lenin, Neizvestnye Dokumenty*, S. 239
- <sup>676</sup> Brief an Kurajew, Bosch, Minkin und andere Pensaer Kommunisten, 11. August 1918. In: Ebenda, S. 246 – Beide Briefe auch in Pipes, *The Unknown Lenin*, S. 46, 50
- <sup>677</sup> Brief an die amerikanischen Arbeiter, 20. August 1918. In: LW 28, S. 48-62, passim
- <sup>678</sup> Worowski an Lenin, 13. August 1918. Masch. Abschrift. In: *RZChiDNI*, f. 5, op. 1, d. 2165, l. 26-28
- <sup>679</sup> Lenin an Worowski, 21. August 1918. In: *Lenin, Neizvestnye Dokumenty*, S. 249
- <sup>680</sup> Vgl. Baumgart, *Deutsche Ostpolitik*, S. 289 f.
- <sup>681</sup> Paquet, *Moskauer Tagebuch*, S. 114 f.
- <sup>682</sup> Radek, *Die internationale Lage und die äußere Politik der Räteregierung*. Rede, gehalten am 3. September 1918 in Moskau, Berlin 1919
- <sup>683</sup> Die Gespräche mit Wazetis sind ausführlich dokumentiert und belegt bei Baumgart, *Deutsche Ostpolitik*, S. 315 f.
- <sup>684</sup> Zitiert nach Ebenda, S. 316 f.
- <sup>685</sup> Aufzeichnung Hoffmanns für die Berliner Gespräche mit Hintze u.a.; sowie die Auskunft Hintzes gegenüber Hohenlohe, hier zitiert nach Baumgart, Ebenda, S. 309
- <sup>686</sup> Vgl. Solomon, *Unter den roten Machthabern*, S. 56 f.
- <sup>687</sup> Ebenda, S. 323 f.
- <sup>688</sup> *Tagebuch von Thaer*; hier zitiert nach Alexander Griebel: *Das Jahr 1918 im Lichte neuer Publikationen*. In: *VJfZG*, H. 4, 1958, S. 569

- <sup>689</sup> Schreiben an die Gemeinsame Sitzung des Gesamtrussischen Zentralexekutivkomitees usw., 3. Oktober 1918. In: LW 28, S. 90 ff.
- <sup>690</sup> Vgl. auch das von Paquet zitierte (und vielleicht mitverfasste), von Hauschild gezeichnete Telegramm an das AA vom 4. Oktober 1918. PA-AA, Deutschland Nr. 131, Bd. 51, Bl. 44/45
- <sup>691</sup> Telegramm Hauschilds an AA vom 2./3. Oktober 1918. Ebenda, Bl. 37/38. Hier Zitiert nach Paquet, Moskauer Tagebuch, S. 171, Fn. 701
- <sup>692</sup> Hauschild an AA, 3. Oktober. Ebenda, Bl. 31. Hier Zitiert nach Paquet, Moskauer Tagebuch, S. 175, Fn. 720. – Bericht Goldbergs an Erzberger vom 21.10.1918; von Erzberger an Nadolny übergeben am 2.11.1918. In: PA-AA, Deutschland Nr. 131, Bd. 53, Bl. 75-78, passim
- <sup>693</sup> Paquet, Moskauer Tagebuch, S. 171 f.
- <sup>694</sup> Ebenda, S. 198
- <sup>695</sup> Ernst Bloch (Pseud. Dr. Fritz May, Nürnberg): Was schadet und was nützt Deutschland ein feindlicher Sieg?. In: Ders.: Kampf, nicht Krieg. Politische Schriften 1917-1919, hrsg. von Martin Korol, Frankfurt/M. 1985, S. 86 f. – Eine erste Zusammenstellung der pseudonymen Artikel Blochs aus den Jahren 1917-1919 zum Thema „Preußen und der Bolschewismus“ erstmals bei Wilhelm Alff: Deutsche Opposition im Exil während des Ersten Weltkriegs. In: Sabotage des Schicksals. Für Ulrich Sonnemann, hrsg. von Gottfried Heinemann und Wolf-Dietrich Schmied-Kowarzik, Tübingen 1982, S. 79-97
- <sup>696</sup> Ders. (Pseud. Jakob Bengler): Die letzten Tage der Bolschewiki. In: Ebenda, S. 318 f.
- <sup>697</sup> Dr. Ernst Bloch: Die falschen Geleise Zimmerwalds. In: Ebenda, S. 390
- <sup>698</sup> Hier zitiert nach Ossip K. Flechtheim, Einleitung zu Rosa Luxemburg: Die russische Revolution, Frankfurt/M. 1963, S. 9
- <sup>699</sup> Mathilde Jacob: Von Rosa Luxemburg und ihren Freunden, S. 477
- <sup>700</sup> Ebenda, S. 478 ff.
- <sup>701</sup> Brief an Julian Marchlewski, Ende Juli oder August 1918. In: Feliks Tych, Drei unbekannte Briefe Rosa Luxemburgs über die Oktoberrevolution. In: IWK, H. 3, 1991, S. 357-366, hier S. 360
- <sup>702</sup> Brief an Stefan Bratman-Brodowski, 3. September 1918. In: Ebenda, S. 361
- <sup>703</sup> Brief an Marchlewski, 30. September 1918. In: Ebenda, S. 364 f.
- <sup>704</sup> Luxemburg, Die russische Revolution, S. 65
- <sup>705</sup> Ebenda, S. 69-75, passim
- <sup>706</sup> Ebenda, S. 79 f.
- <sup>707</sup> Luxemburgs Rede zum Programm auf dem Gründungsparteitag der KPD findet sich u.a. in Susanne Hillmann, Schriften zur Theorie der Spontaneität, Reinbek 1970, S. 201-210, passim
- <sup>708</sup> Helmut Fleischer: Zwischen Marx und Lenin. Rosa Luxemburg und die russische Revolution. In: Koenen/Kopelew, Deutschland und die russische Revolution, S. 162
- <sup>709</sup> Mathilde Jacob: Von Rosa Luxemburg und ihren Freunden, S. 493
- <sup>710</sup> Vgl. Abraham Ascher: Russian Marxism and the German Revolution, 1917-1920. In: Archiv für Sozialgeschichte, Bd. VI/VII, 1966, S. 416 ff.
- <sup>711</sup> Rosa Luxemburg: Was will der Spartakusbund? In: Dies., Gesammelte Werke Bd. 4, S. 443 ff.
- <sup>712</sup> Dies., Die russische Revolution, S. 80
- <sup>713</sup> Ebenda, S. 121
- <sup>714</sup> Rede über die internationale Lage, 8. November 1918. In: LW 28, S. 145
- <sup>715</sup> Vgl. die Zusammenstellung von Dokumenten über die Verhandlungen zu den Zusatzverträgen bei Gatzke, Zu den deutsch-russischen Beziehungen (Anm. 32), insbesondere die Niederschrift Stresemanns über die Gespräche mit Joffe und Krassin am 7. Juli (Dokument 2), S. 79 ff.
- <sup>716</sup> So in einer ihrer letzten Besprechungen am 18. November. Vgl. Paquet, Moskauer Tagebuch, S. 251 f.
- <sup>717</sup> Vgl. Radek: November – Ein kleine Seite aus meinen Erinnerungen. Erstmals vollständig publiziert im Anhang von Otto-Ernst Schüddekopf: Karl Radek in Berlin. Ein Kapitel deutsch-russischer Beziehungen im Jahre 1919, S. 123
- <sup>718</sup> Lenin, Wertvolle Eingeständnisse Pitrim Sorokins, „Prawda“, 21. November 1918. In: LW 28, S. 185
- <sup>719</sup> Lenin, Die proletarische Revolution und der Renegat Kautsky. In: LW 28, S. 293
- <sup>720</sup> Vgl. Geyer, Sowjetrussland und die deutsche Arbeiterbewegung 1918-1932. In: VJHfZG, H. 1, 1976, S. 9
- <sup>721</sup> „Prawda“ vom 22. Oktober 1918. Hier Zitiert nach Ascher, Russian Marxism and the German Revolution, S. 403 – Fast wörtlich noch einmal so in der „Prawda“ vom 4.12.1918
- <sup>722</sup> Paul Levi: Zur Klarstellung. In: Unser Weg, H. 1/2, 1921, S. 45 f.
- <sup>723</sup> Karl Radek: Die Entwicklung des Sozialismus von der Wissenschaft zur Tat, Berlin 1919, S. 18
- <sup>724</sup> Ebenda, S. 16, 18, 21
- <sup>725</sup> Karl Radek November, S. 119-166; Zitate S. 133
- <sup>726</sup> Helmut Trotnow: Karl Liebknecht – Eine politische Biographie, Köln 1980, S. 300 ff.

- <sup>727</sup> Wladimir Korolenko: Die Geschichte meines Zeitgenossen. Aus dem Russischen übersetzt und eingeleitet von Rosa Luxemburg, Berlin 1919. Hier zitiert nach der Ausgabe Frankfurt/M.: 1970, S. 10 ff.
- <sup>728</sup> Helmut Trotnow: Karl Liebknecht und die russische Revolution. Ein unveröffentlichter Diskussionsbeitrag Karl Liebknechts zu Karl Radeks Rede auf dem Gründungsparteitag der KPD 1918/19. In: Archiv für Sozialgeschichte, XIII, 1973, S. 379-397; hier S. 395
- <sup>729</sup> Karl Liebknecht: Gesammelte Reden und Schriften, Bd. 9, S. 544 f.
- <sup>730</sup> Zuchthausnotizen, hier Zitiert nach Trotnow, Liebknecht, S. 275
- <sup>731</sup> Diskussionsbeitrag auf dem Gründungsparteitag, S. 395
- <sup>732</sup> Vgl. Marie-Luise Goldbach: Karl Radek in Deutschland, Bonn-Bad Godesberg 1973, S. 25 ff.
- <sup>733</sup> Karl Radek, Der Zusammenbruch des deutschen Imperialismus und die Aufgaben der internationalen Arbeiterklasse, Moskau 1918. Hier zitiert nach Ascher, Russian Marxism and the German Revolution, S. 401 ff.
- <sup>734</sup> So laut einer Notiz in den Akten der deutschen Reichskanzler. Hier zitiert nach Ebenda, S. 401
- <sup>735</sup> Karl Radek, November, S. 125
- <sup>736</sup> Die Rede wurde unter dem Titel „Die russische und die deutsche Revolution und die Weltlage“ 1919 als Broschüre veröffentlicht. Wiederabgedruckt in Hermann Weber (Hrsg.): Der Gründungsparteitag der KPD. Protokoll und Materialien, Frankfurt/M. – Wien 1969
- <sup>737</sup> Text des Antwortbeitrages in Trotnow, Liebknecht und die russische Revolution, S. 397
- <sup>738</sup> Radek, November, S. 136
- <sup>739</sup> Herman Kranold: Zur Kenntnis Russlands. In: Die neue Rundschau 18 (1917), H. 6, S. 1542
- <sup>740</sup> Thomas Mann: Betrachtungen eines Unpolitischen. In: Gesammelte Werke, Bd. XII, S. 441
- <sup>741</sup> Ebenda, S. 49
- <sup>742</sup> Ebenda, S. 587
- <sup>743</sup> Ebenda, S. 437
- <sup>744</sup> Ebenda, S. 34
- <sup>745</sup> So die Tägliche Rundschau 1916 in einer Rezension des Nötzel-Bandes: Das heutige Russland (vgl. unten, Anm. 10)
- <sup>746</sup> Der Text findet sich im Anhang zu Karl Nötzel: Die slawische Volksseele, Jena 1915
- <sup>747</sup> Hier zitiert aus einer Verlagsanzeige des Eugen Diederichs Verlages, 1917
- <sup>748</sup> Karl Nötzel: Das heutige Russland. Eine Einführung an der Hand von Tolstois Leben und Werken, München 1916 – Ders.: Die Grundlagen des geistigen Russlands. Versuch einer Psychologie des russischen Geisteslebens, Jena 1917 – Ders.: Tolstois Meisterjahre. Einführung in das heutige Russland. Zweiter Teil, München-Leipzig 1918
- <sup>749</sup> Ders., Tolstois Meisterjahre, S. V
- <sup>750</sup> Ders., Die soziale Bewegung in Russland. Ein Einführungsversuch auf Grund der russischen Gesellschaftslehre, Stuttgart-Berlin-Leipzig 1923, S. 11 f., 20 ff.
- <sup>751</sup> Russlands politische Seele. Russische Bekenntnisse, hg. von Elias Hurwicz, Berlin 1918, S. 10 ff.
- <sup>752</sup> Luther, als Sohn einer deutschbaltischen Familie in Orjol geboren, lebte bis zum Kriegsausbruch als Dozent an der Frauenhochschule bzw. Universität in Moskau, wo er 1908 auch einen „Moskauer Deutschen Verein“ gegründet hatte. Vgl. Ingeborg Fleischhauer: Die Deutschen im Zarenreich, Stuttgart 1986, S. 384
- <sup>753</sup> Arthur Luther: Die geistige und politische Vorstellungswelt der Bolschewiki im Zusammenhange der Strömungen in der russischen Gesellschaft und Literatur. Vortrag auf der Hauptversammlung der Deutschen Gesellschaft zum Studium Osteuropas, Berlin-Leipzig 1918, S. 4 ff.
- <sup>754</sup> Ebenda, S. 6 ff.
- <sup>755</sup> Ebenda, S. 9 f.
- <sup>756</sup> Ebenda, S. 17 ff.
- <sup>757</sup> Hans Vorst, Das bolschewistische Russland, Leipzig 1919
- <sup>758</sup> Ebenda, S. 36
- <sup>759</sup> Ebenda, S. 45
- <sup>760</sup> Ebenda, S. 63/64
- <sup>761</sup> Ebenda, S. 201
- <sup>762</sup> Ebenda, S. 200
- <sup>763</sup> Ebenda, S. 252 f.
- <sup>764</sup> Ebenda, S. 260 f.
- <sup>765</sup> Ebenda, S. 262 f.
- <sup>766</sup> Alexander Mosler: In den Sturmtagen der russischen Revolution. Meine Befreiung aus russischen Kerkern, Berlin-Wien 1918

- <sup>767</sup> Oskar Grosberg: Russische Schattenbilder aus Krieg und Revolution, Leipzig 1918
- <sup>768</sup> Ebenda, S. 93
- <sup>769</sup> Deutsche Rückwanderer über Russland und den Bolschewismus. Neue Stimmen deutscher Heimgekehrter aus russischer Gefangenschaft über das augenblickliche Russland und seine Zukunft -- eine Warnung auch für uns!, Berlin 1918
- <sup>770</sup> Ebenda, S. 3
- <sup>771</sup> Vgl. etwa den als Broschüre gedruckten, vor der Generalversammlung des Vereins deutscher Metallhändler gehaltenen Vortrag von Hugo Mandowsky: Großrussland seit 1917, Breslau 1918; oder die als Broschüre verbreitete Expertise des „alten russischen Industriellen“ Walter Lessing: Der Bolschewismus in Russland und seine Wirtschaftspolitik, Berlin 1919 (Auszüge im „Bolschewismus“-Heft der Süddeutschen Monatshefte, 16, H. 4, Januar 1919)
- <sup>772</sup> Bernhard Ehrhardt: Der Bolschewismus als Totengräber. Erlebnisse und Beobachtungen eines Kaufmannes in Russland, Berlin 1919
- <sup>773</sup> Annemarie Kruse-von Jakimow: Der Gutshof Jakimow. Erlebnisse einer deutschen Frau in Sowjet-Russland. Mit einem Geleitwort von Gabriele Reuter, einem Selbstportrait der Verfasserin und Federzeichnungen von Igor von Jakimow, Berlin 1919
- <sup>774</sup> Ebenda, S. 55
- <sup>775</sup> Ebenda, S. 111
- <sup>776</sup> Ebenda
- <sup>777</sup> Ebenda, S. 117/118
- <sup>778</sup> Ebenda, S. 125
- <sup>779</sup> Ebenda, S. 145/46
- <sup>780</sup> Ebenda, S. 239
- <sup>781</sup> Ebenda, S. 254
- <sup>782</sup> Erich Koehrer: Unter der Herrschaft des Bolschewismus. Berichte, Erlebnisse, Bilder aus den Tagen der Räteregierung im Baltikum, Berlin 1919
- <sup>783</sup> Ders.: Das wahre Gesicht des Bolschewismus! Tatsachen, Berichte, Bilder aus den baltischen Provinzen November 1918 -- Februar 1919, Berlin 1919
- <sup>784</sup> Ders., Unter der Herrschaft des Bolschewismus, S. 4
- <sup>785</sup> Ebenda
- <sup>786</sup> Ders., Das wahre Gesicht des Bolschewismus, S. 6
- <sup>787</sup> Ebenda, S. 8
- <sup>788</sup> Ebenda, S. 1
- <sup>789</sup> Franz Cleinow: Bürger, Arbeiter, Rettet Europa! Erlebnisse im sterbenden Russland, Verlag „Die Einheitsfront“, Berlin 1920 – Auf dem Titelblatt der eingesehenen Ausgabe von 1920 wurde eine angebliche Gesamtauflage von 80-100 Tsd. annonciert.
- <sup>790</sup> Ebenda, S. 5
- <sup>791</sup> Ebenda, S. 13
- <sup>792</sup> Ebenda, S. 14
- <sup>793</sup> Ebenda, S. 32/33
- <sup>794</sup> Ebenda, S. 33
- <sup>795</sup> Ebenda, S. 36
- <sup>796</sup> Ebenda, S. 37
- <sup>797</sup> Ebenda, S. 38
- <sup>798</sup> F.v.B., Nikolaus II. und das Ende der Romanows. Die Geschichte der großen russischen Revolution, Leipzig 1917
- <sup>799</sup> Adrian Polly, Der Umsturz des Russischen Kaiserreiches (1917). Nach eigenem Erleben, Berlin 1919 - - Adolf Sommerfeld, Nikolaus II., Berlin 1919
- <sup>800</sup> Sommerfeld, Ebenda, S. 230/31
- <sup>801</sup> Axel Frhrn. von Freytagh-Loringhoven, Geschichte der russischen Revolution, Erster Teil, München 1919
- <sup>802</sup> Ders.: Was lehrt uns die russische Revolution (Vortrag vom 7. Dezember 1918); Geschichte und Wesen des Bolschewismus (Vortrag vom 10. Dezember 1918), hg. von Deutschnationale Volkspartei, Provinzialverband Schlesien, Breslau, 1918
- <sup>803</sup> Ebenda, S. 206 f.
- <sup>804</sup> Harald von Hoerschelmann, Person und Gemeinschaft. Die Grundprobleme des Bolschewismus, Jena 1919

- 
- <sup>805</sup> Ebenda, S. 1 ff.
- <sup>806</sup> Ebenda, S. 24 ff.
- <sup>807</sup> Werner Sombart, Sozialismus und soziale Bewegung. Siebente, durchgesehene und vermehrte Auflage, Jena 1919
- <sup>808</sup> Ebenda, S. 146 ff.
- <sup>809</sup> Ebenda, S. 189
- <sup>810</sup> Ebenda, S. 191
- <sup>811</sup> Ebenda, S. 192
- <sup>812</sup> Der Bolschewismus und die deutschen Intellektuellen. Äußerungen auf eine Umfrage des Bundes deutscher Gelehrter und Künstler. Auf Veranlassung von Heinrich von Gleichen zusammengestellt von Annelise Schmidt, Leipzig 1920
- <sup>813</sup> Vgl. Klemens von Klemperer, Konservative Bewegungen zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus, München o.J., S. 59 f.
- <sup>814</sup> Ebenda, 113 ff.
- <sup>815</sup> Von Gleichen, Umfrage, S. 3 f.
- <sup>816</sup> Ebenda, 2
- <sup>817</sup> Ebenda, 20
- <sup>818</sup> Ebenda, 19
- <sup>819</sup> Ebenda, 22
- <sup>820</sup> Ebenda, 59
- <sup>821</sup> Ebenda, 48, 58
- <sup>822</sup> Ebenda, 70
- <sup>823</sup> Ebenda, 65 f.
- <sup>824</sup> Ebenda, 53
- <sup>825</sup> Alfons Goldschmidt, Moskau 1920. Tagebuchblätter, Berlin 1920
- <sup>826</sup> Von Gleichen, Umfrage, S. 53
- <sup>827</sup> Ebenda, 27 f.
- <sup>828</sup> Ebenda, S. 33
- <sup>829</sup> Ebenda, S. 70
- <sup>830</sup> Ebenda, S. 75
- <sup>831</sup> Ebenda, S. 76
- <sup>832</sup> Ebenda, S. 77
- <sup>833</sup> Tagebücher VI, Eintrag vom 16. November 1918 (Masch. Abschrift im NL Paquet), S. 562 f.
- <sup>834</sup> Ebenda, Eintrag vom 27.11.1918, S. 598 – Mit diesem Datum endet das gedruckte und beginnt das ungedruckte Tagebuch. Im Nachlass Paquet liegen jedoch noch annähernd 40 Seiten einer maschinellen Abschrift vor (S. 589 – 625), das die Zeit vom 27.11.1918 bis 22.2.1919 abdeckt.
- <sup>835</sup> Ebenda, Eintrag vom 26. Dezember 1918, S. 592
- <sup>836</sup> Ebenda, Eintrag vom 30. Dezember 1918, S. 593
- <sup>837</sup> Ebenda, Eintrag vom 23. Januar 1919, S. 597
- <sup>838</sup> Ebenda, Eintrag vom 29. Januar 1919, S. 599
- <sup>839</sup> Ebenda, Eintrag vom 8. Februar bis 21. Februar 1919, S. 601 ff.
- <sup>840</sup> Ebenda, S. 601
- <sup>841</sup> Ebenda, S. 602
- <sup>842</sup> Ebenda, s. 601
- <sup>843</sup> Ebenda, S. 603
- <sup>844</sup> Ebenda, S. 604
- <sup>845</sup> Ebenda, Eintrag vom 17. Februar 1918, S. 611
- <sup>846</sup> Ebenda, Eintrag vom 22. Februar 1919, S. 624 ff.
- <sup>847</sup> Ebenda, „Psychologisches über Radek“. Eintrag zwischen dem 26. November und 26. Dezember 1918, S. 590 f.
- <sup>848</sup> Ebenda, Eintrag unter (oder nach) dem 1. Januar 1919, S. 596 f.
- <sup>849</sup> Ebenda, Eintrag unter (oder nach) dem 29. Januar 1919, S. 599 f.
- <sup>850</sup> Ebenda, Eintrag vom 19. Februar 1919, S. 617 f.
- <sup>851</sup> Fritz Max Cahén, Der Weg nach Versailles, S. 288 f.
- <sup>852</sup> Hier zitiert nach E. O. Schüddekopf, Karl Radek in Berlin. Ein Kapitel deutsch-russischer Beziehungen im Jahre 1919. In: Archiv für Sozialgeschichte, Bd. II (1962), S. 107

- 
- <sup>853</sup> Der Geist der russischen Revolution, 2. Aufl., München 1920
- <sup>854</sup> Vorwort vom April 1919, Ebenda, S. VI/VII
- <sup>855</sup> Ebenda, S. V
- <sup>856</sup> Ebenda, S. VIII ff.
- <sup>857</sup> Ebenda, S. XII/XIII
- <sup>858</sup> Geist der russischen Revolution, S. 1
- <sup>859</sup> Ebenda, S. 7 ff.
- <sup>860</sup> Ebenda, S. 15 ff.
- <sup>861</sup> Ebenda, S. 19 ff.
- <sup>862</sup> Ebenda, S. 23
- <sup>863</sup> Ebenda, S. 24/25
- <sup>864</sup> Ebenda, S. 25/26
- <sup>865</sup> Ebenda, S. 28/29
- <sup>866</sup> Ebenda, S. 60 f.
- <sup>867</sup> Ebenda, S. 63 ff.
- <sup>868</sup> Ebenda, S. 108
- <sup>869</sup> Vorwort zur zweiten Auflage (1920), Ebenda, S. XX
- <sup>870</sup> Ebenda, S. XVI
- <sup>871</sup> Ebenda, S. XVI
- <sup>872</sup> Rhein und Donau. In: Rom oder Moskau. Sieben Aufsätze, München 1923, S. 24
- <sup>873</sup> Ebenda, S. 26
- <sup>874</sup> Das Messerstichzeitalter. In: Ebenda, S. 135
- <sup>875</sup> Deutsche und Slawen. In: Ebenda, S. 54
- <sup>876</sup> Ebenda, S. 71, 80, 87 ff., 92
- <sup>877</sup> Vgl. Gerd Koenen: Bilder mythischer Meister. Zur Aufnahme der russischen Literatur in Deutschland nach Weltkrieg und Revolution. In: Koenen / Kopelew, Deutschland und die russische Revolution, S. 763-789
- <sup>878</sup> Hermann Hesse, Die Gebrüder Karamasoff oder Der Untergang Europas. Einfälle bei der Lektüre Dostojewskis. In: Ders., Blick ins Chaos. Drei Aufsätze, Bern 1920
- <sup>879</sup> Dmitri Mereschkowski: Bemerkungen über Dostojewski. Einleitung zu „Die Brüder Karamasoff“, München 1919, S. XII
- <sup>880</sup> R. C. Williams: Culture in Exile. Russians in Germany (1881-1941), N.Y. 1972, S. 315 (Eigene Übers. aus dem Englischen)
- <sup>881</sup> Das Messerstichzeitalter. In: Rom oder Moskau, S. 132
- <sup>882</sup> Ebenda, S. 129
- <sup>883</sup> Ebenda, S. 134
- <sup>884</sup> Deutsche und Slawen. In: Ebenda, S. 59
- <sup>885</sup> Ebenda, S. 52
- <sup>886</sup> Russland heute. (Eine Besprechung neuester Literatur „gegen das Weißwaschen oder Schwarzmalen“ von Sowjet-Russland; u.a. des Buches von Karl Nötzel: „Der russische und der deutsche Geist“). In: Das Tagebuch, H. 31 / 1920, S. 1007
- <sup>887</sup> Mahnrufe deutscher Intellektueller. 30 Antworten zur Frage des Kommunismus, Berlin 1924, S. 30
- <sup>888</sup> Ein Vorwort. In: Sturmflut. Schauspiel in 4 Akten, Berlin 1926, S. 7/8
- <sup>889</sup> Ebenda, S. 9
- <sup>890</sup> Wieder abgedruckt in: Aktionen, Bekenntnisse, Perspektiven. Berichte und Dokumente vom Kampf um die Freiheit des literarischen Schaffens in der Weimarer Republik. Hrsg. von der Deutschen Akademie der Künste zu Berlin, Berlin und Weimar 1966, S. 304/05
- <sup>891</sup> Lusikas Stimme. Wieder abgedruckt in: Alfons Paquet, Gesammelte Werke, Zweiter Band: Romane und Erzählungen, Stuttgart 1970, S. 381-413
- <sup>892</sup> Alfons Paquet: Von November bis November. Roman (Maschinenschriftl. Abschrift, NL Paquet), S. 440 ff.
- <sup>893</sup> Ebenda, S. 442
- <sup>894</sup> Kurzes prosaisches Nachwort zu: William Penn. Gründer von Pennsylvanien. Ein Schauspiel, Berlin 1927 – Hier zitiert nach Bibliographie Alfons Paquet, Frankfurt/M. 1958, S. 87 f.
- <sup>895</sup> Vgl., S. 9 f.
- <sup>896</sup> Vgl. Ebenda, S. 28 ff.
- <sup>897</sup> Ebenda, S. 20 f.

- <sup>898</sup> Insgesamt erschienen drei Memoiren-Bände Stadtlers. Der erste Band hieß „Jugendschicksale 1886-1914“, der zweite „Als politischer Soldat 1914-1918“, der dritte „Als Antibolschewist 1918/19“. Alle drei sind im Neuer Zeitverlag, Düsseldorf 1935 erschienen.
- <sup>899</sup> Ebenda, S. 58
- <sup>900</sup> Ebenda, S. 66/67
- <sup>901</sup> Ebenda, S. 69/70
- <sup>902</sup> Ebenda
- <sup>903</sup> Ebenda, S. 89/90 – Leider ist auch Stadtlers russisches Tagebuch nur aus seinen Eigenzitate in den Memoiren bekannt.
- <sup>904</sup> Ebenda, S. 90
- <sup>905</sup> Ebenda, S. 108 f.
- <sup>906</sup> Vgl. Ebenda, S. 110 ff.
- <sup>907</sup> Eduard Stadtler: Die Ursachen der russischen Märzrevolution (= Revolutionäre Streitfragen, Heft 5, hrsg. vom Generalsekretariat zum Studium und zur Bekämpfung des Bolschewismus), Berlin 1919
- <sup>908</sup> Ebenda, S. 3
- <sup>909</sup> Ebenda, S. 4 f.
- <sup>910</sup> Ebenda, S. 7 ff.
- <sup>911</sup> Ebenda, S. 10 f.
- <sup>912</sup> Ebenda
- <sup>913</sup> Ebenda, S. 14 f.
- <sup>914</sup> Die Schlusspassagen zitiert nach der – wohl ursprünglicheren – Fassung in E. Stadtler: Die Weltkriegsrevolution. Vorträge, Leipzig 1920, S. 29
- <sup>915</sup> Ebenda
- <sup>916</sup> Stadtler, Als politischer Soldat, S. 118
- <sup>917</sup> Ebenda, S. 123/24
- <sup>918</sup> Vgl. dazu Winfried Baumgart, Deutsche Ostpolitik 1918. Von Brest-Litowsk bis zum Ende des Ersten Weltkrieges, S. 248 ff.
- <sup>919</sup> Stadtler, Als politischer Soldat, S. 125
- <sup>920</sup> Ebenda, S. 127
- <sup>921</sup> Ebenda, S. 126
- <sup>922</sup> Ebenda, S. 129
- <sup>923</sup> Ebenda, S. 142
- <sup>924</sup> Ebenda, S. 154
- <sup>925</sup> Ebenda, S. 155
- <sup>926</sup> Ebenda, S. 156
- <sup>927</sup> Alfons Paquet, Tagebucheintrag vom 23. Oktober, in: Winfried Baumgart (Hrsg.), Von Brest-Litovsk zur deutschen Novemberrevolution. Aus den Tagebüchern, Briefen und Aufzeichnungen von Alfons Paquet (u.a.), Göttingen 1971, S. 193
- <sup>928</sup> Vgl. Paquet, Tagebuch V, Masch. Abschrift, S. 442 f.
- <sup>929</sup> Stadtler, Als politischer Soldat, S. 160 f.
- <sup>930</sup> Stadtlers Memoiren zufolge soll auf den Plakaten der Titel „Der Bolschewismus als Gefahr“ gestanden haben. Unter dem hier zitierten Titel wurde die Rede Anfang 1919 als erste einer langen Reihe von Stadtler-Broschüren herausgegeben.
- <sup>931</sup> Eduard Stadtler, Der Bolschewismus und seine Überwindung, hrsg. vom Generalsekretariat zum Studium und zur Bekämpfung des Bolschewismus, Berlin 1919, S. 5 ff.
- <sup>932</sup> Ebenda, S. 7
- <sup>933</sup> Ebenda, S. 8
- <sup>934</sup> Ebenda, S. 8/9
- <sup>935</sup> Ebenda, S. 10/11
- <sup>936</sup> Ebenda, S. 11/13
- <sup>937</sup> Ebenda, S. 14
- <sup>938</sup> Ebenda, S. 15
- <sup>939</sup> Ebenda, S. 15
- <sup>940</sup> Ebenda, S. 18
- <sup>941</sup> Eduard Stadtler, Als Antibolschewist 1918/19, Düsseldorf 1935, S. 7
- <sup>942</sup> Stadtler, Als politischer Soldat, S. 177
- <sup>943</sup> Stadtler, Als Antibolschewist, S. 12

- <sup>944</sup> Ebenda, S. 13
- <sup>945</sup> Paul Schiemann: Massenelend. Russische Erfahrungen und deutsche Besorgnisse (= Revolutionäre Streitfragen, Heft 2), Berlin 1918/19, S. 1
- <sup>946</sup> Ebenda, S. 3
- <sup>947</sup> Ebenda, S. 20/21
- <sup>948</sup> Ebenda, S. 28
- <sup>949</sup> Ebenda, S. 22
- <sup>950</sup> Ebenda, S. 27
- <sup>951</sup> Stadtler, Als Antibolschewist, S. 30/31
- <sup>952</sup> Ebenda, S. 31 f.
- <sup>953</sup> Ebenda, S. 37
- <sup>954</sup> Eduard Stadtler: Der kommende Krieg. Bolschewistische Weltrevolutionspläne (= Revolutionäre Streitfragen, Heft 6), Berlin 1919, S. 11
- <sup>955</sup> Ebenda, S. 12
- <sup>956</sup> Ebenda, S. 12/13
- <sup>957</sup> Ebenda, S. 14
- <sup>958</sup> Ebenda, S. 15
- <sup>959</sup> Stadtler, Als Antibolschewist, S. 44
- <sup>960</sup> Ebenda, S. 45
- <sup>961</sup> Ebenda
- <sup>962</sup> Ebenda, S. 47 f.
- <sup>963</sup> Ebenda, S. 56
- <sup>964</sup> Ebenda, S. 50
- <sup>965</sup> Ebenda, S. 51 f.
- <sup>966</sup> Eduard Stadtler: Ist Spartacus besiegt? Der Bolschewismus als weltpolitisches Problem (= Revolutionäre Streitfragen, Heft 9), Berlin 1919, S. 1 ff.
- <sup>967</sup> Ebenda, S. 4
- <sup>968</sup> Ebenda, S. 7 f.
- <sup>969</sup> Ebenda, S. 8
- <sup>970</sup> Ebenda, S. 15
- <sup>971</sup> Ebenda, S. 16
- <sup>972</sup> Vgl. Ebenda, S. 17 ff.
- <sup>973</sup> Die bisher anscheinend von keinem Forscher genutzten Bände der „Antibolschewistischen Correspondenz“ bekam ich in der Preußischen Staatsbibliothek Berlin unter der Signatur 4' Fc 8740-5/209
- <sup>974</sup> „Verständigung“. Ungezeichnetes Editorial der ABC vom 11. Februar 1919
- <sup>975</sup> „Ganze Arbeit“. Ungezeichnetes Editorial der ABC vom 15. Februar 1919
- <sup>976</sup> „Hie Spartakist – hie Antibolschewist!“. Editorial von L. Rößling, ABC vom 20. Februar 1919
- <sup>977</sup> „Er starb für Freiheit und Vaterland“. Editorial von L. Rößling, ABC vom 24. Februar 1919
- <sup>978</sup> Stadtler, Als Antibolschewist, S. 76 f.
- <sup>979</sup> Brief von Stadtler an Dr. Pfeiffer, Generalsekretariat der Deutschen Zentrumspartei, 11. März 1919. In: ZChIDK, Fonds 1521, op. 2, d. 839, Bl. 55. Der Akt mit der Aufschrift „Bolschewismus“ enthält nur eine recht zufällige Sammlung von Briefen, Dokumenten, Broschüren, Zeitungsausschnitten usw. Offensichtlich handelt es sich um eine spätere Zusammenstellung sowjetischer Sicherheitsbehörden aus den „Beuteakten“. Das Inhaltsblatt trägt als Bearbeitungsvermerk: 22.11.52 / 5.2.53, Operationsabteilung A, MGB SSSR, Ščegolev.
- <sup>980</sup> Ebenda, S. 116
- <sup>981</sup> So in einem Artikel in der DAZ vom 24.1.1919. Hier zitiert nach Rüdiger Stutz: Die politische Entwicklung Eduard Stadtlers von 1918 bis 1933. Ein Beitrag zur Geschichte des Rechtsextremismus in der Weimarer Republik (Diss.), Jena 1985, S. 26
- <sup>982</sup> Zitiert nach Ebenda
- <sup>983</sup> Stadtler, Die Revolution und das alte Parteiwesen (= Revolutions-Streitfragen – Neue Folge, H. 6), Berlin 1919, S. 6/7
- <sup>984</sup> Ebenda, S. 14/15
- <sup>985</sup> Ebenda, S. 17
- <sup>986</sup> Stadtler, Als Antibolschewist, S. 70 f.
- <sup>987</sup> Ebenda, S. 123

- <sup>988</sup> Heinz Fenner: Die Despoten der Sowjetrepublik. Ein Wort der Aufklärung über Bolschewistische Diplomaten und Staatsmänner (= Revolutionäre Streitfragen, Heft 10), Berlin 1919, S. 11
- <sup>989</sup> Ebenda, S. 3
- <sup>990</sup> Heinz Fenner, Maxim Gorkis politische Gesinnung und seine Stellungnahme zu der Sowjetregierung, (= Revolutionäre Streitfragen, Heft 11), Berlin 1919, S. 1
- <sup>991</sup> Ebenda, S. 3
- <sup>992</sup> Ebenda, S. 7
- <sup>993</sup> Ebenda, S. 9 f.
- <sup>994</sup> Ebenda, S. 10/11
- <sup>995</sup> Ebenda, S. 12
- <sup>996</sup> Ebenda, S. 13
- <sup>997</sup> Ebenda, S. 15/16
- <sup>998</sup> „Warnung!“. Editorial von E. Stadtler, in: A.B.C., 28. März 1919
- <sup>999</sup> Vgl. Paul Eltzbacher: Der Bolschewismus und die deutsche Zukunft, Jena 1919
- <sup>1000</sup> Heinz Fenner: Deutschland und Russland. Eine Antwort an Professor Dr. P. Eltzbacher (= Revolutions-Streitfragen, Neue Folge, Heft 7), Verlag der Kulturliga, Berlin 1919, S. 51
- <sup>1001</sup> Ebenda, S. 55 f.
- <sup>1002</sup> Ebenda, S. 58 f.
- <sup>1003</sup> „Ostpolitik“. Editorial von E. Jenny, A.B.C. vom 28. Mai 1919
- <sup>1004</sup> Walter Oehme: Mein Ziel ist die Weltrevolution (= Beiträge zu den Problemen der Zeit, Heft 1), Verlag der Kulturliga, Berlin 1919
- <sup>1005</sup> Peter Elb: Lenins Umkehr (= Beiträge zu den Problemen der Zeit, Heft 7), Berlin 1919
- <sup>1006</sup> Siegfried Doerschlag: Reicht dem Russen die Hand! Ein Buch zum deutschen Aufbau, Berlin 1919
- <sup>1007</sup> Ebenda, S. 4
- <sup>1008</sup> Vgl. z.B. Max Cohen-Reuß: Der Aufbau Deutschlands und der Rätegedanke (= Revolutionäre Streitfragen, Neue Folge, Heft 2); sowie Max Lohan: Kann der Sozialismus uns retten?(= Heft 8), Berlin 1919
- <sup>1009</sup> Vgl. z.B. Richard Henkel: 2 1/2 Monate Bolschewistenherrschaft in Mitau (Kurland) (= Beiträge zu den Problemen der Zeit, Heft 2); Paul Heede: Im bolschewistischen Tollhaus (= Heft 3); Michael Smilg-Benario: 3 Wochen Münchener Räterepublik (= Heft 9); E. Szatmari: Im roten Budapest (= Heft 10), Berlin 1919
- <sup>1010</sup> Joh. Misslack: Theorie und Praxis des Bolschewismus und die Räteverfassung (= Heft 4); A. Felger: Der Kommunismus ein Märchen (= Heft 5); Caesar Schilling: Ist der kommunistische Aufbau zu verwirklichen? (=Heft 6); B. Schidlof: Zukunftsstaaten der Vergangenheit (= Heft 8), Berlin 1919
- <sup>1011</sup> Führer durch die bolschewistische und antibolschewistische Literatur, hrsg. vom Archiv des Generalsekretariats zum Studium des Bolschewismus (= Sammlung von Quellen zum Studium des Bolschewismus, Heft 1), Berlin 1919
- <sup>1012</sup> Die Agrargesetzgebung der Sowjetrepublik (= Heft 2); Die Organisation der Volkswirtschaft in SowjetRussland (= Heft 3), Berlin 1919
- <sup>1013</sup> Vgl. meine Gesamt-Bibliographie der deutschen Russlands-Literatur 1917-1924 im Anhang
- <sup>1014</sup> Vgl. A.B.C., 16. Mai 1919
- <sup>1015</sup> Eduard Stadtler: Die Diktatur der sozialen Revolution. Ein parteifreies Aktionsprogramm zur Überwindung der Anarchie in Deutschland (Als Manuskript gedruckt), Mai 1919, S. 27/28
- <sup>1016</sup> Vgl. Ebenda, S. 29 ff.
- <sup>1017</sup> Vgl. Ebenda, S. 33 ff.
- <sup>1018</sup> Vgl. Stutz, Die politische Entwicklung Eduard Stadtlers, S. 36 f.
- <sup>1019</sup> Stadtler, Als Antibolschewist, S. 169
- <sup>1020</sup> Ebenda, S. 126 f.
- <sup>1021</sup> Vgl. den Brief von Hans Schwarz, einem der Beteiligten und späteren Herausgeber der Schriften Moellers, an Armin Mohler. In: Ders., Die Konservative Revolution in Deutschland 1918-1932. Ein Handbuch (Zweite, völlig neubearbeitete Fassung), Darmstadt 1972, S. 60 f.
- <sup>1022</sup> Albert Dietrich: Die alte und die neue Mitte. In: Das Gewissen, 3. Dezember 1919
- <sup>1023</sup> Thomas Mann: Betrachtungen eines Unpolitischen, S. 352
- <sup>1024</sup> Stadtler, Als Antibolschewist, S. 181
- <sup>1025</sup> Hans-Joachim Schwiarskott, Arthur Moeller van den Bruck und der revolutionäre Nationalismus in der Weimarer Republik, Göttingen 1962, S. 59 – Nach Stutz hielt Stadtler zwischen 1922 und 1929 etwa 2000 Reden vor wechselnden Auditorien.

- <sup>1026</sup> Moeller van den Bruck, Die außenpolitische Entscheidung. In: Das Gewissen, 10. Dezember 1919, S. 1
- <sup>1027</sup> Stadtler, Editorial vom 9. August 1920. Hier zitiert nach Stutz, S. 50
- <sup>1028</sup> Stadtler, Der sabotierte Frieden. In: Das Gewissen, 15. September 1920
- <sup>1029</sup> Stadtler, 1921. In: Das Gewissen, 5. Januar 1921
- <sup>1030</sup> Stadtler, Der Sieg Lenins. In: Das Gewissen, 30. März 1921
- <sup>1031</sup> Zitiert nach Stutz, S. 63
- <sup>1032</sup> Stadtler, Abkehr vom Parlamentarismus. In: Augsburgischer Abendzeitung, 8.11.1922
- <sup>1033</sup> Ungezeichnetes Editorial: „Kleine Anfrage wegen ‚Aktiver Politik‘. In: Das Gewissen, 8. Mai 1922
- <sup>1034</sup> Das Gewissen, 25. Dezember 1922. Hier zitiert nach Stutz, S. 62
- <sup>1035</sup> Vgl. Stutz, Die politische Entwicklung Eduard Stadtlers, S. 60 f.
- <sup>1036</sup> Die Notiz findet sich im ehemaligen „Sonderarchiv“ ZChIDK, Fonds 772, op. 3, d. 879, Bl. 47 – Das sonst wenig ergiebige Konvolut enthält interne Berichte des Reichskommissars für öffentliche Ordnung, hier „Akten betreff. Ed. Stadtler“
- <sup>1037</sup> Ernst Troeltsch: Spektatorbriefe. Wieder aufgelegt u.d.T. Die Fehlgeburt einer Republik. Spektator in Berlin 1918 bis 1922, Frankfurt/M. 1994, S. 269
- <sup>1038</sup> Kommunismus und nationale Frage. Schlageter – eine Auseinandersetzung. Mit Beiträgen von Karl Radek, Paul Frölich, Graf Reventlow, Moeller van den Bruck, Berlin 1923. Das Zitat findet sich in Radeks „Rote Fahne“-Artikel: „Dem ‚Gewissen‘ zur Antwort“. In: Ebenda, S. 12
- <sup>1039</sup> Hier zitiert nach Dupeux, ‚Nationalbolschewismus‘, S. 192 f.
- <sup>1040</sup> Hier zitiert nach Ebenda, S. 195
- <sup>1041</sup> Akten des Politischen Kolleg, Bl. 107. Hier zitiert nach Stutz, Eduard Stadtlers politische Entwicklung, S. 64 f.
- <sup>1042</sup> Ebenda, S. 65 ff.
- <sup>1043</sup> E. Stadtler, Soldat und Politiker, Politische Schriftenreihe des Bundes der Großdeutschen, Heft 4, Berlin 1926, Vorwort, S. 3
- <sup>1044</sup> Beitrag „Attacke“ in der Zeitschrift: Unsere Partei Nr. 18/19 vom 1. Oktober 1931; hier zitiert a. Friedrich Frhr. Hiller von Gaetringen, Die Deutschnationale Volkspartei, in: Erich Matthias / Rudolf Morsey (Hg.), Das Ende der Parteien 1933. Darstellungen und Dokumente, (Neuausgabe), Königstein/Ts.-Düsseldorf 1979, S. 625
- <sup>1045</sup> Volker R. Berghahn, Der Stahlhelm. Bund der Frontsoldaten 1918-1935, Düsseldorf 1966, S. 41
- <sup>1046</sup> Vgl. Klaus-Peter Hoepcke, Die deutsche Rechte und der italienische Faschismus. Ein Beitrag zum Selbstverständnis und zur Politik von Gruppen und Verbänden der deutschen Rechten, Düsseldorf 1968, S. 300
- <sup>1047</sup> Vgl. Matthias/Morsey, Das Ende der Parteien, S. 607
- <sup>1048</sup> Vgl. Peter de Mendelsohn: Zeitungsstadt Berlin. Menschen und Mächte in der Geschichte der Deutschen Presse, Berlin 1959, S. 351
- <sup>1049</sup> Eduard Stadtler, Weltrevolutions-Krieg, Düsseldorf 1937
- <sup>1050</sup> Ebenda, S. 26
- <sup>1051</sup> Ebenda, 33
- <sup>1052</sup> Ebenda, 63
- <sup>1053</sup> Ebenda, 61
- <sup>1054</sup> Ebenda, 139
- <sup>1055</sup> Ebenda, 189
- <sup>1056</sup> Ebenda, 136
- <sup>1057</sup> Der nicht namentlich gezeichnete SD-Bericht vom 23. März 1938, gefertigt unter dem Abteilungskürzel II 123 111, Brs./Cl., gerichtet „An III 1 und III 2“, fand sich bei einer Personenrecherche zu Stadtler im früheren Moskauer „Sonderarchiv“ (ZChIDK), Fonds 500, op. 3, d. 520, Bl. 11-22
- <sup>1058</sup> Auszüge aus den zitierten Gestapo-Berichten in Biographisches Handbuch ###, S. 555 f.
- <sup>1059</sup> Theodor Duesterberg: Der Stahlhelm und Hitler, Wolfenbüttel – Hannover 1949, S. 110
- <sup>1060</sup> Vgl. Stutz, Die politische Entwicklung Eduard Stadtlers, S. 129
- <sup>1061</sup> Vgl. Dimitri Bulaschow (i.e. Benjamin Segel): Bolschewismus und Judentum. Dritte, gänzlich umgearbeitete Auflage der Schrift „Die Nutznießer des Bolschewismus“, Berlin 1923, S. 9
- <sup>1062</sup> Hannah Arendt: Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft, Bd. III: Totale Herrschaft, (Ungekürzte Ausgabe), München-Zürich 1986, S. 563
- <sup>1063</sup> Zitiert nach Uwe Lohalm: Völkischer Radikalismus. Die Geschichte des Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbundes 1919-1923, Hamburg 1970, S. 53
- <sup>1064</sup> Thomas Mann: Tagebücher 1918-1921. Hrsg. von Peter de Mendelsohn, Frankfurt/M. 1979, S. 80 f.

- <sup>1065</sup> Eintrag vom 19.XI. 1918, Ebenda, S. 85
- <sup>1066</sup> Eintrag vom 2.V.1919, Ebenda, S. 223
- <sup>1067</sup> Eintrag vom 23.III.1919, Ebenda, S. 178
- <sup>1068</sup> Vgl. meinen Beitrag über Thomas Mann in G. Koenen / Lew Kopelew (Hrsg.): Deutschland und die russische Revolution 1917-1924, München 1998
- <sup>1069</sup> Walter Gross: Das politische Schicksal der deutschen Juden in der Weimarer Republik. In: In zwei Welten. Siegfried Moses zum fünfundsiebzigsten Geburtstag. Hrsg. von Hans Tramer, Tel-Aviv 1962, S. 542 f. Hier zitiert nach Lohalm, Völkischer Radikalismus, S. 182
- <sup>1070</sup> Ernst Troeltsch: Die Fehlgeburt einer Republik („Spectator-Briefe“), S. 93-98, passim
- <sup>1071</sup> Lohalm, S. 89 ff.
- <sup>1072</sup> Ebenda, S. 95
- <sup>1073</sup> Ebenda, S. 101
- <sup>1074</sup> Ebenda, S. 110 ff.
- <sup>1075</sup> Ebenda, S. 116 f.
- <sup>1076</sup> Vgl. Ute Döser: Das bolschewistische Russland in der deutschen Rechtsprelle 1918-1925 (Diss.), Berlin 1961, S. 31 f.
- <sup>1077</sup> Zechlin, S. 560
- <sup>1078</sup> Lohalm, S. 126
- <sup>1079</sup> Ebenda, S. 177
- <sup>1080</sup> Ebenda, S. 178 ff.
- <sup>1081</sup> Ebenda, S. 183
- <sup>1082</sup> Ebenda, S. 189
- <sup>1083</sup> Auf Vorposten. Monatsschrift des Verbandes gegen Überhebung des Judentums E.V., 6 (1918), H. 1-3, Notausgabe für die Monate Oktober-Dezember 1918, S. 82 f.; 126 f.
- <sup>1084</sup> Friedrich Wichtl: Weltfreimaurerei – Weltrevolution – Weltrepublik. Eine Untersuchung über Ursprung und Endziele des Weltkrieges, München 1919 (11.-15. Tsd.), S. 9
- <sup>1085</sup> Ebenda, S. 80
- <sup>1086</sup> Ebenda, S. 188
- <sup>1087</sup> So in einem Beitrag „Deutscher oder jüdischer Bolschewismus?“ in: Auf gut deutsch, 16.8.1919. Hier zitiert nach Louis Dupeux: ‚Nationalbolschewismus‘ in Deutschland 1919-1933, München 1985, S. 81
- <sup>1088</sup> Friedrich Wichtl: Freimaurerei – Zionismus – Kommunismus – Spartakismus – Bolschewismus, Hamburg 1921, S. 30
- <sup>1089</sup> In deutscher Übersetzung erschien diese Dokumentation im Freien Verlag, Bern, Anfang 1919, in dem ansonsten die Schriften der emigrierten deutschen Pazifisten und Sozialisten erschienen: Die deutsch-bolschewistische Verschwörung. 70 Dokumente über die Beziehungen der Bolschewiki zur deutschen Heeresleitung, Großindustrie und Finanz. Hrsg. vom Committee on Public Information, United States of America, Bern 1919
- <sup>1090</sup> Vgl. Leon Poliakov: Geschichte des Antisemitismus, Bd. VIII: Am Vorabend des Holocaust, Frankfurt/M. 1988, S. 103
- <sup>1091</sup> Außerordentlich aufschlussreiches Material über die Geschichte Edgar Sissons und der Publikationsgeschichte der „Sisson-Dokumente“ bei Schiesser / Traupmann, Russisch Roulette. Das deutsche Geld und die Oktoberrevolution, S. 235-263
- <sup>1092</sup> Zitiert nach Norman Cohn: Die Protokolle der Weisen von Zion. Der Mythos von der jüdischen Weltverschwörung, Köln-Berlin 1969, S. 200 f.
- <sup>1093</sup> Zum gesamten Komplex der von den alliierten Vertretern in Russland kolportierten Verschwörungsthesen 1919/20 vgl. Cohn, Protokolle, S. 192 ff.; sowie Poliakov, Geschichte des Antisemitismus VIII, S. 105 ff.
- <sup>1094</sup> Zitiert nach Cohn, Protokolle, S. 191
- <sup>1095</sup> Hier zitiert nach Poliakov, Geschichte des Antisemitismus VIII, S. 76
- <sup>1096</sup> Zitiert nach Ebenda, S. 68 f.
- <sup>1097</sup> Zitiert nach Ebenda, S. 80 f.
- <sup>1098</sup> Der Artikel unter der Überschrift „Zionismus versus Bolshevism. A Struggle for the Soul of the Jewish People“ erschien in The Illustrated Sunday Herald vom 8. Februar 1920. Hier zitiert nach Poliakov, Ebenda, S. 78 f.
- <sup>1099</sup> Vgl. Cohn, Protokolle, S. 194 – Der renommierte Verlag dieses Namens wurde erst 1929 gegründet, sodass es sich bei der Imprimitur nicht um eine Verlagsangabe, sondern nur um einen Druckvermerk handelte.
- <sup>1100</sup> Lucien Wolf: The Jewish Bogey, London 1920; hier zitiert nach Cohn, Ebenda, S. 193 f.

- <sup>1101</sup> Robert Wilton: *The last days of the Romanows*, London 1920 – Merkwürdigerweise wird die Frage der Autorenschaft der berühmten „Times“-Rezension der „Protokolle“ nirgends erörtert.
- <sup>1102</sup> Der volle Text des Times-Artikels findet sich auch in „Auf Vorposten“<sup>8</sup> (1920), 3.-6. Heft, S. 81-84
- <sup>1103</sup> Zitiert nach Cohn, *Protokolle*, S. 195
- <sup>1104</sup> *The Cause of the World Unrest*, London 1920. Hier zitiert nach Cohn, Ebenda, S. 196 f.
- <sup>1105</sup> Zitiert nach Ebenda, S. 197 f.
- <sup>1106</sup> Zitiert nach Poliakov, *Geschichte des Antisemitismus VIII*, S. 162 f.
- <sup>1107</sup> Ebenda, S. 163
- <sup>1108</sup> Ebenda, S. 103 f.
- <sup>1109</sup> Ebenda, S. 107
- <sup>1110</sup> Ebenda, S. 118
- <sup>1111</sup> Vgl. Gert Raeithel: *Geschichte der nordamerikanischen Kultur. Bd. 2: Vom Bürgerkrieg bis zum New Deal 1860-1930*, Weinheim und Berlin 1988, S. 322 ff.
- <sup>1112</sup> Vgl. Poliakov, *Geschichte des Antisemitismus VIII*, S. 113 ff.
- <sup>1113</sup> H.L. Mencken: *Diagnosis of our Cultural Malaise* (1919); hier zitiert nach Raeithel, S. 325
- <sup>1114</sup> Ebenda, S. 325 f.
- <sup>1115</sup> Ebenda, S. 361 – In den zwanziger Jahren wurden bereits jährlich mehrere Millionen Ford-Automobile produziert. Der Marktanteil betrug zeitweise 60%. Dabei sank der Preis ständig, während die Löhne weit über dem Durchschnitt lagen.
- <sup>1116</sup> Poliakov, *Geschichte des Antisemitismus VIII*, S. 126 f.
- <sup>1117</sup> Zitiert nach Cohn, *Protokolle*, S. 207
- <sup>1118</sup> *New York Times*, 5. Dezember 1921; hier zitiert nach Poliakov, *Geschichte des Antisemitismus VIII*, S. 120 f.
- <sup>1119</sup> Vgl. Ebenda, S. 121 ff.; sowie Raeithel, *Geschichte der nordamerikanischen Kultur*, S. 324; 361 ff.
- <sup>1120</sup> Henry Ford: *Der internationale Jude*, Leipzig o.J.– Die mir vorliegende Ausgabe aus Theodor Fritschs Hammer-Verlag ist ausgewiesen als 26. Auflage (90.-94. Tausend) und dürfte aus der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre stammen.
- <sup>1121</sup> Cohn, *Protokolle*, S. 206
- <sup>1122</sup> Ford, *Der internationale Jude*, S. 44
- <sup>1123</sup> Ebenda, S. 14
- <sup>1124</sup> Ebenda, S. 23
- <sup>1125</sup> Ebenda, S. 24
- <sup>1126</sup> Ebenda, S. 39
- <sup>1127</sup> Ebenda, S. 31
- <sup>1128</sup> Ebenda, S. 26
- <sup>1129</sup> Ebenda, S. 98 ff.
- <sup>1130</sup> Ebenda, S. 83
- <sup>1131</sup> Ebenda, S. 145
- <sup>1132</sup> Ebenda, S. 143
- <sup>1133</sup> Ebenda, S. 186
- <sup>1134</sup> Ebenda, S. 145
- <sup>1135</sup> Ebenda, S. 61 f.
- <sup>1136</sup> Poliakov, S. 122
- <sup>1137</sup> Zitiert nach Poliakov, *Geschichte des Antisemitismus VIII*, S. 126 f.
- <sup>1138</sup> Henri Rollin: *L'apocalypse de notre temps. Les dessous de la propagande allemande d'après des documents inédits*, Paris 1939 (Reprint 1991)
- <sup>1139</sup> Philip Graves: *The End of the Protocols*. In: *Times* vom 16./17./18. August 1921. Längeres Zitat in Cohn, *Protokolle*, S. 90
- <sup>1140</sup> Alexander Stein: *Adolf Hitler, Schüler der Weisen von Zion*, Karlsbad 1936
- <sup>1141</sup> Konrad Heiden: *Der Fuehrer. Hitler's Rise to Power*, Boston 1944, S. 1-18
- <sup>1142</sup> Danilo Kis: *Das Buch der Könige und Narren*. In: Derselbe, *Enzyklopädie der Toten*, Frankfurt 1988, S. 141-188
- <sup>1143</sup> Umberto Eco: *Das Foucaultsche Pendel*, München 1988, S. 565-580
- <sup>1144</sup> Walter Laqueur: *Deutschland und Russland*, Berlin 1965; insbesondere das Kapitel „Der Nationalsozialismus und die Weisen von Zion“, S. 99-121
- <sup>1145</sup> Norman Cohn: *Warrant for Genocide*, New York 1966 (dt. *Die Protokolle der Weisen von Zion. Der Mythos von der jüdischen Weltverschwörung*, Köln-Berlin 1969)
- <sup>1146</sup> Léon Poliakov: *Histoire de l'antisemitisme – L'Europe suisidaire*, Paris 1977 (dt. *Geschichte des Antisemitismus*, Bde. VII und VIII, Frankfurt/M. 1988)

- <sup>1147</sup> Pierre-André Taguieff: *Les Protocoles des Sages de Sion*, Bde. 1-2, Paris 1992
- <sup>1148</sup> Zu den zahlreichen Untersuchungen und akribischen Recherchen Michael Hagemesters zur Entstehungs- und Wirkungsgeschichte der „Protokolle“ und insbesondere zur Figur ihres philosophisch-religiösen Exegeten und Propagandisten in Russland Sergej Nilus vgl. die Literaturliste im Anhang
- <sup>1149</sup> Vgl. dazu die ausführliche kommentierte Bibliographie von Michael Hagemester in der dt. Neuausgabe von Norman Cohn, Baden-Baden und Zürich 1998, S. 257-289
- <sup>1150</sup> Hannah Arendt: *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*, Bd. III: *Totale Herrschaft*; hier Zitiert nach der ungekürzten Ausgabe München-Zürich 1986, S. 658 ff.
- <sup>1151</sup> Vgl. das vorstehende Kapitel „Briefe aus Moskau“, S. 292
- <sup>1152</sup> Gottfried zur Beek, *Die Geheimnisse der Weisen von Zion*, Charlottenburg 1920 (4. Auflage)
- <sup>1153</sup> Ebenda, S. 144
- <sup>1154</sup> Ebenda, S. 145
- <sup>1155</sup> Ebenda, S. 65
- <sup>1156</sup> Ebenda, S. 59
- <sup>1157</sup> Der heimliche Diktator. In: *Auf Vorposten*, März-Juni 1920, S. 99-103, passim
- <sup>1158</sup> Ebenda, S. 100
- <sup>1159</sup> Zur Beek, *Die Geheimnisse*, S. 113
- <sup>1160</sup> Ebenda, 178
- <sup>1161</sup> Ebenda, 219
- <sup>1162</sup> Ebenda, 205
- <sup>1163</sup> Ebenda, 189
- <sup>1164</sup> Vgl. Benjamin Segel, *Die Protokolle - Eine Erledigung*, S. 51
- <sup>1165</sup> Einladungen, Eintritts- und Mitgliedskarten u.ä. fand ich im Nachlass von Müller von Hausen im ehemaligen Moskauer „Sonderarchiv“ (ZChIDK), Fond 577, op. 2, d. 131, Bl. 14-39
- <sup>1166</sup> Johann Kolshorn: *Russland und Deutschland – durch Not zur Einigung*, Leipzig 1922, 13-18, passim
- <sup>1167</sup> Theodor von Winberg: *Der Kreuzesweg Russlands*, Teil I, München 1922, S. 4-8; Zitat S. 8
- <sup>1168</sup> Ebenda, S. 18
- <sup>1169</sup> Ebenda, S. 40
- <sup>1170</sup> Zitiert nach Fritz Fischer, *Griff nach der Weltmacht*, S. 355 f.
- <sup>1171</sup> Vgl. Wilhelm Groener: *Lebenserinnerungen*, Göttingen 1957, S. 485 ff.
- <sup>1172</sup> Hier zitiert nach Louis Dupeux: „Nationalbolschewismus“ in Deutschland 1919-1933, S. 45 ff.
- <sup>1173</sup> Vergleiche die Dokumente in den „Akten betreffend: den russischen Bolschewisten Karl Radek“, PA-AA, Deutschland Nr. 131, adh. 3, No. 2, Bd. 1 (R 2042); Blätter nicht numeriert
- <sup>1174</sup> Zitiert nach Dupeux, S. 48
- <sup>1175</sup> Zitiert nach Ebenda, S. 50 f.
- <sup>1176</sup> Ebenda, S. 48
- <sup>1177</sup> Vortrag des Ersten Generalquartiermeisters, Generalleutnant Groener, vor den Offizieren der Obersten Heeresleitung über die Lage, 19./20. 5.1919. In: *Zwischen Revolution und Kapp-Putsch. Militär und Innenpolitik 1918-1920*, bearbeitet von Heinz Hürten, Düsseldorf 1977, Dok. 35
- <sup>1178</sup> Groener, *Lebenserinnerungen*, S. 510
- <sup>1179</sup> Radek, November. In: *Schüdekopf, Karl Radek in Berlin*, S. 159 f.
- <sup>1180</sup> Radek, November, S. 160
- <sup>1181</sup> Vgl. Markus Wehner / Alexander Vatlin: *Genosse Thomas“ und die Geheimtätigkeit der Komintern in Deutschland 1919-1925*. In: *Internationale Wissenschaftliche Korrespondenz zu Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung (IWK)*, H. 1, 1993, S. 1-19
- <sup>1182</sup> Hier zitiert nach Peter Krüger: *Versailles. Deutsche Außenpolitik zwischen Revisionismus und Friedenssicherung*, München 1986, S. 58
- <sup>1183</sup> Ebenda, S. 61
- <sup>1184</sup> So in einer Rede vom November 1925; hier zitiert nach Wolfgang Schivelbusch: *Die Kultur der Niederlage. Der amerikanische Süden 1865 – Frankreich 1871 – Deutschland 1918*, Berlin 2001, S. 307
- <sup>1185</sup> Hjalmar Schacht: *Bolschewistische Auflösung oder internationale Zusammenarbeit*. In: *Berliner Tageblatt*, 2.4.1919. Hier zitiert nach Rolf-Dieter Müller: *Das Tor zur Weltmacht. Die Bedeutung der Sowjetunion für die deutsche Wirtschafts- und Rüstungspolitik zwischen den Weltkriegen*, Boppard 1984, S. 19
- <sup>1186</sup> Nach Horst-Günther Linke: *Deutsch-sowjetische Beziehungen bis Rapallo*, Köln 1970, S. 55 f.
- <sup>1187</sup> Brief vom 4. Juli (1919) an den Reichsminister der Auswärtigen Angelegenheiten, H. Müller. In: PA-AA, Deutschland Nr. 131, adh. 3: *Akten betreffend den russischen Bolschewiken Karl Radek (Sobelson)*, Bd. 2, A 19109
- <sup>1188</sup> Radek, November, S. 153 f., 161 f.

- <sup>1189</sup> Karl Radek: Deutschland und Russland. Ein in der Moabiter Schutzhaft geschriebener Artikel für ‚richtiggehende‘ Bourgeois. In: Die Zukunft, Nr. 19 vom 7. Februar 1920, S. 178-189, passim
- <sup>1190</sup> Abgedruckt in: Deutsch-sowjetische Beziehungen von den Verhandlungen in Brest-Litowsk bis zum Abschluss des Rapallo-Vertrages, Bd. 2, Berlin (DDR) 1971, Dok. 81
- <sup>1191</sup> Ludwig Quessel: „Alte und neue Orientierung“. In: Sozialistische Monatshefte, Nr. 4, 8.3.1920. Hier zitiert nach Gerhard Wagner: Deutschland und der Polnisch-Sowjetische Krieg 1920, Wiesbaden 1979
- <sup>1192</sup> Vgl. Wagner, Ebenda, S. 46
- <sup>1193</sup> Hier zitiert nach Manfred Zeidler: Reichswehr und Rote Armee 1920-1933, München 1994, S. 32; Horst-Dieter Linke, Deutsch-sowjetische Beziehungen bis Rapallo, Köln 1970, S. 153 f.; sowie Hans von Seeckt: Aus seinem Leben 1918-1936. Hrsg. von Friedrich Rabenau, Leipzig 1940, S. 252
- <sup>1194</sup> Hier zitiert nach Zeidler, Ebenda; sowie nach dem ausführlicheren Referat bei Wagner, Deutschland und der polnisch-sowjetische Krieg, S. 48 ff.
- <sup>1195</sup> Hier zitiert nach Wagner, Ebenda, S. 50
- <sup>1196</sup> Zur „Erfüllungspolitik“ vgl. Peter Krüger: Die Außenpolitik der Republik von Weimar, Darmstadt 1985, insbes. Kapitel III.5: Erfüllungspolitik und Rapallo
- <sup>1197</sup> Zeidler, Reichswehr und Rote Armee, S. 49
- <sup>1198</sup> Hier zitiert nach Gerhard Wagner: Deutschland und der polnisch-sowjetische Krieg 1920, Wiesbaden 1979, S. 113
- <sup>1199</sup> Vgl. Ebenda, S. 128 ff.
- <sup>1200</sup> Vgl. Ebenda, S. 127
- <sup>1201</sup> Vgl. Zeidler, Reichswehr und Rote Armee, S. 51
- <sup>1202</sup> Aufzeichnung Maltzans vom 16.4.1920; hier zitiert nach Ebenda, S. 48; sowie nach Linke, Deutsch-sowjetische Beziehungen, S. 98
- <sup>1203</sup> Aufzeichnung Maltzans vom 19.7.1920; hier zitiert nach Linke, S. 108
- <sup>1204</sup> Seeckt, Aus seinem Leben, S. 307
- <sup>1205</sup> Sergej Gorlov: Voennoe sotrudničestvo SSSR i Germanii v 20-e gody. In: VIŽ, H. 9, 1999, S. 5. Vgl. auch Ders.: Geheimsache Moskau-Berlin. Die militärpolitische Zusammenarbeit zwischen der Sowjetunion und dem Deutschen Reich 1920-1933. In: VjHfZG, H. 1, 1996, S. 133-169– Vgl. Ders., Moskau-Berlin. Die militärpolitische Zusammenarbeit in der Rapallo-Periode (1920-1933). In: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas 46 (1998), S. 254-268
- <sup>1206</sup> Text des Berichts in: The Trotsky Papers 1917-1922, Bd. 2, Nr. 687; hier zitiert nach Zeidler, S. 51
- <sup>1207</sup> Gustav Hilger: Wir und der Kreml, S. 189 f.
- <sup>1208</sup> Aufzeichnung Oberst Hasses. Hier zitiert nach Zeidler, S. 59
- <sup>1209</sup> Michail Frunse: Über sozialistische Landesverteidigung, Berlin (DDR) 1977 passim. Hier zitiert nach Zeidler, S. 41 f.
- <sup>1210</sup> Ebenda, S. 42
- <sup>1211</sup> Aufzeichnungen Lieber, hier zitiert nach Müller, Tor zur Weltmacht, S. 98
- <sup>1212</sup> Memorandum Seeckts „Deutschlands Stellung zum russischen Problem“ vom 11.9.1922, abgedruckt in Seeckt, Aus seinem Leben, S. 316 ff.
- <sup>1213</sup> Strategisches Kriegsspiel der Marineleitung Winter 1922/23; hier zitiert nach Müller, Tor zur Weltmacht, S. 101 f.
- <sup>1214</sup> Vgl. Karl Radek, Die Offensive des Kapitals; hier zitiert nach Zeidler, S. 69
- <sup>1215</sup> Brief Brockdorffs an Rosenberg vom 23.12.1922; hier zitiert nach Ebenda
- <sup>1216</sup> Aufzeichnung Lieber; hier zitiert nach Zeidler, S. 65
- <sup>1217</sup> Artikel vom 21. und 24. Januar 1923; hier zitiert nach Wolfgang Eichwede: Revolution und internationale Politik, Köln-Wien 1971, S. 173
- <sup>1218</sup> Aufzeichnung Lieber; hier zitiert nach Müller, S. 106 f.
- <sup>1219</sup> Ebenda, S. 130
- <sup>1220</sup> Vgl. Müller, S. 113 f.; sowie Zeidler, S. 71 f.
- <sup>1221</sup> Aufzeichnungen Brockdorff-Rantzau vom 27.9.1923 und 20.2.1924; hier zitiert nach Müller, S. 134
- <sup>1222</sup> Karl Radek: Die Entwicklung der Weltrevolution und die Taktik der kommunistischen Parteien im Kampf um die Diktatur des Proletariats, Berlin, November 1919
- <sup>1223</sup> Ders.: Die auswärtige Politik des deutschen Kommunismus und der Hamburger nationale Bolschewismus. In: Kommunistische Arbeiter-Zeitung, 21.-25.11.1919. Hier zitiert nach Dupeux, S. 107
- <sup>1224</sup> Ebenda
- <sup>1225</sup> Lenin: Der „linke Radikalismus“, die Kinderkrankheit im Kommunismus. In: LW Bd. 31, S. 56 f., 61 f., 63
- <sup>1226</sup> Vgl. Lenin: Rede auf der IX. Gesamtrussischen Konferenz der KPR (B), 22. September 1920 (Zeitungsbericht). In: Lenin Werke Bd. 31, S. 264-68

- <sup>1227</sup> „Ja proschu zapisivat' men'sche: eto nje dolžno popadat' w pečat'". Wystuplenija W.I. Lenina na IX Konferencii RKP (B) 22 sentrjabrja 1920 g.. In: Istorečeskij Archiv, Nr. 1, 1992, S. 15 f., 28
- <sup>1228</sup> Lenin, Rede auf der IX. Parteikonferenz (Zeitungsberichtm siehe Anm. 57), S. 265
- <sup>1229</sup> Lenin, Rede auf der IX. Parteikonferenz (Originalfassung, siehe Anm. 58), S. 18 ff.
- <sup>1230</sup> Lenin: Referat über die internationale Lage und die Hauptaufgaben der Kommunistischen Internationale vom 19. Juli, gehalten vor dem II. Kongress der Kommunistischen Internationale. In: LW Bd. 31, S. 203-222, passim
- <sup>1231</sup> Lenin, Rede auf der IX. Parteikonferenz (Originalfassung, siehe Anm. 58), S. 23
- <sup>1232</sup> Ebenda, S. 18
- <sup>1233</sup> Ebenda, S. 22
- <sup>1234</sup> Ebenda
- <sup>1235</sup> Lenin: Schlusswort zum Referat über die Konzessionen in der Sitzung der kommunistischen Fraktion des Gesamtrussischen Zentralrats der Gewerkschaften, 11. April 1921. In: LW, Ergänzungsband 1917-1923, S. 292 f.
- <sup>1236</sup> Lenin: Rede (zur Frage der Konzessionen) in der Aktivversammlung der Moskauer Organisation der KPR (B), 6. Dezember 1920. In: LW Bd. 31, S. 434
- <sup>1237</sup> Ebenda, S. 438-445, passim
- <sup>1238</sup> Ebenda, S. 445 f.
- <sup>1239</sup> Auf diesen Aspekt der personellen und sachlichen Kontinuitäten hebt Karl Schlögel im Kapitel „GOELRO. Eros der Technik, Eros der Macht“ ab in: Jenseits des Großen Oktober, S. 277-313
- <sup>1240</sup> Vgl. Dietrich Geyer: Sowjetrussland und die deutsche Arbeiterbewegung, S. 7; sowie Juri Woronkow: Technostruktur und Stalinismus. In: Dietrich Beyrau (Hrsg.), Im Dschungel der Macht. Intellektuelle Professionen unter Stalin und Hitler, Göttingen 2000, S. 279 ff.; sowie die wiederholten Hinweise auf eine spezifische russisch-sowjetische „Wissenschaftsgläubigkeit“ oder „-magie“ bei D Beyrau: Intelligenz und Dissens. Die russischen Bildungsschichten in der Sowjetunion 1917-1985, Göttingen 1993
- <sup>1241</sup> Rede (zur Frage der Konzessionen), S. 446-453, passim
- <sup>1242</sup> Vgl. die Bibliographie zur deutschen Russlandliteratur 1917-1924 in: Koenen/ Kopelew, Deutschland und die russische Revolution (= WÖS Reihe A / Bd. V), S. 827-934
- <sup>1243</sup> Aufsatz im Organ des VDI „Technik und Wirtschaft“ von 1921; hier zitiert nach Müller, Tor zur Weltmacht, S. 46
- <sup>1244</sup> Ludwig Lehrfreund: Die Entwicklung der deutsch-russischen Handelsbeziehungen, Leipzig 1921, S. 98 – Herausgegeben war diese Schrift von einem „Deutsch-russischen Verein zur Pflege und Förderung der gegenseitigen Handelsbeziehungen e.V.“
- <sup>1245</sup> So in einem Artikel in der Zeitschrift „Deutscher Außenhandel“, Nr. 21, 1921. Hier zitiert nach Müller, Tor zur Weltmacht, S. 46
- <sup>1246</sup> Hier zitiert nach Hans-Jürgen Perrey: Der Russlandausschuss der Deutschen Wirtschaft. Die deutsch-sowjetischen Wirtschaftsbeziehungen der Zwischenkriegszeit, München 1985, S. 51
- <sup>1247</sup> Zitiert nach Ebenda, S. 52 ff.
- <sup>1248</sup> Müller, Tor zur Weltmacht, S. 75
- <sup>1249</sup> Memorandum der deutschen Vertretung in Russland „Ziele deutscher Betätigung im russischen Wirtschaft“, 3.8.1922; hier zitiert nach Ebenda, S. 78
- <sup>1250</sup> Alfons Goldschmidt: Moskau 1920. Tagebuchblätter, Berlin 1920, S. 33
- <sup>1251</sup> Ebenda, S. 34
- <sup>1252</sup> Ebenda, S. 71
- <sup>1253</sup> Ders.: Die Wirtschaftsorganisation Sowjetrusslands, Berlin 1920, S. 181
- <sup>1254</sup> Ebenda, S. 205 f.
- <sup>1255</sup> Moskau 1920, S. 107
- <sup>1256</sup> Ebenda, S. 108
- <sup>1257</sup> Wirtschaftsorganisation Sowjetrusslands, S. 191
- <sup>1258</sup> Ebenda, S. 218 f.
- <sup>1259</sup> Moskau 1920, S. 79
- <sup>1260</sup> Wirtschaftsorganisation Sowjetrusslands, S. 180
- <sup>1261</sup> Ebenda, S. 205
- <sup>1262</sup> Ebenda, S. 123
- <sup>1263</sup> Ebenda, S. 192
- <sup>1264</sup> Die Wirtschaftsorganisation Sowjetrusslands, S. 221
- <sup>1265</sup> Rede, gehalten in der Sitzung der kommunistischen Fraktion des allrussischen Metallarbeiterkongresses, 6. März 1922. Hier zitiert nach: W.I. Lenin: Über den Versailler Vertrag. Mit einem Vorwort von Eugen Varga, Berlin 1933, S. 102

- <sup>1266</sup> Vgl. dazu meinen ausführlichen Beitrag: Die „Völkerwanderung von unten“. Walther Rathenau über Russland und Sowjets. In: Koenen / Kopelew, Deutschland und die russische Revolution, S. 240-276
- <sup>1267</sup> Rede, gehalten am 9. Juni 1922 in Stuttgart, vor einem geladenen Kreis aller Parteien, in: Walther Rathenau, Gesammelte Reden, S. Fischer Verlag, Berlin 1924, S. 409 ff.
- <sup>1268</sup> Gespräche mit Rathenau, hrsg. von Ernst Schulin, München 1980, S. 373 f.
- <sup>1269</sup> E. Pawlowski: Vor dem Endkampf in Deutschland, Berlin 1923, S. 6
- <sup>1270</sup> Vgl. Gerhard Duda: Jenő Varga und die Geschichte des Instituts für Weltwirtschaft und Weltpolitik in Moskau 1921-1970, Berlin 1994
- <sup>1271</sup> (August Thalheimer): Einige taktische Fragen des Ruhrkriegs, 13.2.1923. In: Die Internationale VI, H. 4, S. 99
- <sup>1272</sup> Besonders drastische Beispiele in der im Malik-Verlag herausgegebenen Zeitschrift „Der Gegner“ und seiner satirischen Beilage „Die Pleite“
- <sup>1273</sup> Clara Zetkin: Der Kampf gegen den Faschismus. Bericht auf dem Erweiterten Plenum des Exekutivkomitees der Kommunistischen Internationale, 20. Juni 1923. In: Dies., Ausgewählte Reden und Schriften, Bd. II, Berlin 1960, S. 689 f.
- <sup>1274</sup> Radek: Der Faschismus, wir und die deutschen Sozialdemokraten. In: Internationale Presse-Korrespondenz (Inprekorr), Bd. III, Nr. 114, 6.7.1923, S. 1174
- <sup>1275</sup> Ebenda, S. 18, 46
- <sup>1276</sup> Karl Radek: Der internationale Faschismus und die Kommunistische Internationale. In: Inprekorr III, Nr. 115, 9.7.1923, S. 1014
- <sup>1277</sup> Vgl. etwa Paul W. Massing: Vorgeschichte des politischen Antisemitismus, Frankfurt/M. 1959 (1986), insbes. Kap. X-XII, S. 159-220; sowie Edmund Silberner: Kommunisten zur Judenfrage. Zur Geschichte von Theorie und Praxis des Kommunismus, Opladen 1983
- <sup>1278</sup> Karl Radek: Leo Schlageter – ein Wanderer ins Nichts. Rede auf der Sitzung der Erweiterten Exekutive der Kommunistischen Internationale am 20.6.1922. In: Schlageter – Kommunismus und nationale Bewegung. Eine Auseinandersetzung zwischen Karl Radek, Paul Frölich, Graf Ernst Reventlow, Moeller van den Bruck, Berlin 1923
- <sup>1279</sup> Vgl. Mohler, Konservative Revolution, Bd. A, S. 45
- <sup>1280</sup> Schon in Seeckts temporären Plänen zur Errichtung einer Reichswehr-Diktatur im Dezember 1923 hatte die kommunistische Propaganda im Offizierskorps eine (wenn auch zum Teil sicher vorgeschobene) Rolle gespielt. Vgl. Müller, Tor zur Weltmacht, S. 137 f. Vgl. auch das Rundschreiben v. Seeckts im Februar 1924, worin er vor dem Versuch der Kommunisten warnte, Offiziere für ein Bündnis mit Moskau zu gewinnen. Vgl. Walter Hubatsch: Hindenburg und der Staat. Aus den Papieren des Generalfeldmarschalls und Reichspräsidenten von 1878 bis 1934, Göttingen o.J., S. 67
- <sup>1281</sup> Vgl. Oberst Bauer: Der große Krieg in Feld und Heimat. Erinnerungen und Betrachtungen, Tübingen 1921 (2. Aufl.) Bauer bekräftigt darin noch einmal ausdrücklich sein Urheberrecht: „die Richtigkeit meines Ausspruchs, dass die Heimat und nur die Heimat das Heer von rückwärts erdolcht hat“ (S. 261)
- <sup>1282</sup> Der Text der Denkschrift in Ebenda, S. 134-139, Zitate S. 135 ff.
- <sup>1283</sup> Vgl. seine Raisonnements in Ebenda, S. 259 ff.
- <sup>1284</sup> Ebenda, S. 207
- <sup>1285</sup> Radek, November. In: Schüddekopf, Karl Radek in Berlin, S. 159 f.
- <sup>1286</sup> Der Vorwärts vom 17. (?) 4. 1920 unter der Schlagzeile „Die Nationalbolschewisten“. Hier zitiert nach Dupeux, Nationalbolschewismus, S. 122 (leider ohne Datumsangabe)
- <sup>1287</sup> Nach der Übersetzung des Iswestija-Beitrag in Le Temps vom 14. 3. 20; hier zitiert nach Dupeux, S. 129 f.
- <sup>1288</sup> Rolf-Dieter Müller: Das Tor zur Weltmacht. Die Bedeutung der Sowjetunion für die deutsche Wirtschafts- und Rüstungspolitik zwischen den Weltkriegen, Boppard 1984, S. 141; unter Verweis auf Adolf Vogt: Oberst Max Bauer. Generalstabsoffizier im Zwielflicht, 1869-1929, Osnabrück 1974, S. 385 ff.
- <sup>1289</sup> Vgl. Aufzeichnung Brockdorffs vom 10.6.1924; hier zitiert nach Manfred Zeidler: Reichswehr und Rote Armee 1920-1933. Wege und Stationen einer ungewöhnlichen Zusammenarbeit, München 1994, S. 109, Fn. 7
- <sup>1290</sup> Oberst Bauer: Das Land der roten Zaren. Eindrücke und Erlebnisse, Hamburg 1925, S. 12 f.
- <sup>1291</sup> Ebenda, S. 40
- <sup>1292</sup> Ebenda, S. 57
- <sup>1293</sup> Ebenda, S. 61 f.
- <sup>1294</sup> Ebenda, S. 79 f.
- <sup>1295</sup> Ebenda, S. 101
- <sup>1296</sup> Ebenda, S. 118
- <sup>1297</sup> Ebenda, S. 82 f.

- <sup>1298</sup> Ebenda, S. 72
- <sup>1299</sup> Ebenda, S. 111
- <sup>1300</sup> Ebenda, S. 131 f.
- <sup>1301</sup> Ebenda, S. 87 f.
- <sup>1302</sup> Trotzki, Rede vor dem Kongress der Moskauer Metallarbeiter, 19. Oktober 1923; hier zitiert nach Eichwede, *Revolution und internationale Politik*, S. 67
- <sup>1303</sup> Vgl. Eichwede, Ebenda, S. 59 ff., 70 ff.
- <sup>1304</sup> Stalin an Radek, Rykow, Kamenew, Rudsutak: Bemerkungen zu den Thesen des Genossen Sinowjew, 20. August 1923. In: *Istočnik*, H. 5, 1995, S. 117 f.
- <sup>1305</sup> Vgl. Markus Wehner: *Kaderkarrieren der Weltrevolution. Die deutsch-russische Geschichte der Brüder Rakow*. In: *IWK*, H. 1, 1994, S. 29-67; hier insbes. S. 36 ff.
- <sup>1306</sup> Dokumente in: Ebenda, S. 131-139
- <sup>1307</sup> Vgl. Aleksandr Vatlin: „Die Krise unserer Partei bedroht die Weltrevolution“. Karl Radek zwischen sowjetischem Politbüro und deutscher Revolution. In: *Forum für osteuropäische Ideen- und Zeitgeschichte*, Heft 2, 1997
- <sup>1308</sup> Wladislaw Hedeler / Ruth Stoljarowa: Wider „Trotzkismus“ und „Antitrotzkismus“. Eine bisher unbekannte Rede Leo Trockij vom Oktober 1923. In: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft (ZfG)*, H. 1, 1992, S. 53-68; Zitat S. 63
- <sup>1309</sup> „Die rote Armee hat einen günstigen Eindruck gemacht“. Bericht des Generalmajors Werner von Blomberg über seine Reise in die Sowjetunion im Herbst 1928. Abgedruckt im Anhang bei F.A. Krummacher / Helmut Lange: *Krieg und Frieden. Geschichte der deutsch-sowjetischen Beziehungen. Von Brest-Litowsk zum Unternehmen Barbarossa*, München-Esslingen 1970, S. 499-512; über die „Politrabots“ (Politischen Kommissare) schreibt Blomberg: „(Sie) sind ein wertvolles Hilfsmittel in der Hand der Führung. Die Art ihrer Verwendung ist auch für uns beachtenswert.“ (S. 508)
- <sup>1310</sup> Vgl. dazu insgesamt Zeidler, *Reichswehr und Rote Armee*, insbesondere Kapitel X: Einblicke und Wechselwirkungen, S. 247-276
- <sup>1311</sup> George Kennan: *Sowjetische Außenpolitik unter Lenin und Stalin*, Stuttgart 1961, S. 252
- <sup>1312</sup> Adolf Hitler: *Mein Kampf*, Bd. I: Eine Abrechnung, 1925, Bd. II.: *Die nationalsozialistische Bewegung*, 1927. Hier zitiert nach der ungekürzten Gesamt-Ausgabe von 1934 (85.-94. Aufl.) S. 396 f., 398 f.
- <sup>1313</sup> Johannes Baur: *Die Revolution und die ‚Weisen von Zion‘. Zur Entwicklung des Russlandsbildes in der frühen NSDAP*. In: Koenen/Kopelew, S. 172
- <sup>1314</sup> Hier zit. nach Alfred Rosenberg: *Schriften und Reden*, Erster Band: *Schriften aus den Jahren 1917-1921*, München 1943, S. 265
- <sup>1315</sup> Ebenda, S. 322
- <sup>1316</sup> *Wesen, Grundsätze und Ziele der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei. Das Programm der Bewegung*. Hier zit nach Rosenberg, *Schriften und Reden*, Zweiter Band, S. 125
- <sup>1317</sup> *Totengräber Russlands. Zeichnungen von Otto von Kursell. Verse von Dietrich Eckart*, München 1921. Das mir vorliegende Exemplar ist annonciert mit dem Aufdruck „71-100. Tausend der Gesamtauflage“
- <sup>1318</sup> *Pest in Russland. Der Bolschewismus, seine Häupter, Handlanger und Opfer*, München 1922, S. 69 (Diese Passage findet sich in der gekürzten und bereinigten Version in Rosenbergs *Schriften und Reden* 1943 nicht.)
- <sup>1319</sup> *Der jüdische Bolschewismus*. In: *Totengräber Russlands*, S. 3
- <sup>1320</sup> Ebenda, S. 5
- <sup>1321</sup> Ebenda, S. 3
- <sup>1322</sup> *Pest in Russland*, S. 18 ff, 48-57, 82, passim
- <sup>1323</sup> *Die Spur des Juden*, S. 273. Ähnlich in: *Der jüdische Bolschewismus*, S. 5
- <sup>1324</sup> *Pest in Russland*, S. 87
- <sup>1325</sup> Günther Schubert: *Anfänge Nationalsozialistischer Außenpolitik*, Köln 1963
- <sup>1326</sup> Paul Kluge: *Nationalsozialistische Europaideologie*. In: *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte*, H. 3, 1955, S. 242
- <sup>1327</sup> Rosenberg im *Völkischen Beobachter* vom 31.7.1921. Hier zitiert nach Wolfgang Horn: Ein unbekannter Aufsatz Hitlers aus dem Frühjahr 1924. In: *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte*, H. 3, 1968, S. 280-294; hier S. 284
- <sup>1328</sup> Rede „Das sterbende Sowjetrussland“, 4. August 1921. In: *Hitler, Sämtliche Aufzeichnungen 1905-1924*. Hrsg. von Eberhard Jäckel u. Axel Kuhn, Stuttgart 1980, S. 450 f.
- <sup>1329</sup> Rede „Genau als Völker- und Börsenkonferenz“. Nach dem Bericht im *Völkischen Beobachter* vom 21. April 1922. In: *Hitler, Sämtliche Aufzeichnungen*, S. 629 ff.

- <sup>1330</sup> Rede „Brest-Litowsk und Versailles“, DAP-Versammlung, 13. November 1919. In: Hitler, Sämtliche Aufzeichnungen, S. 93
- <sup>1331</sup> Rede auf NSDAP-Versammlung, 19. Juni 1920. In: Ebenda, S. 149
- <sup>1332</sup> Hitlers „grundlegende“ Rede über den Antisemitismus (vom 13. August 1920). Kommentiert und hrsg. von Reginald H. Phelps. In: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, H. 4, 1968, S. 390-420; hier S. 411 f.
- <sup>1333</sup> Armin Pfahl-Traugber: Der antisemitisch-antifreimaurerische Verschwörungsmythos in der Weimarer Republik und im NS-Staat, Wien 1993, S. 57 ff.
- <sup>1334</sup> Polizeibericht über die Hitler-Rede „Teuerung, Republik und ‚Fascisten‘-Gefahr“, NSDAP-Versammlung, München 1. April 1923. In: Hitler, Sämtliche Aufzeichnungen, S. 955 f.
- <sup>1335</sup> Vgl. Rede auf einer SA-Versammlung, 18. November 1922. In: Hitler, Sämtliche Aufzeichnungen, S. 731 f.
- <sup>1336</sup> Vgl. etwa das Referat von Clara Zetkin auf dem Erweiterten Plenum des Exekutivkomitees der KI vom 20. Juni 1923
- <sup>1337</sup> So in der Originalfassung von 1922, S. 16. In der Zusammenstellung der Schriften und Reden Rosenbergs von 1943, S. 134 ff. liest sich der (durch mehrfache Überarbeitungen gekennzeichnete) Passus schon sehr viel großräumiger.
- <sup>1338</sup> Hitler: Warum musste ein 8. November kommen? In: Deutschlands Erneuerung, H. 4/1924. Hier zitiert nach Horn, Ein unbekannter Aufsatz Hitlers, S. 282
- <sup>1339</sup> Vgl. Karl Lange: Der Terminus „Lebensraum“ in Hitlers „Mein Kampf“. In: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, H. 4, 1965, S. 426-437
- <sup>1340</sup> Mein Kampf, Zweiter Band, S. 728
- <sup>1341</sup> Ebenda, S. 152 ff.
- <sup>1342</sup> Ebenda, S. 158
- <sup>1343</sup> Mein Kampf, Erster Band, S. 158
- <sup>1344</sup> Ebenda, S. 169 f.; 186
- <sup>1345</sup> Ebenda, S. 215 f.
- <sup>1346</sup> Ebenda, S. 350
- <sup>1347</sup> Ebenda, S. 352
- <sup>1348</sup> Ebenda, S. 358
- <sup>1349</sup> Mein Kampf, Zweiter Band, S. 726 f.
- <sup>1350</sup> Ebenda, S. 739
- <sup>1351</sup> Ebenda, S. 741
- <sup>1352</sup> Ebenda, S. 742 f.
- <sup>1353</sup> Ebenda, S. 747 f.
- <sup>1354</sup> Ebenda, S. 755 ff.
- <sup>1355</sup> Ebenda, S. 773 ff.
- <sup>1356</sup> Schubert, Anfänge nationalsozialistischer Außenpolitik, S. 239
- <sup>1357</sup> Ebenda, S. 161 f.
- <sup>1358</sup> Die Tagebücher von Joseph Goebbels. Sämtliche Fragemente. Hrsg. von Elke Fröhlich, Bd. 1 (1924-1930), München u.a. 1987, Eintrag vom 15.VII.24, S. 42 f.
- <sup>1359</sup> Ebenda, Eintrag vom 30.VII.24, S. 53 f.
- <sup>1360</sup> Ebenda, S. 63, 73
- <sup>1361</sup> Ebenda, S. 131
- <sup>1362</sup> Ebenda, S. 136
- <sup>1363</sup> Ebenda, S. 117
- <sup>1364</sup> Ebenda, S. 126 f.
- <sup>1365</sup> Joseph Goebbels: Nationalsozialismus und Bolschewismus. In: Nationalsozialistische Briefe vom 15.10.1925. Hier zit. nach Ralf Georg Reuth: Goebbels. Eine Biographie, München 1995, S. 93, 96
- <sup>1366</sup> Tagebuch, S. 158
- <sup>1367</sup> In: Das russische Problem. In: Nationalsozialistische Briefe vom 15.11.1925. Wieder veröffentlicht in: Ders., Die zweite Revolution. Briefe an Zeitgenossen, Zwickau 1926
- <sup>1368</sup> Goebbels, Tagebücher, Eintrag vom 26. Juni 1926, Ebenda, S. 188
- <sup>1369</sup> Alfred Rosenberg: Der Mythos des 20. Jahrhunderts, München 1930, S. 1
- <sup>1370</sup> Ebenda, S. 215 f., 535
- <sup>1371</sup> Ebenda, S. 113
- <sup>1372</sup> Ebenda, S. 208 f.
- <sup>1373</sup> Ebenda, S. 214
- <sup>1374</sup> Ebenda, S. 639 f.

- <sup>1375</sup> Ebenda, S. 642 ff.
- <sup>1376</sup> Ebenda, S. 648 f., 653
- <sup>1377</sup> Vollständiger Text der Rede in: Max Domarus (Hrsg.): Hitler. Reden und Proklamationen 1932-1945 (2 Bde), Würzburg 1962/63, Bd. 1, S. 68 ff. – Vgl. auch die Schilderung der Situation und der Reaktionen bei Joachim C. Fest: Hitler, Berlin-Frankfurt/M. 1995, S. 430 ff.
- <sup>1378</sup> Vgl. „Ein ‚kausaler Nexus‘? Zur Realgeschichte von Antibolschewismus und Antifaschismus. In: Utopie der Säuberung, S. 191-214
- <sup>1379</sup> Aus den Akten des Bundesarchivs zitiert bei Manfred Weißbecker: „Wenn Deutsche hier wohnten ...“ Beharrung und Veränderung im Russlandbild Hitlers und der NSDAP. In: Hans-Erich Volkmann (Hrsg.), Das Russlandbild im Dritten Reich, Köln 1994, S. 9-54; hier S. 26
- <sup>1380</sup> Georg Leibbrandt: Rassistisch-völkische Bedingtheit der bolschewistischen Revolution. In: Nationalsozialistische Monatshefte, 1937, S. 1021-1024. Zitiert nach Weißbecker, Ebenda, S. 27
- <sup>1381</sup> Woldemar Fink: Ostideologie und Ostpolitik. Die Ostideologie als ein Gefahrenmoment in der deutschen Außenpolitik (Diss.), Berlin 1936; Hermann Greife: Sowjetforschung. Versuch einer nationalsozialistischen Grundlegung der Erforschung des Marxismus und der Sowjetunion, Berlin-Leipzig 1936
- <sup>1382</sup> Vgl. Walter Laqueur: Deutschland und Russland, Berlin 1965; insbesondere das Kapitel „Antikomin-tern“, S. 209-236; hier insbes. 228 ff.
- <sup>1383</sup> Text der Rede bei Domarus, Hitler – Reden und Proklamationen, Bd. 2, S. 1058
- <sup>1384</sup> Stalin : Rechenschaftsbericht an den XVIII. Parteitag über die Arbeit des ZK der KPdSU (B), 10. März 1939. In: J.W. Stalin, Fragen des Leninismus, Berlin (DDR) 1948, S. 686-689
- <sup>1385</sup> Vgl. Weißbecker, Russlandbild Hitlers und der NSDAP, S. 28 ff.
- <sup>1386</sup> Theodor Seibert: Der Brückenschlag. In: Völkischer Beobachter vom 23.8.1939. Hier zitiert nach Weißbecker, S. 30
- <sup>1387</sup> Das gilt etwa für Paul Sethe: Russische Geschichte, Frankfurt/M. 1940; oder Erdmann Hanisch, Geschichte Russlands, Bde. 1-2, Freiburg 1941
- <sup>1388</sup> So z.B. Arthur Just: Die Sowjetunion – Staat, Wirtschaft, Heer, Berlin 1940 – Just bereits in den zwanziger Jahren Korrespondent deutscher Zeitungen in Moskau gewesen. Er hatte vor 1933 eine Reihe von Standardwerken über die Sowjetunion verfasst sowie das muntere Reisebuch: Mit Ilsebill freiwillig nach Sibirien, Berlin 1932 (eine Reise über die Großbaustellen des ersten Fünfjahrplans)
- <sup>1389</sup> Aus der publizistischen Literatur ragt etwa das mehrfach aufgelegte Büchlein von Manfred Schwertfeger: Deutschland und Russland im Wandel der europäischen Bündnisse, Hannover 1939 hervor. Das Nietzsche-Zitat findet sich im Aufsatz von Friedrich Schulze-Maiziers: Von Dostojewski zu Nietzsche. In: Wir und die Welt, 1940, S. 30-34. Hier zitiert nach Stefan Klessmann: Deutsche und amerikanische Erfahrungsmuster von Welt, S. 196 f.
- <sup>1390</sup> Alexander Nekrich: Pariahs, Partners, Predators, New York 1997, S. 157
- <sup>1391</sup> Goebbels, Tagebücher, Bd. 4, S. 713
- <sup>1392</sup> Theodor Seibert: Der Sowjetmensch. In: Völkischer Beobachter, 19.7.1941. Hier zitiert nach Weißbecker, Russlandbild Hitlers und der NSDAP, S. 39
- <sup>1393</sup> Edwin Erich Dwinger: Wiedersehen mit Sowjetrußland. Tagebuch vom Ostfeldzug, Jena 1942, S. 57 ff.
- <sup>1394</sup> Ebenda, S. 242
- <sup>1395</sup> Ebenda, S. 94 f.
- <sup>1396</sup> Ebenda, S. 50
- <sup>1397</sup> Zitiert nach Reuth, Goebbels, S. 504
- <sup>1398</sup> Henry Picker: Hitlers Tischgespräche, Stuttgart 1951; hier nach der unveränderten Neuausgabe Frankfurt/M.-Berlin 1989, S. 214
- <sup>1399</sup> Vgl. Weißbecker, Russlandbild Hitlers und der NSDAP, S. 35
- <sup>1400</sup> Aus den Akten des Amtes Rosenberg zitiert in: Ebenda, S. 37
- <sup>1401</sup> Hannah Arendt: Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft, III. Totale Herrschaft, München – Zürich 1986, S. 606
- <sup>1402</sup> Hitlers Tischgespräche, S. 114
- <sup>1403</sup> So nach einer Aufzeichnung Koeppens vom 23.9.1941. Hier zitiert nach Rainer Zitelmann: Hitler. Selbstverständnis eines Revolutionärs, Stuttgart 1991, S. 442
- <sup>1404</sup> Hitlers Tischgespräche, S. 133
- <sup>1405</sup> Ebenda, S. 299
- <sup>1406</sup> Ebenda, S. 447
- <sup>1407</sup> Ebenda, S. 313
- <sup>1408</sup> Ebenda, S. 52
- <sup>1409</sup> Ebenda, S. 448

- <sup>1410</sup> Hitler, *Mein Kampf*, S. 742 f.
- <sup>1411</sup> Ministerkonferenz vom 20. Februar 1943. Hier zitiert nach Wolfram Wette, *Das Russlandbild der NS-Propaganda. Ein Problemaufriss*. In: H.E. Volkmann (Hrsg.), *Russlandbild im Dritten Reich*, S. 55-78; hier S. 58
- <sup>1412</sup> Zitiert nach Ebenda, S. 68
- <sup>1413</sup> Bianca Pietrow-Ennker: *Das Feindbild im Wandel. Die Sowjetunion in den nationalsozialistischen Wochenschaun 1935-1941*. In: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 41 (1990), S. 348 f.
- <sup>1414</sup> Goebbels, *Tagebücher*, Eintrag vom 16. März 1945
- <sup>1415</sup> Hitlers Politisches Testament. *Die Bormann-Diktate vom Februar bis April 1945*, Hamburg 1981, S. 116
- <sup>1416</sup> Wette, *Russlandbild der NS-Propaganda*, S. 57
- <sup>1417</sup> Dan Diner: *Das Jahrhundert verstehen. Eine universalhistorische Deutung*, München 1999, S. 222. – Diner bezieht sich an dieser Stelle auf Christian Gerlach: *Die Wannsee-Konferenz. Das Schicksal der deutschen Juden und Hitlers politische Grundsatzentscheidung, alle Juden zu ermorden*. In: *Werkstatt Geschichte*, 1997, S. 11 f.
- <sup>1418</sup> Vgl. Joseph Goebbels, *Tagebücher*, Teil II, Bd. 2, München 1992, S. 498 f.
- <sup>1419</sup> Weißbecker, S. 53
- <sup>1420</sup> So heißt es bereits in Hitlers frühester politischer Äußerung, seinem Brief an Adolf Gemlich vom September 1919. Zitiert nach: Ernst Deuerlein: *Der Aufstieg der NSDAP 1919-1933*, Düsseldorf 1968, S. 201 ff.
- <sup>1421</sup> Karl Schlögel: *Berlin Ostbahnhof Europas. Russen und Deutsche in ihrem Jahrhundert*, Berlin 1998, S. 59
- <sup>1422</sup> Ebenda, S. 9 f.
- <sup>1423</sup> Ebenda, S. 53; mit Bezug auf das Buch von Bernhard Furler, *Augenschein*, S. 91
- <sup>1424</sup> Vgl. Gunther Mai: *Europa 1918-1933. Mentalitäten, Lebensweisen, Politik zwischen den Weltkriegen*, Stuttgart (u.a.) 2001, S. 22
- <sup>1425</sup> Wolfgang Schivelbusch: *Die Kultur der Niederlage. Der amerikanische Süden 1865 – Frankreich 1871 – Deutschland 1918*, Berlin 2001, S. 322
- <sup>1426</sup> Ebenda, S. 38
- <sup>1427</sup> Ebenda, S. 229
- <sup>1428</sup> Niall Ferguson: *Der falsche Krieg. Der Erste Weltkrieg und das 20. Jahrhundert*, Stuttgart 1999, S. 371
- <sup>1429</sup> Zitiert nach Schivelbusch, *Kultur der Niederlage*, S. 227 ff.
- <sup>1430</sup> Winston S. Churchill: *The World Crisis*, London 1931, S. 800, 817. – Hier zit. nach Ebenda
- <sup>1431</sup> Arthur Rosenberg: *Die Entstehung der Weimarer Republik*, Hamburg 1991, S. 208 f. – Hier zitiert nach Ebenda, S. 228
- <sup>1432</sup> Anneliese Thimme, *Flucht in den Mythos*, S. 151; hier zitiert nach Ebenda, S. 242
- <sup>1433</sup> Vgl. Gerd Koenen, *Utopie der Säuberung, insbesondere das Kapitel „Weltkrieg und totalitäre Bewegungen“*
- <sup>1434</sup> Ebenda, insbesondere die Kapitel „Revolution und Involution“, „Marsch ins Niemandsland“ und „Phönix und Asche“
- <sup>1435</sup> Cora Stephan: *Das Handwerk des Krieges*, Reinbek 1998, S. 217
- <sup>1436</sup> Niall Ferguson: *Der falsche Krieg. Der Erste Weltkrieg und das 20. Jahrhundert*, Stuttgart 1999, S. 30
- <sup>1437</sup> Cora Stephan, *Handwerk des Krieges*, S. 241 ff.
- <sup>1438</sup> Schivelbusch, *Kultur der Niederlage*, S. 279
- <sup>1439</sup> Ebenda, Einleitungskapitel „Verlieren“, passim
- <sup>1440</sup> Detlev Peukert: *Die Weimarer Republik*, Frankfurt/M. 1987, S. 15 f.
- <sup>1441</sup> Schivelbusch, *Kultur der Niederlage*, S. 275/76
- <sup>1442</sup> Ebenda, S. 23 f.
- <sup>1443</sup> Fritz Giese: *Girlkultur. Vergleiche zwischen amerikanischem und europäischem Rhythmus und Lebensgefühl*, München 1925. Darauf bezieht sich Schivelbusch zentral in seinem Exkurs „Der Tanzboden der Inflation und die Girlmaschine“, S. 319-327
- <sup>1444</sup> So zum Beispiel eine Broschüre von L. Hoppe: *Sexueller Bolschewismus und seine Abwehr*. Hrsg. von der Volksgemeinschaft zur Wahrung von Anstand und guter Sitte und des Deutschen Nationalkomitees zur Bekämpfung des internationalen Mädchenhandels, Vaterländische Verlags- und Kunstanstalt, Berlin 1921, die überhaupt keinen Bezug auf den Bolschewismus im politischen Sinne nimmt. – Auch in der Arbeit von Eckhard John: *Musikbolschewismus. Die Politisierung der Musik in Deutschland 1918-1938* (Stuttgart-Weimar 1993) lassen sich – jenseits des im Untertitel gewählten Aspekts – Beispiele finden, die den hier angesprochenen Gesichtspunkt belegen.

- <sup>1445</sup> Joachim C. Fest: Hitler, Berlin und Frankfurt a.M. 1995, S. 131
- <sup>1446</sup> Ebenda, S. 141
- <sup>1447</sup> Fest, Hitler, S. 82
- <sup>1448</sup> Ernst Nolte: Der kausale Nexus. Über Revisionen und Revisionismen in der Geschichtswissenschaft. Studien, Artikel und Vorträge 1990-2000, München 2002
- <sup>1449</sup> Ebenda, S. 9 f.
- <sup>1450</sup> Ebenda, S. 10 ff.
- <sup>1451</sup> „Deutscher oder jüdischer Bolschewismus?“. In: Auf gut deutsch, 16. 8. 1919. Hier zitiert nach Dupeux, ‚Nationalbolschewismus‘ in Deutschland, S. 81
- <sup>1452</sup> Mein Kampf, S. 185/186
- <sup>1453</sup> Schivelbusch, Kultur der Niederlage, S. 254
- <sup>1454</sup> Brief an Adolf Gemlich. Hier zitiert nach Ernst Deuerlein: Der Aufstieg der NSDAP 1919-1933, S. 201 ff.
- <sup>1455</sup> Mark Mazower: Der dunkle Kontinent. Europa im 20. Jahrhundert, Berlin 2000; insbesondere die Kapitel „Der verlassene Tempel: Aufstieg und Fall der Demokratie“ sowie „Gesunde Körper, kranke Körper“
- <sup>1456</sup> Vgl. Mazower, Ebenda, insbesondere das Kapitel „Reiche, Völker, Minderheiten“; sowie Dan Diner, Das Jahrhundert verstehen, insbesondere die Kapitel „Zweierlei Weltbürgerkrieg“ und „Nation und Revolution“
- <sup>1457</sup> Gunther Mai, Europa 1918-1939, S. 10 f.
- <sup>1458</sup> Julien Benda: Der Verrat der Intellektuellen. Mit einem Vorwort von Jean Améry, Frankfurt/M. (u.a.) 1983, S. 121
- <sup>1459</sup> Ebenda, S. 198
- <sup>1460</sup> Ebenda, S. 207
- <sup>1461</sup> Gunther Mai, Europa 1918-1939, S. 28
- <sup>1462</sup> Ebenda, S. 29
- <sup>1463</sup> Peter Krüger: Versailles. Deutsche Außenpolitik zwischen Revisionismus und Friedenssicherung, München 1986, S. 17
- <sup>1464</sup> Vgl. Ebenda, S. 170 ff.
- <sup>1465</sup> Gunther Mai, Europa 1918-1933, S. 19
- <sup>1466</sup> Hier zitiert nach Krüger, Versailles, S. 145
- <sup>1467</sup> Hermann Oncken: Nation und Geschichte. Reden und Aufsätze 1919 bis 1935, Berlin 1935, S. 73, 109 f. Hier zitiert nach Krüger, Versailles, S. 158 f.
- <sup>1468</sup> Ebenda, S. 3-6. Hier zitiert nach Krüger, Versailles, S. 73 f.
- <sup>1469</sup> István Bibó: Die deutsche Hysterie. Ursachen und Geschichte, Frankfurt/M.-Leipzig 1991, S. 124
- <sup>1470</sup> Oncken, Nation und Geschichte, S. 19; hier zitiert nach Krüger, Versailles, S. 75
- <sup>1471</sup> Oswald Spengler: Preußentum und Sozialismus, München 1919, S. 15
- <sup>1472</sup> Ebenda, S. 9
- <sup>1473</sup> Ebenda, S. 11
- <sup>1474</sup> Ebenda, S. 99
- <sup>1475</sup> Moeller van den Bruck: Das Recht der jungen Völker, München 1919. Hier zitiert nach Ernst-Otto Schüddekopf: Linke Leute von rechts. Die nationalrevolutionären Minderheiten und der Kommunismus in der Weimarer Republik, Stuttgart 1960, S. 35
- <sup>1476</sup> Hier referiert nach Schüddekopf, Ebenda, S. 81 f.
- <sup>1477</sup> Moeller van den Bruck: Rechenschaft über Russland, hrsg. von Hans Schwarz, Berlin 1933. Dort zitiert im Vorwort des Moeller-Vertrauten Hans Schwarz, S. 4
- <sup>1478</sup> Ders., Die slawische Rasse, in: Ebenda, S. 12 f.
- <sup>1479</sup> Vgl. Schüddekopf, Linke Leute von rechts, S. 83
- <sup>1480</sup> F.M. Dostojewski: Politische Schriften, München 1917, S. 69
- <sup>1481</sup> Ebenda, S. 77
- <sup>1482</sup> Oswald Spengler: Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte, München 1981 (Ungekürzte Sonderausgabe, 188.-202. Tsd.), S. 793 f.
- <sup>1483</sup> Ders., Preußentum und Sozialismus, S. 95 ff.
- <sup>1484</sup> Ders., Politische Schriften, München 1933, S. 98. Hier zitiert nach Hans-Christof Kraus: „Untergang des Abendlandes“. Russland im Geschichtsdenken Oswald Spenglers. In: Koenen/Kopelew, Deutschland und die russische Revolution, S. 310
- <sup>1485</sup> Ders., Politische Schriften, Berlin 1933., S. 300 ff.
- <sup>1486</sup> Hermann Hesse: Die Brüder Karamasoff oder Der Untergang Europas. Einfälle bei der Lektüre Dostojewskis, in: Ders., Blick ins Chaos. Drei Aufsätze, Bern 1920, S. 2

- <sup>1487</sup> Thomas Mann: „Knaben und Mörder“. (Rezension eines Erzählbandes von Hermann Ungar). In: Der., Aufsätze, Reden, Essays, Berlin- Weimar 1986, S. 109
- <sup>1488</sup> Erdmann Hanisch: Zur Bibliographie der vornehmlich in Deutschland erschienenen slavischen Belletristik und Literaturgeschichte, in: Jahresberichte für Kultur und Geschichte der Slaven, H. 1, 1924, S. 151
- <sup>1489</sup> Sonia Lane, Deutsche Dostojewskij-Inflation, in: Slavische Rundschau, H. 3, 1931, S. 196
- <sup>1490</sup> Theoderich Kampmann: Dostojewski in Deutschland, Münster 1931, S. 217
- <sup>1491</sup> Stefan Zweig: Drei Meister. Balzac, Dickens, Dostojewski, Leipzig 1921
- <sup>1492</sup> Werner Mahrholz: Dostojewski, Berlin 1922, S. 7
- <sup>1493</sup> Eduard Thurneysen: Dostojewski, München 1922, S. 77
- <sup>1494</sup> Sir Galahad: Idiotenführer durch die russische Literatur, München 1925, S. 41
- <sup>1495</sup> Josef Hofmiller: Der Dostojewski-Taumel als Schrittmacher des Bolschewismus. In: Süddeutsche Monatshefte, 24 (1926/27), H. 2, S. 165
- <sup>1496</sup> Hannah Arendt, Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft, S. 375 f., 394 ff.
- <sup>1497</sup> Herrman Rauschning: Konservative Revolution, N.Y. 1941; hier zitiert nach Schüddekopf, Linke Leute von rechts, S. 193
- <sup>1498</sup> Thomas Mann: Zum Geleit, in: Die Dichtung der Völker. Meisterwerke der russischen Erzählkunst, Süddeutsche Monatshefte, 18 (1920/21), H. 5, S. 289 ff.
- <sup>1499</sup> Ebd., S. 293
- <sup>1500</sup> Ebd., S. 296
- <sup>1501</sup> Arthur Luther: Russische Literatur in Deutschland, in: Das deutsche Buch. Sonderheft Russland, Leipzig 1923, S. 12
- <sup>1502</sup> Vgl. Roswitha Loew / Bella Tschistowa (Hg.): Majakowski in Deutschland. Texte zur Rezeption 1919-1930, Berlin 1986
- <sup>1503</sup> Fritz Mierau: Die Rezeption der sowjetischen Literatur in Deutschland in den Jahren 1920-24, in: Zeitschrift für Slawistik, H. 2-4, 1958, S. 631
- <sup>1504</sup> Vgl. Markus Wehner: „Genosse Thomas“ und die Geheimtätigkeit der Komintern in Deutschland 1919-1925, in: Internationale Wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung (IWK), H. 1, 1993, S. 1 ff., 8 f.
- <sup>1505</sup> Vgl. Rolf Surmann: Die Münzenberg-Legende. Zur Publizistik der revolutionären deutschen Arbeiterbewegung 1921-1933, Köln 1982
- <sup>1506</sup> Der Gegner, Blätter zur Kritik der Zeit, H. 10-12, 1919/20, S. 56 (Reprint Berlin 1976)
- <sup>1507</sup> Vgl. etwa die Broschüre von Heinz Fenner: Maxim Gorkis politische Gesinnung und seine Stellungnahme zu der Sowjetregierung, hg. vom Generalsekretariat zum Studium und zur Bekämpfung des Bolschewismus, Berlin 1919 (siehe das Antibolschewisten-Kapitel in dieser Arbeit)
- <sup>1508</sup> Edzard Nidden: Russisches, in: Kunstwart und Kulturwart, H. 5, 1922, S. 270
- <sup>1509</sup> Dass dabei über viele Widersprüchlichkeiten der Dichterbiographie Gorkis und über manche Zeugnisse seiner inneren Zerrissenheit der Mantel seiner Kanonisierung gebreitet wurde, war eine andere Frage.
- <sup>1510</sup> Vossische Zeitung, 16.1.1927
- <sup>1511</sup> Die Büchergilde, H. 8, 1929, S. 116
- <sup>1512</sup> Curt Wormann: Der moderne russische Roman und seine Leserschaft, in: Bücherei und Bildungspflege, Heft 11, 1931, S. 378
- <sup>1513</sup> Ebenda
- <sup>1514</sup> Vgl. dazu etwa die Beiträge von Wladimir Koljasin: Theater und Revolution. Glanz und Elend der deutschen Künstlerbeziehungen; sowie Oksana Bulgakowa: Zar Iwan, Raskolnikoff, Rote Matrosen. Russische ‚Wellen‘ im deutschen Film. In: Koenen/Kopelew, Deutschland und die russische Revolution, S. 676-732
- <sup>1515</sup> Klabund: Literaturgeschichte, Wien 1929, S. 197
- <sup>1516</sup> Philip Grierson: Books on Soviet Russia 1917-1942. A Bibliography and a Guide to Reading, London 1943
- <sup>1517</sup> So etwa Paul Fechter: Wandlungen der Form. In: Die Neue Front, Berlin 1922, S. 176
- <sup>1518</sup> Johannes R. Becher: An Dostojewski. Hier zitiert nach Michael Rohrwasser: Das rettende Russland. Erweckungserlebnisse des jungen Johannes R. Becher. In: Koenen/Kopelew, Deutschland und die russische Revolution, S. 462-481; hier S. 468
- <sup>1519</sup> Johannes R. Becher: Der Dichter dieser Zeit. In: Kameraden der Menschheit. Dichtungen zur Weltrevolution. Hrsg. von Ludwig Rubiner, Potsdam 1919 (Reprint Stuttgart 1979), S. 39
- <sup>1520</sup> Ebenda, S. 14

- <sup>1521</sup> Dr. Ernst Bloch: Die falschen Geleise Zimmerwalds. In: Kampf, nicht Krieg. Politische Schriften 1917-1919, hrsg. von Martin Korol, Frankfurt/M. 1985, S. 390
- <sup>1522</sup> Ernst Bloch (Pseud. Dr. Fritz May, Nürnberg): Was schadet und was nützt Deutschland ein feindlicher Sieg?. In: Ebenda, S. 86 f.
- <sup>1523</sup> Ders., Vademecum für heutige Demokraten, Bern 1919, S. 67
- <sup>1524</sup> Zitate aus Thomas Müntzer als Theologe der Revolution, Geist der Utopie u.a. Schriften der frühen zwanziger Jahre; hier zitiert nach Manfred Riedel: Zukunft in der Vergangenheit? Über Ursprung und Sinn von Blochs Geschichtsdiagnostik. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, H. 12, 1992, S. 12 f.; Joachim Fest: Der zerstörte Traum. Vom Ende des utopischen Zeitalters, Berlin 1991, S. 59-80; hier S. 69; sowie Karol Sauerland: Von Dostojewski zu Lenin. In: Koenen / Kopelew, Deutschland und die russische Revolution, S. 500 f.
- <sup>1525</sup> József Lengyel: Visegráder Straße, Berlin (DDR) und Budapest, 1955, S. 244. Hier zitiert nach Karol Sauerland: Von Dostojewski zu Lenin. Georg Lukács' und Ernst Blochs frühe Auseinandersetzung mit dem revolutionären Russland. In: Koenen/Kopelew, Deutschland und die russische Revolution, S. 491
- <sup>1526</sup> Hier zitiert nach László Sziklai: Georg Lukács und seine Zeit 1930-1945, Wien u.a. 1986, S. 108 ff.
- <sup>1527</sup> Carl Schmidt-Dorotic: Die Diktatur. Von den Anfängen des modernen Souveränitätsgedankens bis zum proletarischen Klassenkampf, München-Leipzig 1921, S. V ff., 146 f.
- <sup>1528</sup> Den Bericht über die „Arbplan“, den Lukács der Kaderabteilung der Komintern einreichte, findet sich im Anhang von Reinhard Müllers Rezension zu: François Furet, Das Ende einer Illusion. In: Mittelweg 36, H. 5, 1996, S. 66-72; hier S. 71/72
- <sup>1529</sup> Ernst von Salomon: Die Geächteten, Berlin 1929, S. 107
- <sup>1530</sup> Vgl. etwa die schmerzhaft Diskrepanz zwischen Malewitschs verzweifelten Bemühungen, 1927 über das Dessauer Bauhaus Arbeitsmöglichkeiten in Deutschland zu finden, da seinen Lage in der Sowjetunion bereits unhaltbar geworden war, und der höflichen Ignoranz der Bauhaus-Linken (Gropius, Moholy-Nagy us.), die ihn im Grunde schon als einen „überholten“ Künstler ansahen, für den man keinen Platz hatte. Vgl. Marina Dmitrieva-Einhorn: Zwischen Futurismus und Bauhaus. Kunst der Revolution und Revolution in der Kunst. In: Koenen / Kopelew, Deutschland und die russische Revolution, S. 754 ff.
- <sup>1531</sup> Fritz Max Cahén: Der Weg nach Versailles. Erinnerungen 1912-1919, Boppard 1963, S. 15
- <sup>1532</sup> Leo Matthias: Genie und Wahnsinn in Russland. Geistige Elemente des Aufbaus und Gefahrenelemente des Zusammenbruchs, Berlin 1921
- <sup>1533</sup> August Heinrich Kober: Unter der Gewalt des Hungers. Vom neuen Werden in Russland, Jena 1922
- <sup>1534</sup> Vgl. dazu insgesamt meinen Aufsatz: Betrachtungen eines Unpolitischen. Thomas Mann über Russland und den Bolschewismus. In: Koenen/Kopelew, Deutschland und die russische Revolution, S. 313-379
- <sup>1535</sup> Über Lenin, in: Ders., Aufsätze-Reden-Essays, S. 436 f. – Thomas Mann schrieb diese Sätze auf eine Umfrage des Auslandsvertreters der Moskauer Iswestija, Wladimir Solski. Veröffentlicht wurden sie in einer Broschüre mit dem Titel "Die Gegenwart über Lenin. Stimmen führender Persönlichkeiten" im KP-nahen Neuen Deutschen Verlag, Berlin 1924, zusammen mit entsprechenden Würdigungen u.a. von Maximilian Harden, Alfred Kerr, Heinrich Mann, Henri Barbusse, Romain Rolland, Bernard Shaw, Friedtjof Nansen, Martin Andersen Nexö und Georg Lukacs.
- <sup>1536</sup> Bernard Guillemin, Gespräch mit Thomas Mann über den "Zauberberg", Berliner Börsen-Courier, 30.10.1925 – Zitiert nach: Dichter über ihre Dichtungen. Bd. 14: Thomas Mann. Hrsg. von Hans Wysling, Frankfurt/M. 1975, S. 508 f.
- <sup>1537</sup> Pariser Rechenschaft, in: GW, Bd. XI, S. 16
- <sup>1538</sup> Ebd., S. 42
- <sup>1539</sup> Ebd., S. 81
- <sup>1540</sup> Friedrich Sieburg: Die rote Arktis. ‚Malygins' empfindsame Reise, Frankfurt/M. 1932, S. 183
- <sup>1541</sup> Helmuth Plessner: Die verspätete Nation, Frankfurt/M. 1974, S. 52-64, 93-102, passim
- <sup>1542</sup> So in einem Almanach des „Hofgeismarkreises der Jungsozialisten“ von 1924. Hier zitiert nach Schüddekopf, Linke Leute von rechts, S. 170
- <sup>1543</sup> So in Beiträgen der Hofgeismarer Arthur Zickler und Hermann Heller; hier zitiert nach: Michael Pittwald: Ernst Niekisch. Völkischer Sozialismus, nationale Revolution, deutsches Endimperium, Köln 2002, S. 53 f.
- <sup>1544</sup> Ernst Niekisch, Revolutionäre Politik. In: Widerstand H. 1, 1926, S. 1; hier zitiert nach Pittwald, Ebenda, S. 61
- <sup>1545</sup> Ders., Leutnant Scheringer. In: Widerstand, H. 4, 1931. Hier zitiert nach Dupeux, ‚Nationalbolschewismus' in Deutschland, S. 340

- <sup>1546</sup> Vgl. Pittwald, Niekisch, insbes. Kap. II.5 über Organisation und Struktur der Widerstandsbewegung, S. 60-73; sowie Dupeux, Nationalbolschewismus, Kap. XVI: Ernst Niekischs Weg vom Neonationalismus zum „Deutschen Bolschewismus“, insbes. S. 341 ff.
- <sup>1547</sup> Vgl. Dupeux, Nationalbolschewismus, S. 372 ff.
- <sup>1548</sup> Ernst Niekisch: Entscheidung, Berlin 1930, passim
- <sup>1549</sup> Zitate aus diversen Niekisch-Texten, hier zitiert nach Pittwald, S. 163 f.
- <sup>1550</sup> Ders., Der mitteleuropäische Traum. In: Widerstand, H. 7, 1932; sowie aus Entscheidung, 1930. Hier zitiert nach Pittwald, S. 176
- <sup>1551</sup> Ders., Entscheidung, S. 168
- <sup>1552</sup> Ebenda, S. 181 ff.
- <sup>1553</sup> Ders., Die dritte imperiale Figur, Berlin 1935, S. 159
- <sup>1554</sup> Außer dem mehrfach zitierten Buch von Louis Dupeux: ‚Nationalbolschewismus‘ in Deutschland 1919-1933, München 1985 sind mir noch folgende Arbeiten bekannt: Ders., Ernst Niekisch, de la Gauche au Stalinisme par l'extrême droite. In: Ni gauche, ni droite. Les chassés-croisés des intellectuels français et allemands dans l'Entre-deux-guerres, Bordeaux, 1995, S. 93-101 ; sowie : Lecture du totalitarisme russe via le ‚National-Bolchevisme‘ allemand (1919-1933). In: revue d'Allemagne et des pays de langue allemande, H. 3, 1998, S. 261-271. Nicht mehr rezipieren konnte ich leider den umfangreichen Sammelband mit Arbeiten von Louis Dupeux. Aspects du fondamentalisme national en Allemagne de 1890 à 1945, Strasbourg 2001 (darin auch der vorstehende Aufsatz über Niekisch)
- <sup>1555</sup> Michael Pittwald, Ernst Niekisch (s. Anm. 116)
- <sup>1556</sup> Zitate aus Niekisch, Hitler – ein deutsches Verhängnis, Berlin 1932; sowie der Nachkriegschrift: Das Reich der niederen Dämonen, Hamburg 1953. Hier zitiert nach Pittwald, Niekisch, S. 75 -81
- <sup>1557</sup> Hans-Jürgen Perrey; Russlandausschuss der Deutschen Wirtschaft, S. 56 ff.
- <sup>1558</sup> Vgl. Krummacher / Lange, Krieg und Frieden, S. 236 f.
- <sup>1559</sup> Vgl etwa das Kapitel „UKK“ (über das „Ural-Kusnetzker-Kombinat) in Arthur W. Just, Mit Ilsebill freiwillig nach Sibirien, S. 121-134
- <sup>1560</sup> Paul Scheffer: Augenzeuge im Staate Lenins. Ein Korrespondent berichtet aus Moskau 1921-1930, München 1972, S. 428
- <sup>1561</sup> Vgl. das Kapitel „Raum als Schicksal“: Die Internationale der Geopolitik. In: Karl Schlögel, Ostbahnhof Berlin, S. 255-272
- <sup>1562</sup> Aus der mittlerweile reichhaltigen Literatur seien nur erwähnt: Susanne Heim: Bevölkerungsökonomie, Deportation und Vernichtung. In: Dittmar Dahlmann / Gerhard Hirschfeld (Hrsg.): Lager, Zwangsarbeit, Vertreibung und Deportation, Essen 1999, S. 501-534; Hans-Walter Schmuhl: Rassenhygiene in Deutschland – Eugenik in der Sowjetunion: Ein Vergleich. In: Dietrich Beyrau (Hrsg.): Im Dschungel der Macht, S. 360-377 (dort auch in einigen anderen Beiträgen Hinweise auf direkte oder indirekte Kooperationen); Ludwig Aschoff. Vergleichende Völkerpathologie oder Rassenpathologie. Tagebuch einer Reise durch Russland und Transkaukasien (1930), Hrsg. und mit einer Einleitung versehen von Susan Gross Solomon, Pfaffenweiler 1998. Vgl. schließlich auch meine Darstellung in: Utopie der Säuberung, Kap. Der sozialistische Übermensch, S. 125-145

# QUELLEN UND LITERATUR

## A. QUELLEN

### A. 1. Ungedruckte Quellen (Archivalien)

Im Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes (PA-AA) wurden eine Reihe von Beständen aus der Zeit des Ersten Weltkriegs eingesehen. Davon waren für diese Arbeit relevant:

1. Gesandtschaft Kopenhagen, betreffend Helphand (Kopenhag. 98/353)
2. Geh. Akten betr. Das Verhältnis zu Russland (Deutschland Nr. 131 secr., Bd. 18 = R 2062; Bd. 19 = R 2063; Bd. 50 = R 2014; Bd. 51 = R 2015; Bd. 52 = R 2016; Bd. 53 = R 2017; Bd. 55 = R 2019)
3. Geh. Akten betr. Die russische Presse (Russland Nr. 74, Bd. 2 = R 10544; Bd. 35 = R 10540)
4. Geh. Akten betr. Friedensbemühungen usw. (Der Weltkrieg 2 Geh., Bd. 51 = R 20497; Bd. 52 = R 20498; Bd. 55 = R 20501)
5. Akten betr. Journalisten (Deutschland Nr. 122, No. 3, Bd. 34 = R 1232)
6. Akten betr. Den russischen Bolschewisten Karl Radek (Deutschland 131, adh. 3, No. 2, Bde. 1-2 = R 2042 / 2043)

Im ehemaligen Moskauer „Sonderarchiv“ (zur Zeit meiner Recherchen im Herbst 1996 „Russisches Archiv zur Aufbewahrung historischer Dokumente“, RZChDI; seit 1999 mit dem ehemaligen „Militärarchiv“ zusammengelegt) waren insbesondere folgende Bestände für diese Arbeit von Bedeutung:

1. Faschistische und profaschist. Organisationen (Fonds 1521, op. 1)
2. Reichsministerium des Inneren, Berichte Reiko (Fonds 720, op. 3)
3. Nachlass Walther Rathenau (Fonds 634, op. 1)
4. Nachlass Müller von Hausen (Fonds 577, op. 1 + 2)

Im ehemaligen Partei- und Kominternarchiv (zur Zeit meiner Recherchen das „Russische Zentrum für die Aufbewahrung und das Studium von Dokumenten zur neuesten Geschichte, RZChIDNI; inzwischen Teil des „Russischen Staatsarchivs für sozialpolitische Geschichte“) waren für diese Arbeit von Interesse:

1. Sekretariat Lenin (Fonds 5, op. 1 + op. 3)
2. Parvus-Helphand (Fonds 299, op. 1)
3. Karl Radek (Fonds 326, op. 1)

4. Lunatscharki (Fonds 142, op. 1)
5. Westeuropäisches Büro (Fonds 499, op. 1)
6. Föderation ausländ. Gruppen in der KPR (B) (Fonds 549, op. 4)

## A. 2. Alfons Paquet (ungedruckte und gedruckte Quellen)

Im Nachlass Alfons Paquet, der in der Frankfurter Staats- und Universitätsbibliothek (StUB) aufbewahrt wird, wurden – über die von Winfried Baumgart 1971 edierten „Moskauer Tagebücher“ (s.u.) hinaus – die „Stockholmer Tagebücher“ Paquets, einschließlich eines Heftes mit Aufzeichnungen über seine „Kriegsreise nach Finnland“ im Februar 1918, durchgesehen. Schließlich wurden auch die Tagebuchaufzeichnungen nach der Rückkehr bis Februar 1919 durchgesehen. Insgesamt handelt es sich dabei um die Hefte I – VI seiner als „Politisches Tagebuch“ im Mai 1917 begonnenen Aufzeichnungen. Auch einige in der Edition Baumgarts ausgelassene Passagen, speziell zur „jüdischen Frage“, wurden durchgesehen, ebenso eine Vielzahl von begleitenden Notizen sowie verstreute Aufzeichnungen und Fragmente.

Von besonderem Interesse war auch das Manuskript des ungedruckten Romans „Von November bis November“ (1931/32), in dem die Stockholmer und Moskauer Erfahrungen noch einmal in der verfremdeten Form eines „Schlüsselromans“ erzählt wurden.

Über diese ungedruckten Quellen hinaus liegen als gedruckte Quellen von Paquet vor:

- + WINFRIED BAUMGART (Hrsg.): Von Brest-Litovsk zur deutschen Novemberrevolution. Aus den Tagebüchern, Briefen und Aufzeichnungen von Alfons Paquet, Wilhelm Groener und Albert Hopman, März bis November 1918, Göttingen 1971
- + HANS PETER NEUREUTER: Alfons Paquet und seine Reportagen aus dem Finnischen Bürgerkrieg 1918. In: Trajekt. Beiträge zur finnischen, lappischen und estnischen Literatur, H. 3, 1983, S. 31-73; dort auch Auszüge aus seinem Tagebuch der „Kriegsreise nach Finnland“

Als wichtiges Hilfsmittel zur Erschließung des reichhaltigen Schrifttums von Alfons Paquet liegen vor:

- + BIBLIOGRAPHIE ALFONS PAQUET. Bearbeitet von Dr. Sebastian Paquet, Henriette Klingmüller-Paquet u.a., Frankfurt 1958
- + ALFONS PAQUET 1881-1914. Begleitheft zur Ausstellung der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt a.M., 1981

Die für das Thema wichtigsten literarischen und journalistischen gedruckten Texte Paquets waren (in chronologischer Reihenfolge):

- + Südsibirien und die Nordwestmongolei. Politisch-geographische Studie und Reisebericht an die Geographische Gesellschaft zu Jena, Jena 1909
- + Asiatische Reibungen. Politische Studien, München-Leipzig 1909
- + Kamerad Fleming. Roman, Frankfurt/M. 1911
- + Li oder Im neuen Osten, Frankfurt/M. 1912
- + Sibirische Reise. In: Ders.: Der Sendling. Erzählungen und Schilderungen, Hamburg 1914
- + Der Kaisergedanke, Frankfurt/M. 1915
- + In Palästina, Jena 1915
- + Nach Osten! (= Der Deutsche Krieg. Politische Flugschriften, hrsg. von Ernst Jäckh, 23. Heft), Stuttgart-Berlin 1915
- + Im kommunistischen Russland. Briefe aus Moskau, Jena 1919
- + Vom Geist der russischen Revolution, München 1919 (2. Aufl. 1920)
- + Rom oder Moskau. Sieben Aufsätze, München 1923
- + Prophezeiungen. Roman, München 1923
- + Lusikas Stimme (1925). Wieder abgedruckt in: Alfons Paquet, Gesammelte Werke, Zweiter Band: Romane und Erzählungen, Stuttgart 1970
- + Sturmflut. Schauspiel in 4 Akten, Berlin 1926

Wichtige, Quellen verarbeitende Ausarbeitungen zu Paquet sind:

- + NIEBUHR, VERA: Alfons Paquet. The Development of his Thought in Wilhelminian and Weimar Germany (Diss.), University of Wisconsin, Madison 1977
- + BRENNER, SABINE: Alfons Paquets frühe Reiseberichte – Russland, Japan, China. Zur Poetik und literarischen Praxis der Gattung, Magisterarbeit der Philosophischen Fakultät der Heinrich- Heine-Universität Düsseldorf, 1999
- + BRENNER, SABINE / CEPL-KAUFMANN, GERTRUDE / THÖNE, MARTINA: „Ich liebe nichts so sehr wie die Städte ...“. Alfons Paquet als Schriftsteller, Europäer und Weltreisender (= Frankfurter Bibliotheksschriften 9), Frankfurt 2001
- + MARTINA WAGNER, München bereitet z.Zt. eine Edition des Romans-Ms. „Von November bis November“ vor.
- + OLIVER PIECHA, Frankfurt/Wiesbaden arbeitet an einer Biographie Alfons Paquets auf der Basis seines Nachlasses.

### A. 3. Gedruckte Quellen (Zeitgenössische Literatur)

Als gedruckte Quellen zum Thema sind zeitgenössische Texte unterschiedlicher Art herangezogen worden, auf die ich in verschiedenen Kapiteln dieser Arbeit Bezug genommen habe. Dies waren im wesentlichen – unter sachlich gegliederten Gesichtspunkten alphabetisch aufgeführt – die folgenden Autoren und Texte:

### **Gedruckte Archivalien zur Revolutionierung Russlands**

WERNER HAHLWEG (Hrsg.): Lenins Rückkehr 1917. Die deutschen Akten, Leiden 1957

ZBYNEK A.B. ZEMAN (Ed.): Germany and the Revolution in Russia 1915-1918. Documents from the Archives of the German Foreign Ministry, London u.a. 1958

WINFRIED BAUMGART / KONRAD REPGEN (Hrsg): Brest-Litovsk, Göttingen 1969

DER FRIEDENSVERTRAG MIT DER UKRAINE VOM 9. FEBRUAR 1918. Der Zusatzvertrag und der deutsch-ukrainische Handelsvertrag nebst der amtlichen Denkschrift. Die wirtschaftliche Bedeutung der Ukraine, Berlin 1918

DER FRIEDENSVERTRAG MIT RUSSLAND VOM 3. MÄRZ 1918. Das deutsch-russische Wirtschaftsabkommen nebst dem Vertragszolltarif und deutsch-russischer Zusatzvertrag. Die amtliche Denkschrift, Berlin 1918

DRAHN, ERNST ( Hrsg.): Brest-Litowsk. Reden, Aufrufe und Manifeste der russischen Volkskommissare Trotzki, Lenin, Radek, Joffe (u.a.m.) anlässlich der russisch-deutschen Friedensverhandlungen im Winter 1917/18. Zusammengestellt nach russischen und anderen Quellen, Berlin 1920

BAUMGART, WINFRIED (Hrsg.): Die militärpolitischen Berichte des Freiherrn von Keyserlingk aus Petersburg, Januar - Februar 1918. In: VjHfZG, H. 1, 1967, S. 87-104

--- , --- : Die Mission des Grafen Mirbach in Moskau April-Juni 1918. In: VjHfZG, H. 1, 1968, S. 66-96

DIE DEUTSCH-BOLSCHEWISTISCHE VERSCHWÖRUNG. 70 Dokumente über die Beziehungen der Bolschewiki zur deutschen Heeresleitung, Großindustrie und Finanz, nebst einer Anzahl photographischer Reproduktionen . Hrsg. vom Committee on Public Information, USA, Bern 1919

DIE ENTLARVUNG DER DEUTSCH-BOLSCHEWISTISCHEN VERSCHWÖRUNG . Hrsg. von Dr. E. Bischoff. Mit einem Vorwort von Ph. Scheidemann, Berlin 1919

### **Vorkriegs- und Weltkriegs-Literatur**

DAS LAND OBER OST. Deutsche Arbeit in den Verwaltungsbezirken Kurland, Litauen und Bialystok-Grodno. Herausgegeben im Auftrage des Oberbefehlshabers Ost. Bearbeitet von der Presseabteilung Ober Ost, Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart und Berlin 1917, 472 S.; mit 23 Lichtbildern, 3 Karten und 13 Federzeichnungen

KJELLÉN, RUDOLF: Die Ideen von 1914. Eine weltgeschichtliche Perspektive, Leipzig 1915

LENZ, MAX: Die großen Mächte. Ein Rückblick auf unser Jahrhundert, Berlin 1900

NAUMANN, FRIEDRICH: Mitteleuropa, Berlin 1915

ONCKEN, HERRMANN: Nation und Geschichte. Reden und Aufsätze 1919 bis 1935, Berlin 1935

RATHENAU, WALTHER: Transatlantische Warnsignale, in: Die Zukunft, 30. Juli 1998 (In: Walther Rathenau, Schriften, Berlin 1965, S. 321f.)

--- , --- : Deutschlands Rohstoffversorgung, Berlin 1916

--- , --- : Briefe an Ludendorff u.a. (In: Politische Briefe, Dresden 1929)

GESPRÄCHE MIT RATHENAU. Hrsg. von Ernst Schulin, München 1977 (darin auch die Gespräche mit Radek, Niekisch u.a. 1918/19; Norlind 1922)

### **Landeskunde, Wirtschaft, Recht**

KAPLUN-KOGAN, WLADIMIR W.: Russisches Wirtschaftsleben seit der Herrschaft der Bolschewiki. Nach russischen Zeitungen (= Osteuropa-Institut Breslau, Quellen und Studien, I,1), Leipzig und Berlin 1919

LEHRFREUND, L.: Die Entwicklung der deutsch-russischen Handelsbeziehungen. Mit einem Vorwort von M. Busemann, Leipzig 1921

NANSEN, FRIDTJOF: Sibirien, ein Zukunftsland, Leipzig 1919, 383 S. (3. Aufl.; Erstausgabe 1914)

SERING, MAX ( Hrsg.): Westrussland in seiner Bedeutung für die Entwicklung Mitteleuropas. Mit Beiträgen von Axel Schmidt (u.a.) Leipzig und Berlin 1917

### **Aufzeichnungen und Erinnerungen aus Weltkrieg und Revolution**

VON BREST-LITOVSK ZUR DEUTSCHEN NOVEMBERREVOLUTION. Aus den Tagebüchern, Briefen und Aufzeichnungen von Alfons Paquet, Wilhelm Groener und Albert Hopman, März bis November 1918, hrsg. von Winfried Baumgart, Göttingen 1971

BAUER, (MAX) OBERST: Der große Krieg in Feld und Heimat. Erinnerungen und Betrachtungen, Tübingen 1921 (2. Aufl.)

HOFFMANN, GENERAL MAX: Der Krieg der versäumten Gelegenheiten, München 1924

KÜHLMANN RICHARD VON: Erinnerungen, Heidelberg 1918

LUDENDORFF: Meine Kriegserinnerungen 1914-1918, Berlin 1919

--- , --- : Kriegführung und Politik, Berlin 1922 (2. durchges. Auflage), S. 208 ff.

MANN, THOMAS: Tagebücher 1918-1921. Hrsg. von Peter de Mendelsohn, Frankfurt/M. 1979

RIEZLER, KURT: Tagebücher, Aufsätze, Dokumente. Eingeleitet und herausgegeben von Karl Dietrich Erdmann, Göttingen 1972

STADTLER, EDUARD: Als politischer Soldat 1914 – 1918, Düsseldorf 1935

--- , --- : Als Antibolschewist 1918/19, Düsseldorf 1935

**Russische Geschichte und Revolution**  
(Erste zeitgenössische Interpretationen)

B., F. VON: Nikolaus II. und das Ende der Romanows. Die Geschichte der großen russischen Revolution, Leipzig 1917, 312 S.

BRENTANO, LUJO: Russland, der kranke Mann (= Fehler und Forderungen. Schriftenfolge zur Neugestaltung deutscher Politik, H. 4, hg. von Palatinus), München 1918

FREYTAGH-LORINGHOVEN, AXEL FRHRN. VON: Russland (= Auslandsstudien an der Universität Halle-Wittenberg, H.9), Halle a.d.S. 1919

--- , --- : Geschichte der russischen Revolution. Erster Teil, München 1919, 210 S.

GRUMBACH, SALOMON: Das annexionistische Deutschland“, Lausanne 1917

--- , --- : Brest-Litowsk. Lenin-Trotzki und Hindenburg, Lausanne 1918, IX, 127 S.

HALLER, JOHANNES: Die russische Gefahr im deutschen Hause (= Die russische Gefahr. Beiträge und Urkunden zur Zeitgeschichte, Hrsg. von Paul Rohrbach, Bd. 6), Stuttgart 1917

HOETZSCH, OTTO: Russische Probleme. Eine Entgegnung auf J. Hallers Schrift "Die russische Gefahr im deutschen Hause", Berlin 1917

--- , --- : Russland. Eine Einführung auf Grund seiner Geschichte vom Japanischen bis zum Weltkrieg, Berlin 1917 (Dritte, erweiterte und überarbeitete Auflage der Erstausgabe von 1913)

HURWICZ, ELIAS: Geschichte der jüngsten russischen Revolution, Der Firm, Berlin (1922), 208 S.

LUTHER, ARTHUR: Russland. Geschichte, Staat und Kultur, Leipzig und Berlin 1918,

POLLY, ADRIAN: Der Umsturz des Russischen Kaiserreiches (1917). Nach eigenem Erleben, Berlin 1919

ROHRBACH, PAUL.: Die russische Revolution,. In: März, H. 13, 1917

--- , --- / SCHMIDT, AXEL: Die russische Revolution (= Die russische Gefahr. Beiträge und Urkunden zur Zeitgeschichte von Paul Rohrbach, Bd. 7), Stuttgart 1917

--- , --- : Unser Kriegsziel im Osten und die russische Revolution (= Kriegs- und Friedensziele. Deutsche Flugschriften, Heft 1), Weimar 1917

SOMMERFELD, ADOLF: Nikolaus II., Berlin 1919

VEROW, N.E.: Die große russische Revolution. Mit historischen Bildern und Porträts, Berlin 1917

**Blick auf das „geistige Russland“**

BRÜCKNER, ALEXANDER: Russische Literaturgeschichte (2 Bde) (= Sammlung Göschen 166), Göschen, Berlin und Leipzig 1919

DAS DEUTSCHE BUCH. SONDERHEFT RUSSLAND. Monatschrift für die Neuerscheinungen der deutschen Verleger. Hrsg. im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für Auslandsbuchhandel von August von Löwis of Menar und Friedrich Michael, Leipzig 1923, 64 S.; Abb. u. Anzeigen

(DIENER-ECKSTEIN, BERTA) SIR GALAHAD: Idiotenführer durch die russische Literatur, München 1925

DOSTOJEWSKI, FJODOR: Politische Schriften (= Sämtliche Werke in 22 Bänden, Abt. I, 13). Eingeleitet von den Herausgebern (Moeller van den Bruck und Dmitri Mereschkowski), übersetzt von E.K. Rahsin, Piper, München 1917 (1. Aufl. 1906)

--- , --- : Sämtliche Romane und Novellen (in 25 Bänden). Übertragen von Hermann Röhl (1-22), Karl Nötzel (23-25). Mit einer Einleitung von Stefan Zweig, Insel Verlag, Leipzig 1921

--- , --- : Sämtliche Romane und Erzählungen (in 13 Bänden). Übers. von F. Bennewitz u.a., Hesse und Becker, Leipzig 1921-1924

--- , --- : Tagebuch eines Schriftstellers (2 Bde). Hrsg. und übertragen von Alexander Eliasberg, Musarion, München 1921-23, 408 S.; 480 S.

ELIASBERG, ALEXANDER: Russische Literaturgeschichte in Einzelportraits. Mit einem Geleitwort von D. Mereschkowski und sechzehn Bildnissen, Beck, München 1922, 192 S.; Abb.

--- , --- : Bildergalerie zur russischen Literatur. Eingeleitet von Thomas Mann, Orchis Verlag, München 1922

HESSE, HERMANN: Blick ins Chaos. Drei Aufsätze (u.a. Die Brüder Karamasoff oder der Untergang Europas), Verlag Seldwyla, Bern 1920

HURWICZ, ELIAS ( Hrsg.): Russlands politische Seele. Russische Bekenntnisse, S. Fischer, Berlin 1918

KAMPMANN, THEODERICH: Dostojewski in Deutschland (Diss.), Münster (1931)

LUTHER, ARTHUR: Geschichte der russischen Literatur, Bibliographisches Institut, Leipzig 1924

MAHRHOLZ, WERNER: Dostojewski. Ein Weg zum Menschen, zum Werk, zum Evangelium, Furcht, Berlin 1922

MANN, THOMAS: Betrachtungen eines Unpolitischen, Berlin 1918 (19.-24. Tsd.)

--- , --- : Russische Anthologie. Erstmals u.d.T. „Zum Geleit“ in: Süddeutsche Monatshefte, H. 5, 1921, S. 289-296

--- , --- : Goethe und Tolstoi. Vortrag, zum ersten Mal gehalten September 1921 zu Lübeck. Erstmals in: Deutsche Rundschau, H. 6, 1922, S. 225-246

MERESCHKOWSKI, DMITRI: Tolstoj und Dostojewski. Leben, Schaffen, Religion, Karl Voegel, Berlin 1919, 308 S. (2. Aufl.; Erstausgabe 1903)

MASARYK, THOMAS GARRIGUE: Russland und Europa, Jena 1913 (Neu erschienen u.d.T.: Russische Geistes- und Religionsgeschichte, 2 Bde. Mit einer Einleitung von Karl Schlögel, Frankfurt/M. 1992)

NATORP, PAUL: Dostojewskis Bedeutung für die gegenwärtige Kulturkrise. Mit einem Anhang zur geistigen Krise der Gegenwart, Diederichs, Jena 1923

NÖTZEL, KARL: Karl Nötzel: Das heutige Russland. Eine Einführung an der Hand von Tolstois Leben und Werken, München 1916

--- , --- : Die Grundlagen des geistigen Russlands. Versuch einer Psychologie des russischen Geisteslebens, Eugen Diederichs, Jena 1917

--- , --- : Tolstois Meisterjahre. Einführung in das heutige Russland. Zweiter Teil, Georg Müller, München und Leipzig 1918

--- , ---: Dostojewski und wir. Ein Deutungsversuch des voraussetzungslosen Menschen, Musarion, München 1920

--- , --- : Einführung in den russischen Roman. Versuch einer Deutung der russischen Geistigkeit und der russischen Formgebung, Musarion, München 1920

--- , --- : Der russische und der deutsche Geist. Gedankenleben, religiöses Erlebnis und Lebensnachbildung, Furche Verlag, Berlin 1920

THURNEYSEN, EDUARD: Dostojewski, Chr. Kaiser, München 1921

ZWEIG, STEFAN: Drei Meister. Balzac, Dickens, Dostojewski, Leipzig 1921

### **Literarische Zeitzeugnisse**

KAMERADEN DER MENSCHHEIT. Dichtungen zur Weltrevolution. Hrsg. von Ludwig Rubiner, Potsdam 1919 (Reprint Stuttgart 1979)

KLABUND: Literaturgeschichte. Die deutsche und die fremde Dichtung von den Anfängen bis zur Gegenwart, Wien 1929

SALOMON, ERNST VON: Die Geächteten, Berlin 1929

SOERGEL, ALBERT: Dichtung und Dichter der Zeit. Eine Schilderung der deutschen Literatur der letzten Jahrzehnte. Neue Folge: Im Banne des Expressionismus, Leipzig 1925

### **Weltanschauungs-Schriften (1917-1933)**

DER BOLSCHEWISMUS UND DIE DEUTSCHEN INTELLEKTUELLEN. Äußerungen auf eine Umfrage des Bundes deutscher Gelehrter und Künstler. Auf Veranlassung von Heinrich von Gleichen zusammengestellt von Annalise Schmidt, Leipzig 1920

ELTZBACHER, PAUL: Der Bolschewismus und die deutsche Zukunft, Jena 1919

FREYTAGH-LORINGHOVEN, AXEL FRHRN. VON: Geschichte und Wesen des Bolschewismus (Vortrag, gehalten am 10. Dezember 1918 in Breslau im Namen der Deutschnationalen Volkspartei), Breslau 1918

- , --- : Was lehrt uns die russische Revolution? (Rede auf einer Versammlung der Deutschnationalen Volkspartei in Breslau, 7. Dezember 1918), Breslau 1918, 16 S.
- HIRSCHBERG, MAX: Bolschewismus. Eine kritische Untersuchung über die amtlichen Veröffentlichungen der russischen Sowjet-Republik, München und Leipzig 1919
- HOERSCHELMANN, HARALD VON: Person und Gemeinschaft. Die Grundprobleme des Bolschewismus (= Politisches Leben. Schriften zum Ausbau eines Volksstaates), Jena 1919
- KAUTSKY, KARL: Die Diktatur des Proletariats, Wien 1918
- , --- : Terrorismus und Kommunismus. Ein Beitrag zur Naturgeschichte der Revolution, Berlin 1919 (2. korr. Auflage, Berlin 1925)
- LENSCH, PAUL: Drei Weltrevolutionen, Berlin 1917
- LUTHER, ARTHUR: Die geistige und politische Vorstellungswelt der Bolschewiki im Zusammenhang der Strömungen in der russischen Gesellschaft und Literatur. Vortrag auf der Hauptversammlung der Deutschen Gesellschaft zum Studium Osteuropas am 12.6.1918, Berlin und Leipzig 1918
- , ---.: Ein Jahr Bolschewismus (= Deutsche Revolution. Eine Sammlung zeitgemäßer Schriften. Hrsg. von H. Houben und E. Menke-Glückert), Leipzig (1919)
- MOELLER VAN DEN BRUCK, ARTHUR: Das Recht der jungen Völker, München 1919
- , --- : Rechenschaft über Russland, hrsg. von Hans Schwarz, Berlin 1933
- NIEKISCH, ERNST: Grundfragen deutscher Außenpolitik, Berlin 1924
- , --- : Entscheidung, Berlin 1930
- , --- : Hitler – ein deutsches Verhängnis, Berlin 1932
- , --- : Die Dritte Imperiale Figur, Berlin 1935
- SPENGLER, OSWALD: Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte, München 1918/1922 (Ungekürzte Sonderausgabe, München 1981)
- , --- : Preußentum und Sozialismus, München 1919, 99 S.
- , --- : Politische Schriften, München 1933
- NÖTZEL, KARL: Die soziale Bewegung in Russland. Ein Einführungsversuch auf Grund der russischen Gesellschaftslehre, Berlin und Leipzig 1923
- , --- : Die Grundlagen des geistigen Russlands (Neuausgabe mit den Nachträgen: Der Bolschewismus als russische Erscheinung; Das russische und das deutsche Kunstideal), Leipzig 1923
- PARVUS (ALEXANDER HELPHAND): Meine Antwort an Kerenski & Co., Berlin 1917
- , --- : Die soziale Bilanz des Krieges, Berlin 1917
- , --- : Im Kampf um die Wahrheit, Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin 1918, 63 S.
- , --- : Der Arbeitersozialismus und die Weltrevolution. Briefe an die deutschen Arbeiter (1) Die wirtschaftliche Überwindung des Kapitalismus 2) Sozialismus und Bolschewismus 3) Die Entfaltung

des sozialistischen Wirtschaftssystems 4) Der Friede und der Sozialismus), Berlin und Olten 1919

PLENGE, JOHANN: Revolutionierung der Revolutionäre, Leipzig 1918

SCHIEMANN, PAUL: Das Fiasko der russischen Demokratie. Ein Beitrag zur Psychologie der letzten Revolution. Mit einer Einleitung von Th. Schiemann, Berlin 1918

SCHMITT-DOROTIC, K. (Carl Schmitt): Die Diktatur. Von den Anfängen des modernen Souveränitätsgedankens bis zum proletarischen Klassenkampf, München (1921); (2. erw. Neuauflage 1928)

SOMBART, WERNER: Der proletarische Sozialismus (Marxismus). Zehnte, neugearbeitete Auflage der Schrift "Sozialismus und soziale Bewegung". Anhang: Führer durch die sozialistische Literatur, (2 Bde), Jena 1924

STIMMEN AUS RUSSLAND. Herausgegeben von der Delegation der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Russlands und der Partei Sozialisten Revolutionäre: von P. Axelrod, N. Russonoff, W. Suchomlin. Stockholm, Hefte 1--7 (Juni bis Oktober 1918)

TROELTSCH, ERNST: Spektatorbriefe. Aufsätze über die deutsche Revolution und die Weltpolitik 1918-1922. Mit einem Geleitwort von Friedrich Meinecke, Tübingen 1924

VORST, HANS: Das Bolschewistische Russland, Leipzig (1919)

### **Reisebe- und Korrespondentenrichte aus Russland**

(Zu den frühen Russlandreisen von ALFONS GOLDSCHMIDT, FRANZ JUNG, WILHELM HERZOG, ARTHUR HOLITSCHER, MAX BARTHEL, LEO MATTHIAS, AUGUST HEINRICH KOBER, FRITZ SCHÖTTHÖFER und COLIN ROSS 1920-1924 vgl. mein ausführliches Referat in: „Indien im Nebel. Die ersten Reisenden ins „neue Russland“. Neun Modell projektiver Wahrnehmung. In: Koenen / Kopelew, Die russische Revolution im deutschen Spiegel 1917-1924, S. 557-611)

ASCHOFF, LUDWIG: Vergleichende Völkerpathologie oder Rassenpathologie. Tagebuch einer Reise durch Russland und Transkaukasien (1930). Hrsg. und mit einer Einleitung von Susan Gross Solomon, Pfaffenweiler 1998

BAUER, MAX (OBERST): Oberst Bauer: Das Land der roten Zaren. Eindrücke und Erlebnisse, Hamburg 1925

CLEINOW, FRANZ: Bürger, Arbeiter, rettet Europa! Erlebnisse im sterbenden Russland, Die Einheitsfront, Berlin 1920

DEUTSCHE RÜCKWANDERER ÜBER RUSSLAND UND DEN BOLSCHEWISMUS. Neue Stimmen deutscher Heimgekehrter aus russischer Gefangenschaft über das augenblickliche Russland und seine Zukunft -- eine Warnung auch für uns!, Berlin 1918

EHRHARDT, BERNHARD: Der Bolschewismus als Totengräber. Erlebnisse und Beobachtungen eines Kaufmannes in Russland, Berlin 1919

FÄHNRICH, PAUL: Kolomna. Erlebnisse von 76 Rückwanderern der Interessengemeinschaft der Auswandererorganisationen nach Sowjet-Russland, Berlin 1921

FRANKE, ARNO: Die Wahrheit über SowjetRussland. Die Auswanderung nach SowjetRussland und das Diktat der dritten Internationale. Mitteilungen der deutschen USP-Moskau-Delegation und anderer Zeugen, Berlin 1920

- GRIMM, B.: Klassenkampf und Arbeiterschaft. Von einem aus Russland ausgewanderten und wieder zurückgekehrten Arbeiter, Berlin 1920
- GOLDSCHMIDT, ALFONS: Moskau 1920. Tagebuchblätter, Berlin 1920
- , --- : Die Wirtschaftsorganisation Sowjet-Russlands, Berlin 1920
- GROßBERG, OSKAR: Russische Schattenbilder aus Krieg und Revolution, Leipzig (1918)
- GUMPRICH, HUGO ( Hrsg.): Bericht einer Delegation der Vereinigung Ansiedlung Ost über die in Sowjetrußland geführten Verhandlungen, Leipzig 1919
- JUST, ARTHUR W.: Mit Ilsebill freiwillig nach Sibirien, Berlin 1932
- KOBER, AUGUST-HEINRICH: Unter der Gewalt des Hungers. Vom neuen Werden in Russland, Jena 1922
- KOEHRER, ERICH: Unter der Herrschaft des Bolschewismus. Berichte, Erlebnisse, Bilder aus den Tagen der Räteregierung im Baltikum. Herausgegeben von Aufbau und Werden, Gesellschaft für praktische Volksaufklärung und Steigerung der nationalen Arbeitskraft, Berlin (1919)
- , --- : Das wahre Gesicht des Bolschewismus! Tatsachen - Berichte - Bilder aus den baltischen Provinzen, November 1918--Februar 1919, Berlin (1919)
- KRUSE-VON JAKIMOW, ANNEMARIE: Der Gutshof Jakimow. Erlebnisse einer deutschen Frau in Russland. Mit einem Geleitwort von Gabriele Reuter, einem Selbstportrait der Verfasserin und Federzeichnungen von Igor Jakimow, Ullstein, Berlin 1919
- LESSING, WALTER: Der Bolschewismus in Russland und seine Wirtschaftspolitik, Berlin 1919 (Auszüge im „Bolschewismus“-Heft der Süddeutschen Monatshefte, 16, H. 4, Januar 1919)
- LIEVEN, WILHELM: Das rote Russland. Augenblicks-Bilder aus den Tagen der Großen Russischen Revolution. Tagebuchblätter, Berlin (1918)
- MANDOWSKY, HUGO: Großrußland seit Februar 1917 (Vortrag am 8. Oktober 1918 in der Generalversammlung des Vereins Deutscher Metallhändler, Berlin, Börse und am 12. Oktober 1918 in der Lessingloge, Breslau), o.O. (1918)
- MATTHIAS, LEO: Genie und Wahnsinn in Russland. Geistige Elemente des Aufbaus und Gefahren-elemente des Zusammenbruchs, Berlin 1921
- MOSLER, ALFRED: Russische Revolution. Feldpostausgabe, Berlin (1918)
- , --- : In den Sturmtagen der russischen Revolution. Meine Befreiung aus russischen Kerkern, Berlin 1918
- NIEMANN, ANDREAS: Fünf Monate Obrigkeit von unten. Erinnerungen aus den Odessaer Bolschewistentagen April-August 1919, Berlin 1920
- OLBERG, PAUL: Briefe aus Sowjet-Russland, Stuttgart 1919
- SCHEFFER, PAUL: Augenzeuge im Staate Lenins. Ein Korrespondent berichtet aus Moskau 1921-1930. Mit einer Einleitung von Margret Boveri, München 1972
- FRIEDRICH SIEBURG: Die rote Arktis. „Malygins' empfindsame Reise, Frankfurt/M. 1932

### Quellen zum deutschen Spartakismus

BLOCH, ERNST: Kampf, nicht Krieg. Politische Schriften 1917-1919, Frankfurt/M. 1985

JACOB, MATHILDE: Von Rosa Luxemburg und ihren Freunden in Krieg und Revolution 1914-1919. In: IWK, Heft 4, 1988, S. 435-515

LIEBKNECHT, KARL: Gedanken über Kunst. Schriften, Reden, Briefe. Hrsg. und mit einer Einführung und Kommentaren versehen von Marlen M. Korallow, Dresden 1988 (darin auch Auszüge aus dem Fragment: „Studien über die Bewegungsgesetze der gesellschaftlichen Entwicklung“

(--- , --- ) Helmut Trotnow: Karl Liebknecht und die russische Revolution. Ein unveröffentlichter Diskussionsbeitrag Karl Liebknechts zu Karl Radeks Rede auf dem Gründungsparteitag der KPD 1918/19. In: Archiv für Sozialgeschichte, XIII, 1973, S. 379-397

(LUXEMBURG, ROSA) Feliks Tych, Drei unbekannte Briefe Rosa Luxemburgs über die Oktoberrevolution. In: IWK 3/1991, S. 357-366

--- , --- : Einleitung zu Wladimir Korolenko, Die Geschichte meines Zeitgenossen. Übersetzt und mit einer Einleitung versehen von Rosa Luxemburg, (2 Bde), Berlin 1919

--- , --- : Die russische Revolution. Eine kritische Würdigung. Hrsg. von Paul Levi, M.d.R., Berlin 1922

RADEK, KARL: November – Ein kleine Seite aus meinen Erinnerungen (1926). Erstmals vollständig publiziert im Anhang von Otto-Ernst Schüddekopf: Karl Radek in Berlin. Ein Kapitel deutsch-russischer Beziehungen im Jahre 1919. In: Archiv für Sozialgeschichte 2 (1962), S. 87-166

### Quellen zum Leninismus / Bolschewismus

(ohne die zeitgenössische Komintern-Literatur, siehe unten)

W.I. LENIN: Werke in 40 Bde. (LW), Berlin (DDR), ab 1956

--- , --- : Briefe in 6 Bde. Bd. IV: August 1914 – Oktober 1917, Berlin (DDR) 1967

--- , --- : Über den Versailler Vertrag. Mit einem Vorwort von E. Varga, Wien-Berlin 1933

--- , --- : Neizvestnye dokumenty 1891-1922, Moskau 1999

THE UNKNOWN LENIN. From the secret Archive, ed. by Richard Pipes, New Haven – London 1998

LATYŠEV, A.G.: Rassekrečenny Lenin, Moskau 1996

(REICH, JAKUB) Boris Nicolaevsky, Le récit du camarade Thomas. In: Contributions à l'Histoire du Comintern, ed. Jacques Freymond, Genf 1965, S. 1-37

TROTZKI, LEO: Mein Leben, Frankfurt/M. 1974

J.W STALIN : Rechenschaftsbericht an den XVIII. Parteitag über die Arbeit des ZK der KPdSU (B), 10. März 1939. In: J.W. Stalin, Fragen des Leninismus, Berlin (DDR) 1948, S. 686-689

DEJATELI SSSR i revoljucionogo dviženija Rossii. Enciklopedičeskij slovar' Granat, 1926 (Nachdruck Moskau 1989)

---

Aus der Bibliographie der deutschen Russlandliteratur der Jahre 1917-1924, die ich im Anhang des von mir 1998 herausgegebenen Sammelbandes „Deutschland und die russische Literatur 1917-1924 (zusammen mit Lew Kopelew, „West-östliche Spiegelungen“, Reihe A, Bd. 5) erstellt, habe ich eine Auswahl von Texten zu Themenblöcken, die in dieser Arbeit eine spezifische Rolle spielen, aufgenommen – und zwar

1. ein Auszug aus der deutschsprachigen Komintern-Literatur,
2. die (annähernd vollständige) Literatur der organisierten Antibolschewisten
3. eine Zusammenstellung derjenigen Antisemitica, die einen Bezug auf Russland, den Bolschewismus, den Kommunismus und die Weltrevolution aufweisen – zeitlich eingegrenzt auf die Jahre bis 1924.

Die chronologische Reihenfolge der ursprünglichen Bibliographie wurde beibehalten, ebenso Angaben zu den Verlagen und zum Umfang der Texte. Diese drei Literaturblöcke sind also ein „Dokument“ sui generis zu lesen.

**Komintern-Literatur – eine Auswahl**  
**(in der Chronologie ihres Erscheinens)**

BUCHARIN, NIKOLAJ: Das Programm der Kommunisten (Bolschewiki), Internationaler Verlag, Zürich 1918 (Dt. Ausgaben: Hoffmans Verlag, Berlin 1919, 82 S.; Frankes Verlag, 1919/20, 127 S.)

--- , --- : Vom Sturz des Zarismus bis zum Sturz der Bourgeoisie, Verlag Union Buchdruckerei, Zürich 1918 (Dt. Ausgabe: Verlag Rote Fahne, Berlin 1919, 104 S.)

LENIN, W.I.: Die nächsten Aufgaben der Sowjetmacht, Promachos, Belp-Bern 1918, 71 S. (Dt. Ausgabe: Verlag Die Aktion, Berlin 1918)

--- , --- : Staat und Revolution. Die Lehre des Marxismus vom Staat und die Aufgaben des Proletariats in der Revolution, Promachos, Belp-Bern 1918, 190 S. (Dt. Ausgabe: Verlag Die Aktion, Berlin 1918, 117 S.)

--- , --- : Die proletarische Revolution und der Renegat Kautsky, Promachos, Bern-Belp 1918, 16 S. (Dt. Ausgabe: Vulkan Verlag, Leipzig 1919)

--- , --- / TROTZKI, LEO: Krieg und Revolution. Schriften aus der Kriegszeit, Grütlibuchhandlung, Zürich 1918, VI, 168 S.

LUKACS, GEORG: Geschichte und Klassenbewusstsein. Studien über marxistische Dialektik (= Kleine revolutionäre Bibliothek, 3), Berlin (1923)

PRICE, MORGAN PHILIPS: Die Wahrheit über die Intervention der Alliierten in Russland. Wie die Regierung Englands die russische Revolution erdrosselt, Promachos, Belp-Bern 1918, 19 S.

--- , --- : Die Wahrheit über Sowjet-Russland. Mit einem Vorwort von G. Däumig, Arbeiter-Rat, Berlin 1919, 40 S.

--- , --- : Die russische Revolution. Erinnerungen aus den Jahren 1917--1919, Hoym, Hamburg 1921, 496 S.

RADEK, KARL: Die Entwicklung des Sozialismus von der Wissenschaft zur Tat (Die Lehren der russischen Revolution). Zuerst veröffentlicht als Vorwort zu: N. Bucharin, Das Programm der Kommunisten (Bolschewiki), Promachos, Belp-Bern 1918 (Neuherausgabe: Verlag Rote Fahne, Berlin 1919, 24 S.)

(RADEK, KARL) Arnold Struthahn: Die Verfassung der Russischen Sozialistischen Föderativen Sowjet-Republik, Union Verlag, Zürich 1918

SADOUL, JACQUES: Es lebe die Räte-Republik! Aufzeichnungen, Erster Teil, Promachos, Bern-Belp 1919, 16 S.

--- , --- : Briefe aus der Sowjet-Republik (= Der Rote Hahn, Bd. 45/56), Verlag Die Aktion, Berlin 1919, 52 S.

STURM, FRITZ (d.i. Samuel Sachs-Gladnew): Das bolschewistische Russland, Willaschek & Co., Hamburg (1919), 31 S.

TROTZKI, LEO: Arbeit, Disziplin und Ordnung werden die Sozialistische Sowjet-Republik retten. Vortrag vom 28. März 1918, Buchhandlung des Arbeiterbundes, Basel 1918, 29 S. (Neuausgabe: Hoffmanns Verlag, Berlin 1919)

--- , --- : Von der Oktober-Revolution bis zum Brester Friedensvertrag. Hrsg. von Fritz Platten, Promachos, Belp-Bern 1918, 119 S. (Dt. Ausgaben: Hoffmanns Verlag, Berlin 1919; Futurus Verlag, München 1919)

--- , --- : Die Sowjet-Macht und der internationale Imperialismus. Vorlesung, gehalten am 21. April 1918 in Moskau, Promachos, Bern-Belp 1918, 48 S.

(TSCHITSCHERIN, S.W.): Ein diplomatischer Notenwechsel über den weißen und den roten Terror (Die Note des Schweizer Gesandten E. Odier und die Antwort des Volkskommissars des Äußeren S.W. Tschitscherin). Hrsg. von Fritz Platten, Nationalrat, Zürich 1918; in Deutschland abgedruckt in: Die Aktion 8 (1918), Nr. 33/34

-----

ZEITGEMÄSSE BRIEFE. Brief an die amerikanische Regierung von Tschitscherin; Aufruf von Maxim Gorki; Brief an die amerikanischen Arbeiter von Lenin. Ein Notenwechsel zwischen den "Neutralen" und der russischen Sowjetregierung; u.a. Texte, Futurus Verlag, München (1919), 60 S.

(RADEK, KARL) Arnold Struthahn: Die Entwicklung der deutschen Revolution und die Aufgaben der Kommunistischen Partei, Hamburg 1919, 48 S.

RADEK, KARL: Die internationale Lage und die äußere Politik der Räteregierung. Rede, gehalten am 3. September 1918 in Moskau, Verlag "Rote Fahne", Berlin 1919, 24 S.

--- , --- : Die Entwicklung der Weltrevolution und die Taktik der Kommunistischen Parteien im Kampf um die Diktatur des Proletariats, Hrsg. vom Westeuropäischen Sekretariat der Kommunistischen Internationale, Berlin (1919), 66 S.

--- , --- : Deutschland und Russland. Ein in der Moabiter Schutzhaft geschriebener Artikel für "richtiggehende" Bourgeois. In: Die Zukunft, Hrsg. von Maximilian Harden, 28 (1919), Nr. 19, S. 178-189 (als Broschüre gedruckt im Verlag der Kommunistischen Internationale / Hoym, 1920)

-----

SOWJETRUSSLAND UND POLEN. Reden von Kamenew, Lenin, Trotzki, Marchlewski, Sokolnikow, Radek, Martow in der Vereinigten Sitzung des Allrussischen Zentral-Exekutiv-Komitees d. Moskauer Rates der Arbeiter- und Bauerndelegierten, Gewerkschaftsverbände und Betriebsräte am 5. Mai 1920, Verlag der Kommunistischen Internationale / Hoym in Kommiss., Hamburg 1920, 38 S.

DIE PROBLEME DER SOWJETUKRAINE. (= Kleine Bibliothek der Russischen Korrespondenz, H. 18), Seehof, Berlin 1920, 47 S.

DAS KULTURWERK SOWJET-RUSSLANDS. Mit Beiträgen von Krupskaja, Lunatscharki, Jassinski, u.a., Neue Erde, Wien 1920, 114 S.; Abb.

7. NOVEMBER 1917 - 7. NOVEMBER 1920. Sonderheft der Russischen Korrespondenz zum dritten Jahrestag der Oktoberrevolution. Mit Beiträgen von Trotzki, Bucharin, Lenin, Radek u.a., Berlin 1920, ca. 180 S.

DAS PROGRAMM DER KOMMUNISTISCHEN PARTEI RUSSLANDS (BOLSCHEWIKI). Mit einer Einführung von Karl Radek; Verlag der Kommunistischen Internationale / Hoym, Hamburg 1920; Parallelausgabe: Internationaler Verlag, Zürich 1920, 67 S.

BERGMANN, H. / SMILGA, J. / TROTZKI, L.: Die russische sozialistische Rote Armee, Internationaler Verlag, Zürich 1920, 94 S.

BUCHARIN, NIKOLAI / PREOBRASHENSKI, EUGEN: Das ABC des Kommunismus. Populäre Erläuterung des Programms der Kommunistischen Partei Russlands (Bolschewiki), Verlag der Arbeiter-Buchhandlung, Wien 1920, 2 Bde., 126 S.; 180 S. (Neuaufgabe in: Bibliothek des Kommunistischen Internationale, Hoym, Hamburg 1921, 376 S.)

LENIN, W.I.: Die drohende Katastrophe und wie soll man sie bekämpfen? Übers. von Sophie Liebknecht, (Materialien zur Geschichte der proletarischen Revolution in Russland), Arbeiter-Buchhandlung, Berlin 1920, 47 S.

--- , --- : Der "Radikalismus", die Kinderkrankheit des Kommunismus. Hrsg. vom Westeuropäischen Sekretariat der kommunistischen Internationale, Frankes Verlag, Leipzig 1920, 95 S.

--- , --- : Die Agrarfrage in Russland am Ende des 19. Jahrhunderts (= Internationale Arbeiter-Bibliothek, 5), Seehof, Berlin 1920, 86 S.

--- , --- : Der Imperialismus als jüngste Etappe des Kapitalismus (= Bibliothek der Kommunistischen Internationale, 9), Hoym, Hamburg 1921, 136 S.

RADEK, KARL: Die auswärtige Politik SowjetRusslands, Hoym, Berlin 1920, 83 S.

--- , --- : Die Masken sind gefallen. Antwort an Crispian, Dittmann und Hilferding, Hoym, Hamburg 1920, 36 S.

--- , --- : Proletarische Diktatur und Terrorismus, Hoym, Hamburg 1920, 40 S.

--- , --- : Das Programm des sozialistischen Wirtschaftsaufbaus (= Kleine Bibliothek der Russischen Korrespondenz, H. 2), Seehof, Berlin 1920, 46 S.

--- , --- : In den Reihen der deutschen Revolution 1909-1919, Kurt Wolff, München (1920), 464 S.

RAKOWSKI, CHRISTIAN / SINOWJEW, GRIGORI: Die Seele des Sieges. Die Sowjetmacht und der Offiziersstand (= Kleine Bibliothek der Russischen Korrespondenz, Bd. 29/30), Seehof, Berlin 1920, 72 S.

RYKOW, ALEXEJ / TROTZKI, LEO: Die Wirtschaftslage in Sowjet-Russland und in Westeuropa, Seehof, Berlin 1920

SCHLAPNIKOW, ALEXANDER: Die russischen Gewerkschaften (= Kleine Bibliothek der Russischen Korrespondenz, 1), Seehof, Berlin 1920, 38 S.

--- , --- : Aus der Gewerkschaftsbewegung in Russland bis zur Eroberung der Macht. Vorwort von Heinrich Brandler, Chemnitzer Druck- und Verlagsanstalt, Chemnitz 1920, 28 S.

SINOWJEW, GRIGORI: Die Tagesfragen der internationalen Arbeiterbewegung, Arbeiter-Buchhandlung, Berlin 1920, 117 S.

--- , --- : Die Weltrevolution und die 3. kommunistische Internationale. Rede auf dem Parteitag der USPD in Halle am 14. Oktober 1920, Arbeiter-Buchhandlung, Berlin 1920, 68 S.

--- , --- : N. Lenin. Sein Leben und seine Tätigkeit, Malik, Berlin 1920, 39 S.

TROTZKI, LEO: Terrorismus und Kommunismus. Anti-Kautsky. Hrsg. vom Westeuropäischen Sekretariat der Kommunistischen Internationale, Hoym, Hamburg 1920, 159 S.

--- , --- : SowjetRussland und das bürgerliche Polen (= Kleine Bibliothek der Russischen Korrespondenz, H. 5), Seehof, Berlin 1920, 24 S.

--- , --- : Die Arbeiterklasse und ihre Sowjetpolitik (= Kleine Bibliothek der Russischen Korrespondenz, 15-16), Seehof, Berlin 1920, 54 S.

TSCHITSCHERIN, GEORGI: Zwei Jahre auswärtige Politik Sowjet-Russlands, Verlag der Kommunistischen Internationale / Hoym, Hamburg 1920, 47 S.

-----

LENIN, W.I.: Die Vorbedingungen und die Bedeutung der neuen Politik Sowjet-Russlands. Über die Frage der Naturalsteuer (= Kleine Bibliothek der Russischen Korrespondenz, Nr. 47/48), Franke Verlag, Leipzig 1921, 71 S.

--- , --- / SINOWJEW, GRIGORI: Gegen den Strom. Aufsätze aus den Jahren 1914 bis 1916, Hoym, Hamburg 1921, XV, 168 S.

RADEK, KARL: Das dritte Jahr des Kampfes der Sowjetrepublik gegen das Weltkapital (= Kleine Bibliothek der Russischen Korrespondenz, Nr. 31/32), Seehof, Berlin 1921, 64 S.

--- , --- : Der Weg der Kommunistischen Internationale (= Bibliothek der Kommunistischen Internationale, Nr. 18), Hoym, Hamburg 1921, 86 S.

SINOWJEW, GRIGORI: Zwölf Tage in Deutschland, Verlag der Kommunistischen Internationale / Hoym, Hamburg 1921, 91 S.

TROTZKI, LEO: Die neue Etappe. Die Weltlage und unsere Aufgaben (= Bibliothek der Kommunistischen Internationale, 24), Hoym, Hamburg 1921, 167 S.

--- , --- : Das hungernde Russland und das "satte" Europa. Rede von Leo Trotzki in der Vollversammlung des Moskauer Sowjets am 30. August 1921, Malik, Berlin 1921, 30 S.

TSCHITSCHERIN, GEORGI: Skizzen aus der Geschichte der Jugend-Internationale. Übers. von Hans Ruoff, Verlag Junge Garde, Berlin (1921), 103 S.

TUCHATSCHESKI, MICHAEL: Die Rote Armee und die Miliz, Frankes Verlag, Leipzig 1921, 32 S.

(VARGA, EUGEN) Eugen Pawlowski: Die wirtschaftspolitischen Probleme der proletarischen Diktatur (= Bibliothek der Kommunistischen Internationale, Bd. 7), Hoym, Hamburg 1921, 158 S.

-----

DAS HEUTIGE RUSSLAND 1917--1922. Wirtschaft und Kultur in der Darstellung russischer Forscher, Frenkel, Berlin (1923), 158 S.; 192 S.

DIE ROTE ARMEE. Ein Sammelbuch. (Mit Beiträgen von Trotzki, Radek, S. Kamenev, u.a.), Hoym, Hamburg 1923, 133 S. (Parallelausgabe: Verlag für Literatur und Politik, Wien 1923)

RADEK, KARL: Die Liquidation des Versailler Friedens. Bericht an den 4. Kongress der Kommunistischen Internationale, Verlag der Kommunistischen Internationale, Moskau 1922, 72 S.

--- , --- : Genua, die Einheitsfront des Proletariats und die Kommunistische Internationale, Hoym, Hamburg 1922, 78 S.

--- , --- : Nach Genua und Haag, Hoym, Hamburg 1922, 72 S.

SINOWJEW, GRIGORI: Über die antisowjetischen Parteien und Strömungen, Hoym, Hamburg 1922, 104 S.

TROTZKI, LEO: Die Rote Armee der Sowjetrepublik auf der Wacht!. Rede auf dem IX. Sowjetkongress in Moskau am 27. Dezember 1921, Hoym, Hamburg 1922, 46 S.

--- , --- : Die Neue ökonomische Politik und die Weltrevolution (= Bibliothek der Kommunistischen Internationale, 32), Hoym, Hamburg 1922, 38 S.

--- , --- : Meine Flucht aus Sibirien. Übersetzt von Hans Ruoff, Verlag der Jugend-Internationale, Berlin 1922, 87 S.

--- , ---: Zwischen Imperialismus und Revolution. Die Grundfragen der Revolution am Einzelbeispiel Georgiens (= Bibliothek der Kommunistischen Internationale, 31), Hoym, Hamburg 1922, 153 S.

TSCHITSCHERIN, GEORGI: Der Kampf in Genua, Hoym, Hamburg 1922

-----

BUCHARIN, NIKOLAJ: Proletarische Kultur und Revolution, Hoym, Hamburg 1923, 82 S.

KRASSIN, LEONID: Die Aussichten für die russische Ausfuhr, Kniga, Berlin 1923, 72 S.

RADEK, KARL: Der Kampf der Kommunistischen Internationale gegen Versailles und gegen die Offensive des Kapitals. (Bericht an das Exekutivkomitee der KI, 15.6.1923), Hoym, Hamburg 1923

--- , --- : Leo Schlageter, ein Wanderer ins Nichts. In: Schlageter. Eine Auseinandersetzung zwischen Karl Radek, Paul Fröhlich, Graf Ernst von Reventlow und Arthur Moeller van den Bruck, Vereinigung Internationaler Verlagsanstalten (VIVA), Berlin 1923

SINOWJEW, GRIGORI: Geschichte der Kommunistischen Partei Russlands (Bolschewiki), Hoym, Hamburg 1923, 230 S.; Abb.

TROTZKI, LEO: Die Grundfragen der Revolution, Hoym, Hamburg 1923, 471 S.

--- , --- : Fragen des Alltagslebens. Die Epoche der Kulturarbeit und ihre Aufgaben, Hoym, Hamburg 1923, 169 S.

(VARGA, EUGEN) Eugen Pawlowski: Deutschland, eine Kolonie, Vereinigung Internationaler Verlags-Anstalten, Berlin 1923

--- , --- : Vor dem Endkampf in Deutschland, Vereinigung Internationaler Verlags-Anstalten, Berlin 1923, 96 S.

-----

DER WIRTSCHAFTLICHE WIEDERAUFBAU DER UNION DER SOZIALISTISCHEN SOWJETREPUBLIKEN. Hrsg. von Peter und Irma Petroff, Handelsvertretung der UdSSR in Deutschland und Handelsvertretung der UdSSR in Österreich, Berlin 1924

LENIN. LEBEN UND WERK. Mit Beiträgen von Bucharin, Kamenew, Krupskaja, Radek, Sinowjew, Stalin, Trotzki, Tschitscherin u.a., Verlag für Literatur und Politik, Wien 1924, 208 S.; Abb.

LENIN, W.I.: Der Kampf um die soziale Revolution (= Lenin Werke, Bd. 1). Fünfbändige Originalausgabe, veranstaltet von der Lenin-Kommission Moskau, Verlag für Literatur und Politik, Wien (1924/25), ca. 750 S.

--- , --- : Über Organisationsfragen, Verlag für Literatur und Politik, Wien 1924, 136 S.

--- , --- : Briefe an Gorki 1908--1913. Mit Einleitung und Anmerkungen von L. Kamenew, Verlag für Literatur und Politik, Wien 1924, 126 S.

LUKACS, GEORG: Lenin. Studie über den Zusammenhang seiner Gedanken, (Berlin) (1924)

KAMENEW, LEW: Lenins literarisches Erbe, Hoym, Hamburg 1924, 41 S.

KRASSIN, LEONID: Die Aussichten für die russische Ausfuhr, Kniga, Berlin 1923, 72 S.

KRUPSKAJA, NADESHDA: Lenin und die Fragen der Volksbildung, Verlag für Literatur und Politik, Wien 1924, 44 S.

MAHNRUFE DEUTSCHER INTELLEKTUELLER. 30 Antworten zur Frage des Kommunismus, Berlin 1924, 30 S.

RADEK, KARL: Lenin. Sein Leben, sein Werk, Neuer Deutscher Verlag, Berlin (1924), 32 S.

SINOWJEW, GRIGORI: Lenin. Sein Leben und seine Tätigkeit. (Anhang: W.I. Lenin, Von der alten zur neuen Ordnung; sowie ein Chronologisches Verzeichnis der Schriften Lenins), Malik, Berlin 1924, 40 S. (2. erw. Ausgabe, 64 S.; mit einem Gedicht von Joh. R. Becher "Lenin zum Gedächtnis", dem Text der Verfassung der RSFSR sowie einem Verzeichnis der Schriften Lenins von Ernst Drahn)

--- , --- : Lenin, Verlag für Literatur und Politik, Wien 1924, 78 S.

--- , --- : Die Weltpartei des Leninismus, Hoym, Hamburg 1924, 244 S.

--- , --- : Der Krieg und die Krise des Sozialismus, Verlag für Literatur und Politik, Wien 1924, 667 S.

STALIN, JOSSIF: Lenin und der Leninismus, Verlag für Literatur und Politik, Wien 1924, VIII, 164 S.

TROTZKI, LEO: Über Lenin. Material für einen Biographen, Neuer Deutscher Verlag, Berlin 1924, 173 S.

--- , --- : Literatur und Revolution. Aus dem Russischen von Frida Rubiner, Verlag für Literatur und Politik, Wien 1924, 179 S.

--- , --- : Die Geburt der Roten Armee. Reden, Befehle, Aufrufe und Thesen aus dem Gründungsjahr der Roten Armee, Verlag für Literatur und Politik, Wien 1924, 214 S.

**Schrifttum des organisierten Antibolschewismus**  
**(in der Chronologie seines Erscheinens)**

ABC. ANTIBOLSCHEWISTISCHE KORRESPONDENZ. Hrsg. vom Generalsekretariat zum Studium und zur Bekämpfung des Bolschewismus. Wissenschaftliches Büro Dr. Stadtler. Schriftleitung: L. Rößling, Berlin (6 mal wöchentl.); Erste Ausgabe ca. 20. Januar 1919.

*Ab Nr. 36 vom 14. März 1919 fortgeführt unter dem Titel:*

A.B.C. Hrsg. vom Generalsekretariat zum Studium des Bolschewismus, Büro Dr. Stadtler. Schriftleitung: Heinz Fenner, Berlin

*Ab 1920 fortgeführt unter dem Titel:*

ABC. SPEZIALKORRESPONDENZ ÜBER OSTFRAGEN, Red.: Heinz Fenner

(ANONYM): Bolschewistische Momentbilder. Tatsächliche Vorfälle aus dem St. Petersburger Leben unter der Herrschaft der Bolschewiki. Von einem Augenzeugen, Vereinigung zur Bekämpfung des Bolschewismus, Berlin (1919), 12 S.

(ANONYM): Die Wahrheit über Sowjetrußland! Von einem aus Petersburg zurückgekehrten Internierten (= Revolutions-Flugschriften, 1), Verlag des Generalsekretariats<sup>\*\*\*</sup>, Berlin 1919, 6 S.

\*\*\* „Generalsekretariat“ = das von Eduard Stadtler im Dezember 1918 gegründete „Generalsekretariat zum Studium und zur Bekämpfung des Bolschewismus“, das ab Februar/März 1919 nur noch unter dem Titel „Generalsekretariat zum Studium des Bolschewismus“ firmierte. Die „Liga zum Schutz der deutsche Kultur“, kurz „Kulturliga“ genannt, wurde im März/April 1919 Nachfolgerin der kurzlebigen „Antibolschewistischen Liga“.

(ANONYM): Die Revolutionstage in Helsingfors. Von einem russischen Militär, Verlag der Kulturliga, Berlin 1919, 31 S.

(ANONYM): Unter der roten Fahne. Erlebnisse eines Reichsdeutschen während der Bolschewistenherrschaft in Dorpat (= Revolutions-Flugschriften, Neue Folge, 1), Verlag des Generalsekretariats, Berlin 1919, 24 S.

ANTROPOW, A.: Der asiatische Bolschewismus - das Ende Deutschlands und Europas (= Revolutions-Flugschriften, 2), Alexander Grübel, Berlin 1919

BÖTTCHER, HELLMUTH: Die Wahrheit über die Bolschewiki. Antwort auf Grigorowitsch (= Revolutions-Flugschriften, 4), Alexander Grübel, Berlin 1919

COHEN-REUSS, MAX: Der Aufbau Deutschlands und der Rätegedanke (= Revolutions-Streitfragen, Neue Folge, 2), Verlag des Generalsekretariats, Berlin 1919, 20 S.

DIE AGRARGESETZGEBUNG DER BOLSCHEWIKI (= Sammlung von Quellen zum Studium des Bolschewismus, 2), Verlag der Kulturliga, Berlin 1919, 50 S.

DIE ORGANISATION DER VOLKSWIRTSCHAFT IN SOWJETRUSSLAND (= Sammlung von Quellen zum Studium des Bolschewismus, 3), Verlag der Kulturliga, Berlin 1919, 54 S.

DOERSCHLAG, SIEGFRIED: Reicht dem Russen die Hand! Ein Buch zum deutschen Aufbau, Alexander Grübel, Berlin 1919, 74 S.

--- , --- : Bolschewismus, Idealismus und Kultur (= Revolutions-Flugschriften, 5), Alexander Grübel, Berlin 1919, 16 S.

DORNBLÜTH, GRETE: Bolschewismus. Frauengedanken über seine Ursachen und Auswirkungen, Verlag des Generalsekretariats, Berlin 1919, 14 S.

ELB, PETER: Lenins Umkehr (= Beiträge zu den Problemen der Zeit, 7), Verlag der Kulturliga, Berlin 1919, 15 S.

--- , --- : Kommunismus und Produktivität, Verlag der Kulturliga, Berlin 1919, 16 S.

FELGER, A.: Der Kommunismus ein Märchen (= Beiträge zu den Problemen der Zeit, 5), Verlag des Generalsekretariats, Berlin 1919

FENNER, HEINZ: Die Despoten der Sowjetrepublik. Ein Wort der Aufklärung über bolschewistische Diplomaten und Staatsmänner (= Revolutionäre Streitfragen, 10), Verlag des Generalsekretariats, Berlin 1919, 18 S.

FENNER, HEINZ: Maxim Gorkis politische Gesinnung und seine Stellungnahme zu der Sowjetregierung (= Revolutionäre Streitfragen, 11), Verlag des Generalsekretariats, Berlin 1919, 14 S.

--- , --- : Deutschland und Russland. Eine Antwort an Prof. Dr. P. Eltzbacher (= Revolutions-Streitfragen, Neue Folge, 7), Verlag der Kulturliga, Berlin 1919, 64 S.

FRIEDL, OTTO: Erlebnisse eines Deutschen in der Roten Armee (= Revolutions-Flugschriften, Neue Folge, 2), Verlag des Generalsekretariats, Berlin 1919, 24 S.

FÜHRER DURCH DIE BOLSCHEWISTISCHE UND ANTIBOLSCHEWISTISCHE LITERATUR (= Sammlung von Quellen zum Studium des Bolschewismus, 1), Verlag des Generalsekretariats,

Berlin 1919, 24 S.

GRÜNER, B.: Von der Willkür zum System. Zum Verständnis des lettischen Bolschewismus, Verlag der Kulturliga, Berlin 1919, 45 S.

HEEDE, PAUL: Drei Monate im bolschewistischen Tollhaus (= Beiträge zu den Problemen der Zeit, 3), Verlag des Generalsekretariats, Berlin 1919, 23 S.

HENKEL, RICHARD: 2 1/2 Monate Bolschewistenherrschaft in Mitau (Kurland) (= Beiträge zu den Problemen der Zeit, 2), Verlag des Generalsekretariats, Berlin 1919

JAHN, JOSEPH: Zur Theorie des Bolschewismus (= Revolutions-Streitfragen, Neue Folge, 5), Verlag der Kulturliga, Berlin (1919)

KLIBANSKI, HERMANN O.: Der Kommunismus in Russland und die Diktatur des Proletariats. Nach der Broschürenliteratur ihrer geistigen Urheber (= Revolutionäre Streitfragen, 7), Verlag des Generalsekretariats, Berlin 1919, 14 S.

KÖRBER, NORMANN: Die Gefahr des Weltbolschewismus (= Revolutions-Streitfragen, Neue Folge, Heft 1), Verlag des Generalsekretariats, Berlin 1919, 16 S.

LEIPZIGER BÜRGERAUSSCHUSS, ( Hrsg.): Wie sieht es heute in Russland aus? Berichte eines deutschen Arbeiters und eines deutschen Angestellten über das, was sie im revolutionären Russland sahen und erlebten, (Leipzig) (1919), 16 S.

LESSING, WALTER: Der Bolschewismus in Russland und seine Wirtschaftspolitik (= Revolutions-Flugschriften, 1), Alexander Grübel, Berlin 1919, 6 S.

--- , --- : Zahlenwahnsinn und Bolschewismus. Geisteskrankheiten des Weltkrieges (= Revolutions-Flugschriften, Neue Folge, 2), Alexander Grübel, Berlin 1919

LOHAN, MAX: Kann der Sozialismus siegen? (= Revolutionäre Streitfragen, Neue Folge, 8), Verlag der Kulturliga, Berlin (1919), 23 S.

MISSLACK, JOHANNES: Theorie und Praxis des Bolschewismus und der Rätegedanke (= Beiträge zu den Problemen der Zeit, 4), Verlag des Generalsekretariats, Berlin 1919

NEMENYI, WILHELM: 133 Tage Bolschewistenherrschaft. Randbemerkungen zur Geschichte der ungarischen Räterepublik (= Beiträge zu den Problemen der Zeit, 17), Verlag der Kulturliga, Berlin (1919)

OEHME, WALTER: Sozialismus und Bolschewismus. Zur Revolution im Sozialismus (= Revolutionäre Streitfragen, Neue Folge, 4), Verlag des Generalsekretariats, Berlin 1919, 28 S.

--- , --- : Mein Ziel ist die Weltrevolution (= Beiträge zu den Problemen der Zeit, 1), Verlag des Generalsekretariats, Berlin 1919

PEISER, WERNER: Hat das Proletariat den Klassenkampf gewonnen? (= Revolutionäre Streitfragen, Neue Folge, 3), Verlag des Generalsekretariats, Berlin 1919, 24 S.

SCHIDLOF, B.: Zukunftsstaaten der Vergangenheit (= Beiträge zu den Problemen der Zeit, 8), Verlag der Kulturliga, Berlin 1919

SCHIEMANN, PAUL: Massenelend. Russische Erfahrungen und Besorgnisse (= Revolutionäre Streitfragen, 2), Verlag des Generalsekretariats, Berlin 1919, 30 S.

--- , --- : Die Asiatisierung Europas. Gedanken über Klassenkampf und Demokratie (= Revolutionäre Streitfragen, 4), Verlag des Generalsekretariats, Berlin 1919, 19 S.

SMILG-BENARIO, MICHAEL: Drei Wochen Münchener Räterepublik (= Beiträge zu den Problemen der Zeit, 9), Verlag des Generalsekretariats, Berlin 1919, 28 S.

SOCHACZEWER, HANS: Bürgertum und Bolschewismus (= Revolutions-Flugschriften, 3), Alexander Grübel, Berlin 1919

STADTLER, EDUARD: Der Bolschewismus und seine Überwindung (= Revolutionäre Streitfragen, 1), Verlag des Generalsekretariats, Berlin 1919, 19 S.

--- , --- : Die Ursachen der russischen Märzrevolution (= Revolutionäre Streitfragen, 5), Verlag des Generalsekretariats, Berlin 1919, 23 S.

--- , --- : Der kommende Krieg. Bolschewistische Weltrevolutionspläne (= Revolutionäre Streitfragen, 6), Verlag des Generalsekretariats, Berlin 1919, 16 S.

--- , --- : Ist Spartacus besiegt? Der Bolschewismus als weltpolitisches Problem (= Revolutionäre Streitfragen, 9), Verlag des Generalsekretariats, Berlin 1919, 20 S.

--- , --- : Bolschewismus und Wirtschaftsleben (= Revolutionäre Streitfragen, 12), Verlag des Generalsekretariats, Berlin 1919, 40 S.

--- , --- : Der einzige Weg zum Weltfrieden (= Revolutionäre Streitfragen, 14), Verlag des Generalsekretariats, Berlin 1919, 60 S.

--- , --- : Die Revolution und das alte Parteiwesen (= Revolutions-Streitfragen, Neue Folge, 6), Verlag der Kulturliga, Berlin 1919, 20 S.

--- , --- : Die Diktatur der sozialen Revolution. Ein parteifreies Aktionsprogramm zur Überwindung der Anarchie in Deutschland. Als Manuskript gedruckt, Berlin 1919, 36 S.

STEGERWALD, ADAM: Unsere Not und unsere Rettung (= Revolutionäre Streitfragen, 3), Verlag des Generalsekretariats, Berlin 1919, 18 S.

STEINITZER, ERWIN: Bürgertum und Revolution (= Bausteine der deutschen Zukunft, 1), Verlag der Kulturliga, Berlin 1919

SZATMARI, E.: Im roten Budapest (= Beiträge zu den Problemen der Zeit, 10), Verlag der Kulturliga, Berlin 1919

VON SCHILLING, CÄSAR: Der Imperialismus der Bolschewiki (= Revolutionäre Streitfragen, 8), Verlag des Generalsekretariats, Berlin 1919, 13 S.

--- , --- : Ist der kommunistische Aufbau zu verwirklichen? (= Beiträge zu den Problemen der Zeit, 6), Verlag des Generalsekretariats, Berlin 1919

-----

LENIN UND VERSAILLES. Verlag der Kulturliga, Berlin 1920, 16 S.

KLASSENKAMPF UND ARBEITERSCHAFT. Von einem nach Russland ausgewanderten und wieder zurückgekehrten Arbeiter, Verlag der Kulturliga, Berlin 1920

FENNER, HEINZ: Die rote Armee, Verlag der Kulturliga, Berlin 1920, 116 S.

--- , --- : Die Propagandaschriften der Bolschewisten. Ein Beitrag zum Studium der Vorgeschichte des Proletkult (= Sammlung von Quellen zum Studium des Bolschewismus, 4), Verlag des Generalsekretariats, Berlin 1920, 46 S.

HOPMANN, ALBERT: Der Bolschewismus als Weltgefahr. Von Vizeadmiral a.D. Hopman, Verlag der Kulturliga, Berlin (1920), 145 S.

IMMANUEL, FRIEDRICH: Deutschlands Wiederaufbau und bolschewistische Lockungen, Verlag der Kulturliga, Berlin 1920, 42 S.

-----

CASPERSON, GEORG: Das Agitationsmaterial der V.K.P.D. aus den bolschewistischen Quellen zusammengestellt, Verlag der Kulturliga, Berlin 1921, 20 S.

DNEPROV, S.: Die Krisis des Bolschewismus, Verlag der Kulturliga, Berlin 1921, 64 S.

KUNZ, GÜNTHER HANS: Als Handwerksbursch durch Sowjet-Russland. Erlebnisse und Beobachtungen, Verlag der Kulturliga, Berlin (1921), 23 S.

LESSING, WALTER: Deutschland und Osteuropa (Vortrag, als Manuskript gedruckt), Verlag der Kulturliga, Berlin 1921, 24 S.

PESTERSCHETZKY, D.: Die Hungersnot in Russland, Verlag der Kulturliga, Berlin (1921), 27 S.

STRATZ, HEINZ: Drei Monate als Geisel für Radek, Verlag der Kulturliga, Berlin (1920)

WAGNER, A.: Erlebnisse in Sowjetrussland als bolschewistischer Agitator, Verlag der Kulturliga, Berlin 1921, 24 S.

WEBER, ERICH: Russlandfahrt 1920 nach den Berichten B. Grimms, Verlag der Kulturliga, Berlin 1921, 24 S.

**Antisemitische Pamphlet-Literatur**  
**mit Bezug auf Russland und den Bolschewismus**  
**(in der Chronologie ihres Erscheinens)**

AUF VORPOSTEN. Monatsschrift des Verbandes gegen Überhebung des Judentums E.V. (Hrsg. von Ludwig Müller von Hausen), Berlin (seit 1912); hier die Jahrgänge ab 1919

HOLLE, HERMANN GUSTAV: Der biologische Widersinn des Kommunismus (= Sonderdruck aus der Politisch-Anthropologischen Monatsschrift), Berlin-Steglitz (1919)

SCHMIDT-GIBICHENFELS: Das letzte Ziel des Bolschewismus, Politisch-Anthropologischer Verlag, Berlin-Steglitz 1919, 16 S.

WICHTL, FRIEDRICH: Weltfreimaurerei, Weltrevolution, Weltrepublik. Eine Untersuchung über Ursprung und Endziele des Weltkrieges, J.F. Lehmann, München 1919, 190 S. (11.-15. Tsd.)

-----

BEEK, GOTTFRIED ZUR (d.i. Ludwig Müller von Hausen): Die Geheimnisse der Weisen von Zion, Verlag Auf Vorposten, Charlottenburg 1920 (4. verm. Auflage 1920, 256 S.)

JUDENTUM UND BOLSCHEWISMUS. Enthüllungen aus jüdischen Geheimakten. Ein Mahn- und Warnruf in letzter Stunde (= Hammer-Schläge, hrsg. vom Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbund, H. 19), Hamburg 1920

KÜHN, ERICH: Die Gefahr des Bolschewismus (= Flugblatt aus „Deutschlands Erneuerung“), München 1920

NILOSTONSKI, R.: Der Blutrausch des Bolschewismus, Neudeutsche Verlags- und Treuhandgesellschaft, Berlin 1920, 63 S. (bis 1921 Gesamtaufl. 65.000)

ROSENBERG, ALFRED: Die Spur des Juden im Wandel der Zeiten (Kap. 14: Die russisch-jüdische Revolution), Deutscher Volksverlag, München 1920, ca. 200 S.

WILKE, JOHANN HERMANN: Die Weltrevolution - Deutschlands Erhebung. Die Weissagungen von Lehnin bis Lenin im Lichte ihrer Erfüllung, Werder a.H. 1920

-----

(FORD, HENRY): Der internationale Jude, ein Weltproblem. Das erste amerikanische Buch über die Judenfrage. Ins Deutsche übersetzt von Paul Lehmann, Hammer Verlag, Leipzig 1921 (14.-20. Tsd. 1922)

KUNTE, JOSEF: Der Bolschewismus und seine Hintermänner, Opitz, Warnsdorf 1921, 63 S.

KURSELL, OTTO VON: Totengräber Russlands. Zeichnungen mit Versen von D. Eckart, Deutscher Volksverlag Boepple, München 1921, 31 S.

WICHTL, FRIEDRICH: Freimaurerei, Zionismus, Kommunismus, Spartakismus, Bolschewismus, Deutschvölkische Verlagsanstalt, Hamburg 1921, 31 S.

-----

DER BOLSCHEWISMUS IN BILDERN. Izdatelstvo Dvuglavny Orel', (o.O.) 1922, 10 Textseiten (in vier Sprachen); 14 Bildtafeln (mit kommentierten Dokumentarphotos)

KOLSHORN, J.: Russland und Deutschland - Durch Not zur Einigung, Hammer Verlag, Leipzig 1922, 202 S.

KRASNOW, PETER N.: Vom Zarenadler zur Roten Fahne. Historischer Roman in 3 Bänden, Olga Diakow, Berlin 1922, 386 S.; 432 S.; 323, 118 S.

ROSENBERG, ALFRED: Pest in Russland! Der Bolschewismus, seine Häupter, Handlanger und Opfer. Mit 75 Lichtbildern aus Sowjetrussland, Boepple, München 1922, 144 S.; Abb.

THOMPSON, GEORGE: Der Zar, Rasputin und die Juden. Meine Erlebnisse und Erinnerungen aus der Zeit vor und während des Weltkrieges, vor und während der Revolution. Nach dem in englischer Sprache verfassten Manuskript wiedergegeben von \*\*\*, Deutschvölkische Verlagsanstalt A. Götting,

Hamburg 1922, 62 S.

WINBERG, THEODOR VON: Der Kreuzesweg Russlands. Teil I: Die Ursachen des Übels. Übersetzung aus dem Russischen von K. von Jarmersted, R. Oldenbourg, München 1922, 251 S.

-----

ROSENBERG, ALFRED: Die Protokolle der Weisen von Zion und die jüdische Weltpolitik, München (1923), ca. 180 S.

ECKART, DIETRICH: Der Bolschewismus von Moses bis Lenin - Zwiegespräch zwischen Adolf Hitler und mir, Hoheneichen Verlag, München 1924, 50 S.

DIE ZIONISTISCHEN PROTOKOLLE. Das Programm der internationalen Geheimregierung, Mit einer Einführung von Theodor Fritsch, Hammer Verlag, Leipzig 1924, 79 S.

### **Zeitgenössische Erledigungen:**

BULASCHOW, DIMITRI (i.e. BINJAMIN SEGEL): Bolschewismus und Judentum. Dritte, gänzlich umgearbeitete Auflage der Schrift „Die Nutznießer des Bolschewismus“, Berlin 1923

BINJAMIN SEGEL: Die Protokolle der Weisen von Zion. Eine Erledigung, Berlin 1924

STEIN, ALEXANDER: Adolf Hitler, Schüler der Weisen von Zion, Karlsbad 1936

### **Nationalsozialistische Literatur**

(HITLER, ADOLF) Hitler. Sämtliche Aufzeichnungen 1905-1924. Hrsg. von Eberhard Jäckel u. Axel Kuhn, Stuttgart 1980

( --- , --- ): Wolfgang Horn: Ein unbekannter Aufsatz Hitlers aus dem Frühjahr 1924. In: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, H. 3, 1968, S. 280-294

( --- , --- ): Hitlers „grundlegende“ Rede über den Antisemitismus (vom 13. August 1920). Kommentiert und hrsg. von Reginald H. Phelps. In.: VJhfZG, H. 4, 1968, S. 390-420

--- , --- : Mein Kampf, Bd. I: Eine Abrechnung, 1925, Bd. II.: Die nationalsozialistische Bewegung, 1927. Hier zitiert nach der ungekürzten Gesamt-Ausgabe von 1934 (85.-94. Aufl.)

( --- , --- ): Hitler. Reden und Proklamationen 1932-1945 (2 Bde), hrsg. von Max Domarus Würzburg 1962/63

( --- , --- ): Henry Picker: Hitlers Tischgespräche, Stuttgart 1951; unveränderte Neuausgabe Frankfurt/M.-Berlin 1989

( --- , --- ): Hitlers Politisches Testament. Die Bormann-Diktate vom Februar bis April 1945, Hamburg 1981

ROSENBERG, ALFRED: Schriften und Reden, Erster Band: Schriften aus den Jahren 1917-1921, München 1943

--- , --- : Der Mythos des 20. Jahrhunderts, München 1930

(GOEBBELS, JOSEPH) Die Tagebücher von Joseph Goebbels. Sämtliche Fragmente. Hrsg. von Elke Fröhlich, Bd. 1 (1924-1930), München u.a. 1987

(--- , --- ) Tagebücher 1924-1945 (in fünf Bänden). Hrsg. von Ralf Georg Reuth, München-Zürich o.J.

--- , --- : Die zweite Revolution. Briefe an Zeitgenossen, Zwickau 1926

--- , --- : Michael. Ein deutsches Schicksal in Tagebuchblättern, München 1934 (revidierte Fassung des 1923 verfassten, unveröffentlicht gebliebenen Romans)

FINK, WOLDEMAR: Ostideologie und Ostpolitik. Die Ostideologie als ein Gefahrenmoment in der deutschen Außenpolitik (Diss.), Berlin 1936

GREIFE, HERMANN: Sowjetforschung. Versuch einer nationalsozialistischen Grundlegung der Erforschung des Marxismus und der Sowjetunion, Berlin-Leipzig 1936

### **Weitere Literatur aus der NS-Zeit**

ALBRECHT, KARL I.: Der verratene Sozialismus. Zehn Jahre als hoher Staatsbeamter in der Sowjetunion, Berlin-Leipzig 1939

DWINGER, EDWIN ERICH: Wiedersehen mit Sowjetrußland. Tagebuch vom Ostfeldzug, Jena 1942

HEIDEN, KONRAD: Der Fuehrer. Hitler's Rise to Power, Boston 1944

JUST, ARTHUR W.: Die Sowjetunion.. Staat, Wirtschaft, Heer, Berlin 1940

STADTLER, EDUARD: Weltrevolutions-Krieg, Düsseldorf 1937

### **Kritik der Sowjetideologie, „Renegatenliteratur“**

MARX / ENGELS: Die russische Kommune. Kritik eines Mythos. Hrsg. von Maximilien Rubel, München 1972

KRIVITSKY, WALTER G.: Ich war Stalins Agent, Amsterdam 1940

(Engl. Ausgabe u.d.T. I was Stalin's Agent, N.Y. 1940. – Mit zeitgenössischen Dokumenten und einem Nachwort neu herausgegeben von Helmut G. Haasis, Grafenau-Döffingen 1990)

SOLOMON, GEORGI: Unter den Roten Machthabern. Was ich im Dienste der Sowjets persönlich sah und erlebte, Berlin 1930

VALTIN, JAN (i.e. Richard Krebs): Out of the night, N.Y. 1941

(Dt. Ausgaben u.d.T.: Tagebuch der Hölle. Roman, Köln 1957; Nördlingen 1986)

WOLLENBERG, ERICH: Der Apparat. Stalins Fünfte Kolonne, Bonn 1952

---

## B. SEKUNDÄRLITERATUR

## (in alphabetischer Reihenfolge)

ALFF, WILHELM: Deutsche Opposition im Exil während des Ersten Weltkriegs. In: Sabotage des Schicksals. Für Ulrich Sonnemann, hrsg. von Gottfried Heinemann und Wolf-Dietrich Schmied-Kowarzik, Tübingen 1982, S. 79-97

ALY, GÖTZ: Rückwärtsgewandte Propheten - Willige Historiker. Bemerkungen in eigener Sache. In: Ders., Macht Geist Wahn. Kontinuitäten deutschen Denkens, Frankfurt/M. 1999, S. 153-183

ANDERLE, ALFRED: Die deutsche Rapallo-Politik. Deutsch-sowjetische Beziehungen 1922-1929, Berlin (Ost) 1962

ANTONOWA, IRINA / MERKERT, JÖRN (Hrsg.): Berlin - Moskau 1900-1950. Katalog zur Ausstellung, München und Berlin 1995

ASCHER, ABRAHAM: Russian Marxism and the German Revolution, 1917-1920. In: Archiv für Sozialgeschichte, Bd. VI/VII, 1966, S. 391-439

BAUMGART, WINFRIED: Deutsche Ostpolitik 1918. Von Brest-Litowsk bis zum Ende des Ersten Weltkrieges, Wien-München 1966

--- , --- : Vor fünfzig Jahren – Oktober 1918. Eine Dokumentation. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 43/68,

--- , --- : Unternehmen "Schlußstein". Zur politisch-militärischen Geschichte des Ersten Weltkrieges (I-VI). In: Wehrwissenschaftliche Rundschau 19 (1969), Hefte 2-8

--- , --- (Hrsg.): Von Brest-Litovsk zur deutschen Novemberrevolution. Aus den Tagebüchern, Briefen und Aufzeichnungen von Alfons Paquet, Wilhelm Groener und Albert Hopman, März bis November 1918, Göttingen 1971

BAYER, WALTRAUD (Hrsg.): Verkaufte Kultur. Die sowjetischen Kunst- und Antiquitätenexporte 1919-1938, Frankfurt/M. u.a. 2001

BECKER, JENS / BERGMANN, THEODOR / VATLIN, ALEXANDER (Hrsg.): Das erste Tribunal. Das Moskauer Parteiverfahren gegen Brandler, Thalheimer und Radek, Mainz 1993

BEYRAU, DIETRICH: Der deutsche Komplex. Russland zur Zeit der Reichsgründung. In: Historische Zeitschrift, Beiheft 6, 1986

--- , --- : Intelligenz und Dissens. Die russischen Bildungsschichten in der Sowjetunion 1917-1985, Göttingen 1993

--- , --- (Hrsg.): Reformen im Russland des 19. und 20. Jahrhunderts. Westliche Modelle und russische Erfahrungen, Frankfurt 1996

--- , --- (Hrsg.): Im Dschungel der Macht. Intellektuelle Professionen unter Stalin und Hitler, Göttingen 2000

--- , --- : Petrograd 1917. Die russische Revolution und der Aufstieg des Kommunismus, München 2001

BLÜCHER, WIPERT VON: Deutschlands Weg nach Rapallo, Wiesbaden 1954

- BOROWSKY, PETER: Paul Rohrbach und die Ukraine. Ein Beitrag zum Kontinuitätsproblem. In: I Geiss / B. J. Wendt (Hrsg.), Deutschland in der Weltpolitik des 20. Jahrhunderts, S. 437-462
- BRENNER, SABINE: Alfons Paquets frühe Reiseberichte – Russland, Japan, China. Zur Poetik und literarischen Praxis der Gattung, Magisterarbeit der Philosophischen Fakultät der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, 1999
- BUBER-NEUMANN, MARGARETE: Kriegsschauplätze der Weltrevolution. Ein Bericht aus der Praxis der Komintern 1919-1943, Stuttgart 1967
- BUCHHOLTZ, ALBRECHT: Leonid Krassin und sein Verhältnis zu Deutschland. In: Russland und Deutschland, hrsg. von Uwe Liszkowski, Stuttgart 1974
- BULGAKOWA, OKSANA (Hrsg.): Die ungewöhnlichen Abenteuer des Dr. Mabuse im Lande der Bolschewiki. Buch zur Filmreihe "Moskau-Berlin", Berlin 1995
- CAHÉN, FRITZ MAX: Der Weg nach Versailles. Erinnerungen 1912-1919, Boppard 1963
- CAMPHAUSEN, GABRIELE: Die wissenschaftliche historische Russlandforschung in Deutschland 1892-1933. In: Forschungen zur osteuropäischen Geschichte, Bd. 42, Berlin 1989, S. 7-108
- CARR, EDWARD HALLET: Berlin-Moskau. Deutschland und Russland zwischen den beiden Weltkriegen, Stuttgart 1954
- CARRIÈRE D'ENCAUSSE, HELENE: Lenin, München-Zürich 2000
- CHWOSTOW, W.M. / DÖRNBERG, STEFAN (Red.Kollektiv) Deutsch-sowjetische Beziehungen von den Verhandlungen in Brest-Litowsk bis zum Unternehmen Barbarossa, Bd. 1, Berlin (Ost) 1967
- , -- : Deutsch-sowjetische Beziehungen von den Verhandlungen in Brest-Litowsk bis zum Unternehmen Barbarossa, Bde. 2, Berlin (Ost) 1971
- COHN, NORMAN: Die Protokolle der Weisen von Zion. Der Mythos von der jüdischen Weltverschwörung, Köln und Berlin 1969
- DEHIO, LUDWIG: Deutschland und die Weltpolitik im 20. Jahrhundert, München 1955
- DEUTSCHLAND UND DAS BOLSCHEWISTISCHE RUSSLAND von Brest-Litowsk bis 1941. Mit Beiträgen von Jürgen Förster, Karlheinz Niclauß, Werner Niemann, Hans-Werner Rautenberg, Marie-Luise Recker, Manfred Zeidler, Berlin 1991
- DINER, DAN / STERN, FRANK (Hrsg.): Deutschland und Russland (= Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte 1995), Gerlingen 1995
- DINER, DAN: Das Jahrhundert verstehen. Eine universalhistorische Deutung, München 1999
- DJAKOV, JU. / BUŠUEVA, T.S.: FAŠISTKIJ MEČ KOVALSJA V SSSR. Krasnaja Armija i Rejchsver. Tajnoe sotrudničestvo 1922-1933. Neizestnie dokumenty, Moskau 1992
- DODENHOEFT, BETTINA: Laßt mich nach Russland heim. Russische Emigration in Deutschland 1918-1945, Frankfurt/M. 1993
- DÖRING-MANTEUFFEL, ANSELM: Wie westlich sind die Deutschen? Amerikanisierung und Westernisierung im 20. Jahrhundert, Göttingen 1999

- DÖSER, UTE: Das bolschewistische Russland in der deutschen Rechtspresse 1918-1925 (Diss.) , Berlin 1961
- DUDA, GERHARD: Jenő Varga und die Geschichte des Instituts für Weltwirtschaft und Weltpolitik in Moskau 1921-1970, Berlin 1994
- DÜLFFER, JOST: Kriegserwartung und Kriegsbild in Deutschland vor 1914. In: W. Michalka (Hrsg.) Der Erste Weltkrieg, München 1994, S. 778-798
- DUPEUX, LOUIS: "Nationalbolschewismus" in Deutschland 1919-1933. Kommunistische Strategie und konservative Dynamik, München 1985
- , --- : Ernst Niekisch, de la Gauche au Stalinisme par l'extrême droite. In: Ni gauche, ni droite. Les chassés-croisés des intellectuels français et allemands dans l'Entre-deux-guerres, Bordeaux, 1995, S. 93-101
- , --- : Lecture du totalitarisme russe via le ‚National-Bolchevisme‘ allemand (1919-1933). In: revue d'Allemagne et des pays de langue allemande, H. 3, 1998, S. 261-271
- , --- : Aspects du Fondamentalisme national en Allemagne de 1890 à 1945, Strasbourg 2001
- EICHWEDE, WOLFGANG: Revolution und internationale Politik. Zur kommunistischen Interpretation der kapitalistischen Welt 1921-1925, Köln-Wien 1971
- EPSTEIN, FRITZ T.: Der Komplex "Die russische Gefahr" und sein Einfluss auf die deutsch-russischen Beziehungen im 19. Jahrhundert. In: Deutschland in der Weltpolitik des 19. und 20. Jahrhunderts. Hrsg. von Immanuel Geiss u. Bernd Jürgen Wendt, Düsseldorf 1973, S. 143-159
- | ERDMANN, HANS-DIETRICH: Kurt Riezler – ein politisches Profil (1882-1955. In: Kurt Riezler. Tagebücher, Aufsätze, Dokumente, hrsg. von H.D. Erdmann, Göttingen 1972
- FELŠTINSKI, JU. G.: Byl li pričasten K. Radek k gibeli K. Libknechta i R. Ljuksenburg? In: Voprossy Istorii, H. 9-11, 1997
- FEST, JOACHIM C.: Hitler, Berlin und Frankfurt a.M. 1995,
- , --- : Der zerstörte Traum. Vom Ende des utopischen Zeitalters, Berlin 1995
- FISCHER, ALEXANDER u.a. (Hrsg.): Russland-Deutschland-Amerika. Festschrift für Fritz T. Epstein zum 80. Geburtstag, Wiesbaden 1978
- FISCHER, FRITZ: Griff nach der Weltmacht. Die Kriegszielpolitik des kaiserlichen Deutschland 1914-1918, Düsseldorf 1961
- , --- : Krieg der Illusionen. Die deutsche Politik von 1911 bis 1914, Düsseldorf 1969
- , --- : Juli 1914. Wir sind nicht hineingeschlittert. Das Staatsgeheimnis um die Riezler-Tagebücher. Eine Streitschrift, Reinbek 1983
- FISCHER, RUTH: Stalin und der deutsche Kommunismus. Der Übergang zur Konterrevolution, Frankfurt/M. 1948
- FLASCH, KURT: Die geistige Mobilmachung. Die deutschen Intellektuellen und der Erste Weltkrieg, Berlin 2000
- FLECHTHEIM, OSSIP K.: Die KPD in der Weimarer Republik, Offenbach 1948 (Neuausgabe 1968)

FLEISCHER, HELMUT: Eine historisierende Betrachtung unseres Zeitalters. Zur Notwendigkeit einer epochenübergreifenden Betrachtung von Weltkrieg, Sowjetrevolution und Faschismus. In: Die Schatten der Vergangenheit. Impulse zur Historisierung des Nationalsozialismus, hrsg. von Uwe Backe, Eckhard Jesse, Rainer Zitelmann, Berlin 1990, S. 58-82

--- , --- : Marxismus – Sieg der Ideologie über die Ideologiekritik. In: Ders. (Hrsg.), Der Marxismus in seinem Zeitalter, Leipzig 1994, S. 201-232

--- , --- : Epochenphänomen Marxismus, Frankfurt/M. 1993

FLEISCHHAUER, INGEBORG: Die Deutschen im Zarenreich, Stuttgart 1986

FRIES, HELMUT: Deutsche Schriftsteller im Ersten Weltkrieg. In: W. Michalka (Hrsg.) Der Erste Weltkrieg, München 1994, S. 825-848

FURET, FRANÇOIS / NOLTE, ERNST: „Feindliche Nähe“. Kommunismus und Faschismus im 20. Jahrhundert. Ein Briefwechsel, München 1998

FURLER, BERNHARD: Augen-Schein. Deutschsprachige Reisereportagen über Sowjet-Russland 1917-1939, Frankfurt/M. 1987

GATZKE, HANS W.: Zu den deutsch-russischen Beziehungen im Sommer 1918. Dokumentation. In: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 3 (1955), H. 1, S. 67-98

--- , --- : Von Rapallo nach Berlin. Stresemann und die deutsche Russlandpolitik. In: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 4 (1956), H. 1, S. 3-29

GEISS, IMMANUEL / WENDT, BERND J. (Hrsg.): Deutschland in der Weltpolitik des 20. Jahrhunderts, Düsseldorf 1973

--- , --- : Kurt Riezler und der Erste Weltkrieg. In: Ebenda, S. 398-418

GEYER, DIETRICH: Die Russische Revolution. Historische Probleme und Perspektiven, Stuttgart u.a. 1968

--- , --- : Lenin und der deutsche Sozialismus. In: Deutsch-russische Beziehungen von Bismarck bis zur Gegenwart. Hrsg. von Werner Markert, Stuttgart 1964, S. 80-96

--- , --- : Sowjetrussland und die deutsche Arbeiterbewegung 1918-1932. In: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, H. 1, 1976, S. 2-57

--- , --- : Kautskys Russische Dossier. Deutsche Sozialdemokraten als Treuhänder des russischen Parteivermögens 1910-1915, Frankfurt – N.Y. 1981

--- , --- : Ostpolitik und Geschichtsbewußtsein in Deutschland. In: VjHfZG, H. 2, 1986, S. 147-159

--- , --- : Krieg und Revolution - Russland und Deutschland 1917/18. In: Revolution und Krieg. Zur Dynamik des historischen Wandels seit dem 18. Jahrhundert. Hrsg. von Dieter Langewiesche, Paderborn 1989

GOLDBACH, MARIE-LUISE: Karl Radek und die deutsch-sowjetischen Beziehungen 1918-1923, Bonn-Bad Godesberg 1973

GORLOV, SERGEJ A.: Geheimsache Moskau-Berlin. Die militärpolitische Zusammenarbeit zwischen der Sowjetunion und dem Deutschen Reich 1920-1933. In: VjHfZG, H. 1, 1996, S. 133-165

--- , --- : Moskau-Berlin. Die militärpolitische Zusammenarbeit in der Rapallo-Periode (1920-1933). In: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas 46 (1998), S. 254-268

GRIESER, HELMUT: Die Sowjetpresse über Deutschland in Europa 1922-1932. Revision von Versailles und Rapallo-Politik in sowjetischer Sicht, Stuttgart 1970

GROENER, WILHELM: Lebenserinnerungen, Göttingen 1957

--- , --- : Tagebuch und Aufzeichnungen (Kiev 1918). In: Von Brest-Litovsk zur Deutschen Novemberrevolution. Aus den Tagebüchern, Briefen und Aufzeichnungen von Alfons Paquet, Wilhelm Groener und Albert Hopman, März bis November 1918, hrsg. von Winfried Baumgart, Göttingen 1971

GROH, DIETER: Russland und das Selbstverständnis Europas. Ein Beitrag zur europäischen Geistesgeschichte, Neuwied 1961 (erw. Neuauflage u.d.T.: Russland im Blick Europas. 300 Jahre historische Perspektiven, Frankfurt/M. 1988)

GRÖHLER, OLAF: Selbstmörderische Allianz. Deutsch-russische Militärbeziehungen 1920-1941, Berlin 1992

GROSS, BABETTE: Willi Münzenberg. Eine politische Biografie, Stuttgart 1967 (Erw. Neuausgabe Leipzig 1991)

GROYS, BORIS: Die Erfindung Russlands, München und Wien 1995

GRUPP, PETER: Deutsche Außenpolitik im Schatten von Versailles 1918-1920. Zur Politik des Auswärtigen Amtes vom Ende des Ersten Weltkrieges und der Novemberrevolution bis zum Inkrafttreten des Versailler Vertrages, Paderborn 1988

--- , --- : Voraussetzungen und Praxis deutscher amtlicher Kulturpropaganda in den neutralen Staaten während des Ersten Weltkrieges. In: W. Michalka (Hrsg.) Der Erste Weltkrieg, München 1994, S. 799-824

HAFFNER, SEBASTIAN: Der Teufelspakt. Fünfzig Jahre deutsch-russische Beziehungen, Reinbek 1967 (Neuausgabe Zürich 1988)

--- , --- : Erinnerungen eines Deutschen, Stuttgart 2000

HAGEMEISTER, MICHAEL: Die „Protokolle der Weisen von Zion“. Einige Bemerkungen zur Herkunft und zur aktuellen Rezeption. In: Russland und Europa. Historische und kulturelle Aspekte eines Jahrhundertproblems, Leipzig 1995

--- , --- : Sergej Nilus und die „Protokolle der Weisen von Zion“. Überlegungen zur Forschungslage. In: Jahrbuch für Antisemitismusforschung 5, Frankfurt-New York 1996

--- , --- : Die Protokolle der Weisen von Zion und der Basler Zionistenkongress von 1897. In: Der Traum von Israel. Die Ursprünge des modernen Zionismus, hrsg. von Heiko Haumann, Weinheim 1998

--- , --- : Der Mythos der „Protokolle der Weisen von Zion“. In: Verschwörungstheorien: Anthropologische Konstanten – historische Varianten, hrsg. von Ute Caumanns und Mathias Niendorf, Osnabrück 2000

--- , --- : Eintrag „Protocols of the Elders of Zion“. In: The Holocaust Encyclopedia, ed. Walter Laqueur, New Haven und London 2001, S. 499-503

WERNER HAHLEWEG (Hrsg.): Lenins Rückkehr 1917. Die deutschen Akten, Leiden 1957

--- , --- : Lenins Reise durch Deutschland im April 1917. In: VJHfZG, H. 4, 1957, S. 307-333

--- , --- : Der Diktatfrieden von Brest-Litowsk 1918 und die bolschewistische Weltrevolution, Münster 1960

HECKER, HANS: Die TAT und ihr Osteuropa-Bild 1909-1939, Köln (1971)

HECKER, HANS: Völkerpsychologische Gesichtspunkte zur osteuropäischen Geschichte. In: Jahrbücher zur Geschichte Osteuropas H. 3, 1977, S. 364-378

HEIM, SUSANNE: Bevölkerungsökonomie, Deportation und Vernichtung. In: Dittmar Dahlmann / Gerhard Hirschfeld (Hrsg.): Lager, Zwangsarbeit, Vertreibung und Deportation, Essen 1999, S. 501-534

HELBIG, HERBERT: Die Träger der Rapallo-Politik, Göttingen 1958

HERRMANN, DAGMAR (Hrsg.): Deutsche und Deutschland aus russischer Sicht. 11.-17. Jahrhundert (= West-östliche Spiegelungen. Hrsg. von Lew Kopelew, Reihe B, Bd. 1), München 1989

--- , --- (Hrsg.): Deutsche und Deutschland aus russischer Sicht. 18. Jahrhundert: Aufklärung. Unter Mitarbeit von Karl-Heinz Korn (= West-östliche Spiegelungen. Hrsg. von Lew Kopelew, Reihe B, Bd. 2), München 1992

--- , --- / OSPOVAT, ALEXANDER L. (Hrsg.): Deutsche und Deutschland aus russischer Sicht. 19. Jahrhundert: Von der Jahrhundertwende bis zu den Reformen Alexanders II., (= West-östliche Spiegelungen. Hrsg. von Lew Kopelew, Reihe B, Bd. 3), München 1998

HERTLING, VIKTORIA: Quer durch: Von Dwinger bis Kisch. Berichte und Reportagen über die Sowjetunion aus der Epoche der Weimarer Republik, Königstein 1982

HILDERMEIER, MANFRED: Das Privileg der Rückständigkeit. Anmerkungen zum Wandel einer Interpretationsfigur der Neueren Russischen Geschichte. In: Historische Zeitschrift 244 (1987), H. 3, S. 557-603

HILGER, GUSTAV: Wir und der Kreml. Deutsch-sowjetische Beziehungen 1918-1941. Erinnerungen eines deutschen Diplomaten, Frankfurt/M. und Berlin 1955

HILLGRUBER, ANDREAS: Deutsche Großmacht- und Weltpolitik im 19. und 20. Jahrhundert, Düsseldorf 1977

--- , --- : Das Russland-Bild der führenden deutschen Militärs vor Beginn des Angriffs auf die Sowjetunion, in: Ders.: Die Zerstörung Europas. Beiträge zur Weltkriegsepoche 1914 bis 1945, Frankfurt/M. - Berlin 1988

HIMMER, ROBERT: Rathenau, Russia and Rapallo. In: Central European History 9 (1976), H. 2, S. 146-183

JAWORSKI, RUDOLF: Osteuropa als Gegenstand historischer Stereotypenforschung. In: Geschichte und Gesellschaft 13 (1987), S. 63-76

JENDRYSCHIK, MANFRED (Hrsg.): Unterwegs nach Eriwan. Reisen in die Sowjetunion 1918 bis 1934, Halle und Leipzig 1988

- JOHN, ECKHARD: Musikbolschewismus. Die Politisierung der Musik in Deutschland 1918-1938, Stuttgart und Weimar 1994
- KÄNDLER, KLAUS u.a. (Hrsg.): Berliner Begegnungen. Ausländische Künstler in Berlin 1918 bis 1933. Aufsätze - Bilder - Dokumente, Berlin (Ost), 1987
- KATKOV, GEORGE: German Foreign Office documents of financial support to the Bolsheviks in 1917. In: INTERNATIONAL AFFAIRS 32 (1956), S. 181 ff.
- KEHR, ECKHART: Der Primat der Innenpolitik. Gesammelte Aufsätze zur preußisch-deutschen Sozialgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert. Hrsg. von H.-U. Wehler, Frankfurt/M u.a. 1976<sup>2</sup>
- KELLER, MECHTHILD (Hrsg.): Russen und Russland aus deutscher Sicht, 9.-17. Jahrhundert. Unter Mitarbeit von Ursula Dettbarn und Karl-Heinz Korn (= West-östliche Spiegelungen. Hrsg. von Lew Kopelew, Reihe A, Bd. 1), München 1985
- , --- (Hrsg.): Russen und Russland aus deutscher Sicht, 18. Jahrhundert: Aufklärung (= West-östliche Spiegelungen. Hrsg. von Lew Kopelew, Reihe A, Bd. 2), München 1987
- , --- (Hrsg.): Russen und Russland aus deutscher Sicht, 19. Jahrhundert (West-östliche Spiegelungen. Hrsg. von Lew Kopelew, Reihe A, Bd. 3), München 1992
- , --- (Hrsg.): Vom Bismarckreich bis zum Ersten Weltkrieg (= West-östliche Spiegelungen, Reihe A, Bd. 4), München 2000
- KENNAN, GEORGE F.: The Decision to Intervene. Soviet-American Relations 1917-1920, Bd. 2, Princeton 1958
- , --- : Sowjetische Außenpolitik unter Lenin und Stalin, Stuttgart 1961
- KERSHAW, IAN: Hitler Band 1: 1889-1936, Stuttgart 1999; Band 2: 1936-1945, Stuttgart 2000
- KLEMPERER, KLEMENS VON: Konservative Bewegungen zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus, München 1958
- KLESSMANN, CHRISTOPH: Osteuropaforschung und Lebensraumpolitik im Dritten Reich. In: Peter Lundgreen (Hrsg.): Wissenschaft im Dritten Reich, Frankfurt/M. 1985, S. 350-381
- KLESSMANN, STEFAN: Deutsche und amerikanische Erfahrungsmuster von Welt. Eine interdisziplinäre, kulturvergleichende Analyse im Spiegel der Dostojewskij-Rezeption zwischen 1900 und 1945 (Diss.), Regensburg 1990
- KLÜMPEN, HEINRICH: Deutsche Außenpolitik zwischen Versailles und Rapallo. Revisionismus oder Neuorientierung?, Münster-Hamburg 1992
- KOENEN, GERD: Der unerklärte Frieden. Deutschland, Polen und Russland - Eine Geschichte, Frankfurt/M. 1985
- , --- : Die großen Gesänge. Lenin, Stalin, Mao Tse-tung. Führerkulte und Heldenmythen des 20. Jahrhunderts, Frankfurt/M. 1991
- , --- : Mythos des 21. Jahrhunderts? Vom russischen zum Sowjet-Antisemitismus – ein historischer Abriss. In: G. Koenen / K. Hielscher: Die schwarze Front. Der neue Antisemitismus in der Sowjetunion, Reinbek 1991

--- , --- : Überprüfungen an einem "Nexus". Der Bolschewismus und die deutschen Intellektuellen nach Revolution und Weltkrieg 1917-1924. In: Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte XXXIV/1995, S. 359-391

--- , --- : Utopie der Säuberung. Was war der Kommunismus?, Berlin 1998

KOENEN, GERD / KOPELEW, LEW (Hrsg.): Deutschland und die russische Revolution 1917-1924 (= West-östliche Spiegelungen, Reihe A, Bd. 5), München 1998

#### INHALT DES BANDES:

- Lew Kopelew / Gerd Koenen: Verlorene Kriege und gewonnene Einsichten. Rückblick vom Ende eines Zeitalters. Ein Gespräch.

#### Teil I. WELTKRIEG UND WELTREVOLUTION

- Gerd Koenen: Vom Geist der russischen Revolution. Die ersten Augenzeugen und Interpreten der Umwälzungen im Zarenreich
- Jürgen Zarusky: Zarismus und Bolschewismus. Die deutsche Sozialdemokratie und der "asiatische Despotismus"
- Helmut Fleischer: Zwischen Marx und Lenin. Rosa Luxemburg und die russische Revolution
- Johannes Baur: Die Revolution und "Die Weisen von Zion". Zur Entwicklung des Russlandbildes in der frühen NSDAP
- Louis Dupeux: Im Zeichen von Versailles. Ostideologie und Nationalbolschewismus in der Weimarer Republik
- Leonid Luks: "Eurasier" und "Konservative Revolution". Zur antiwestlichen Versuchung in Russland und Deutschland
- Gerd Koenen: Die "Völ-kerwanderung von unten". Walther Rathenau über Russland und Sowjets

#### Teil II. ZUSAMMENBRUCH UND AUFBRUCH

- Hans-Christof Kraus: "Untergang des Abendlandes". Russland im Geschichtsdenken Oswald Spenglers
- Gerd Koenen: Betrachtungen eines Unpolitischen. Thomas Mann über Russland und den Bolschewismus
- Dittmar Dahlmann: Theorie im Handgemenge. Die russische Revolution in der Kritik der deutschen Soziologie und Geschichtswissenschaft
- Rainer Marwedel: „Bismarck“ Lenin und die Deutsche Reichs AG. Maximilian Hardens russische Kalkulationen
- Walter Fähnders: Zwischen ästhetischer und politischer Avantgarde. Franz Jung und seine "Reise(n) in Russland"
- Michael Rohrwasser: Das rettende Russland. Erweckungserlebnisse des jungen Johannes R. Becher
- Karol Sauerland: Von Dostojewskij zu Lenin. Auseinandersetzungen des jungen Georg Lukács und des jungen Ernst Bloch mit dem revolutionären Russland
- Konstantin Asadowski: "Blick ins Chaos". Hermann Hesse über Dostojewskij und Russland
- Aaron J. Cohen: Revolution und Emanzipation. Bilder der russischen Frau in der deutschen Öffentlichkeit

#### Teil III. BEGEGNUNGEN UND PRÄGUNGEN

- Gerd Koenen: „Indien im Nebel“. Die ersten Reisenden ins "neue Russland". Neun Modelle projektiver Wahrnehmung
- Edgar Lersch: Zwischen Hungerhilfe und Osteuropakunde. Die "Freunde des neuen Russland" in Deutschland
- Fritz Mierau: Wind vom Kaukasus. Die Russen in Berlin. Begegnungen und Entfremdungen
- Oksana Bulgakowa: Zar Iwan, Raskolnikoff, rote Matrosen. Russische "Wellen" im deutschen Film
- Wladimir Koljasin: Theater und Revolution. Glanz und Elend der deutsch-russischen Künstlerbeziehungen
- Marina Dmitriewa-Einhorn: Zwischen Futurismus und Bauhaus. Kunst der Revolution und Revolution in der Kunst

#### Teil IV. EINBLICKE UND AUSBLICKE

- Gerd Koenen: Bilder mythischer Meister. Zur Aufnahme der russischen Literatur in Deutschland nach Weltkrieg und Revolution
- Karl Schlögel: Archäologie totaler Herrschaft. Russland im Horizont Hannah Arendts

- Lew Kopelew: Fragen bleiben

ANHANG: Gerd Koenen: Blick nach Osten. Eine Gesamt-Bibliographie der deutschsprachigen Literatur über Russland und den Bolschewismus 1917-1924

KRÜGER, DIETER: Kriegssozialismus. Die Auseinandersetzung der Nationalökonomien mit der Kriegswirtschaft 1914-1918. In: W. Michalka (Hrsg.) Der Erste Weltkrieg, München 1994, S. 506-129

KRÜGER, PETER: Die Außenpolitik der Republik von Weimar, Darmstadt 1985

--- , --- : Versailles. Deutsche Außenpolitik zwischen Revisionismus und Friedenssicherung, München 1986

KRUMMACHER, F.A. / LANGE, HELMUT: Krieg und Frieden. Geschichte der deutsch-sowjetischen Beziehungen. Von Brest-Litowsk zum Unternehmen Barbarossa, Esslingen 1970

LAMMICH, MARIA: Das deutsche Osteuropabild in der Zeit der Reichsgründung (1861-1880), Boppard 1977

LAQUEUR, WALTER: Deutschland und Russland, Berlin 1965

LEMBERG, HANS: Zur Entstehung des Osteuropabegriffs im 19. Jahrhundert. Vom "Norden" zum "Osten". In: Jahrbücher zur Geschichte Osteuropas, H. 1, 1985, S. 48-91

LINKE, HORST-GÜNTHER: Deutsch-sowjetische Beziehungen bis Rapallo, Köln 1970

--- , --- : Russlands Weg in den Ersten Weltkrieg und seine Kriegsziele 1914-1917. In: W. Michalka (Hrsg.), Der Erste Weltkrieg. Wirkung, Wahrnehmung, Analyse, München – Zürich 1994

LISZKOWSKI, UWE: (Hrsg.) Russland und Deutschland, Stuttgart 1974

--- , --- : Zur Aktualisierung der Stereotype „Die deutsche Gefahr“ im russische Neoslavismus. In: Ebenda, S. 278-294

--- , --- : Osteuropaforschung und Politik. Ein Beitrag zum historisch-politischen Denken und Wirken von Otto Hoetzsch, 2 Bde., Berlin 1988

LOHALM, UWE: Völkischer Radikalismus. Die Geschichte des Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbundes 1919-1923, Hamburg 1970

LÖSCHE, PETER: Der Bolschewismus im Urteil der deutschen Sozialdemokratie, Berlin 1967

LÖWENTHAL, RICHARD: Russland und die Bolschewisierung der deutschen Kommunisten. In: Helmut Neubauer, Deutschland und die Russische Revolution, S. 97-116, Stuttgart u.a. 1968

LÜBBE, HERMANN: Politische Philosophie in Deutschland; Vierter Teil: Die philosophischen Ideen von 1914, S. 173-238

LUKS, LEONID: Entstehung der kommunistischen Faschismustheorie. Die Auseinandersetzung der Komintern mit Faschismus und Nationalsozialismus 1921-1935, Stuttgart 1984

--- , --- / O'SULLIVAN, DONAL (Hrsg.): Russland und Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert. Zwei „Sonderwege“ im Vergleich, Köln-Weimar-Wien 2001

- LYANDRES, SEMION: The Bolshevik's „German Gold“ revisited. An inquiry into the 1917 accusations. (= The Carl Beck Papers in Russian and East European Studies, No. 1106), Pittsburgh 1995
- MAI, GUNTHER: „Verteidigungskrieg“ und „Volksgemeinschaft“. Staatliche Selbstbehauptung, nationale Solidarität und soziale Befreiung in Deutschland in der Zeit des Ersten Weltkrieges (1900-1925). In: W. Michalka, Der Erste Weltkrieg. Wirkung, Wahrnehmung, Analyse, München 1994
- , --- : Europa 1918-1933. Mentalitäten, Lebensweisen, Politik zwischen den Weltkriegen, Stuttgart (u.a.) 2001
- MAL'KOV, B.L.: Bolsheviki i „germanskoe zoloto“. Nachodki v archivach SŠA. In: Novaja i Novejšchaja istorija, Jg. 1993, H. 5, S. 42-52
- MARKERT, WERNER (Hrsg.): Deutsch-russische Beziehungen von Bismarck bis zur Gegenwart, Stuttgart 1964
- , --- : Die deutsch-russischen Beziehungen am Vorabend des ersten Weltkrieges – Zur Gründung der ‚Deutschen Gesellschaft zum Studium Osteuropas‘ im Jahre 1913. In: Ebenda, S. 40-79
- MASSING, PAUL W.: Vorgeschichte des politischen Antisemitismus, Frankfurt/M. 1959 (1986)
- MATTHIAS, ERICH: Die deutsche Sozialdemokratie und der Osten 1914-1945, Tübingen 1954
- , --- : Die Rückwirkungen der russischen Oktoberrevolution auf die deutsche Arbeiterbewegung. In: Helmut Neubauer, Deutschland und die Russische Revolution, S. 69-93, Stuttgart u.a. 1968
- MAYER, GUSTAV: Vom Journalisten zum Historiker der Arbeiterbewegung, Zürich-Wien 1949
- MAZOWER, MARK: Der dunkle Kontinent. Europa im 20. Jahrhundert, Berlin 2000
- MERZ, KAI-UWE: Die deutsche Linke und der Bolschewismus. Eine ideologiegeschichtliche Studie zur frühen Weimarer Republik (Diss.), Berlin 1990
- , --- : Das Schreckbild. Deutschland und der Bolschewismus 1917-1921, Berlin und Frankfurt/M. 1995
- MEYER, KLAUS: Die russische Revolution von 1905 im deutschen Urteil. In: Liszkowski, Russland und Deutschland, S. 265-277
- MICHALKA, WOLFGANG (Hrsg.): Der Erste Weltkrieg. Wirkung, Wahrnehmung, Analyse, München 1994
- , --- : Kriegsrohstoffbewirtschaftung, Walther Rathenau und die „kommende Wirtschaft“. In: Ebenda, S. 485-505
- MICK, CHRISTOPH: Sowjetische Propaganda. Fünfjahrplan und deutsche Russlandpolitik 1928-1932. (= Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa. Hrsg. von Helmut Altrichter, 42), Stuttgart 1995
- MIERAU, FRITZ: Die Rezeption der sowjetischen Literatur in Deutschland 1920-1924. In: Zeitschrift für Slawistik, H. 2-4, 1958, S. 620-638
- , --- : Die Russen in Berlin 1918-1933. Eine kulturelle Begegnung, Leipzig 1987 (erw. Neuauflage Weinheim und Berlin 1988)

- MOHLER, ARMIN: Die konservative Revolution in Deutschland, 1918-1932, Stuttgart 1950 (Zweite, völlig neu bearbeitete und erweiterte Fassung, Darmstadt 1972)
- MÖLLER, DIETRICH: Karl Radek in Deutschland. Revolutionär, Intrigant, Diplomat, Köln 1976
- MÜLLER, ROLF-DIETER: Das Tor zur Weltmacht. Die Bedeutung der Sowjetunion für die deutsche Wirtschafts- und Rüstungspolitik zwischen den Weltkriegen, Boppard 1984
- MÜLLER, WOLFGANG: Russlandberichterstattung und Rapallo-Politik 1924-1933 im Spiegel der Presse, Saarbrücken 1983
- NAARDEN, BRUNO: Socialist Europe and Revolutionary Russia. Perception and Prejudice, 1848-1923, Cambridge 1992
- NADOLNY, RUDOLF: Mein Beitrag, Wiesbaden 1955 (vervollständigte Neuauflage u.d.T. Mein Beitrag. Erinnerungen eines Botschafters des Deutschen Reiches, Köln 1985)
- NASARSKI, GERLIND: Osteuropavorstellungen in der konservativ-revolutionären Publizistik. Analyse der Zeitschrift "Deutsches Volkstum" 1917-1941, Bern und Frankfurt/M. 1974
- NEKRICH, ALEXANDER: Pariahs, Partners, Predators, New York 1997
- NEUBAUER, HELMUT (Hrsg.): Deutschland und die russische Revolution, Stuttgart u.a. 1968
- NIEBUHR, VERA: Dies.: Alfons Paquet. The Development of his Thought in Wilhelminian and Weimar Germany, (Diss.), University of Wisconsin, Madison 197
- , --- : Alfons Paquet - Rheinischer Dichter und Verfechter des Internationalismus. In: Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, H. 57, 1980
- NIEDHART, GOTTFRIED (Hrsg.): Der Westen und die Sowjetunion. Einstellungen und Politik gegenüber der UdSSR in Europa und in den USA seit 1917, Paderborn 1983
- NIKOLAEVSKIJ, B.I.: Germanija i russkie revoljucionery v gody pervoi mirovoj vojny. In: Ders., Tajnye stranicy istorii. Red. Ju. G. Felštinskij, Moskau 1995
- NOLTE, ERNST: Der Faschismus in seiner Epoche. Die Action Française - Der italienische Faschismus - Der Nationalsozialismus, Stuttgart 1963
- , --- : Die faschistischen Bewegungen (= dtv-Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts, Bd. 4), München 1966
- , --- : Marxismus und industrielle Revolution, Frankfurt/M.-Berlin 1983
- , --- : Vergangenheit, die nicht vergehen will. Eine Rede, die geschrieben, aber nicht gehalten werden konnte (Frankfurter Allgemeine Zeitung, 6. Juni 1986). Wieder abgedruckt in: „Historikerstreit“, Eine Dokumentation, München 1987, S. 45 ff.
- , --- : Der europäische Bürgerkrieg 1917-1945. Nationalsozialismus und Bolschewismus, Frankfurt/M. und Berlin 1987
- , --- : Abschließende Reflexionen über den sogenannten Historikerstreit. In: Schatten der Vergangenheit, hrsg. von Uwe Backe u.a., Frankfurt/M. - Berlin 1990, S. 83-109
- , --- : Das Zeitalter des Marxismus. In: Helmut Fleischer (Hrsg.): Der Marxismus in seinem Zeitalter, Leipzig 1994, S. 37-56

--- , --- : Der kausale Nexus. Über Revisionen und Revisionismen in der Geschichtswissenschaft. Studien, Artikel und Vorträge 1990-2000, München 2002

--- , --- : Historische Existenz. Zwischen Anfang und Ende der Geschichte?, München – Zürich 1998 (Kapitel 49-52)

O'SULLIVAN, DONAL: Furcht und Faszination. Britische und deutsche Russlandbilder 1921-1933, Köln und Weimar 1996

OBERKROME, WILLI: Volksgeschichte. Methodische Innovation und völkische Ideologisierung in der deutschen Geschichtswissenschaft 1918-1945, Göttingen 1993

OPITZ, ALFRED: Die russische Revolution des Frühjahres 1917 im Echo führender Tageszeitungen des zeitgenössischen Deutschland. In: Osteuropa 17 (1967), H. 4, S. 237-254

PARDON, INGE / SHURALJOW, WALERIJ (Red.Koll.): Lager, Front oder Heimat. Deutsche Kriegsgefangene in Sowjetrussland 1917 bis 1920, 2 Bde., München 1994

PERREY, HANS-JÜRGEN: Der Russlandausschuss der Deutschen Wirtschaft. Ein Beitrag zur Geschichte des Ost-West-Handels, München 1988

PETER, MATTHIAS: Britische Kriegsziele und Friedensvorstellungen. In: W. Michalka (Hrsg.) Der Erste Weltkrieg, München 1994, S. 95-124

PETERSEN, ANDREAS: Radikale Jugend. Die sozialistische Jugendbewegung der Schweiz 1900-1930. Radikalisierungsanalyse und Generationentheorie, Zürich 2001

PEUKERT, DETLEV: Die Weimarer Republik, Frankfurt/M. 1987

PFAHL-TRAUGHBER, ARMIN: Der antisemitisch-antifreimaurerische Verschwörungsmythos in der Weimarer Republik und im NS-Staat, Wien 1993

PICHT, CLEMENS: Zwischen Vaterland und Volk. Das deutsche Judentum im Ersten Weltkrieg. In: W. Michalka (Hrsg.) Der Erste Weltkrieg, München 1994, S. 736-755

PIRKER, THEO: Utopie und Mythos der Weltrevolution. Zur Geschichte der Komintern 1920-1940, München 1964

PITTWALD, MICHAEL: Ernst Niekisch. Völkischer Sozialismus, nationale Revolution, deutsches Endimperium, Köln 2002,

POLIAKOV, LEON: Geschichte des Antisemitismus, Bd. VIII: Am Vorabend des Holocaust, Frankfurt/M. 1988

RAEFF, MARC: A cultural history of the russian Emigration 1919-1939, N.Y.-Oxford 1990

RAMMELMEYER, ALFRED: Russische Literatur in Deutschland. In: Deutsche Philologie im Auf-riss, Bd. III/1, Berlin 1962

RAUCH, GEORG VON: Studien über das Verhältnis Russlands zu Europa, Darmstadt 1964

REDEN DES KAISERS. Ansprachen, Predigten und Trinksprüche Wilhelms II. Herausgegeben von Ernst Johann, München 1966

- RETZLAW, KARL: Spartacus. Aufstieg und Niedergang. Erinnerungen eines Parteiarbeiters, Frankfurt/M. 1971
- REUTH, RALF GEORG: Goebbels. Eine Biographie, München 1990
- , --- (Hrsg.): Joseph Goebbels. Tagebücher 1924-1945 in fünf Bänden. Bd.1: Einführung 1924-1929, S. 3-45, München-Zürich o.J.
- RIEDEL, MANFRED: Zukunft in der Vergangenheit? Über Ursprung und Sinn von Blochs Geschichtsdialektik. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, H. 12, 1992, S. 1373-1390
- ROHKRÄMER, THOMAS: August 1914 – Kriegsmentalität und ihre Voraussetzungen. In: W. Michalka (Hrsg.) Der Erste Weltkrieg, München 1994, S. 759-777
- , --- : Die Verzauberung der Schlange. Krieg, Technik und Zivilisationskritik beim frühen Ernst Jünger. In: W. Michalka (Hrsg.) Der Erste Weltkrieg, München 1994, S. 849-874
- ROHRWASSER, MICHAEL: Der Stalinismus und die Renegaten. Die Literatur der Exkommunisten, Stuttgart und Weimar 1991
- ROLLIN, HENRI: L'apocalypse de notre temps. Les dessous de la propagande allemande d'après des documents inédits, Paris 1939 (Paris 1991)
- ROSE, TANIA: Aspects of Political Censorship 1914-1918, Hull 1995
- ROSENFELD, GÜNTHER: Sowjet-Russland und Deutschland 1917-1922, Berlin (Ost) 1960
- , --- : Sowjetunion und Deutschland 1922-1933, Berlin (Ost) 1983
- ROST, GOTTFRIED (Hrsg.): Die Oktoberrevolution im Spiegel deutschsprachiger Belletristik, Deutsche Bücherei, Leipzig 1967
- SCHARLAU, WINFRIED B. / ZEMAN, ZBYNEK A.: Freibeuter der Revolution. Parvus-Helphand - Eine politische Biographie, Köln 1964
- SCHIEDER, THEODOR: Die Entstehungsgeschichte des Rapallo Vertrages. In: Historische Zeitschrift 204 (1967), H. S. 545-609
- SCHIVELBUSCH, WOLFGANG: Die Kultur der Niederlage. Der amerikanische Süden 1865 – Frankreich 1871 – Deutschland 1918, Berlin 2001
- SCHLESINGER, MORITZ: Erinnerungen eines Außenseiters im diplomatischen Dienst. Aus dem Nachlass hrsg. und eingeleitet von H. Schneider, Köln 1977
- SCHLÖGEL, KARL: Jenseits des Großen Oktober. Das Laboratorium der Moderne: Petersburg 1909-1921, Berlin 1988
- , --- (Hrsg.): Das große Exil. Die russische Emigration und ihre Zentren 1917 bis 1941, München 1994
- , --- (Hrsg.): Russische Emigration in Deutschland 1918 bis 1941. Leben im europäischen Bürgerkrieg, Berlin 1995
- , --- : Berlin Ostbahnhof Europas. Russen und Deutsche in ihrem Jahrhundert, Berlin 1998

- SCHMUHL, HANS-WALTER: Rassenhygiene in Deutschland – Eugenik in der Sowjetunion: Ein Vergleich. In: Dietrich Beyrau (Hrsg.), *Im Dschungel der Macht*, Göttingen 2000, S. 360-377
- SCHÖLER, ULI: "Despotischer Sozialismus" oder "Staatssklaverei"? Die theoretische Verarbeitung der sowjetrussischen Entwicklung in der Sozialdemokratie Deutschlands und Österreichs (1917 bis 1929), Münster 1990
- SCHUBERT, GÜNTHER: Anfänge nationalsozialistischer Außenpolitik, Köln 1963
- SCHÜDDEKOPF, OTTO-ERNST: Linke Leute von rechts. Die nationalrevolutionären Minderheiten und der Kommunismus in der Weimarer Republik, Stuttgart 1960 (Gekürzte Tb.-Ausgabe unter dem Titel: Nationalbolschewismus in Deutschland 1918-1933, Frankfurt/M. u.a. 1972)
- , --- : Karl Radek in Berlin. Ein Kapitel deutsch-russischer Beziehungen im Jahre 1919. In: *Archiv für Sozialgeschichte* 2 (1962), S. 87-166
- , --- : Deutschland zwischen Ost und West. Karl Moor und die deutsch-russischen Beziehungen in der ersten Hälfte des Jahres 1919. In: *Archiv für Sozialgeschichte* 3 (1963), S. 223-263
- SCHULIN, ERNST: Die Urkatastrophe des zwanzigsten Jahrhunderts. In: W. Michalka (Hrsg.): *Der Erste Weltkrieg*, München 1994, S. 3-27
- SCHULZ-DOUÏNÉ, HEIKE: Das deutsch-russische Verhältnis im Spiegel der Hamburger Presse 1917-1923, Köln 1978
- SCHÜTZ, EBERHARD: Kritik der literarischen Reportage. Reportagen und Reiseberichte aus der Weimarer Republik über die USA und die Sowjetunion, München 1977
- SCHWARZ, CHRISTA: Die Rolle der sowjetischen Belletristik im deutschen Verlagsschaffen 1917-1933 (Diss.), Berlin (DDR) 1966
- SCHWIERSKOTT, HANS-JOACHIM: Arthur Moeller van den Bruck und der revolutionäre Nationalismus in der Weimarer Republik, Göttingen 1962
- SEECKT, HANS VON. Aus seinem Leben 1918-1936. Unter Verwendung des schriftlichen Nachlasses von Friedrich von Rabenau, Leipzig 1940
- SERVICE, ROBERT: Lenin. Eine Biographie, München 2000,
- SILBERNER, EDMUND: Kommunisten zur Judenfrage. Zur Geschichte von Theorie und Praxis des Kommunismus, Opladen 1983
- SLUTSCH. SERGEJ: Deutschland und die UdSSR 1918-1939. Motive und Folgen außenpolitischer Entscheidungen. In: Hans-Adolf Jacobsen u.a. (Hrsg.): *Deutsch-russische Zeitenwende. Krieg und Frieden 1941-1995*, Baden-Baden 1995, S. 28-90
- SOLOMON, GEORGI: Lenin i ego sem'ja (Ul'janovy). Im Anhang der russ. Neuausgabe von: Ders., *Sredi krasnych vozdej*, Moskau 1995, S. 432-496
- SOLSCHENIZYN, ALEXANDER: Lenin in Zürich. Die entscheidenden Jahre zur Vorbereitung der Oktoberrevolution, Bern 1977 (Tb.-Ausgabe Reinbek 1980)
- SOUTOU, GEORGES-HENRI: Die Kriegsziele des Deutschen Reiches, Frankreichs, Großbritanniens und der Vereinigten Staaten während des Ersten Weltkrieges: ein Vergleich. In: W. Michalka (Hrsg.) *Der Erste Weltkrieg*, München 1994, S. 28-53

- STAMMLER, HEINRICH: Wandlungen des deutschen Bildes vom russischen Menschen. In: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas 5 (1957), S. 271-305
- STEPHAN, CORA: Das Handwerk des Krieges, Reinbek 1998
- STERN, FRITZ: The Politics of cultural despair, Berkeley 1961 (Dt. Ausgabe u.d.T.: Kulturpessimismus als politische Gefahr. Eine Analyse nationaler Ideologie in Deutschland, Bern-Stuttgart 1963.) Hier zitiert nach der Taschenbuch-Ausgabe München 1986
- STÖKL, GÜNTHER: Osteuropa und die Deutschen. Geschichte und Gegenwart einer spannungsreichen Nachbarschaft, Oldenburg und Hamburg 1967
- STRANDMANN, HARMUT POGGE VON: Großindustrie und Rapallo-Politik. Deutsch-sowjetische Wirtschaftsbeziehungen in der Weimarer Republik. In: Historische Zeitschrift 222 (1976), S. 265-341
- STRAZHAS, ABBA: Deutsche Ostpolitik im Ersten Weltkrieg. Der Fall Ober Ost 1915-1917, Wiesbaden 1993
- STUTZ: Die politische Entwicklung Eduard Stadtlers von 1918 bis 1933. Ein Beitrag zur Geschichte des Rechtsextremismus in der Weimarer Republik, (Diss.) Jena 1985
- TAINA OKTRJABRSKOGO PEREVOROTA. Lenin i nemecko-bol'shevistki zagavor, Sankt Peterburg 2001
- THOSS, BRUNO: Der Erste Weltkrieg als Ereignis und Erlebnis. Paradigmenwechsel in der westdeutschen Weltkriegsforschung seit der Fischer-Kontroverse. In: W. Michalka (Hrsg.) Der Erste Weltkrieg, München 1994, S. 1012-1043
- TORMIN, WALTER: Die deutschen Parteien und die Bolschewiki im Weltkrieg. In: Helmut Neubauer, Deutschland und die russische Revolution, S. 54-68, Stuttgart u.a. 1968
- TROTNOW, HELMUT: Karl Liebknecht – Eine politische Biographie, Köln 1980
- TSCHIZEWSKIJ , DMITRIJ / GROH, DIETER (Hrsg.): Europa und Russland. Texte zum Problem des westeuropäischen und russischen Selbstverständnisses, Darmstadt 1959
- UHLIG, CHRISTIANE: Utopie oder Alptraum? Schweizer Reiseberichte über die Sowjetunion 1917-1941, Zürich 1992
- ULLMANN, RICHARD H.: Intervention and the War. Anglo-Soviet Relations 1917-1921, Princeton 196
- ULLRICH, VOLKER: Kriegsalltag. Zur inneren Revolutionierung der wilhelminischen Gesellschaft. In: W. Michalka (Hrsg.) Der Erste Weltkrieg, München 1994, S. 603-621
- UNGER, HARTMUT: Zwischen Ideologie und Improvisation. Moritz Schlesinger und die Russlandpolitik der SPD 1918-1922 (Diss.), Frankfurt/M. 1996
- VATLIN, ALEXANDER: Die Komintern 1919-1929. Historische Studien, Mainz 1993
- DERS.: „Die Krise unserer Partei bedroht die Weltrevolution“. Karl Radek zwischen sowjetischem Politbüro und deutscher Revolution. In: Forum für osteuropäische Ideen- und Zeitgeschichte, Heft 2, 1997

VOGEL, BARBARA: Die deutsche Regierung und die russische Revolution von 1905. In: Deutschland in der Weltpolitik des 19. und 20. Jahrhunderts. Hrsg. von Immanuel Geiss u. Bernd Jürgen Wendt, Düsseldorf 1973, S. 222-237

VOIGT, GERD: Otto Hoetzsch 1876-1946. Wissenschaft und Politik im Leben eines deutschen Historikers, Berlin 1978

VOIGT, GERD: Russland in der deutschen Geschichtsschreibung 1843-1945, (= Quellen und Studien zur Geschichte Osteuropas, Bd. 30), Berlin 1994

VOLKMANN, HANS-ERICH (Hrsg.): Das Russlandbild im Dritten Reich, Köln u.a. 1994

VOLKMANN, HANS-ERICH: Die russische Emigration in Deutschland 1919-1929, Würzburg 1966

WAGNER, GERHARD: Deutschland und der polnisch-sowjetische Krieg 1920, Wiesbaden 1979

WEBER, HERMANN: Die Wandlung des deutschen Kommunismus. Die Stalinisierung der KPD in der Weimarer Republik, 2 Bde., Frankfurt/M. 1969

WEGNER-KORFES, SIGRID: Otto von Bismarck und Russland. Des Reichskanzlers Russlandpolitik und sein realpolitisches Erbe in der Interpretation bürgerlicher Politiker (1918-1945), Berlin 1990

WEHNER, MARKUS / VATLIN, ALEXANDER: „Genosse Thomas“ und die Geheimtätigkeit der Komintern in Deutschland 1919-1925. In: IWK, H. 1, 1993, S. 1-19

WEHNER, MARKUS: Karl Radek (1895-1939). Bibliographische Notizen. In: IWK H. 3, 1992, S. 395-406

WEHNER, WEHNER: Kaderkarrieren der Weltrevolution. Die deutsch-russische Geschichte der Brüder Rakow. In: IWK, H. 1, 1994, S. 29-67

WEISSBECKER, MANFRED: „Wenn Deutsche hier wohnten ...“ Beharrung und Veränderung im Russlandbild Hitlers und der NSDAP. In: Hans-Erich Volkmann (Hrsg.), Das Russlandbild im Dritten Reich, Köln 1994, S. 9-54

WERTH, NICOLAS: Ein Staat gegen sein Volk. Gewalt, Unterdrückung und Terror in der Sowjetunion. In: Das Schwarzbuch des Kommunismus. Unterdrückung, Verbrechen und Terror, München-Zürich 1998

WETTE, WOLFRAM: Das Russlandbild der NS-Propaganda. Ein Problemaufriss. In: H.E. Volkmann (Hrsg.), Russlandbild im Dritten Reich, S. 55-78

WILHELMUS, WILHELMUS: Deutsche Presseorgane 1917/18 über die Oktoberrevolution. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung (BzG), H. 2, 1989, S. 206-212

WILLIAMS, R.C.: Culture in Exile. Russian Emigrés in Germany 1871-1941, Ithaca 1972

WIPPERMANN, WOLFGANG: Der "Deutsche Drang nach Osten". Ideologie und Wirklichkeit eines politischen Schlagwortes, Darmstadt 1981

WIRSCHING, ANDRES: Vom Weltkrieg zum Bürgerkrieg? Politischer Extremismus in Deutschland und Frankreich 1918-1933/39. Berlin und Paris im Vergleich, München 1999

WOLFE, BERTRAM D.: Lenin, Trotzki, Stalin. Drei, die eine Revolution machten. Eine biographische Geschichte, Frankfurt/M. 1965

WOLKOGONOW, DIMITRI: Lenin - Utopie und Terror, Düsseldorf u.a. 1996

ZARUSKY, JÜRGEN: Die deutschen Sozialdemokraten und das sowjetische Modell. Ideologische Auseinandersetzung und außenpolitische Konzeptionen 1917-1933, München 1992

ZECHLIN, EGMONT: Die deutsche Politik und die Juden im Ersten Weltkrieg, Göttingen 1969

ZEIDLER, MANFRED: Reichswehr und Rote Armee 1920-1933. Wege und Stationen einer ungewöhnlichen Zusammenarbeit, München 1993

ZERNACK, KLAUS: Osteuropa. Eine Einführung in seine Geschichte, München 1977

ZITELMANN, RAINER: Hitler. Selbstverständnis eines Revolutionärs, Stuttgart 1991

---